Ph. U. 469 i
(6

<36606498340012

<36606498340012

Bayer. Staatsbibliothek

Ph. u. 469 ^ 16

Die Principien

der

Sociologie

von

Herbert Spencer.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Nach der dritten vermehrten und verbesserten englischen Auflage übersetzt

von

Dr. **B. Vetter,**
a. o. Prof. am K. Polytechnikum in Dresden.

I. Band.

STUTTGART.
E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch).
1877.

G

409 D

In der **E. Schweizerbart'schen Verlagshandlung (E. Koch)** in **Stuttgart** ist erschienen:

Entwicklung und Glückseligkeit.

Ethische Essays

von

B. Carneri.

Preis Mark 8. —

Freud und Leid

des Menschengeschlechts.

Eine social-psychologische Untersuchung der ethischen Grundprobleme

von

Dr. **G. H. Schneider.**

Preis Mk. 8. —

Preis-Herabsetzung.

KOSMOS

Zeitschrift für die gesamte Entwickelungslehre

Bd. I—XIX **complet** statt M. 234. — zu . . . . **M. 115. —**
Bd. I, II, 2. Hälfte, III—XIX zu . . . . . **M. 90. —**
Einzelne Bände zur Hälfte des Ladenpreises (pro Band statt M. 12. —
M. 6. —). Einbanddecke à M. 1. — pro Band.

E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung
(E. Koch).

System

der

synthetischen Philosophie

von

Herbert Spencer.

VI. Band.

Die Principien der Sociologie. I. Bd.

STUTTGART.
E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch).
1877.

Die Principien

der

Sociologie

von

Herbert Spencer.

BIBLIOTHEK L'ANTHROPOLOGIE PARIS

Autorisirte deutsche Ausgabe

von

B. Vetter, Dr phil.

I. Band.

STUTTGART.
E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch).
1877.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg (Carl Grüninger) in Stuttgart.

Vorwort zum I. Band.

Der Name „Sociologie“ für die Gesellschaftswissenschaft ist von Herrn Comte eingeführt worden. Ich habe denselben beibehalten, theils weil er sich bereits eingebürgert hatte, theils weil kein anderer hinlänglich umfassender Name zu finden war. Obschon ich wiederholt deswegen getadelt worden bin, indem man das Wort als einen „Barbarismus“ verurtheilte, so bereue ich doch nicht, dies gethan zu haben. Wollte man, wie Einige vorschlugen, das Wort „Politik“ verwenden, das nicht nur von zu enger Bedeutung ist, sondern auch durch seine Nebenbezeichnungen irre leiten kann, so würde man damit ohne Noth Verwirrung stiften, blos um einen Mangel zu vermeiden, der von keiner praktischen Bedeutung ist. Unsere Sprache ist bereits so verschiedenartig, dass sich beinah ein jeder Satz aus Wörtern zusammensetzt, die von zwei oder drei Sprachen abstammen, und sie zählt schon sehr viele Worte, die auf unregelmässige Weise aus ungleichartigen Wurzeln gebildet sind. Angesichts dessen nehme ich ohne grosses Widerstreben ein ferneres Wort dieser Art auf, indem ich glaube, dass die Brauchbarkeit und Bedeutsamkeit unserer Symbole von grösserer Wichtigkeit ist als die Legitimität ihrer Ableitung.

Wahrscheinlich werden Viele ein gewisses Erstaunen darüber äussern, dass sich in diesem Werke, welches so zahlreiche Citate aus verschiedenen Autoren enthält, keine genauen Nachweise am Fusse der Seiten finden. Hierüber bin ich einige Worte der Aufklärung schuldig. Wenn man auf Anmerkungen am Fuss der Seite hingewiesen wird, so ist damit der Faden der Darstellung vollständig unterbrochen, und selbst wenn sie ohne Hinweis dastehen, so wird doch die Aufmerksamkeit schon durch das Bewusstsein gestört, dass sie überhaupt da sind und nachgelesen werden sollen. Daraus entspringt ein Verlust an Wirkung und an Zeit. Da ich

als Material für die in diesem Werke dargelegten Schlüsse jene zusammengestellten und systematisch geordneten Thatsachen zu verwenden beabsichtigte, welche die „Descriptive Sociology“ bilden, so erschien es mir unnöthig, die Seiten des Textes in diesem Bande mit solchen die Aufmerksamkeit ablenkenden Anmerkungen zu belasten, da ja in dem erstgenannten Werke die Anordnung der Thatsachen so getroffen ist, dass der Name des Autors und die betreffende Race stets genannt sind, das Citat also und mit ihm seine Quelle in jedem Falle leicht gefunden werden kann. Ich entschloss mich daher, solche Anmerkungen hier wegzulassen. Insofern es sich nun blos um Zeugnisse handelt, welche von uncivilisirten Racen gewonnen sind (und diese bilden den weitaus grössern Theil der überhaupt in diesem Bande enthaltenen Zeugnisse), steht beinah für alle Fälle dieses Mittel der Bestätigung zu Gebote. Es stellte sich jedoch heraus, dass viele Thatsachen auch aus andern Quellen zusammengesucht und dem Texte einverleibt werden mussten, und da ich nicht das einmal eingeschlagene System zu verändern wünschte, liess ich diese in nicht nachweisbarem Zustande stehen. Ich anerkenne diesen Mangel und hoffe ihn später wieder gut zu machen. In den folgenden Bänden beabsichtige ich eine Methode des Nachweises anzuwenden, welche dem Leser die Möglichkeit geben wird, die citirten Autoritäten selbst nachzusehen, ohne dass seine Aufmerksamkeit mit Gewalt darauf hingelenkt wird.

Die einzelnen Lieferungen, aus denen dieser Band besteht, wurden den Subscribenten in der nachstehenden Zeitfolge zugestellt: — Nr. 35 (S. 3—90) im Juni 1874; Nr. 36 (S. 91—180) im November 1874; Nr. 37 (S. 181—270) im Februar 1875; Nr. 38 (S. 271—364) im Mai 1875; Nr. 39 (S. 364—456) im September 1875, und Nr. 40 (S. 475—528), nebst Anhang A und B, im December 1875.

Mit der (zuletzt, im Dec. 1876 publicirten) Nr. 43 schliesst die lieferungsweise Ausgabe des Systems der Synthetischen Philosophie für Subscribenten ab: die noch ausstehenden Bände sollen in Zukunft gleich als solche herausgegeben werden. Der nächste Band wird, wie ich hoffe, vor Schluss des Jahres 1879 beendet sein.

London, im December 1876.

Inhalt.

I. Theil. Die Thatsachen der Sociologie.

		Seite
I. Cap.	Über-organische Entwickelung	3
II. Cap.	Die Factoren der socialen Erscheinungen	10
III. Cap.	Ursprüngliche äussere Factoren	19
IV. Cap.	Ursprüngliche innere Factoren	46
V. Cap.	Der primitive Mensch, — physisch	50
VI. Cap.	Der primitive Mensch, — emotionell	67
VII. Cap.	Der primitive Mensch, — intellectuell	94
VIII. Cap.	Primitive Ideen	117
IX. Cap.	Die Ideen vom Belebten und vom Leblosen	154
X. Cap.	Die Ideen von Schlaf und Traum	165
XI. Cap.	Die Ideen von Ohnmacht, Apoplexie, Katalepsie, Ekstase und andern Formen der Bewusstlosigkeit	178
XII. Cap.	Die Ideen von Tod und Auferstehung	188
XIII. Cap.	Die Ideen von Seelen, Geistern, Gespenstern, Dämonen u. s. w.	201
XIV. Cap.	Die Ideen von einem andern Leben	224
XV. Cap.	Die Vorstellungen von einer andern Welt	243
XVI. Cap.	Die Ideen von übernatürlichen Agentien	263
XVII. Cap.	Übernatürliche Agentien als die Ursachen von Epilepsie und krankhaften Bewegungen, von Delirium und Wahnsinn, von Krankheit und Tod	272
XVIII. Cap.	Inspiration, Wahrsagen, Beschwörung und Zauberei	285
XIX. Cap.	Geheiligte Plätze, Tempel und Altäre; Opfer, Fasten und Sühne; Lobpreisung, Gebet u. s. w.	306
XX. Cap.	Ahnen-Vérehrung im Allgemeinen	344
XXI. Cap.	Bilderanbetung und Fetisch-Verehrung	369
XXII. Cap.	Thier-Verehrung	396

Seite

XXIII. Cap. Pflanzen-Verehrung 427
XXIV. Cap. Natur-Verehrung 443
XXV. Cap. Gottheiten 473
XXVI. Cap. Die primitive Theorie von den Dingen 504
XXVII. Cap. Der Umfang der Sociologie 519

Anhang A 529
Anhang B 558

Erster Theil.

Die Thatsachen der Sociologie.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I. Capitel.

Überorganische Entwickelung.

§. 1.

Wir kommen nun zu der dritten der drei wesentlich verschiedenen Arten der Entwickelung. Die erste Art, die unorganische Entwickelung, würde, wenn sie bearbeitet worden wäre, zwei Bände umfasst haben, von denen der eine die Astrogenie und der andere die Geogenie zu behandeln gehabt hätte; wir haben dieselbe aber übergangen, weil es nicht angemessen erschien, die wichtigeren Anwendungen unserer Lehre weiter hinauszuschieben, um zuerst jene weniger wichtigen Anwendungen auszuarbeiten, welche denselben streng genommen vorausgehen sollten. Die vier Bände, welche auf die „Grundlagen der Philosophie“ folgten, bezogen sich auf die organische Entwickelung: zwei derselben behandelten jene physikalischen Erscheinungen, welche die lebenden Aggregate aller Classen des Thier- und Pflanzenreiches darbieten, während die anderen beiden Bände jene specielleren Erscheinungen in Betracht zogen, die man als psychische unterscheidet und die nur die höchst entwickelten Aggregate zeigen. Wir müssen also nun zu der noch übrigen Abtheilung, zur überorganischen Entwickelung übergehen.

Obschon dies Wort an sich ziemlich bezeichnend ist und obschon ich dasselbe im §. 111 der „Grundlagen der Philosophie“, wo ich es zuerst anwendete, mit einer Erläuterung versah, so wird es doch am Platze sein, hier die Bedeutung desselben ausführlich darzulegen.

§. 2.

So lange wir uns mit den Thatsachen beschäftigen, welche ein individueller Organismus während seines Wachsthums, seiner Reife

und seines Zerfalls darbietet, studiren wir organische Entwickelung. Ziehen wir ferner die Wirkungen und Rückwirkungen in Betracht, welche zwischen diesem Organismus und den Organismen anderer Arten stattfinden, mit denen er während seines Lebens in Beziehung kommt, — was ebenfalls nothwendig in den Kreis unserer Untersuchungen fällt, — so haben wir immer noch nicht die Grenzen der organischen Entwickelung überschritten. Auch dann brauchen wir noch nicht über diese Grenzen hinauszugehen, wenn wir uns den Gruppen von Thatsachen zuwenden, welche sich bei der Aufziehung der Nachkommenschaft häufig beobachten lassen, obschon wir hier in der älterlichen Mitthätigkeit bereits den Keim einer neuen Ordnung von Erscheinungen vor uns haben. Wenn wir aber auch anerkennen, dass die vereinte Thätigkeit der Ältern bei der Pflege ihrer Jungen gleichsam die Vorstufe zu Processen einer neuen Classe bildet, welche über die einfach-organischen hinausgehen, und wenn wir auch anerkennen, dass manche Producte dieser vereinten Thätigkeit, wie z. B. die Nester, als Vorbilder von Producten der überorganischen Classe angesehen werden müssen, so dürfen wir doch angemessener Weise den Anfang der überorganischen Entwickelung erst da setzen, wo etwas Höheres entsteht als blos die combinirten Anstrengungen der Erzeuger. Natürlich giebt es auch hier keine absolute Grenze. Wenn überhaupt Entwickelung stattfand, so muss die Form derselben, welche wir hier als überorganische unterscheiden, durch kaum wahrnehmbare Übergangsstufen aus der organischen Entwickelung hervor entstanden sein. Allein aus praktischen Gründen wollen wir dieselbe so abgrenzen, dass sie alle jene Processe und Producte umfasst, welche die coordinirten Thätigkeiten zahlreicher Individuen zur Voraussetzung haben, — coordinirte Thätigkeiten, welche zugleich Resultate hervorbringen, die an Umfang und Complicirtheit alle durch individuelle Thätigkeiten erreichbaren Resultate weit übertreffen.

Solcher überorganischer Erscheinungen giebt es nun mancherlei verschiedene Gruppen, von denen einzelne von geringerer Bedeutung hier durch Beispiele kurz beleuchtet werden mögen.

§. 3.

Die bekanntesten und in gewissen Hinsichten lehrreichsten Beispiele dieser Art finden wir bei den gesellschaftlich lebenden Insecten. Die von denselben durchgeführten Processe zeigen uns ein

Zusammenwirken, welches in einigen Fällen sich bis zu einer beträchtlichen Arbeitstheilung erhebt, ebenso auch Producte von einer Grösse und Complicirtheit, die viel weiter geht, als dies ohne vereinigte Thätigkeit möglich wäre.

Es ist kaum nöthig, diese Wahrheiten im Einzelnen vorzuführen, wie sie bei Bienen und Wespen beobachtet werden können. Jedermann weiss, dass dieselben Gemeinschaften bilden (wenn auch, wie wir sogleich sehen werden, nur in beschränktem Sinne) — Gemeinschaften von der Art, dass die Einheiten und das von ihnen gebildete Aggregat in sehr bestimmten Relationen zu einander stehen. Zwischen der individuellen Organisation der Stockbiene und der Organisation des Stockes als eines geordneten Aggregates von Individuen mit einer regelmässig gebauten Wohnung besteht ein ganz inniger Zusammenhang. Ebenso wie sich der Keim einer Wespe zu einem ausgewachsenen Individuum entwickelt, so entwickelt sich die ausgewachsene Wespenkönigin, der Keim einer ganzen Wespengesellschaft, zu einer Menge von Individuen mit bestimmt angepasster Ordnung und Thätigkeit. Oder was dasselbe besagt: das Wachsthum und die Ausbildung dieser socialen Aggregate sind in hohem Grade analog dem Wachsthum und der Ausbildung der individuellen Aggregate. Sind auch die Structureigenthümlichkeiten und die Functionen, welche man bei einer solchen Gemeinschaft beobachtet, viel weniger specifischer Natur als diejenigen eines Individuums, so sind sie immerhin in beträchtlichem Maasse specifisch. Als fernerer Beweis dafür, dass eine Entwickelung von dieser Stufe in gleicher Weise entstanden ist wie die einfacheren Entwickelungsstufen, liesse sich noch anführen, dass bei den Bienen sowohl wie bei den Wespen verschiedene Gattungen einen sehr verschiedenen Grad derselben zeigen. Von den Arten mit solitärer Lebensweise können wir zu anderen Arten übergehen, welche in geringem Grade, und von diesen zu wieder anderen, die in sehr hohem Grade gesellschaftlich sind.

Bei einigen Ameisenarten ist der Process der überorganischen Entwickelung noch viel weiter gegangen; — bei einigen Arten, sage ich, denn auch hier finden wir, dass die verschiedenen Species sehr ungleiche Stufen erreicht haben: die von ihnen gebildeten Gesellschaften variiren in Grösse und Complicirtheit ganz ausserordentlich. Bei den am weitesten vorgeschrittenen ist die Arbeitstheilung so weit geführt, dass sich verschiedene Classen von In-

dividuen in ihrem inneren Bau den verschiedenen Functionen angepasst haben. Manchmal, wie z. B. bei den weissen Ameisen oder Termiten (welche jedoch einer anderen Ordnung der Insecten angehören), finden wir neben den Männchen und Weibchen noch Krieger und Arbeiter, und vor Kurzem wurde festgestellt, dass in einigen Fällen sogar zwei Formen von Männchen und Weibchen, geflügelte und ungeflügelte, vorkommen, so dass im Ganzen sechs verschiedene Formen bestehen. Ja bei den Sauba-Ameisen finden sich neben den zwei geschlechtlich ausgebildeten Formen noch drei Varietäten von geschlechtlich unausgebildeten Formen: eine Classe von Hausarbeitern und zwei Classen von im Freien thätigen Arbeitern. Und abgesehen von der Theilung der Arbeit zwischen den in solcher Weise verschiedenartig gebauten Individuen der Gemeinschaft beobachten wir in einigen Fällen noch eine fernere Arbeitstheilung, welche dadurch ermöglicht wird, dass andere Ameisen als Sclaven gehalten werden. Man hat auch beobachtet, dass häufig andere Insecten von ihnen gepflegt werden, manchmal um ihrer Aussonderungen willen, oft auch aus unbekannten Ursachen, so dass, wie Sir JOHN LUBBOCK hervorhebt, einige Ameisen mehr Hausthiere halten als der Mensch. Dem ist noch beizufügen, dass die Glieder solcher Gemeinschaften ein förmliches Signalsystem haben, was wohl einer rohen Sprache gleichkommen mag, und dass sie kunstvolle Arbeiten im Graben von Gängen, in der Herstellung von Strassen und Gebäuden u. s. w. liefern, — in einer Bauart, deren regelrechten Styl wir aus der Darstellung von TUCKEY kennen gelernt haben, welcher in Congo „ein vollkommenes Banza (Dorf) „von Ameisenhügeln fand, die viel regelmässiger angelegt waren „als die Banzas der Eingeborenen“; oder aus der Darstellung von SCHWEINFURTH, welcher sagt, es bedürfte ganzer Bände, um die Magazine, Kammern, Passagen, Brücken u. s. w. zu beschreiben, die von einem Termitenwall umschlossen werden.

Allein wie schon oben angedeutet wurde, obgleich die gesellschaftlich lebenden Insecten eine Art von Entwickelung zeigen, die viel höher steht als die einfach-organische; — obgleich die von ihnen gebildeten Aggregate in mancherlei Hinsicht lebhaft an sociale Aggregate erinnern, so sind es doch keine wirklich socialen Aggregate. Die ihnen eigenthümliche Entwickelung hält, was die wesentlichsten Punkte betrifft, die Mitte zwischen der organischen und der überorganischen, wie diese letztere hier aufgefasst werden soll.

Denn jede dieser Gesellschaften ist in Wirklichkeit doch nur eine grosse Familie. Sie bildet nicht eine Vereinigung gleicher Individuen, die in ihrer Verwandtschaft thatsächlich von einander unabhängig und in ihren Fähigkeiten einander annähernd gleich sind, sondern sie bildet eine Vereinigung der gesammten Nachkommenschaft einer Mutter, welche in den meisten Fällen nur eine einzige, in anderen Fällen mehrere Generationen hindurch fortdauert, und aus dieser Gemeinsamkeit der Abstammung entspringt die Möglichkeit der Existenz bestimmter Classen von verschiedenartigem Bau und entsprechend verschiedenartigen Functionen. Die Specialisirung der Functionen, welche in einer dieser grossen und complicirten Insectenfamilien zur Ausbildung gelangt, ist viel weniger mit der Art von Specialisirung der Functionen verwandt, welche eine menschliche Gesellschaft darbietet, als mit der anderen, wie sie gewöhnlich zwischen beiden Geschlechtern stattfindet. Denn an Stelle zweier Arten von Individuen, die von denselben Ältern abstammen, haben wir hier mehrere Arten von Individuen, die von denselben Ältern abstammen, und an Stelle des einfachen Zusammenwirkens zweier differencirter Individuen bei der Aufziehung der Nachkommenschaft haben wir hier eine verwickelte Thätigkeit mehrerer differencirter Classen von Individuen zur Erreichung desselben Zweckes.

§. 4.

Die einzigen wahren rudimentären Formen von überorganischer Entwickelung sind diejenigen, welche man bei einigen höheren Typen der Wirbelthiere findet.

Manche Vögel bilden Gemeinschaften, bei denen sich nicht blos einfache Vergesellschaftung, sondern selbst ein geringer Grad von Unterordnung beobachten lässt. Die Saatkrähen sind das bekannteste Beispiel dieser Art. Bei ihnen finden wir bereits eine gewisse Integration, soweit dieselbe durch das von Generation zu Generation sich vererbende Zusammenhalten derselben Familien und durch die Ausschliessung fremder Vögel möglich wird. Wir erkennen eine rohe Form von Oberherrschaft, eine Anerkennung des Eigenthumsrechtes, eine Bestrafung der Übelthäter und gelegentlich sogar Ausstossung derselben. Ein geringer Grad von Specialisirung zeigt sich in der Aufstellung von Schildwachen, während die übrige Herde Futter sucht. Und gewöhnlich beobachtet man auch eine

geordnete Thätigkeit der ganzen Gemeinschaft in Hinsicht auf die Zeiten des Kommens und Gehens. Offenbar ist also hier bereits eine Stufe des Zusammenwirkens erreicht, die sich wohl mit derjenigen vergleichen lässt, welche wir bei jenen kleinen Vereinigungen der niedrigsten menschlichen Wesen finden, bei denen es noch keine geordnete Regierung giebt.

Die herdenweise lebenden Säugethiere sind kaum durch ein festeres Band als durch das der einfachen Gesellung verbunden. Doch erkennen wir in dem ziemlich überall hervortretenden Streben des stärksten Männchens der Herde nach der Oberleitung bereits eine schwache Spur von organisirter Herrschaft. Auch das Zusammenwirken zu Zwecken des Angriffes zeigt sich in gewissem Grade bei Thieren, welche in Rudeln jagen, und zu Zwecken der Vertheidigung bei solchen, die gejagt werden. So sollen, wie Ross berichtet, die Bullen der nordamericanischen Büffel zur Wurfzeit der Kühe sich vereinigen, um dieselben gegen Wölfe, Bären oder andere Feinde zu schützen. Bei einzelnen herdenweis lebenden Säugethieren jedoch, namentlich bei den Bibern, hat das gesellschaftliche Zusammenwirken eine beträchtlich hohe Ausbildung erreicht und ihre vereinte Thätigkeit liefert sehr bemerkenswerthe Producte in Gestalt ihrer Wohnungen. Endlich finden wir bei mehreren Gattungen der Primates herdenweises Zusammenleben verbunden mit einer gewissen Subordination, mit Vereinigung der Kräfte, ja mit Andeutung von socialen Gefühlen. Man beobachtet bei ihnen Gehorsam gegen die Anführer, Gemeinsamkeit der Arbeit; sie haben Schildwachen und Signale, sie haben einen gewissen Begriff von Eigenthum, sie gewähren sich gegenseitige Hülfe, sie adoptiren die Waisen und ihre Sorglichkeit geht so weit, dass die ganze Gesellschaft sich lebhaft um die in Gefahr gerathenen Mitglieder bemüht.

§. 5.

Diese Reihen von Thatsachen, welche Jeder, der die nöthigen Fachkenntnisse besitzt, mit Leichtigkeit um ein Bedeutendes vermehren könnte, habe ich hier aus verschiedenen Gründen angeführt und mit thatsächlichen Angaben belegt. Einestheils schien es mir nöthig, darauf hinzuweisen, dass aus der organischen Entwickelung hervor und über dieselbe hinaus eine fernere und höhere Stufe der Entwickelung in mancherlei Richtungen sich zu erheben strebt.

Anderntheils war es meine Absicht, die Vorstellung fest zu begründen, dass diese überorganische Entwickelung nicht nur in einer, sondern in vielen Formen auftritt, die jeweils durch den verschiedenartigen Charakter der Organismenspecies bedingt werden, bei welchen dieselben zum Vorschein kommen. Und überdies wurden die Thatsachen mit der Nebenabsicht beigezogen, dass sie klar machen sollten, wie die überorganische Entwickelung der höchsten Ordnung sich aus einem Zustand hervorgebildet hat, welcher der in der Thierwelt im Allgemeinen erreichten Stufe entsprach.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen können wir uns von nun an auf jene Form der überorganischen Entwickelung beschränken, welche alle anderen an Umfang, Verwickeltheit und Bedeutung so weit überragt, dass dieselben verhältnissmässig unwichtig erscheinen, fast zu unwichtig, als dass sie neben jener noch erwähnt werden dürfen. Ich meine natürlich die Form derselben, welche im Wachsthum, im inneren Bau, in den Functionen und Producten der menschlichen Gesellschaften zur Anschauung kommt. Die bei diesen hervortretenden und unter dem allgemeinen Titel „Sociologie“ zusammengefassten Erscheinungen sind es, zu denen wir jetzt übergehen wollen.

II. Capitel.

Die Factoren der socialen Erscheinungen.

§. 6.

Das Verhalten eines einzelnen unbelebten Gegenstandes hängt von der Wechselwirkung zwischen seinen eigenen und den Kräften ab, welchen er ausgesetzt ist; wie z. B. ein Stück Metall, dessen Molecüle den festen Aggregatzustand beibehalten oder den flüssigen annehmen, jenachdem dies einerseits ihre eigene Natur und anderseits die auf sie treffenden Wärmeschwingungen bedingen. Ebenso verhält sich jede Gruppe von unbelebten Dingen. Sei es eine Wagenladung von Backsteinen, die umgestürzt, eine Tragbahre voll Kies, die entleert, oder der Beutel voll Spielkugeln eines Knaben, der ausgeschüttet wird, — das Verhalten der gehäuften Massen, die hier in einem Haufen mit steil abfallenden Seiten zusammen liegen, hier einen solchen mit viel stärker geneigten Seiten bilden und dort sich ausbreiten und in allen Richtungen davonrollen, — ist in jedem einzelnen Falle bedingt einestheils durch die Eigenschaften der individuellen Glieder der Gruppe und anderntheils durch die Kräfte der Schwere, des Stosses und der Reibung, denen sie im Ganzen wie im Einzelnen unterworfen sind.

Nicht anders, wenn das discrete Aggregat aus organischen Körpern besteht, wie es z. B. die Individuen einer Species sind. Denn eine Species nimmt an Mitgliederzahl zu oder ab, erweitert oder verengert ihren Wohnbezirk, wandert oder bleibt stationär, behält ihre bisherige Lebensweise bei oder nimmt eine neue an, — stets unter der combinirten Einwirkung des Einflusses ihrer inneren Natur und der unorganischen wie organischen Agentien ihrer Umgebung.

Dasselbe gilt aber auch von den Aggregaten der Menschen. Jede Gesellschaft, sie mag auf niedrigster Stufe stehen oder weit vorgeschritten sein, bietet Erscheinungen dar, welche sich entweder auf die Eigenschaften ihrer Einheiten oder auf die Bedingungen, unter denen diese existiren, zurückführen lassen. Dies also sind die beiden allgemeinsten Classen der mitwirkenden Factoren.

§. 7.

Diese Classen von Factoren zerfallen aber noch in kleinere Abtheilungen. Innerhalb jeder derselben giebt es wieder Gruppen von Factoren, die scharfe Gegensätze zu einander bilden.

Wenn wir mit den äusseren Factoren beginnen, so sehen wir leicht, dass von Anfang an mancherlei Arten derselben in verschiedenster Weise thätig gewesen sind. Wir brauchen dieselben kaum dem Namen nach aufzuzählen. Da ist das Klima, heiss, kalt oder gemässigt, feucht oder trocken, beständig oder veränderlich. Da ist der feste Boden, von dessen Fläche viel oder wenig erreichbar oder zugänglich und dessen erreichbare Theile in grösserem oder geringerem Maasse fruchtbar sind; dazu kommt ferner die Configuration der Oberfläche, ob einförmig oder mannigfaltig. Dazu kommen sodann die pflanzlichen Erzeugnisse, — hier Reichthum an Zahl und Arten, dort Armuth an einem oder beiden. Und neben der Flora einer Gegend äussert ganz besonders die Fauna ihren wichtigen Einfluss in mancherlei Weise, nicht nur je nach der Anzahl ihrer Species und Individuen, sondern auch je nach dem Verhältniss zwischen den nützlichen und den mehr oder weniger schädlichen Formen. Von dieser Summe von Bedingungen der unorganischen wie der organischen Welt, welche einem gegebenen Bezirk eigenthümlich sind, hängt in allererster Linie die Möglichkeit socialer Entwickelung ab.

Wenden wir uns zu den inneren Factoren, so ist hervorzuheben erstens, dass der individuelle Mensch, als sociale Einheit betrachtet, physikalische Eigenthümlichkeiten besitzt, die auf das Wachsthum und die Structur der Gesellschaft einen wesentlich mitbestimmenden Einfluss ausüben. Er unterscheidet sich in jedem Falle auch mehr oder weniger durch besondere Gemüthsanlagen, welche fördernd oder hindernd oder modificirend auf die Thätigkeiten der Gesellschaft und die mit denselben verbundene Ausbildung einwirken. Stets werden endlich auch der Grad seiner Intelligenz und die ihm

eigenthümliche Denkweise zu mitwirkenden Ursachen der socialen Ruhe oder der socialen Veränderung werden.

Ist dies die Summe der ursprünglichen Factoren, so haben wir nun noch die secundären oder abgeleiteten Factoren, welche die sociale Entwickelung selbst hervorruft, aufzuzählen und zusammen zu gruppiren.

§. 8.

Zuvorderst stellen wir die progressiven Umänderungen der unorganischen und organischen Umgebung, welche durch die Vorgänge in den menschlichen Gesellschaften verursacht werden.

Hieher gehören die Änderungen des Klima's, welche in Folge der Entwaldung und Entwässerung des Landes eintreten. Solche Änderungen können dem socialen Wachsthum zuträglich sein, wenn etwa eine regenreiche Gegend durch das Niederschlagen der Wälder weniger feucht oder eine sumpfige Fläche durch die Ableitung des Wassers[1] gesunder und fruchtbarer gemacht wird; sie können aber auch schädliche Wirkung haben, wie z. B. wenn eine bereits trockene Gegend durch Zerstörung der Wälder dürre wird, wofür der Sitz der alten Semitischen Civilisationen und in etwas geringerem Grade auch Spanien sprechende Beispiele sind.

Dann kommen die Veränderungen, welche auf den vom Menschen besetzten Gebieten in der Art und Menge des Pflanzenlebens herbeigeführt werden. Diese Veränderungen sind von dreierlei Art. Wir beobachten eine stets zunehmende Verbreitung von Pflanzen, die dem socialen Wachsthum förderlich sind, auf Kosten von an-

---

[1] Es ist wohl nicht überflüssig, zu bemerken, dass die Entwässerung des Bodens eine Steigerung der Vorgänge zur Folge hat, die wir bildlich als terrestrische Respiration bezeichnen können, und dass von dieser terrestrischen Respiration das Leben der Landpflanzen, also auch der Landthiere, also auch des Menschen abhängig ist. Jede Veränderung des atmosphärischen Druckes bedingt Tag für Tag den Eintritt oder Austritt der Luft in die oder aus den zahllosen Zwischenräumen des Bodens. Die Tiefe, bis zu welcher diese unregelmässige Ein- und Ausathmung eindringt, wächst mit der Entfernung des Wassers, da natürlich die vom Wasser eingenommenen Zwischenräume nicht von Luft ausgefüllt werden können. Jene chemischen Zersetzungen also, welche die mit jedem Steigen und Fallen des Barometers sich erneuernde Luft bewirkt, werden somit durch die Entwässerung auf eine grössere Tiefe ausgedehnt, und darum wird das Pflanzenleben, welches von jenen Zersetzungen abhängt, dadurch so ausserordentlich gefördert.

deren, die Nichts hiezu beitragen können; wir beobachten ferner das allmälige Entstehen immer besserer Varietäten von solchen nützlichen Pflanzen, was mit der Zeit zu ausserordentlichen Abweichungen von den ursprünglichen Formen führt; und endlich findet sehr häufig die Einbürgerung neuer nutzbarer Gewächse statt.

Zu gleicher Zeit vollziehen sich die entsprechenden Veränderungen, welche der sociale Fortschritt in der Fauna des betreffenden Gebietes hervorruft. Da haben wir Verminderung oder Ausrottung einiger oder vieler schädlicher Arten. Da haben wir ferner die Pflege nützlicher Arten, was den doppelten Erfolg hat, dass dieselben an Zahl zunehmen und dass ihre Eigenschaften immer vortheilhafter für die Gesellschaft werden. Endlich haben wir die Naturalisirung irgendwie verwerthbarer Formen, die von anderwärts her eingeführt worden sind.

Man braucht sich blos den gewaltigen Unterschied vorzustellen, der zwischen einem dichten Wald, in dem Wölfe hausen, oder einer von wilden Vögeln bevölkerten morastigen Heide; und den mit Feldfrüchten und Rinderherden bedeckten Feldern besteht, in welche sich schliesslich dasselbe Gebiet verwandelt hat, — um sich einzuprägen, dass die unorganische wie die organische Umgebung einer Gesellschaft einer fortwährenden Umgestaltung unterliegt, die mit dem weiteren Fortschritt der Gesellschaft höchst durchgreifend werden kann, und dass diese Umgestaltung selbst wieder einen ausserordentlich wichtigen secundären Factor bei der socialen Entwickelung darstellt.

§. 9.

Ein anderer secundärer Factor, der nicht übersehen werden darf, ist die zunehmende Grösse des socialen Aggregates, welche fast allgemein von zunehmender Dichtigkeit der Bevölkerung begleitet wird.

Abgesehen von den auf andere Weise verursachten socialen Veränderungen ist das einfache Wachsthum im Stande, solche hervorzurufen. Masse ist sowohl eine Bedingung für die Organisation einer Gesellschaft als auch das Resultat derselben. Es ist einleuchtend, dass Ungleichartigkeit der Structur erst durch die Vielzahl der Einheiten möglich gemacht wird; und eine Theilung der Arbeit kann offenbar da nicht eintreten, wo nur Wenige sind, um

die Arbeit zwischen sich zu theilen. In Abwesenheit von Einheiten kann keine Differencirung in Classen stattfinden. Complicirtes Zusammenwirken, sei es auf bürgerlichem, sei es auf industriellem Gebiete, ist unmöglich ohne eine Bevölkerung, die gross genug ist, um mancherlei Arten und Abstufungen von Factoren zu entwickeln. Und viele höher ausgebildete Formen der Thätigkeit, kriegerischer wie friedlicher Art, lassen sich nur mit Hülfe der Kräfte durchführen, welche grosse Menschenmassen zur Verfügung stellen können.

Ein wichtiger abgeleiteter Factor also, der wie die übrigen zugleich eine Folgeerscheinung wie eine Ursache des socialen Fortschrittes ist, liegt im socialen Wachsthum vor, selbst wenn wir dasselbe einfach als Anhäufung von Individuen auffassen. Andere Factoren wirken zusammen, um diesen hervorzubringen, und dieser wieder vereinigt sich mit anderen Factoren und erzeugt fernere Veränderungen.

§. 10.

Der zunächst zu erwähnende secundäre oder abgeleitete Factor ist die gegenseitige Beeinflussung der Gesellschaft und ihrer Einheiten — der Einfluss des Ganzen auf die Theile und der Theile auf das Ganze.

Sobald ein sociales Verhältniss eine gewisse Festigkeit erlangt hat, beginnen Wirkungen und Rückwirkungen zwischen der Gesellschaft als Ganzem und jedem Gliede derselben, so dass die eine auf die Natur des anderen Einfluss gewinnt. Die von dem Aggregat über seine Einheiten ausgeübte Controle ist der Art, dass sie beständig die Thätigkeiten, Gefühle und Vorstellungen derselben zur Übereinstimmung mit den socialen Erfordernissen umzuprägen sucht, während anderseits diese Thätigkeiten, Gefühle und Vorstellungen in demselben Maasse, als sie durch veränderte Umstände selbst verändert werden, die Gesellschaft zur Übereinstimmung mit sich zu bringen suchen.

Neben der ursprünglichen Natur der Individuen und der ursprünglichen Natur der von ihnen gebildeten Gesellschaft haben wir also auch noch die abgeänderte Natur beider in Betracht zu ziehen. Unaufhörlich erfahren die Einheiten neue Modificationen und beständig sind die abgeänderten Einheiten thätig, zu den früheren Modificationen des socialen Baues neue hinzuzufügen. So wird

dieses Zusammenwirken schliesslich zu einer hochwichtigen Umwandlungsursache für beide.

§. 11.

Es bleibt uns ferner noch ein abgeleiteter Factor von ausserordentlicher Wichtigkeit zu betrachten. Ich meine den Einfluss der überorganischen Umgebung — die Wirkung und Rückwirkung zwischen einer Gesellschaft und ihren Nachbargesellschaften.

So lange nur erst kleine herumziehende Gemeinschaften von Menschen existiren, die jeder Organisation entbehren, können die Conflicte dieser Gemeinschaften mit einander kaum irgendwelche Structurveränderungen verursachen. Wenn es aber einmal zu der bestimmten Führerschaft gekommen ist, welche solche Conflicte von selbst zu schaffen streben, und ganz besonders, wenn die Conflicte zu dauernder Unterjochung geführt haben, dann sind auch schon die ersten Anfänge von staatlicher Organisation entstanden, und beim Beginne sowohl wie später üben die Kriege der Gesellschaften mit einander höchst weitreichende Wirkungen hinsichtlich der Weiterbildung des socialen Baues oder vielmehr einer Hälfte desselben aus. Denn ich kann hier im Vorbeigehen kurz einer Thatsache erwähnen, die weiter unten eingehender betrachtet werden soll, dass nämlich die industrielle Organisation einer Gesellschaft wesentlich durch ihre unorganische und organische Umgebung bedingt wird, während ihre staatliche Organisation hauptsächlich von ihrer überorganischen Umgebung abhängt, d. h. von den Einwirkungen derjenigen benachbarten Gesellschaften, mit denen sie den Kampf um's Dasein kämpft.

§. 12.

In der Gruppe der abgeleiteten Factoren bleibt endlich noch einer übrig, dessen Wirksamkeit kaum zu hoch angeschlagen werden kann. Ich meine die Anhäufung überorganischer Erzeugnisse, die wir gewöhnlich als Kunstproducte unterscheiden, die aber philosophisch betrachtet nicht weniger natürlich sind als alles Andere, was die Entwickelung hervorbringt. Dieselben lassen sich in verschiedene Gruppen bringen.

Zuerst wären die materiellen Hülfsmittel zu nennen, die mit roh behauenen Feuersteinen beginnen und mit den complicirten automatischen Apparaten einer von Dampf betriebenen Fabrik

endigen; welche sich von Bumerangs zu Kanonen von 35 Tons erheben; welche von Hütten aus Zweigen und Gras zu grossen Städten mit ihren Palästen und Kathedralen heranwachsen. — Dann ist die Sprache zu nennen, die zuerst nur dazu dient, das Gebärdenspiel zu ergänzen, um einfache Gedanken mitzutheilen, — die aber schliesslich die Fähigkeit erlangt, ausserordentlich complicirte Vorstellungen mit Schärfe auszudrücken. Zu gleicher Zeit gehen wir von dem Zustande derselben, auf welchem sie die Gedanken blos vermittelst einfacher Laute einer oder wenigen anderen Personen zu übermitteln vermag, durch die Stufe der Bilderschrift über zur Dampfdruckerpresse: ins Unendliche vervielfacht sich die Zahl der mitgetheilten Ideen und Gefühle zahlloser Menschen von den verschiedensten Orten und Zeiten, und in bändereichen Werken werden dieselben Jedem zugänglich gemacht. — Gleichen Schritt hält damit die Weiterentwickelung des Wissens, um mit der Wissenschaft abzuschliessen. Das Zählen an den Fingern wächst bis zu weitreichenden mathematischen Operationen empor; die Beobachtung der Mondveränderungen führt schliesslich zu einer Theorie über das Sonnensystem, und nach einander entstehen Wissenschaften, von denen im Anfang nicht einmal die ersten Keime entdeckt werden konnten. — Unterdessen sind auch die wenigen und einfachen Gebräuche der Urzeit immer zahlreicher, bestimmter und feststehender geworden, bis sie Gesetzessysteme darstellen. Aus wenigen rohen und abergläubischen Vorstellungen wachsen ausführliche Mythologien, Theologien, Kosmogonien hervor. Die Meinungen gestalten sich zu Glaubensbekenntnissen, ebenso aber auch zu anerkannten Sätzen über Schicklichkeit, gutes Betragen, Ceremonien und zu eingewurzelten socialen Gefühlen. — Und endlich entwickeln sich auch die Producte, welche wir speciell als ästhetische unterscheiden und welche in sich schon eine ausserordentlich complicirte Gruppe bilden. Von Halsbändern aus Fischknochen steigen wir empor zu künstlichen, prächtigen und unendlich mannigfaltigen Kleidungen; aus unharmonischen Kriegsgesängen werden Symphonien und Opern; die Steintische entwickeln sich zu grossartigen Tempeln; an Stelle von Höhlen mit rohen Zeichnungen entstehen schliesslich Gemäldegalerien, und die Erzählung der Thaten eines Häuptlings, von mimischen Bewegungen begleitet, giebt epischen, dramatischen und lyrischen Gedichten und überhaupt der gesammten Poesie, der erzählenden, biographischen und geschichtlichen Literatur den Ursprung.

Alle diese verschiedenen Gruppen von überorganischen Erzeugnissen, — jede innerhalb ihrer Grenzen wieder neue Arten entwickelnd, während sie selbst mit jedem Tage zu einem grösseren Ganzen auswächst, jede auf die anderen einwirkend und von diesen Rückwirkungen erfahrend, — bilden zusammen eine unendlich umfangreiche, unendlich complicirte und unendlich mächtige Summe von Einflüssen. Während des ganzen Verlaufes der socialen Entwickelung sind diese Einflüsse unaufhörlich thätig, die Individuen und die Gesellschaft zu modificiren, während sie selbst durch beide modificirt werden. Sie stellen mit der Zeit ein Etwas dar, was wir entweder als einen nicht lebendigen Theil der Gesellschaft selbst oder aber als eine neu hinzugetretene Umgebung betrachten können, die schliesslich sogar wichtiger werden kann als die ursprüngliche Umgebung, — in solchem Grade wichtiger, dass die Möglichkeit entsteht, einen hohen Typus des socialen Lebens unter unorganischen und organischen Bedingungen aufrecht zu erhalten, welche dasselbe früher geradezu unmöglich gemacht haben würden.

§. 13.

Dies sind die Factoren im allgemeinsten Umriss. Sogar in dieser so allgemeinen Form dargestellt, scheinen die aus ihnen hervorgehenden Combinationen sehr complicirter Art sein zu müssen.

Die Grundwahrheit anerkennend, dass sociale Erscheinungen theilweise von der Natur der Individuen abhängen und theilweise von den Kräften, welchen die Individuen unterworfen sind, sehen wir, dass diese beiden von Grund aus verschiedenen Gruppen von Factoren, welche sociale Veränderungen verursachen, immer mehr und mehr mit anderen Gruppen verwickelt werden, je weiter die socialen Veränderungen fortschreiten. Die von Anfang an bestehenden Einflüsse der Umgebung, unorganischer wie organischer Art, ursprünglich fast unveränderlich, ändern sich mehr und mehr unter dem Einfluss der sich entwickelnden Gesellschaften. Das einfache Wachsthum der Bevölkerung bringt neue Ursachen der Umwandlung ins Spiel, die an Wichtigkeit fortwährend zunehmen. Die Einflüsse, welche die Gesellschaft auf die Natur ihrer Einheiten, und die, welche die Einheiten auf die Natur der Gesellschaft ausüben, wirken unaufhörlich zusammen, um neue Elemente zu schaffen. Indem die Gesellschaften an Umfang und innerer Gliederung zunehmen, üben sie gegenseitige Wirkungen auf einander aus, bald durch kriegerischen

Zusammenstoss, bald durch industriellen Verkehr, und rufen so tiefgreifende Umgestaltungen hervor. Und die stets wachsenden, immer mehr sich complicirenden überorganischen Erzeugnisse materieller und geistiger Art bilden eine weitere Gruppe von Factoren, welche immer einflussreichere Ursachen der Veränderungen werden. So kommt es denn, dass jeder Schritt vorwärts den Factoren, so verwickelt sie auch schon zu Anfang sein mögen, doch noch grössere Verwickelungen bringt, indem er abermals neue Factoren hinzufügt, welche immer complicirter und gleichzeitig immer mächtiger werden.

Nachdem wir diesen kurzen Überblick über die Factoren aller Arten, ursprüngliche wie abgeleitete, geworfen haben, müssen wir vorläufig diejenigen bei Seite lassen, welche abgeleitet, und unsere Aufmerksamkeit ausschliesslich oder fast ausschliesslich auf jene richten, welche ursprünglich sind. Hier, wo wir die Thatsachen der Sociologie zu behandeln haben, müssen wir uns so viel als möglich auf jene primären, einfachen Thatsachen beschränken, welche den socialen Erscheinungen im Ganzen gemeinsam sind und sich bei den einfachsten Gesellschaften am leichtesten erkennen lassen. Jener umfassendsten Unterscheidung gemäss, welche wir im Anfang zwischen den äusseren und den inneren zusammenwirkenden Ursachen aufstellten, wollen wir nun zuerst die äusseren betrachten.

III. Capitel.

Ursprüngliche äussere Factoren.

§. 14.

Eine vollständige Darstellung oder auch nur eine annähernd vollständige Darstellung der ursprünglichen äusseren Factoren setzt eine Kenntniss der Vergangenheit voraus, welche wir nicht haben und auch kaum je erlangen können. Jetzt, wo die Geologen und Archäologen sich vereinigen, um zu beweisen, dass die Existenz des Menschen bis zu einem so weit entfernten Zeitpunkt zurückreicht, dass der Ausdruck „vorgeschichtlich“ kaum mehr bezeichnend dafür ist, — jetzt, wo die ausgegrabenen Spuren menschlicher Thätigkeit uns erkennen lassen, dass nicht nur sedimentäre Ablagerungen von bedeutender Mächtigkeit und darauf folgende ausgedehnte Abwaschungen, sondern auch ganz ungeheure Veränderungen in der Vertheilung von Land und Wasser stattgefunden haben, seitdem die ersten rohen socialen Gestaltungen entstanden sind, — jetzt ist es klar, dass die Einflüsse der äusseren Bedingungen auf die sociale Entwickelung unmöglich mehr in ihrem ganzen Umfange aufgedeckt werden können. Erinnern wir uns, dass die zwanzigtausend oder mehr Jahre, während welcher Menschen im Nilthale gelebt haben, als eine verhältnissmässig kurze Periode erscheinen, nachdem sich mit Evidenz hat nachweisen lassen, dass der Mensch mit den grossen Dickhäutern und anderen ausgestorbenen Säugethieren der Diluvialzeit zusammen existirt hat; — erinnern wir uns, dass England zu einer Epoche, die manche Beurtheiler in die Eiszeit zurückverlegen, bereits menschliche Bewohner hatte; — erinnern wir uns, dass in America unmittelbar neben den im Alluvium des Bourbense eingebetteten Knochen des

Mastodon Pfeilspitzen und andere Spuren der Wilden gefunden worden sind, welche dieses Glied einer Säugethierordnung erlegten, die jetzt in diesem Theile der Welt überhaupt nicht mehr vorkommt; — erinnern wir uns endlich, dass nach der Ansicht von Prof. Huxley jene ausgedehnten Senkungen, welche einen früheren Continent in den ostindischen Archipel verwandelten, erst eintraten, nachdem die Negerrace sich als eine besondere Varietät des Menschen ausgebildet hatte, — so müssen wir wohl einsehen, dass es ein hoffnungsloses Unterfangen wäre, die äusseren Factoren der socialen Erscheinungen auch nur annähernd bis auf ihre ersten Formen zurückverfolgen zu wollen.

Nur eine wichtige Wahrheit muss hier besondere Erwähnung finden, da sie sich unmittelbar aus den eben berührten Thatsachen ergiebt. Geologische und meteorologische Veränderungen sowohl wie die dadurch bedingten Veränderungen der Floren und Faunen müssen an allen Stellen der Erdoberfläche fortwährende Auswanderungen und Einwanderungen verursacht haben. Von jedem Bezirk aus, der durch die wachsende Ungunst der Witterung minder bewohnbar wurde, muss sich eine Ausbreitungswelle in die Umgebung ergossen haben; nach jedem Bezirk, der durch Verbesserung des Klimas oder Zuwachs an einheimischen, zur Ernährung dienenden Erzeugnissen oder durch beides dem Menschen eine leichtere Existenz darbot, muss sich eine Concentrationswelle hinbewegt haben, und die grösseren geologischen Veränderungen, — hier weite Landstrecken versenkend, dort ganze Gebiete emporhebend, — hatten natürlich wieder andere Bewegungen der davon betroffenen Menschenracen zur Folge. Eine Fülle von Thatsachen, die sich täglich noch vermehrt, beweist uns, dass dergleichen nothwendig bedingte Ebbe- und Fluthströmungen an manchen und wahrscheinlich an den meisten Stellen im Laufe der Zeiten stattgefunden haben. Und solche Auswanderungs- und Einwanderungswellen, hervorgerufen durch zahlreiche Ursachen von grösster Mannigfaltigkeit und Complicirtheit, hier in langen, dort in kurzen Zwischenräumen wiederkehrend, bald aus Abkömmlingen der ursprünglichen Bewohner, bald aus Menschen von anderer Herkunft zusammengesetzt, — müssen unaufhörlich wirksam gewesen sein, die zerstreuten Gruppen in Berührung mit mehr oder weniger neuen Lebensbedingungen zu bringen.

Diese Vorstellung also von der Art und Weise, in welcher die äusseren Factoren, die man im weitesten Sinne ursprüngliche nennen

kann, in der ganzen vergangenen Zeit zusammengewirkt haben, wollen wir auch bei der nun folgenden Betrachtung festhalten, welche sich auf diejenigen Wirkungen derselben beschränken muss, die wir gegenwärtig noch vor uns thätig sehen.

§. 15.

Leben im Allgemeinen ist nur innerhalb gewisser Temperaturgrenzen und Leben der höheren Stufen sogar nur innerhalb eines verhältnissmässig geringen Spielraums der Temperatur möglich, welche künstlich aufrecht erhalten werden muss, wenn dies nicht natürlich geschieht. Daraus folgt, dass sociales Leben, welches ja nicht blos menschliches Leben, sondern auch diejenigen Formen des pflanzlichen und thierischen Lebens zur Voraussetzung hat, von welchen das menschliche Leben abhängt, innerhalb bestimmter Extreme von Kälte und Wärme eingeschlossen sein muss.

Eine selbst sehr grosse Kälte hält doch warmblütige Geschöpfe nicht absolut fern, wenn das betreffende Gebiet die zur Wärmeerzeugung dienenden Stoffe in genügender Quantität darbietet. Die arktische Fauna enthält verschiedene in der See und auf dem Lande lebende, grosse und kleine Säugethiere, allein ihre Existenz hängt mittelbar oder unmittelbar von der Existenz der niedrigeren wirbellosen und Wirbelthiere der See ab, welche zu leben aufhören müssten, wenn nicht die warmen Strömungen aus den Tropen die Bildung von Eis in bestimmten Schranken hielten. Da nun aber auch das menschliche Leben, welches wir in den arktischen Regionen finden, hauptsächlich von dem jener Säugethiere abhängt, so ist es also in letzter Linie von derselben Wärmequelle abhängig.

Worauf es aber hier hauptsächlich ankommt, ist die Thatsache, dass, wo die Temperatur, welche die Lebensthätigkeiten des Menschen erfordern, nur schwierig aufrecht erhalten werden kann, sociale Entwickelung nicht möglich ist. Es kann unter diesen Umständen weder ein genügender Überschuss an Kraft in jedem Individuum, noch eine genügende Anzahl von Individuen vorhanden sein. So muss der Eskimo nicht blos seine Kräfte hauptsächlich dazu verausgaben, sich selbst gegen den Wärmeverlust zu schützen und Vorräthe aufzuhäufen, vermöge welcher er dies auch während der arktischen Nacht fortzusetzen im Stande ist, sondern sogar seine physiologischen Vorgänge sind in Hinsicht auf denselben Zweck wesentlich modificirt. Da es ihm an Brennmaterial fehlt und er

ohnedies nicht im Stande wäre, in seiner Schneehütte etwas mehr als eine Öllampe zu brennen, weil sonst die Wände zerschmelzen würden, so muss er seine Körperwärme, welche selbst sein dicker Pelzrock zurückzuhalten nicht genügt, dadurch wieder zu ersetzen suchen, dass er ungeheure Mengen von Thran und Öl verschlingt, und natürlich kann nun sein Verdauungssystem, das so ausserordentlich in Anspruch genommen wird, um die Mittel zur Abwehr eines allzu grossen Wärmeverlustes durch Ausstrahlung zu liefern, viel weniger Stoffe für andere Lebenszwecke abgeben. Dieser grosse physiologische Aufwand des individuellen Lebens, der ausserdem die Vermehrung der Individuen beeinträchtigt, hemmt jede sociale Entwickelung. — Eine entsprechende Relation von Ursache und Wirkung beobachten wir auf der südlichen Halbkugel bei den noch elenderen Bewohnern des Feuerlandes. Diese Geschöpfe leben beinah unbekleidet in einer Gegend, wo fast beständig Regenschauer und Schneestürme herrschen, welche ihre erbärmlichen Wohnungen aus Ästen und Gras nicht abzuhalten vermögen; ihre Nahrung besteht fast nur aus Fischen und Mollusken, und so haben sie solche Schwierigkeit, das Gleichgewicht der Lebensprocesse dem starken Wärmeverlust gegenüber aufrecht zu erhalten, dass der Überschuss für die individuelle Ausbildung und damit natürlich auch der Überschuss für Erzeugung und Aufziehung neuer Individuen auf das geringste Maass zurückgeführt ist. In Folge dessen bleibt ihre Zahl stets zu gering, als dass sich mehr als nur die ersten Anfänge von gesellschaftlichem Zusammenleben ausbilden könnten.

Wenn auch in manchen tropischen Gegenden das entgegengesetzte Extrem der Temperatur die Lebensthätigkeiten so sehr beeinträchtigt, dass auch hier die sociale Ausbildung gehemmt wird, so scheint doch diese Ursache nur ausnahmsweise und in relativ unwichtigen Fällen ein absolutes Hinderniss derselben zu sein. Leben im Allgemeinen und mit ihm das Säugethierleben ist sowohl am zahlreichsten als auch individuell am höchsten entwickelt in Gebieten, die zu den heissesten gehören. Allerdings weisen die Unthätigkeit und das allgemeine Schweigen während der höchsten Mittagshitze an solchen Orten auf Entkräftung hin, aber dafür beobachtet man in den kühleren Stunden des Tages und besonders der Nacht eine um so grössere Energie. Und wenn es auch richtig ist, dass die solchen Gebieten angepassten Varietäten des Menschengeschlechts im Vergleich mit uns selbst eine gewisse Indolenz ver-

rathen, so scheint dieselbe doch nicht grösser oder vielmehr kaum gleich gross zu sein wie die Indolenz der Urmenschen in gemässigten Klimaten.

Im Grossen und Ganzen betrachtet unterstützen die Thatsachen auch keineswegs die landläufige Vorstellung, dass grosse Hitze den Fortschritt hindere. Viele Gesellschaften sind in heissen Klimaten entstanden und viele haben in heissen Klimaten ein bedeutendes und complicirtes Wachsthum erreicht. Alle die ältesten uns überlieferten Civilisationen gehörten Gebieten an, welche entweder tropisch oder hinsichtlich der Höhe ihrer Temperatur den Tropen beinah gleich waren. Indien und Süd-China zeigen uns auch heute noch hohe sociale Entwickelung innerhalb der Tropen, und abgesehen davon liefern die kunstreichen Architecturüberreste von Java und Cambodscha deutliche Beweise von anderen tropischen Civilisationen im Osten, während die ausgestorbenen Gesellschaften von Central-America, Mexico und Peru blos erwähnt zu werden brauchen, um einleuchtend zu machen, dass auch in der neuen Welt innerhalb der heissen Regionen in vergangenen Zeiten grosser Fortschritt möglich war.

Dasselbe ergiebt sich, wenn wir Gesellschaften von roherem Typus, die sich in warmen Klimaten entwickelt haben, mit entsprechenden Gesellschaften aus kälteren Klimaten vergleichen. Tahiti, die Tonga-Inseln und die Sandwich-Inseln liegen in den Tropen, und auf ihnen war, als sie entdeckt wurden, eine Entwickelungsstufe erreicht, die in Anbetracht des Mangels an Metallen sehr beachtenswerth genannt werden muss. Wenn also auch übermässige Hitze die Lebensthätigkeiten nicht blos des Menschen, wie er gegenwärtig beschaffen ist, sondern auch der Säugethiere im Allgemeinen hemmt, so beeinträchtigt solche Wärme doch die Entwickelung von körperlicher Energie nur während eines Theils des Tages, und durch den Überfluss an zum Leben verwerthbaren Dingen, welche sie hervorbringt, unterstützt sie die sociale Ausbildung in den meisten Hinsichten mehr, als sie dieselbe in einigen Hinsichten, hemmt.

Ich verkenne nicht die Bedeutung der Thatsache, dass in den neueren Zeiten die Entwickelung der Gesellschaften, sowohl was ihre Grösse als was ihre Complicirtheit betrifft, hauptsächlich in gemässigten Regionen stattgefunden hat. Ich stelle einfach die Thatsache daneben, dass in heissen Klimaten die ersten nennens-

werthen Gesellschaften entstanden und die frühesten Stufen der socialen Ausbildung erreicht worden sind. Wägt man diese beiden Thatsachen gegen einander ab, so wird die Wahrheit wohl darin liegen, dass die frühesten Phasen des Fortschrittes da durchlaufen werden mussten, wo die durch unorganische Bedingungen gegebenen Widerstände am geringsten waren; dass aber, nachdem diese Phasen durchlaufen und die Kunstfertigkeiten einigermaassen ausgebildet waren, die Gesellschaften sich nun auch in Gebieten weiterzubilden vermochten, wo die äusseren Widerstände grösser waren, und dass noch weitere Ausbildung der Kunstfertigkeit und die damit Schritt haltende straffere Disciplin im socialen Zusammenwirken die Gesellschaften vermöge der Vererbung der daraus sich ergebenden Vortheile befähigte, auch in solchen Gegenden Wurzel zu fassen und zu gedeihen, wo sich ihnen in Folge der klimatischen und sonstigen Verhältnisse relativ grosse Widerstände entgegensetzten.

Betrachten wir also die Thatsachen vom allgemeinsten Gesichtspunkte aus, so können wir etwa Folgendes sagen: da die Ausstrahlung der Sonne die Quelle aller der Kräfte ist, vermöge welcher pflanzliches und thierisches Leben sich erhält, und da sie damit auch die Quelle derjenigen Kräfte wird, welche im menschlichen Leben und in der Folge auch im socialen Leben zur Entfaltung kommen, so geht daraus hervor, dass eine nennenswerthe sociale Entwickelung nicht eintreten kann an den Stellen der Erdoberfläche, wo die Strahlung der Sonne sehr schwach ist. Obgleich, wie wir sehen, im Gegentheil hiezu an anderen Stellen die Sonnenstrahlung den Grad überschreitet, welcher für die Lebensthätigkeiten am günstigsten ist, so ist doch die dadurch bedingte Hemmung der socialen Entwickelung relativ gering. Ferner dürfen wir schliessen, dass reiche Fülle von Licht und Wärme während jener ersten Stadien des Fortschrittes, wo die sociale Vitalität noch schwach ist, geradezu ein Erforderniss bildet.

§. 16.

Indem wir alle jene untergeordneten Eigenthümlichkeiten der Klimate übergehen, von Veränderlichkeit und Beständigkeit, sei es täglicher, jährlicher oder ganz unregelmässiger Art, welche alle ihren Einfluss auf die menschliche Thätigkeit und somit auf die gesellschaftlichen Erscheinungen ausüben, will ich hier eine andere bezeichnende Eigenschaft des Klimas hervorheben, welche ein wich-

tiger Factor zu sein scheint. Ich meine die Beschaffenheit der Luft in Hinsicht auf Trockenheit und Feuchtigkeit.

Beide Extreme bereiten der Civilisation indirect Hindernisse, welche wir hier erwähnen wollen, bevor wir die wichtigeren directen Wirkungen besprechen. Dass grosse Trockenheit der Luft, welche die Erdoberfläche versengt und die Vegetation verkümmern lässt, die Vermehrung unmöglich macht, die doch den Fortschritt des socialen Lebens bedingt, ist eine bekannte Thatsache. Ebenfalls eine Thatsache, wenn auch eine nicht sehr bekannte, ist es, dass überaus grosse Feuchtigkeit, besonders wenn sie mit grosser Hitze gepaart ist, dem Fortschritt ganz unerwartete Hindernisse in den Weg legen kann, — wie z. B. in einigen Theilen Ost-Africa's (Zungomero), wo nach Capt. Burton's Bericht „die Federn an den Pulverbüchsen wie ge-„röstete Gänsespulen zusammenschnurren, wenn sie der feuchten „Hitze ausgesetzt sind; . . . . . wo Schreibpapier seinen Glanz ver-„liert und weich und schlaff wird, so dass es nur noch als Lösch-„papier zu brauchen ist; . . . . wo Metalle stets rostig sind und „Schiesspulver, das nicht gänzlich vom Zutritt der Luft abgeschlossen „ist, nicht mehr entzündet werden kann."

Aber es sind die unmittelbaren Einflüsse der verschiedenen hygrometrischen Zustände, welche hier besonders Erwähnung verdienen, — die Wirkungen derselben auf die Lebensprocesse und somit auf die individuelle und durch diese auf die gesellschaftliche Thätigkeit. Wir haben sowohl inductive als deductive Gründe für die Ansicht, dass die körperlichen Functionen erleichtert werden durch atmosphärische Bedingungen, welche die Ausdünstung der Haut und der Lungen ziemlich rasch vor sich gehen lassen. Dass der Gesundheitszustand schwächlicher Personen, dessen Schwankungen im Allgemeinen ein ziemlich gutes Barometer sind, sich verschlimmert, wenn die Luft mit Feuchtigkeit übersättigt und auf dem Punkte ist, sich derselben zu entladen, dagegen besser wird, sobald das Wetter gut ist, und dass solche Personen gewöhnlich durch den Aufenthalt in feuchten Gegenden heruntergebracht, durch den Aufenthalt in trockenen aber gestärkt werden, sind allgemein anerkannte Thatsachen. Diese Wechselbeziehung von Ursache und Wirkung, die bei Individuen hervortritt, ist aber von der Art, dass wir annehmen dürfen, sie gelte auch für ganze Völker, vorausgesetzt, dass die übrigen Umstände gleich sind. In gemässigten Gegenden freilich lässt sich der Zusammenhang zwischen Verschiedenheit

der constitutionellen Lebhaftigkeit und der atmosphärischen Feuchtigkeit weniger leicht verfolgen als in den heissen Zonen, was seinen Grund darin hat, dass die Bewohner der ersteren fast immer einer ziemlich raschen Verdunstung des Wassers von ihrer Oberfläche unterworfen sind, indem die Luft, wenn auch schon ziemlich mit Wasser gesättigt, doch noch mehr davon aufnehmen kann, wenn ihre bisherige niedrige Temperatur durch die Berührung mit dem Körper erhöht wird. Anders aber in tropischen Gegenden, wo der Körper und die ihn umspülende Luft in ihrer Temperatur viel weniger von einander abweichen, wo die Luft sogar manchmal höhere Temperatur besitzt als der Körper. Hier hängt die Verdunstungsgeschwindigkeit beinah auschliesslich von der Menge des Wasserdampfes in der Umgebung ab. Wenn nun die Luft zugleich heiss und feucht ist, so wird der Austritt von Wasser durch Haut und Lungen ausserordentlich gehemmt, während er umgekehrt bedeutend leichter stattfindet, wenn die Luft heiss und trocken ist. Daher dürfen wir in der heissen Zone constitutionelle Verschiedenheiten zwischen den im Übrigen einander nahe stehenden Bewohnern der tiefer liegenden dunstreichen Landstriche und der Regionen zu finden erwarten, welche meistens von der Hitze ausgedörrt sind. Da lebhafte Ausdünstung durch die Haut und die Lungen nothwendig ist, um die Bewegung der Flüssigkeiten durch die Gewebe im Gang zu erhalten und dadurch die molecularen Veränderungen zu befördern, so darf man wohl schliessen, dass unter sonst gleichen Umständen bei einem Volke in heisser und trockener Gegend grössere körperliche Leistungsfähigkeit zu finden sein wird als bei Bewohnern heisser und feuchter Landstriche.

So weit wir die Thatsachen zu überschauen vermögen, rechtfertigen sie diesen Schluss. Die älteste uns bekannte Civilisation erwuchs aus einer heissen und trockenen Gegend — Ägypten — und in ebenfalls heissen und trockenen Gegenden nahmen die babylonische, die assyrische und die phönicische Civilisation ihren Ursprung. Allein wenn man die Thatsachen nur mit Rücksicht auf die einzelnen Völkerschaften aufzählt, so erscheinen sie weit weniger zutreffend als mit Rücksicht auf die Racen. Wirft man einen Blick auf die Regenkarte der Erde, so sieht man ein beinah ununterbrochenes Gebiet als „regenlose Zone“ bezeichnet, die sich quer über Nord-Africa, Arabien und Persien bis hinaus durch Tibet in die Mongolei erstreckt; von dieser Zone aber oder von der Grenze derselben sind

die sämmtlichen erobernden Racen der alten Welt ausgegangen. Wir haben da die tartarische Race, welche, die südliche Gebirgsgrenze dieser regenlosen Zone übersteigend, China und das ganze Gebiet zwischen diesem Lande und Indien bevölkerte, die Ureinwohner dieser Gebiete in die Berge zurückdrängte und mehrfach aufeinanderfolgende Wellen von Invasionen nicht nur in die genannten Länder, sondern auch von Zeit zu Zeit gegen Westen hin aussandte. Wir haben ferner die arische Race, welche Indien überfluthete und ihren Weg westwärts durch ganz Europa verfolgte. Wir haben endlich die semitische Race, die in Nord-Africa herrschend wurde und, von muhammedanischem Fanatismus angestachelt, selbst einen grossen Theil von Europa eroberte. Mit anderen Worten: neben der ägyptischen Race, welche, wie aus ihren Verwandtschaften hervorzugehen scheint, ihren Ursprung von einem niedrigen Typus genommen hat und in dem heissen und trockenen Nilthale die Oberherrschaft erlangte, sehen wir drei Racen von ganz abweichendem Typus, deren Sprachen ebenfalls allgemein als durchaus verschiedenen Zweigen angehörig betrachtet werden, die sich aber von verschiedenen Theilen der regenlosen Zone aus als Eindringlinge über verhältnissmässig feuchte Gebiete ausgebreitet haben. — Ursprüngliche Überlegenheit des Typus war nun aber keineswegs ein gemeinsames Merkmal dieser Racen: der tartarische Typus sowohl wie der ägyptische stehen ziemlich niedrig. Ihr gemeinsames Merkmal, das sich durch die Unterjochung anderer Racen bewährte, war vielmehr Thatkraft. Und wenn wir nun sehen, dass dieses gemeinsame Merkmal bei im Übrigen verschiedenartigen Racen unabänderlich mit der lange dauernden Beeinflussung durch diese besonderen klimatischen Verhältnisse verbunden erscheint, — wenn wir ferner finden, dass die ersten Wogen von erobernden Auswanderern in den feuchteren Ländern die Energie ihrer Vorfahren einbüssten und fast regelmässig von späteren Wellen derselben oder anderer Racen, welche aus jener Zone kamen, überschwemmt wurden, — so gewinnen wir einen sicheren Boden für die Annahme einer bestimmten Relation zwischen constitutioneller Energie und Existenz in einer Luft, welche vermöge ihrer Wärme und Trockenheit die Lebensthätigkeiten begünstigt.

Es fehlt auch nicht an einer deutlichen Bestätigung. Nehmen wir nochmals die Regenkarte zur Hand, so sehen wir, dass in der ganzen neuen Welt die grösste jener Flächen, welche durch man-

gelnde Schattirung als beinah regenlos bezeichnet sind, auf das central-americanische und mexicanische Gebiet fällt, in welchen sich einheimische Civilisationen entwickelt hatten, und dass der andere regenlose District derjenige ist, welcher einen Theil des alten peruvianischen Territoriums bildet und zwar speciell den Theil, in welchem die den Ynkas vorausgehende Civilisation ihre deutlichsten Spuren hinterlassen hat. Auf inductivem Wege also rechtfertigen die Thatsachen in beachtenswerther Weise die physiologische Deduction.

Auch an beiläufigen Bestätigungen fehlt es nicht. Eine Vergleichung zwischen den africanischen Racen lässt ähnliche Gegensätze der Constitution erkennen, die auf ähnliche Weise verursacht sind. Von den verschiedenen Varietäten der Neger bemerkt Livingstone (Missionsreisen, S. 78): „Hitze allein bringt noch nicht die „Schwärze der Haut hervor, aber Hitze verbunden mit Feuchtigkeit „scheint das tiefste Schwarz zu erzeugen“; und Schweinfurth macht in seinem vor Kurzem erschienenen Werke: „In's Herz von Africa“ ähnliche Bemerkungen über die verhältnissmässig tiefschwarze Färbung der Denka und anderer Völkerstämme, die in den Alluvialebenen leben, und stellt ihnen „die weniger dunkeln „und dabei kräftigeren Racen entgegen, welche die felsigen Berge „des Innern bewohnen“ (I. Band, S. 148). Überhaupt scheinen sich entsprechende Verschiedenheiten in der Energie und im socialen Fortschritt allgemein nachweisen zu lassen. Ich erwähne aber hier die Verschiedenheit der Färbung, welche innerhalb derselben Race zwischen den einer feuchten und den einer trockenen Hitze ausgesetzten Stämmen entsteht, aus dem Grunde, um ihren wahrscheinlichen Zusammenhang mit der anderen Thatsache deutlich zu machen, dass nämlich die mit lichterer Hautfarbe begabten Racen gewöhnlich die herrschenden sind. Wir sehen, dass dies so in Ägypten der Fall war. Es gilt auch für die Racen, welche sich von Central-Asien nach Süden verbreiteten. Manches weist darauf hin, dass dasselbe in Central-America und Peru stattfand. Und wenn bei gleichbleibender Hitze eine Steigerung in der Feuchtigkeit der Luft von tieferer Hautfarbe begleitet ist, während verhältnissmässig lichte Hautfarbe gemeinsam mit Trockenheit der Luft auftritt, so dürfen wir wohl in dieser regelmässigen Überlegenheit der heller gefärbten Varietäten des Menschen einen ferneren Beweis dafür erblicken, dass constitutionelle Leistungsfähigkeit

und in gewissem Grade auch sociale Ausbildung von einem Klima begünstigt werden, welches rasche Ausdünstung ermöglicht.

Ich will damit keineswegs sagen, dass die daraus erwachsende Energie für sich allein eine höhere sociale Ausbildung nothwendig bedinge. Das geht weder aus der Deduction hervor, noch liesse es sich inductiv beweisen. Allein indem grössere constitutionelle Leistungsfähigkeit die Überwältigung weniger activer Racen und die Eroberung ihrer reicheren und mannigfaltiger abwechselnden Wohngebiete erleichtert, macht sie es zugleich möglich, solche Wohngebiete besser auszunutzen, als dies die Eingeborenen im Stande gewesen wären.

§. 17.

Gehen wir vom Klima zum Boden über, so sind in erster Linie die Wirkungen seiner Configuration hervorzuheben, welche sociale Integration begünstigen oder hemmen, Unterordnung unter eine centrale Gewalt fördern oder verhindern.

Damit die Gewohnheiten von ursprünglich als Jäger oder Nomaden lebenden Menschen in solche umgewandelt werden können, wie sie für festsitzende Gemeinschaften erforderlich sind, muss die von dem betreffenden Volke bewohnte Oberfläche derart beschaffen sein, dass innerhalb derselben ein zwangsweises Zusammenhalten leicht, ausserhalb derselben dagegen die Existenz erheblich erschwert ist. Aus vielen Zeiten und von vielen Orten kennen wir Beispiele, dass Bergbewohner erfolgreichen Widerstand geleistet haben, was sie nur den Schwierigkeiten der Verfolgung verdankten; so die Illyrier, welche sich von den benachbarten Griechen unabhängig erhielten, den Macedoniern viel zu schaffen machten und nach Alexanders des Grossen Tod fast sämmtlich ihre Unabhängigkeit wieder erlangten; so ferner die Schweizer, so auch in neuerer Zeit die Völker des Kaukasus. Die Bewohner wüster Landstriche sowohl wie diejenigen gebirgiger Gegenden sind nur schwer in stetige Zustände überzuführen: die Leichtigkeit des Entkommens, verbunden mit ihren den Erfordernissen unfruchtbarer Gebiete angepassten Lebensgewohnheiten sind überall ein grosses Hinderniss für sociale Unterordnung. — Auf unserer eigenen Insel haben wir die Erfahrung gemacht, dass im Übrigen sehr verschiedene Bezirke in ganz ähnlicher Weise die politische Integration verhinderten, sofern nur ihre physikalische Beschaffenheit es erschwerte, ihren Bewohnern

nahe zu kommen. Die Geschichte von Wales zeigt uns, wie schwierig es war, innerhalb dieses Berglandes selbst Unterordnung unter einen Herrscher herzustellen, und wie viel schwieriger noch es war, das ganze Land der Centralgewalt zu unterwerfen: vom Anfange der altenglischen Periode bis zum Jahr 1400 herab verstrichen acht Jahrhunderte des unaufhörlichen Widerstandes, bevor die Unterwerfung vollendet war, und abermals eine sehr lange Zeit bis zur schliesslichen Einverleibung in den englischen Staat. Die Gegend der Fens, in den frühesten Zeiten ein Schlupfwinkel der Landstreicher und aller Derer, welche der bestehenden Gewalt entkommen waren, wurde zur Zeit der normannischen Eroberung die letzte Zufluchtsstätte der noch Widerstand leistenden Angelsachsen, welche viele Jahre hindurch in diesem durch seine Moräste beinah unnahbaren Gebiete ihre Freiheit behaupteten. Ein noch neueres Beispiel ist die lang dauernde Unabhängigkeit der Clans des schottischen Hochlandes, welche sich erst dann unter die Botmässigkeit der Centralgewalt zwingen liessen, nachdem die von General Wade gebauten Strassen ihren wilden Zufluchtsort zugänglich gemacht hatten.

Im Gegensatz hiezu ist die sociale Integration innerhalb eines Gebietes bedeutend erleichtert, welches einmal eine grosse Bevölkerung zu ernähren vermag und zugleich in erhöhtem Maasse die Möglichkeit gewährt, die Einzelglieder dieser Bevölkerung in Schranken zu halten; — ganz besonders aber dann, wenn es zu gleicher Zeit von Gebieten begrenzt ist, welche spärlichen Lebensunterhalt darbieten oder von Feinden bevölkert sind oder beides. Ägypten erfüllt diese Bedingungen der socialen Integration in hohem Maasse. Keine physischen Hindernisse stellten sich der Herrschergewalt innerhalb des besetzten Gebietes entgegen, und die Flucht aus demselben in die angrenzende Wüste zog entweder den Hungertod oder Beraubung und Sclaverei durch die wandernden Horden nach sich. Stellen wir diese Beispiele von Verhinderung socialer Integration durch gewisse Formen der Oberfläche und von Begünstigung derselben durch andere einander gegenüber, so können wir dieselben wohl mit dem Process des Zusammenschmiedens vergleichen, welcher nur dann wirksam durchgeführt werden kann, wenn sowohl Druck als Schwierigkeit, diesem Drucke auszuweichen, vorhanden sind.

Und hier werden wir in der That von selbst daran erinnert,

wie in extremen Fällen die Natur der Oberfläche dauernd den Typus des socialen Lebens bedingt, den dieselbe trägt. Von den ältesten bekannten Zeiten an sind jene dürren Landstriche im Osten von semitischen Stämmen bewohnt gewesen, deren primitive sociale Verhältnisse diesen Zuständen angepasst waren. In gleicher Weise ist die Beschreibung der Lebensweise und der socialen Organisation der Scythen bei HERODOT im Grunde genommen genau dieselbe, wie sie PALLAS von den Kalmücken giebt. Selbst wenn es vorkommen sollte, dass für nomadisches Leben geeignete Gebiete ihrer Ureinwohner beraubt würden, so müssten sie sich doch durch Flüchtlinge von benachbarten sesshaften Gesellschaften aus wieder bevölkern, und diese neuen Bewohner würden ebenso durch die Eigenthümlichkeiten ihres Wohnortes gezwungen, hin- und herzuwandern, und würden ebenso eine dieser Lebensweise angepasste Form der Vereinigung mit den zugehörigen Ideen, Gefühlen und Gebräuchen annehmen. Hiefür liegt in der That ein ganz modernes Beispiel vor, nicht zwar von einer wirklichen Wiedererzeugung eines angepassten Gesellschaftstypus, sondern vielmehr von einer Erzeugung de novo. Seit der Colonisation von Süd-America sind nämlich manche Pampas die Zufluchtsstätten von beduinenartigen Räuberstämmen geworden.

Eine fernere Eigenthümlichkeit der bewohnten Oberfläche, welche als einflussreicher Factor erwähnt zu werden verdient, ist der Grad ihrer Ungleichmässigkeit. Ceteris paribus sind verhältnissmässig einförmige Gebiete dem socialen Fortschritt entschieden ungünstig. Indem wir vorläufig ganz von ihrem Einfluss auf die Flora und Fauna absehen, bedingt Gleichartigkeit der Oberfläche nothwendig einen Mangel an verschiedenartigen unorganischen Stoffen, Mangel an vielfältiger Erfahrung, Mangel an abweichenden Gewohnheiten und bereitet dadurch der Entwickelung des Handels und der Künste des täglichen Lebens grosse Hindernisse. Weder Central-Asien, noch Central-Africa, noch die centrale Region des einen oder des anderen americanischen Continents ist der Sitz einer einheimischen Civilisation von irgendwie nennenswerther Höhe gewesen. In die russischen Steppen und in ähnliche Landstriche mag es zwar wohl möglich sein, eine anderswo entwickelte Civilisation zu verpflanzen, aber in ihnen selbst wird die Civilisation kaum je ihren Ursprung nehmen, weil eben die differencirenden Einflüsse ungenügend sind. Auch anderwärts hat die Gleichförmigkeit des Wohn-

orts, selbst wenn sie auf ganz andere Weise hervorgebracht war, dieselbe Wirkung gehabt. So wirft Prof. DANA bei der Besprechung der Korallen-Inseln die Frage auf: „Wie viele der mannigfaltigen „Künste des civilisirten Lebens konnten in einem Lande bestehen, „wo Muschelschalen die einzigen schneidenden Instrumente sind, „wo süsses Wasser kaum für die Bedürfnisse des täglichen Gebrauches „in genügender Menge vorhanden ist, wo es keine Ströme, keine „Berge, nicht einmal Hügel giebt? Wie viel von der Poesie und „Literatur Europas würde wohl solchen Menschen verständlich sein, „deren Ideenkreis sich nur bis an die Grenzen einer Korallen-Insel „ausdehnt, die sich nie von einer Landoberfläche mehr als eine „Meile breit eine Vorstellung gemacht haben, oder von einem Ab-„hange, der höher wäre als der Strand, oder von einem Wechsel „der Jahreszeiten grösser als eine Veränderung in der Regenmenge?“ — Dagegen ist die Wirkung, welche geologische und geographische Ungleichartigkeit auf die Beförderung der socialen Ausbildung hervorbringen, um so erheblicher. Wenn auch das Nilthal an sich betrachtet keineswegs in hohem Maasse Mannigfaltigkeit des Charakters zeigt, so kann man sie ihm doch im Vergleich zu den angrenzenden Gebieten zuschreiben; und es bietet vor Allem den Factor dar, welcher das constanteste Antecedens der Civilisation zu sein scheint: die unmittelbare Nachbarschaft von Land und Wasser. Obgleich die Babylonier und Assyrier in einem Lande wohnten, das nicht sonderlich mannigfaltig gestaltet ist, so bietet es doch grosse Abwechselung im Vergleich mit den stromlosen Landstrichen, welche östlich und westlich davon liegen. Der Streifen Landes, in welchem die phönicische Gesellschaft entstand, vereinigte alle Vortheile einer beträchtlich ausgedehnten Küstenlinie: viele Flüsse durchströmen dieselbe und bieten an ihren Mündungen günstige Punkte für die Hauptstädte dar; Ebenen und Thäler breiten sich gegen das Innere aus, von Hügeln unterbrochen und im Hintergrunde von Bergen abgeschlossen. In noch viel höherem Maasse aber zeichnet sich dasjenige Gebiet, in welchem die Entwickelung der griechischen Gesellschaft stattfand, durch Ungleichartigkeit aus. Es ist reich an Abwechselung in der mannigfaltigen und complicirten Vertheilung von Land und Wasser, in der Gestaltung seiner Oberfläche, in der Beschaffenheit seines Bodens. So bemerkt Herr TOZER in seinen „Vorträgen über die Geographie von Griechenland“: „Kein Theil von Europa — vielleicht wäre es

„nicht zu viel gesagt, kein Theil der ganzen Welt — bietet eine „solche Mannigfaltigkeit von Naturverhältnissen innerhalb desselben „Bezirkes dar wie Griechenland.“ In der That bemerkten schon die alten Griechen selbst den Einfluss der localen Umstände innerhalb ihres eigenen Gebietes, insofern es sich um die Verschiedenheit zwischen Küste und Innerem handelte. Hierüber sagt Herr Grote: — „Die alten Philosophen und Gesetzgeber empfanden leb„haft den Gegensatz zwischen einer im Innern des Landes gelegenen „und einer Seestadt. In jener Einfachheit und Einförmigkeit des „Lebens, Festhalten an den altgewohnten Gebräuchen und Abneigung „gegen Alles, was neu oder fremd ist, grosse Intensität der per„sönlichen Sympathien und ein eng begrenzter Kreis von Dingen „sowohl wie von Vorstellungen; in der letzteren Mannigfaltigkeit „und Frische der Wahrnehmungen, Beweglichkeit der Phantasie, „Duldung und gelegentlich sogar Bevorzugung ausländischer Sitten, „grössere Thätigkeit des Einzelnen und entsprechende Veränderlich„keit des Staates.“ (Geschichte von Griechenland, Band II. S. 296.)

Wenn es auch einleuchtend ist, dass die hier beschriebenen Wirkungen der Hauptsache nach diejenigen sind, die überhaupt dem Verkehr mit Fremden entspringen, so ist dieser selbst doch wieder von den örtlichen Beziehungen von Land und Wasser abhängig und daher müssen wir diese Bedingungen als die primären Ursachen des Unterschiedes anerkennen. Indem wir uns mit der Bemerkung begnügen, dass die Civilisation in Italien gleichermaassen einen Wohnsitz von höchst vielseitiger Natur in geologischer wie geographischer Hinsicht vorfand, können wir zur neuen Welt übergehen, wo uns dieselbe Thatsache entgegentritt. Central-America, das der Ausgangspunkt aller dort einheimischen Civilisationen war, zeichnet sich durch verhältnissmässige Vielgestaltigkeit aus, ganz besonders was seine doppelte Küstenlinie betrifft. Ähnliches gilt von Mexico und Peru. Das mexicanische Tafelland war rings von Bergen umgeben und enthielt zahlreiche schöne Seen, unter welchen der von Tezcuco mit seinen Inseln und Ufern der Sitz der Regierung wurde; und nicht nur, dass die Oberfläche von Peru sehr mannigfaltig gestaltet ist —: wir finden überdies, dass die Macht der Ynkas sich speciell von den gebirgigen Inseln des grossen, unregelmässigen, hochliegenden Titicacasees ausbreitete.

In wiefern der Boden, einfach in Hinsicht auf seine Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit betrachtet, den Fortschritt beeinflusst, verdient gleichfalls noch erwähnt zu werden. Die Ansicht, dass Überfluss an mit geringer Anstrengung erreichbarer Nahrung der socialen Entwickelung ungünstig sei, entbehrt zwar nicht ganz der Richtigkeit, ist aber keineswegs so unzweifelhaft zutreffend, wie man gewöhnlich annimmt. Die verschiedenen halbcivilisirten Bewohner des Grossen Oceans — die Sandwich-Insulaner, die Tahitier, die Bewohner der Tonga-, Samoa-, Fidschi-Inseln — zeigen uns, wie beträchtliche Fortschritte an Stellen gemacht werden konnten, wo grosse Fruchtbarkeit das Leben ausserordentlich erleichterte. In Sumatra, wo die Üppigkeit des Pflanzenwuchses so gross ist, dass der Reis 80—140fältige, und in Madagascar, wo er 50—100-fältige Frucht trägt und wo auch die übrigen Erträgnisse der Arbeit in ähnlicher Weise reich ausfallen, ist die sociale Entwickelung nicht unbeträchtlich gewesen. Gleiches finden wir auf dem benachbarten Continent. Die Kaffern, die einen mit reichen und ausgedehnten Weideplätzen gesegneten Landstrich bewohnen, bilden einen günstigen Gegensatz, sowohl was die einzelnen Individuen als was ihre socialen Verhältnisse betrifft, zu den benachbarten Völkern, die Gegenden inne haben, welche verhältnissmässig unfruchtbar sind. Und ebenso besitzen jene Theile von Central-Africa, wo die eingeborenen Racen die grössten socialen Fortschritte gemacht haben, wie namentlich die Völker von Aschanti und Dahomey, eine ausserordentlich üppige Vegetation. In der That brauchen wir uns blos des Nilthales und jenes aussergewöhnlichen Vorganges der Fruchtbarmachung zu erinnern, welchem dasselbe naturgemäss unterworfen ist, um einzusehen, dass die älteste sociale Entwickelung, von der wir Kunde haben, in einer Gegend begann, welche abgesehen von der Erfüllung anderer Erfordernisse sich namentlich auch durch grosse Fruchtbarkeit auszeichnete.

Und hier können wir nun hinsichtlich der Fruchtbarkeit eine Wahrheit constatiren ähnlich derjenigen, zu der wir hinsichtlich des Klimas gelangten, dass nämlich die ersten Stufen des socialen Wachsthums und der Weiterbildung nur da möglich sind, wo die zu überwindenden Widerstände verhältnissmässig gering sind. Ebenso wie jene Kunstfertigkeiten, durch welche der Wärmeverlust verhindert oder ausgeglichen werden kann, erst eine beträchtliche Ausbildung erlangen müssen, bevor die relativ rauhen Gegenden

dichter bevölkert werden können, so muss auch der Ackerbau eine gewisse Höhe erreicht haben, bevor die weniger fruchtbaren Landstriche eine hinlänglich zahlreiche Bevölkerung zu ernähren vermögen, um sociale Entwickelung zu begünstigen. Und da Kunstfertigkeiten jeder Art nur dann Fortschritte machen können, wenn die Gesellschaften selbst an Grösse und innerer Ausbildung zunehmen, so folgt daraus, dass zuerst Gesellschaften vorhanden sein müssen, deren Wohnorte reichliche Nahrung auf einfachem Wege erlangen lassen, bevor die Kunstfertigkeiten sich ausbilden können, welche erforderlich sind, um minder fruchtbare Gebiete zugänglich zu machen. So lange eine Gesellschaft noch schwach und wenig entwickelt ist, vermag sie ihre Existenz nur da zu fristen, wo die Verhältnisse ihr die geringsten Anstrengungen auferlegen; während anderseits die Fähigkeit, unter Verhältnissen zu leben, welche höhere Ansprüche stellen, nur solchen kräftigeren und höher entwickelten Gesellschaften zukommen kann, welche von diesen abstammen und die von ihnen erworbene Organisation sammt ihren Kunstfertigkeiten und ihrem Wissen ererbt haben.

Es darf aber dabei nicht übersehen werden, dass Mannigfaltigkeit in der Beschaffenheit des Bodens ein wichtiger Nebenfactor ist, da derselbe seinen Einfluss darin geltend macht, dass er jene Mannigfaltigkeit der pflanzlichen Erzeugnisse bestimmt, welche dem socialen Fortschritt so ausserordentlich förderlich ist. Im Damaraland, wo die Einförmigkeit der Oberfläche so gross ist, dass vier Arten von Mimosen beinah jede andere Baum- oder Strauchart ausschliessen, muss offenbar, abgesehen von anderen Hindernissen des Fortschrittes, schon die geringe Mannigfaltigkeit der Producte ein wesentliches Hinderniss sein. Doch damit berühren wir schon eine andere Gruppe von Factoren.

§. 18.

In welcher Weise der Charakter der Flora eines Gebietes darauf Einfluss hat, ob dasselbe zur Erhaltung einer Gesellschaft geeignet ist oder nicht, braucht kaum erst nachgewiesen zu werden. Gleichwohl muss hervorgehoben werden, dass, während eine mangelhafte Flora ein negatives Hinderniss socialen Fortschrittes bildet, eine üppige Flora ihm deshalb noch keineswegs nothwendig förderlich sein muss, sondern sehr wohl denselben hemmen kann. Wir wollen auf beide Fälle einen Blick werfen.

Manche Eskimos haben überhaupt kein Holz und andere nur so viel, als ihnen mit der Meeresströmung als Treibholz zugeführt wird. In diesem extremen Falle, wo die Menschen Schnee oder Eis zum Aufbau ihrer Häuser verwenden müssen und sich nicht anders helfen können, als indem sie ihre Trinkgefässe aus Seehundshaut, ihre Angelschnüre und Fischernetze aus Fischbein und sogar ihre Bogen aus Knochen und Horn herstellen, zeigt sich uns deutlich, wie sehr jeder Fortschritt in den Kunstfertigkeiten des Lebens durch den Mangel geeigneter pflanzlicher Producte verhindert wird. Ebenso beweist uns diese arktische Race wie auch die beinahe antarktischen Feuerländer, dass der Mangel oder die ausserordentliche Seltenheit von fruchtbringenden Pflanzen eine unübersteigbare Schranke für socialen Fortschritt bildet, indem sie die Menschen dazu zwingt, sich auf thierische Nahrung zu beschränken, die natürlich nur in geringerer Menge zugänglich sein kann. Ein noch besseres Beispiel als dieses, bei dem es sich um Gegenden handelt, wo die ausserordentliche Kälte ein mitwirkendes Hemmniss ist, liefert uns Australien; denn hier, in einem Klima, das im Ganzen sehr günstig ist, war die geringe Anzahl fruchttragender und anderweitig verwendbarer Pflanzen eine wichtige Theilursache des beständigen Stehenbleibens auf der niedrigsten Stufe der Barbarei. Jene weiten Strecken dieses Landes, die nicht mehr als einen Bewohner auf sechzig Quadratmeilen zu ernähren vermögen, lassen auch nicht im Entferntesten solche Dichtigkeit der Bevölkerung zu, wie sie eine nöthige Bedingung der Civilisation ist.

Nachdem wir auf solche Weise dargelegt, in wiefern eine Zunahme der Bevölkerung, welche ihrerseits den Fortschritt in der socialen Entwickelung ermöglicht, durch Reichthum an pflanzlichen Erzeugnissen gefördert wird, wie dies ja auch oben bei Besprechung der Fruchtbarkeit des Bodens gezeigt wurde, können wir nun umgekehrt nachweisen, wie Mannigfaltigkeit der pflanzlichen Erzeugnisse zum selben Ergebniss führen kann. Nicht nur da, wo es sich um die wenig entwickelten Gesellschaften handelt, die in von Pflanzen zahlreicher Species bedeckten Gegenden wohnen, lässt sich erkennen, dass die Abhängigkeit von mancherlei Arten von Wurzeln, Früchten, Cerealien u. s. w. einen Schutz gegen die Hungersnöthe bildet, welche so leicht in Folge des Fehlschlagens einer einzigen Nährpflanze eintreten; sondern wir sehen auch, dass die zahlreichen nutzbaren Stoffe, die von einer verschiedenartig zusammengesetzten

Flora geliefert werden, eine beträchtliche Vervielfältigung der Werkzeuge, in Folge dessen einen Fortschritt in den Kunstfertigkeiten und zu gleicher Zeit eine höhere Entwickelung der Geschicklichkeit und Intelligenz ermöglichen. Die Tahitier finden auf ihrer Insel mancherlei Holzarten, die sich für das Balkenwerk und die Dächer ihrer Häuser eignen, nebst Palmblättern zur Bedeckung derselben; sie finden Pflanzen, welche ihnen Fasern liefern, woraus sie Seile und Angelschnüre zusammendrehen, Matten flechten u. s. w.; die Taparinde dient, wenn sie richtig zubereitet wurde, als Stoff für ihre verschiedenen Kleidungsstücke; sie verwenden Cocosnussschalen als Trinkgefässe u. s. w., andere Dinge als Körbe, Siebe und mancherlei Hausgeräthe; sie haben Pflanzen, welche ihnen die Parfüms zu ihren Salben, Blüthen zu Kränzen und Halsbändern liefern, sie haben Farben, um Muster auf ihre Kleider zu drucken, — und neben alledem noch eine grosse Mannigfaltigkeit von Nahrungsmitteln: Brodfrucht, Taro *(Colocasia macrorhiza)*, Yams, Bataten *(Convolvulus edulis)*, Arrow-Root, Farnwurzeln, Cocosnüsse, Pisangfrüchte und Bananen (*Musa paradisiaca* und *M. sapientum*), Jambo *(Jambosa vulgaris*), Ticor- *(Curcuma-)* Wurzeln, Zuckerrohr u. s. w.; die sie in den Stand setzen, die verschiedenartigsten Gerichte herzustellen. Die Nutzbarmachung aber aller dieser Dinge erzeugt offenbar eine Cultur und eine Übung, die in mannigfaltigster Weise zur Beförderung des socialen Fortschrittes zusammenwirken. Von welch grossem Einflusse die Verschiedenartigkeit der Flora in der angedeuteten Weise sein kann, lässt sich aus der Beobachtung erschliessen, dass dieselbe sehr ähnliche Resultate bei einem benachbarten, aber in seinem ganzen Charakter wie in seiner politischen Organisation weit abweichenden Volke hervorgebracht hat. Die Fidschi-Insulaner, grausame Cannibalen, welche von in mancher Hinsicht durchaus antisocialen Gefühlen geleitet werden, haben eine Ausbildung ihrer Kunstfertigkeiten erreicht, die wohl mit derjenigen der Tahitier verglichen werden kann, und eine Arbeitstheilung und gewerbliche Organisation, die sogar höher stehen, in einem Wohngebiete, das ebenso durch grosse Mannigfaltigkeit der pflanzlichen Erzeugnisse ausgezeichnet ist. Unter den tausenderlei Arten der auf den Fidschi-Inseln einheimischen Gewächse giebt es einige, welche den Eingeborenen Stoff für beinah alle Zwecke liefern, von der Herstellung eines Kriegscanoes, das an die dreihundert Mann fassen kann, bis herab zur Bereitung von Farbe und wohlriechen-

den Specereien. Man könnte dem entgegenhalten, dass die Neuseeländer, bei denen wir doch eine sociale Entwickelung von ähnlicher Stufe finden, wie sie auf Tahiti und den Fidschi-Inseln erreicht ist, ein Gebiet bewohnen, dessen einheimische Flora keineswegs sehr mannigfaltig war. Allein darauf lässt sich antworten, dass die Neuseeländer sowohl durch ihre Sprache als durch ihre Mythologie beweisen, dass sie sich von den übrigen Malayo-Polynesiern gesondert haben, nachdem die Kunstfertigkeiten bereits erhebliche Fortschritte gemacht hatten, und dass sie diese Kunstfertigkeiten (nebst mehreren angebauten Pflanzen) in eine Gegend verpflanzten, welche, wenn auch arm an geniessbaren Gewächsen, doch einen grossen Reichthum an anderweitig verwendbaren Pflanzen darbot.

Wie oben angedeutet wurde, ist blosse Üppigkeit der Vegetation an sich in manchen Fällen ein Hinderniss des Fortschrittes, — das heisst Üppigkeit einer Vegetation, welche doch keine brauchbaren Stoffe liefert. Selbst die rauhen Gegenden, welche die Feuerländer bewohnen, werden, so sonderbar es klingen mag, noch unbewohnbarer gemacht durch das dichte Wachsthum von nutzlosem Unterholz, welches die felsigen Hügel bedeckt. Und obgleich die Bewohner der Andamanen-Inseln unter im Übrigen ganz verschiedenartigen Bedingungen leben, so werden sie doch ebenso durch das undurchdringliche Dickicht, welches das Land bedeckt, auf die Küstenstriche beschränkt. In der That sind in ähnlicher Weise viele tropische Gegenden, die sogar für theilweise civilisirte Völker durch ihre Dschungeln und verworrenen Wälder beinah nutzlos wurden, für die Eingeborenen ganz und gar unzugänglich gewesen, so lange dieselben keine Werkzeuge besassen, um sich in denselben Bahn zu brechen. Der Mensch der Urzeit, der nur erst im Besitze roher Steinwerkzeuge war, konnte demnach nur wenige Stellen auf der Erdoberfläche finden, die weder zu unfruchtbar noch von einem allzu üppigen Wachsthum bedeckt und dadurch für ihn tauglich waren: — was uns abermals daran erinnert, dass auf der niedrigsten Stufe stehende Gesellschaften ganz und gar von den Bedingungen ihrer Umgebung abhängig sind.

§. 19.

Endlich ist noch der Fauna der bewohnten Gegenden mit einigen Worten zu gedenken. Dieselbe hat augenscheinlich einen

mächtigen Einfluss sowohl auf den Grad des socialen Wachsthums als auch auf den Typus desselben.

Indem das Vorhandensein oder der Mangel von zur Nahrung geeigneten wilden Thieren seine Wirkung dadurch geltend macht, dass es die Natur des individuellen Lebens bedingt, gewinnt es auch Einfluss auf die Bestimmung der Natur der socialen Organisation. Wo ein grosser Reichthum an Wild zum Unterhalt der eingeborenen Stämme vorhanden war, wie in Nord-America, da machte sich natürlich das Streben geltend, die Jagd als vorherrschende Beschäftigung beizubehalten, und indem nun die Wanderungen hinter dem Wilde her eine mehr oder weniger nomadische Lebensweise mit sich brachten, war damit ein dauerndes Hinderniss für den Ackerbau, für die Zunahme der Bevölkerung und für industrielle Weiterentwickelung gegeben. Wir brauchen blos den entgegengesetzten Fall der verschiedenen polynesischen Völker in Betracht zu ziehen und zu beachten, wie dieselben durch den Mangel einer irgendwie nennenswerthen Landfauna zum Ackerbau gezwungen worden sind, der nothwendig von sesshaftem Leben, stärkerer Bevölkerung und Fortschritt in den Kunstfertigkeiten begleitet war, um einzusehen, welchen bedeutenden Einfluss die Art und die Menge von nutzbarem Thierleben in einem bestimmten Gebiete auf die Civilisation ausübt.

Werfen wir einen Blick auf den in den heute noch lebenden Hirtenvölkern verkörperten Gesellschaftstypus, welcher in vergangenen Zeiten eine so wichtige Rolle im menschlichen Fortschritt gespielt hat, so sehen wir abermals, dass über weite Landstrecken hin die einheimische Fauna im höchsten Grade einflussreich war, als sich daselbst die Form der socialen Vereinigung zu fixiren begann. Einerseits wäre ohne Pferde, Kamele, Rinder, Schafe, Ziegen — lauter zur Domestication geeignete Säugethiere — die Lebensweise, welche die drei grossen erobernden Racen in ihren Wohngebieten führten, von vornherein unmöglich gewesen, und anderseits verhinderte diese Lebensweise, die natürlich ihr angepasste sociale Beziehungen im Gefolge hatte, so lange sie beibehalten wurde, jene Ausbildung grösserer sesshafter Vereinigungen, welche für höhere sociale Beziehungen unumgänglich nöthig ist. Erinnern wir uns der Lappländer mit ihren Rennthieren und Hunden, der Tartaren mit ihren Pferden und Rinderherden und der südamericanischen Völker mit ihren Lamas und Meerschweinchen, so wird überdies

klar, dass die Natur der Fauna verbunden mit derjenigen des Bodens in vielen Fällen auch heute noch eine wirksame Ursache des Stillstandes auf einer gewissen Entwickelungsstufe bildet.

Während die Fauna somit einen wichtigen Factor darstellt, jenachdem sie eine grosse oder geringe Anzahl von für den Menschen nützlichen Gliedern enthält, wird sie auch in der Hinsicht zu einem wichtigen Factor, dass sie eine grosse oder geringe Menge von schädlichen Thieren umfasst. Das Vorhandensein grösserer Raubthiere ist an manchen Orten ein ganz erhebliches Hinderniss für das Fortbestehen socialen Lebens: so in Sumatra, wo nicht selten ganze Dörfer durch Tiger entvölkert werden; so auch in Indien, wo „eine einzige Tigerin die Zerstörung von dreizehn Dörfern ver„ursachte, wodurch 256 Quadratmeilen Landes der Cultur entzogen „wurden“, und wo „im Jahre 1869 eine Tigerin 127 Menschen „tödtete und eine öffentliche Strasse für viele Wochen unpassirbar „machte“. In der That brauchen wir uns nur der Schrecknisse zu erinnern, welche die Wölfe in früheren Zeiten in England hervorriefen und heutzutage noch in nördlichen Theilen von Europa hervorrufen, um uns zu veranschaulichen, wie sehr jene vollkommene Freiheit, Beschäftigungen ausserhalb des Hauses auszuführen, und die ungehemmte Freiheit des Verkehrs, welche beide wesentliche Bedingungen des socialen Fortschrittes sind, durch Raubthiere beeinträchtigt werden können. Auch darf nicht übersehen werden, in welchem Umfange die völlige Dienstbarmachung des Bodens, die mit der Ausbildung des Ackerbaues verbunden ist, gelegentlich durch Reptilien verhindert werden kann. Hier mag abermals Indien als Beispiel dienen, wo nach Dr. Fayrer's neuestem Werk alljährlich 20,000 Menschen in Folge des Bisses von Schlangen sterben — eine Zahl, die in den letzten officiellen Berichten bis auf 25,664 ansteigt. Zu diesen Übeln, welche unmittelbar durch die höheren Thiere hervorgerufen werden, kommen aber noch die indirecten Übel, welche ihre Bundesgenossen, die Insecten, durch Zerstörung der Ernten erzeugen. Manchmal scheinen Beschädigungen dieser letzteren Art die Richtung des individuellen und in Folge dessen auch des socialen Lebens ganz wesentlich zu beeinflussen, wie z. B. im Kafferland, wo die Feldfrüchte grossen Verheerungen durch Säugethiere, Vögel und Insecten ausgesetzt sind und wo die hiedurch hervorgerufene Entmuthigung einen Fortschritt vom Hirtenzustande auf eine höhere Stufe unmöglich macht, oder wie im Ge-

biete der Betschuana, das „zwar von zahllosen Herden von Jagd-„wild bevölkert ist, aber häufig durch Heuschreckenschwärme gänz-„lich verwüstet wird“. Wo die industrielle Thätigkeit noch schwach entwickelt ist, da muss offenbar Ungewissheit über den Ertrag der Arbeit jede Weiterbildung derselben verhindern und die Neigung zur Rückkehr in ältere Lebensformen begünstigen, sofern diese überhaupt noch möglich sind.

Manche andere Übelstände, die vorzugsweise durch Insecten verursacht werden, legen oft dem socialen Fortschritt schwere Hindernisse in den Weg. Selbst die uns nahe liegenden Erfahrungen aus Schottland, wo einen die Mücken häufig ins Haus zurücktreiben, möchten genügen, um begreiflich zu machen, wie sehr die „Fliegenplage“ in tropischen Gegenden jede andauernde Thätigkeit im Freien beeinträchtigen muss, wo ja die Menschen an sich schon der Arbeit abgeneigt sind. Wo wie am Orinoco der Morgengruss stets lautet: „Wie haben euch die Moskitos zugesetzt?“ und wo die Qual so gross ist, dass ein Priester nicht glauben wollte, dass HUMBOLDT sich derselben freiwillig unterworfen habe, blos um das Land zu sehen, — da muss das Bedürfniss nach Erleichterung oft über den bereits schwachen Antrieb zur Arbeit die Oberhand erhalten. Sogar die Wirkungen von Fliegen auf das Vieh können indirect das sociale Leben beeinflussen, wie bei den Kirgisen, welche im Mai, wo die Steppen mit der üppigsten Weide bedeckt sind, durch die Fliegenschwärme genöthigt werden, mit ihren Herden in die Berge zu ziehen, oder wie in Africa, wo die Tsetsefliege an manchen Stellen das Hirtenleben geradezu verbietet. Und endlich bringen in anderen Fällen die Termiten grosse Entmuthigung hervor, welche in gewissen Theilen von Ost-Africa Kleider, Geräthe, Betten u. s. w. verzehren. „Ein Mann kann heute reich sein und morgen arm wer-„den durch die Verwüstungen der weissen Ameisen“, sagte ein portugiesischer Kaufmann zu LIVINGSTONE. Allein dies sind noch keineswegs die einzigen Übel, die sie verursachen; denn ganz richtig bemerkt HUMBOLDT: „wo die Termiten alle Documente zerstören, da „ist auch keine vorgeschrittene Civilisation möglich.“

So besteht also eine innige Wechselbeziehung zwischen dem an einem bestimmten Orte einheimischen Typus des socialen Lebens und dem Charakter der einheimischen Fauna. Vorhandensein oder Fehlen nützlicher Arten und Vorhandensein oder Fehlen schädlicher Arten üben stets ihre günstigen und hemmenden Wirkungen

aus. In jedem einzelnen Falle variiren diese Wirkungen in gleichem Verhältnisse wie die Besonderheiten und Proportionen dieser Ursachen und es wird dadurch nicht allein eine Förderung oder Verzögerung des socialen Fortschrittes im Allgemeinen bewirkt, sondern auch in grösserem oder geringerem Grade eine eigenthümliche Beschaffenheit der Structur und der Functionen einer Gemeinschaft hervorgerufen.

§. 20.

Alle diese ursprünglichen äusseren Factoren aufzuzählen und in ihren mannigfaltigen Abstufungen und Combinationen ausführlich zu beschreiben, ist hier nicht unsere Aufgabe. Eine nur annähernd vollständige Darstellung der im Obigen kurz charakterisirten Classen würde Jahre erfordern und überdies wären dann manche besondere Einflüsse der umgebenden Bedingungen hinzuzufügen, die noch gar nicht erwähnt worden sind.

Es müssten die Wirkungen der Verschiedenheiten im Grade und der Vertheilung des Lichtes besprochen werden, wofür das häusliche Leben und die Cultur ein Beispiel ist, welche die arktische Nacht bei den Isländern hervorgerufen hat; ebenso ferner die untergeordneten Wirkungen, welche auf grösserer oder geringerer Helligkeit des gewöhnlichen Tageslichtes in sonnigen und wolkenreichen Himmelsstrichen beruhen und ihren Einfluss auf den geistigen Zustand und damit auch auf die Thätigkeit der Bewohner geltend machen. Die bekannte Thatsache, dass durchschnittliche Klarheit des Wetters und durchschnittlich rauhe Witterung respective zu socialem Verkehr im Freien und zu Familienleben im Hause führen und auf diese Weise den Charakter der Bürger beeinflussen, müsste mit in Rechnung gezogen werden. Nicht minder dürften die Modificationen der volksthümlichen Vorstellungen und Gefühle nicht übersehen werden, welche imponirende meteorologische und geologische Erscheinungen hervorbringen. Und neben diesen Wirkungen, welche solche grossartige und unerwartete Entfaltungen der Naturkräfte auf die Phantasie der Menschen und in Folge dessen auf ihr Benehmen ausüben, — Wirkungen, auf die namentlich Herr Buckle so grosses Gewicht legte, — wären noch Wirkungen derselben von anderer Art zu erwähnen, wie z. B. die, welche häufige Erdbeben an einem bestimmten Orte auf den Typus der Architectur haben, indem sie

eine Vorliebe für niedrige und leicht gebaute Häuser verursachen und dem gemäss sowohl die häuslichen Einrichtungeu als die Pflege des Schönen modificiren. Ebenso hat die Beschaffenheit des Brennmaterials, das einem Orte zur Verfügung steht, ihre bestimmten Folgen, welche sich in mancherlei Richtung verzweigen, wie wir dies z. B. in dem Contraste erkennen zwischen unserem kohlenbrennenden London mit seinen geschwärzten Häuserreihen, welche durch die Absorption des Lichtes düster und bedrückend werden, und den holzbrennenden Städten des Continents, wo allgemeine Helligkeit und die Anwendung lebhafter Farben einen ganz anderen Gemüthszustand erzeugen, der auch ein anderes Resultat mit sich bringt. Wie sehr der mineralogische Charakter einer Gegend die Civilisationsstufe und die industriellen Einrichtungen beeinflusst, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Vollständiger Mangel an Metallen kann einen Fortschritt aus dem Steinzeitalter heraus örtlich verhindern; Vorhandensein von Kupfer mag den ersten Anstoss zu diesem Fortschritt geben; Vorhandensein oder Nähe von Zinn, wodurch die Herstellung von Bronce möglich wird, mag einen weiteren Schritt veranlassen, und wenn Eisenerze zu beschaffen sind, so kann sofort abermals ein Schritt vorwärts gethan werden. Ähnlicher Weise bedingt das Vorkommen oder der Mangel von Kalk zur Herstellung von Mörtel die Grösse sowie den Typus privater und öffentlicher Gebäude und übt dadurch seinen Einfluss auf häusliche und sociale Gewohnheiten wie auch auf die ästhetische Entwickelung aus. Sogar bis herab zu solchen kleinen Besonderheiten, wie es das Vorkommen von heissen Quellen ist, welches im alten Central-America eine örtliche Blüthe der Töpferkunst hervorrief, müssten wir den Einfluss jeder einzelnen Combination von Bedingungen auf den Charakter der vorwiegenden Industrie und dadurch theilweise auch auf den Typus der socialen Organisation verfolgen.

Allein die detaillirte Darstellung der ursprünglichen äusseren Factoren, sei es der wichtigeren Art, wie sie auf den vorhergehenden Seiten angedeutet wurde, sei es von untergeordneter Art, wofür wir soeben die Beispiele gaben, gehört in das Gebiet, was wir hier als specielle Sociologie unterscheiden können. Wer es unternehmen wollte, von den allgemeinen Principien der Wissenschaft ausgehend die Entwickelung jeder einzelnen Gesellschaft zu erklären, der müsste eine erschöpfende Darstellung dieser zahlreichen Localursachen in ihren mannigfaltigen Formen und Abstufungen

geben. Ein solches Unternehmen aber muss den Sociologen der Zukunft überlassen bleiben.

§. 21.

Hier ist es blos meine Absicht gewesen, eine allgemeine Vorstellung von den ursprünglichen äusseren Factoren in ihren verschiedenen Classen und Ordnungen zu geben, um dem Leser die im vorhergehenden Capitel unvermittelt hingestellte Wahrheit eindrücklich zu machen, dass die Eigenthümlichkeiten der Umgebung mit den Eigenthümlichkeiten der menschlichen Wesen zusammenwirkend die socialen Erscheinungen bestimmen.

Die Aufzählung dieser ursprünglichen äusseren Factoren und die Betrachtung über die wesentliche Rolle, welche sie spielen, hat neben anderen das Resultat gehabt, uns eine sehr leicht zu übersehende Thatsache zur Anschauung zu bringen, die nämlich, dass die früheren Stufen der socialen Entwickelung viel mehr von localen Bedingungen abhängig sind als die späteren. Wenn auch Gesellschaften von der Art, wie wir sie vor Augen haben, hoch organisirt, reich mit Hülfsmitteln versehen, vorgeschritten in der Wissenschaft, vermöge ihrer mannigfaltigen Kunstfertigkeiten auch in ungünstigen Wohngebieten fröhlich gedeihen können, so ist dies doch bei schwachen, unorganisirten Gesellschaften nicht der Fall: sie stehen in unmittelbarer Abhängigkeit von ihrer natürlichen Umgebung. Und da wir sehen, dass dies von den gegenwärtig lebenden niedrigen socialen Typen gilt, so dürfen wir wohl schliessen, dass es noch viel mehr auf die weniger entwickelten Typen Anwendung finde, welche jenen vorausgingen.

Es mag gleichfalls noch bemerkt werden, dass wir damit auch eine Antwort auf gewisse Fragen finden, die manchmal als Zeugnisse gegen die allgemeine Lehre von der socialen Entwickelung aufgestellt werden: — Wie kommt es, dass so viele wilde Völkerstämme während der langen Periode, über welche sich die menschliche Überlieferung erstreckt, keine erkennbaren Fortschritte gemacht haben? Und wenn es richtig ist, dass das Menschengeschlecht schon während der letzten geologischen Perioden existirte, warum entstand denn in diesen hunderttausend oder mehr Jahren keine irgend nachweisbare Civilisation? Auf diese Fragen, sage ich, können wir nun genügend Antwort geben. Wenn wir die Classen und Ordnungen der ursprünglichen äusseren Factoren in der oben

gegebenen Darstellung überschauen und uns klar machen, wie selten nur jenes Zusammentreffen günstiger und das Fehlen ungünstiger Factoren sein konnte, durch welches allein die Keime von Gesellschaften zur Entwickelung gebracht werden können; — wenn wir uns erinnern, dass in demselben Maasse, als die Hülfsmittel roh und wenig zahlreich, das Wissen gering und das Vermögen des Zusammenwirkens unentwickelt ist, ein desto längerer Zeitraum auch erforderlich sein wird, um irgend eine Verbesserung den umgebenden Schwierigkeiten gegenüber zur Ausführung zu bringen; und wenn wir uns erinnern, dass eben diese Hülflosigkeit primitiver socialer Gruppen sie jedem ungünstigen Wechsel preisgab und so einen wiederholten Verlust der bereits errungenen Fortschritte verursachte, so wird es leicht verständlich sein, warum während ungeheurer Zeiträume keine nennenswerthe gesellschaftliche Entwickelung stattfand.

Nun aber, nachdem wir eine allgemeine Übersicht über diese ursprünglichen äusseren Factoren gegeben; nachdem wir die hochwichtige Rolle erkannt, welche sie in der socialen Entwickelung und ganz besonders während ihrer ersten Stufe spielen, und nachdem wir auch die Erklärung angeführt, welche wir dadurch für das späte Auftreten der Civilisation und für ihr Nichtauftreten im grössten Theil der Welt erhalten haben, können wir jede detaillirte Betrachtung derselben als etwas, was uns hier nicht unmittelbar angeht, bei Seite lassen. Denn wenn wir zu unserer eigentlichen Aufgabe, zu den Principien der Sociologie übergehen, so haben wir es mit Thatsachen der Structur und Function zu thun, die bei Gesellschaften im Allgemeinen zur Anschauung kommen und die wir, soweit es möglich ist, von den durch besondere Umstände bedingten besonderen Thatsachen getrennt halten müssen. Demgemäss werden wir uns hauptsächlich mit den Eigenthümlichkeiten der Gesellschaften beschäftigen, welche im wesentlichen von der inneren Natur ihrer Einheiten abhängen, mehr als wie mit den Eigenthümlichkeiten, welche durch besondere äussere Einflüsse bedingt sind; diese letzteren werden nur gelegentlich oder nur stillschweigend in Rechnung gezogen werden.

IV. Capitel.

Ursprüngliche innere Factoren.

§. 22.

Wie mit den ursprünglichen äusseren Factoren, so verhält es sich auch mit den ursprünglichen inneren Factoren: eine umfassende Darlegung derselben setzt eine viel genauere Kenntniss der Vergangenheit voraus, als wir je erlangen können. Auf der einen Seite müssen wir aus menschlichen Knochen und aus mancherlei Gegenständen, welche die Thätigkeit des Menschen verrathen und welche in geologischen Formationen und Höhlenablagerungen entdeckt wurden, die in so ferne Zeiten zurückreichen, dass seither grosse Veränderungen des Klimas und Andersvertheilungen von Land und Wasser stattgefunden haben, den Schluss ziehen, dass auch die Wohnorte des Menschengeschlechtes fortwährende Modificationen erlitten haben, wenn wir auch nur unbestimmt errathen können, welcher Art dieselben gewesen sein mögen. Auf der anderen Seite bringen es diese unaufhörlichen Veränderungen der Wohnorte mit sich, dass auch die ihnen unterworfenen Racen Veränderungen der Function und Structur erlitten haben; aber wieder können wir von den meisten derselben nichts weiter wissen, als dass sie stattfanden.

Die aus lauter Bruchstücken bestehenden Beweise, die gegenwärtig vorliegen, vermögen denn auch nicht, bestimmte Folgerungen hinsichtlich der Art und des Grades, worin sich die Menschen der fernen Vergangenheit von den jetzt lebenden Menschen unterschieden, zu verbürgen. Immerhin giebt es einzelne Überreste, welche für sich betrachtet eine Inferiorität des Typus der vorälterlichen Racen

andeuten. Der Neanderthal-Schädel und andere ähnliche mit ihren gewaltigen Supraorbitalbogen von so affenähnlichem Charakter gehören hieher. Dann wäre auch der Schädel zu erwähnen, welcher vor kurzem von Herrn GILLMAN in einer Anschwemmung des Detroitflusses, Michigan, gefunden wurde und welcher nach seiner Beschreibung durch die grosse Breite der Fläche, von der die Schläfenmuskeln entsprangen, sehr schimpanseähnlich ist. Allein da dieser merkwürdige Schädel unmittelbar neben anderen gefunden wurde, die nichts Besonderes darboten, und da man hinsichtlich des Schädels aus der Höhle im Neanderthal und ähnlicher nicht mit Bestimmtheit weiss, ob sie älteren Ursprungs sind als andere Schädel, die nur wenig von den gewöhnlichen Formen abweichen, so dürfen auch keine entscheidenden Schlüsse daraus gezogen werden.

Ähnliches muss man von anderen Theilen des Skelets sagen. Ein Knochen aus der Höhle von Settle, der daselbst nach Herrn GEIKIE's Meinung noch vor der letzten Interglacialperiode begraben und von Professor BUSK als dem Menschen angehörig erkannt wurde, wird von ihm als ein Theil „einer ungewöhnlich plumpen Fibula" beschrieben, und er fügt hinzu, dass er in seinem ganzen Aussehen einem anderen gleiche, welcher in einer Höhle zu Mentone gefunden worden ist. Zu gleicher Zeit aber hebt er hervor, dass sich im Museum des College of Surgeons in London eine Fibula aus der Jetztzeit befinde, die eben so plump sei. Es scheint also nur so viel mit Bestimmtheit ausgesprochen werden zu dürfen, dass eine Eigenthümlichkeit, welche zu jenen Zeiten häufig und wahrscheinlich ziemlich allgemein war, gegenwärtig selten geworden ist.

Eine ähnliche, vielleicht aber doch etwas bestimmtere Behauptung lässt sich hinsichtlich der ausserordentlich zusammengedrückten Gestalt der *Tibiae* (Schienbeine) bei gewissen ausgestorbenen Menschenracen aufstellen, welche man deshalb mit dem Reinamen „Platyknemier" bezeichnet hat. Diese Besonderheit, welche zuerst Prof. BUSK und Dr. FALCONER als charakteristisches Nerkmal der Menschen beschrieben, welche ihre Knochen in den Höhlen von Gibraltar zurückliessen, und die bald nachher auch von Herrn BROCA an den Überresten der Höhlenmenschen von Frankreich entdeckt wurde, hat Herr BUSK von Neuem an den Funden aus den Höhlen von Denbighshire beobachtet, und noch später hat Herr GILLMAN gezeigt, dass dieselbe die Tibiae charakterisirt, welche man neben den rohesten Steinwerkzeugen in Anschwemmungen am

Saint-Clairflusse, Michigan, gefunden hat. Da man diese Eigenthümlichkeit nicht bei irgend einer der heute lebenden Racen vorfindet, während sie in der Vorzeit Völkern zukam, die in so weit entfernten Gegenden lebten wie Gibraltar, Frankreich, Wales und Nordamerica, so dürfen wir wohl daraus schliessen, dass eine über ein weites Gebiet verbreitete vorgeschichtliche Race in diesem Punkte wenigstens von den heute lebenden Racen verschieden war.

Nur zwei allgemeine Folgerungen scheinen also durch die gegenwärtig bekannten Thatsachen verbürgt zu sein. Die erste ist die, dass in der fernen Vergangenheit ebenso wie heute verschiedene Varietäten des Menschen lebten, welche sich durch Abweichungen im Knochenbaue von sehr beträchtlichem Grade und wahrscheinlich noch durch andere Merkmale von einander unterschieden; und die zweite ist die, dass einzelne Spuren von Roheit und niedriger Entwickelung, die bei mehreren dieser alten Varietäten hervortraten, heutzutage entweder verschwunden sind oder nur noch als aussergewöhnliche Variationen vorkommen.

§. 23.

So können wir also hinsichtlich der ursprünglichen inneren Factoren, in dem umfassenden Sinne genommen, dass die Eigenthümlichkeiten des vorhistorischen Menschen darin einbegriffen sind, nur wenig Sicheres aussagen. Indem wir aber diese Wahrheit gebührend anerkennen, dürfen wir doch aus den Forschungen der Geologen und Archäologen getrost den Schluss ziehen, dass während längst vergangener Perioden so gut wie seit dem Beginn der geschichtlichen Zeit eine unaufhörliche Differencirung der Racen, eine fortwährende Überwältigung der Schwächeren und ungenügend Angepassten durch die Stärkeren und besser Angepassten, eine Vertreibung der niedrigeren Varietäten in unwirthliche Gegenden und gelegentlich auch eine völlige Vertilgung solcher niedriger Varietäten stattgefunden hat.

Indem wir nun also diese allgemeine Vorstellung vom primitiven Menschen festhalten, müssen wir uns damit begnügen, dieselbe so vollständig als möglich durch die Betrachtung jener noch lebenden Menschenracen zu verkörpern, welche sich, soweit man aus ihrer physischen Beschaffenheit und ihren Werkzeugen schliessen

darf, dem primitiven Menschen am meisten annähern. Indem wir es vorziehen, alle hier zu besprechenden Gruppen und Untergruppen von einzelnen Besonderheiten in drei Capitel zu vertheilen, statt sie zu einem zusammenzufassen, wollen wir nun zuerst die physischen, dann die emotionellen und zuletzt die intellectuellen Verhältnisse in Betracht ziehen.

V. Capitel.

Der primitive Mensch, — physisch.

§. 24.

Angesichts der Thatsache, dass zu den uncivilisirten Völkern auch die Patagonier gehören, welche die durchschnittliche Höhe von 6 — 7 Fuss erreichen, während in Africa heute noch Nachkommen jenes barbarischen Volkes leben, welches uns HERODOT als Pygmäen geschildert hat, können wir kaum behaupten, dass irgend eine directe Beziehung zwischen socialem Zustand und Körpergrösse bestehe. Unter den nordamericanischen Indianern giebt es Jägervölker von ausserordentlich schlankem Wuchse, während anderswo kurze und plumpe Jägervölker vorkommen, wie die Buschmänner. Auch von den Hirtenvölkern sind die einen kurz gewachsen wie die Kirgisen, die anderen wohlgebaut wie die Kaffern. Und ähnliche Verschiedenheiten findet man zwischen Stämmen von ackerbauender Lebensweise.

Gleichwohl lässt sich aus den Thatsachen, wenn man sie nur in ihrer Gesammtheit überschaut, eine durchschnittlich gültige Relation zwischen Barbarenthum und geringer Körpergrösse herauserkennen. In Nordamerica haben wir die Chinooks und mehrere benachbarte Stämme, welche als Menschen von niedriger Statur beschrieben werden, und die Schoschonen sollen von ganz winzigem Wuchse sein. Hinsichtlich der südamericanischen Völker wird behauptet, dass die Guyanaindianer meistens weit unter der Höhe von 5 Fuss 5 Zoll (engl.) zurückbleiben, dass die Arawaks durchschnittlich 5 Fuss 4 Zoll, die Guaranis aber selten 5 Fuss erreichen. Dasselbe gilt von den uncivilisirten Völkern Nordasiens. PALLAS

rechnet die Ostjaken zu den kurzen Menschen; die Kirgisen sollen durchschnittlich 5 Fuss 3—4 Zoll erreichen; und wir lesen, dass die Kamtschadalen „im Allgemeinen von niedriger Statur sind". Ähnliches finden wir auch in Südasien. Eine Autorität beschreibt die Tamulischen Ureinwohner von Indien als im Allgemeinen kleinere Menschen denn die Hindus. Ein anderer Schriftsteller, der die Stämme des Berglandes schildert, sagt von den Puttooahs, dass „die Männer 5 Fuss 2 Zoll und die Weiber 4 Fuss 4 Zoll nicht „überschreiten". Ein anderer schätzt die Lepchas im Durchschnitt auf ungefähr 5 Fuss. Und die Höhe der Juángs, vielleicht die verkommensten unter diesen Stämmen, wird bei den Männern für weniger als 5 Fuss, bei den Frauen weniger als 4 Fuss 8 Zoll angegeben. Am deutlichsten aber tritt diese gegenseitige Beziehung hervor, wenn wir die allerniedrigsten Racen zusammenstellen. Von den Feuerländern lesen wir, dass einzelne Stämme „nicht mehr als „5 Fuss hoch werden", von den Bewohnern der Andamanen, dass die Männer zwischen 4 Fuss 10 Zoll und beinah 5 Fuss variiren, von den Veddahs, dass ihre Grösse von 4 Fuss 1 Zoll bis zu 5 Fuss 3 Zoll steigt, während das durchschnittliche Maass nur ungefähr 4 Fuss 9 Zoll beträgt. Für die Buschmänner ferner wird als allgemeine Grösse 4 Fuss $4^1/_2$ Zoll angegeben oder nach Barrow's Mittheilung 4 Fuss 6 Zoll für die Männer und 4 Fuss für die Weiber, während ihre Verwandten, die Akka, welche vor kurzem erst von Schweinfurth im Herzen von Africa entdeckt wurden, nach seiner Beschreibung zwischen 4 Fuss 1 Zoll und 4 Fuss 10 Zoll schwanken; die Weiber, welche er nicht sah, werden wahrscheinlich noch kleiner sein.

Inwiefern ist dies nun ein ursprüngliches Merkmal niedriger Racen und inwiefern anderseits eine Besonderheit, die erst nachträglich durch die ungünstigen Wohnorte hervorgerufen wurde, wohin die höheren Racen sie vertrieben haben? Offenbar muss die zwerghafte Gestalt der Eskimos und Lappländer theilweise, wenn nicht vollständig, dem grossen physiologischen Aufwand zugeschrieben werden, der ihnen durch das Leben in ihrem rauhen Klima auferlegt wird; und es können diese Beispiele ebensowenig die Zwerggestalt des primitiven Menschen beweisen, als etwa die geringe Grösse der Shetlandponies beweist, dass die Vorfahren der Pferde ebenso klein gewesen seien. Ähnliches gilt hinsichtlich der Buschmänner, welche Nomaden in einem Gebiete „von so unfruchtbarem

„und ödem Charakter sind, dass weitaus die grössere Hälfte des-„selben überhaupt von keiner Art menschlicher Wesen bewohnbar „ist", — so dass man wohl annehmen darf, dass chronischer Nahrungsmangel ein niedrigeres Durchschnittsmaass des Wachsthums hervorgerufen habe. Da eben die Schwächeren stets von den Stärkeren nach den schlechtesten Wohnorten gedrängt wurden, so muss offenbar von jeher die Tendenz obgewaltet haben, die etwa vorhandenen ursprünglichen Verschiedenheiten in der Statur und Körperstärke noch grösser zu machen. Somit kann die Kleinheit dieser am meisten heruntergekommenen Menschen ursprünglich gewesen oder erworben sein, ebensogut aber auch theilweise ursprünglich und theilweise erworben.

In einem Falle jedoch glaube ich, auf eine gute Autorität gestützt, die niedrige Statur wahrscheinlich für ursprünglich halten zu dürfen. Die Thatsachen rechtfertigen keineswegs die Ansicht, dass die Buschmänner, die Akka und verwandte Stämme, die man in Africa antrifft, zwergartige Varietäten der Negerrace seien; sondern sie lassen eher vermuthen, dass sie die letzten Überbleibsel einer von den Negern aus ihren Stammsitzen versprengten Race bilden. Und diese von den physischen Verschiedenheiten verbürgte Annahme wird noch durch die allgemeine Wahrscheinlichkeit und durch die Analogie unterstützt. Ohne grosses Gewicht auf die vielbesprochene Zwergrace in den centralen Theilen von Madagascar oder auf die im Innern von Borneo legen zu wollen, genügt es, an die Bergvölker von Indien zu erinnern, welche die von der Fluth der Arier rings umschlossenen Reste der Ureinwohner bilden, oder an die weiter östlich lebenden Stämme, denen ein Gleiches durch die mongolische Invasion widerfuhr, oder an die Mantras auf der malayischen Halbinsel, um einzusehen, dass dieser selbe Process — für den wir überdies im vorhistorischen England in dem Aussterben der kleinen Menschen, deren Knochen in den Höhlen von Denbighshire begraben liegen, ein Beispiel haben — wahrscheinlich auch in Africa stattgefunden hat und dass diese Stämme von Zwergvölkern die Überbleibsel eines Volkes bilden, das von Anfang an klein war und nicht erst durch die Verhältnisse auf diese Grösse heruntergebracht wurde.

Indessen lassen sich auch wieder andere Thatsachen zum Beweis dafür anführen, dass wir nicht berechtigt sind, dem primitiven Menschen eine sehr beträchtlich geringere Grösse zuzuschreiben als

dem Menschen von höherem Typus. Die Australneger, welche sowohl individuell als in socialer Hinsicht sehr niedrig stehen, erreichen so ziemlich die mittlere Körpergrösse, und dasselbe war bei den jetzt ausgestorbenen Tasmaniern der Fall. Auch die Knochen von Racen, welche verschwunden sind, liefern keinen schlagenden Beweis dafür, dass der vorhistorische Mensch im Durchschnitt viel kleiner gewesen wäre als der historische Mensch. Wenn ich nun auch die Thatsache anerkenne, dass es unter den nicht vollständig uncivilisirten Völkern, wie den Fidschi-Insulanern, den Kaffern, einigen Negerstämmen u. s. w. sehr schöne Leute giebt, so habe ich nichtsdestoweniger die Meinung eines ausgezeichneten Naturforschers und Anthropologen auf meiner Seite, wenn ich behaupte, dass die niedrigsten Racen im Ganzen an Grösse die civilisirten Racen des nördlichen Europa nicht erreichen.

Wir werden wahrscheinlich das Rechte treffen, wenn wir schliessen, dass in vergangenen Zeiten wie heutzutage und dass beim Menschengeschlechte wie bei anderen Organismen die Grösse nur Ein Anzeichen höherer Entwickelung ist, das mit anderen Merkmalen zusammen vorkommen kann oder nicht, und dass sie innerhalb gewisser Grenzen durch locale Verhältnisse bedingt wird, indem dieselben hier die Erhaltung der Grössten begünstigen, während sie anderwärts, wo die Grösse keinen Vortheil bringt, zur Ausbreitung einer kleineren, verhältnissmässig fruchtbaren Varietät führen. Allein wir dürfen wohl den ferneren Schluss hinzufügen, dass, weil im Kampfe ums Dasein zwischen den Racen Überlegenheit in der Grösse gewisse Vortheile verleiht, ein Streben nach Zunahme derselben vorgeherrscht haben muss, das sich geltend machte, wo immer die übrigen Verhältnisse es gestatteten, und dass der primitive Mensch im Durchschnitt etwas kleiner war als der gewöhnliche civilisirte Mensch.

§. 25.

Wie von der Statur, so müssen wir auch vom inneren Bau zugeben, dass die Verschiedenheiten nicht sehr gross sind. Indem wir von unbedeutenderen Besonderheiten absehen, welche wir bei den niedrigsten Menschenracen finden, wie etwa die Abweichungen in der Form des Beckens oder das Vorhandensein von fester Knochensubstanz, wo bei den civilisirten Racen die Stirnhöhlen liegen.

wollen wir uns auf solche Eigenthümlichkeiten beschränken, die hier von besonderer Bedeutung sind.

Die Menschen niedrigerer Typen scheinen allgemein durch eine verhältnissmässig kümmerliche Ausbildung der unteren Gliedmaassen charakterisirt zu sein. Da dieser Umstand hinlänglich in die Augen springt, so dass er die Aufmerksamkeit der Reisenden bei den verschiedensten nicht mit einander verwandten Racen auf sich gezogen hat, so werden wir wahrscheinlich nicht fehl gehen, wenn wir ihn als ein primitives Merkmal betrachten. PALLAS erwähnt bei der Beschreibung der Ostjaken besonders ihre „dünnen und mageren Beine". Ich finde zwei Autoritäten, welche „die kurzen „Beine" und „die mageren Beine" der Kamtschadalen erwähnen. So haben nach STEWART unter den Bergvölkern von Indien besonders die Kookies „kurze Beine im Verhältniss zur Länge ihres „Körpers, während ihre Arme lang sind". An mehreren americanischen Racen ist das Gleiche beobachtet worden. Wir lesen von den Chinooks, dass sie „kleine und krumme Beine" haben, von den Guaranis, dass „ihre Arme und Beine verhältnissmässig kurz und „dick sind", und selbst von den riesenhaften Patagoniern wird behauptet, dass „ihre Gliedmaassen weder so musculös noch so stark„knochig seien, wie ihre Grösse und ihr scheinbar gewaltiger „Körperbau vermuthen liessen". Diese Bemerkung findet man auch in Australien bestätigt. Selbst wenn die Knochen der Beine von Australnegern die gleiche Grösse haben wie diejenigen von Europäern, so ist doch unzweifelhaft, dass ihre Beine hinsichtlich der Muskelmasse zurückstehen: die untere Hälfte der Figur ist von viel schwächerem Bau als die obere. Obgleich ich keine directen Angaben über die Feuerländer in Betreff dieses Punktes finden kann, so wird doch allgemein berichtet, dass sie klein, zugleich aber, dass hr Körper an Masse dem höherer Racen zu vergleichen sei, woraus man wohl schliessen darf, dass ihre geringere Höhe auf der Kürze ihrer Beine beruhe. Endlich zeigt die Beschreibung, welche SCHWEINFURTH von den Akka giebt, dass sie nicht allein „kurze säbelförmige „Beine" haben, sondern dass sie, wenn auch ausserordentlich beweglich (indem ihre geringe Grösse ihnen den Vortheil relativer Beweglichkeit verleiht), doch ein sehr wenig entwickeltes Fortbewegungsvermögen haben. „Jeder Schritt, den sie machen, ist von einem Schwanken des Körpers begleitet;" und SCHWEINFURTH erzählt von dem Individuum, welches mehrere Monate in seiner

Begleitung war, dass es niemals eine volle Schüssel zu tragen vermochte, ohne zu vergiessen. Ebenso scheinen jene Überreste ausgestorbener Racen, deren oben bereits Erwähnung geschah, die Ansicht zu stützen, dass der primitive Mensch durch kürzere und schwächere Untergliedmaassen von uns sich unterschied: die „ungewöhnlich plumpe Fibula“, welche in der Settlehöhle, und die ähnliche, welche bei Mentone gefunden wurde, ebenso auch die platyknemische Tibia, die einst so weit verbreitet war, scheinen darauf hinzuweisen. Mit Anerkennung der vorhandenen Abweichungen dürfen wir es daher aussprechen, dass dieses Merkmal von verhältnissmässig schwächeren Beinen hinlänglich scharf ausgeprägt ist; — dasselbe Merkmal aber, das überdies entfernt an die Affen erinnert, wird auch von jedem Kinde der civilisirten Menschen wiederholt.

Dass das Gleichgewicht der Kräfte zwischen Beinen und Armen, welches ursprünglich besser für eine kletternde Lebensweise eingerichtet war, im Verlaufe des Fortschrittes wahrscheinlich eine Veränderung erleiden musste, leuchtet von selbst ein. In den Kämpfen zwischen den Racen, welche fortwährend gegenseitig in ihre Gebiete eindrangen, müssen diejenigen einen Vortheil erlangt haben, deren Beine auf Kosten des gesammten Körpers etwas stärker ausgebildet waren. Ich meine natürlich nicht, dass dieser Vortheil hauptsächlich in grösserer Schnelligkeit oder Beweglichkeit bestanden habe, sondern vielmehr in einer Überlegenheit bei der Erprobung der Kraft im Handgemenge. Im Kampfe ist die Gewalt, welche die Arme und der Rumpf zur Geltung bringen können, beschränkt durch das Vermögen der Beine, die ihnen zugemuthete Anstrengung auszuhalten. Daher haben die starkbeinigeren Racen abgesehen von den Vortheilen bei der Fortbewegung die Tendenz gehabt, unter sonst gleichen Verhältnissen zu herrschenden Racen zu werden.

Unter den sonstigen Structureigenthümlichkeiten des primitiven Menschen, welche noch zu erwähnen wären, tritt am deutlichsten noch die beträchtlichere Grösse der Kiefer und Zähne hervor. Dies ergiebt sich nicht allein aus der prognathen Schädelform, welche viele niedrige Racen und in ganz ausserordentlichem Grade die Akka auszeichnet, sondern wir finden sie auch bei Racen mit ganz anderen Eigenschaften: selbst alte britische Schädel haben verhältnissmässig massive Kinnladen. Dass dieses Merkmal in Zu-

sammenhang stehe mit dem Verzehren grober, harter, zäher und oft ungekochter Nahrung und vielleicht auch mit dem stärkeren Gebrauch der Zähne an Stelle von Werkzeugen, wie wir unsere eigenen Kinder sie oft gebrauchen sehen, darf wohl angenommen werden. Verminderung der Function hat Verminderung der Grösse sowohl der Kinnladen als der daran befestigten Muskeln im Gefolge gehabt. Damit verbindet sich überdies als eine entferntere Folge jene bekannte Abnahme der Jochbogen, unter welchen diese Muskeln hindurchgehen, was dem Umriss des civilisirten Gesichtes abermals einen unterscheidenden Zug verleiht.

Diese Veränderungen sind wohl der Beachtung werth, da sie in nicht misszuverstehender Weise die Rückwirkung kenntlich machen, welche die sociale Ausbildung mit all den Einrichtungen in ihrem Gefolge auf die Structur der socialen Einheit ausübt. Und wenn wir die äusserlich sichtbaren Veränderungen in Betracht ziehen, welche dieser Ursache ihren Ursprung verdanken, so können wir um so weniger am Vorhandensein wichtiger innerer Veränderungen wie namentlich des Gehirnes zweifeln, die aus derselben Ursache entprungen sein müssen.

§. 26.

Eine fernere Structureigenthümlichkeit mag hier am besten in unmittelbarem Zusammenhang mit den physiologischen Merkmalen behandelt werden. Ich spreche von der Grösse der Verdauungsorgane.

Hier haben wir es allerdings mit sehr ungenügendem Thatsachenmaterial zu thun. So lange nicht durch die Grösse des Magens und der Eingeweide eine ziemlich erhebliche Veränderung an der ganzen Figur hervorgebracht wird, ist dieses Vorkommniss wahrscheinlich nicht leicht von Reisenden beachtet worden. Eine ganz beträchtliche Verschiedenheit der inneren Capacität kann vorhanden gewesen sein, ohne die Aufmerksamkeit besonders auf sich zu ziehen. Gleichwohl stehen uns manche Zeugnisse zur Verfügung. Grieve sagt von den Kamtschadalen: „sie haben einen hängenden „Bauch und magere Arme und Beine.“ Von den Buschmännern erwähnt Barrow: „ihr Bauch ragt ungewöhnlich weit vor.“ Schweinfurth spricht von dem „grossen, aufgeblasenen Bauch und den kurzen „säbelförmigen Beinen“ der Akka, und an einer anderen Stelle, wo er den Bau dieses herabgekommenen menschlichen Typus beschreibt,

sagt er: — „die obere Hälfte des Brustkastens ist flach und sehr „schmal, aber er erweitert sich nach unten, um den gewaltigen „Hängebauch zu tragen."

Indirecte Beweise finden wir in der Form der Kinder sowohl der civilisirten als der wilden Völker. Der verhältnissmässig grosse Unterleib des Kindes civilisirter Menschen ist unzweifelhaft der Hauptsache nach ein embryonales Merkmal. Da aber die Kinder niedrigerer Racen sich in dieser Hinsicht noch mehr auszeichnen als unsere eigenen, so erhalten wir daraus indirecten Grund für die Annahme, dass der weniger entwickelte Mensch gleicherweise von dem höher entwickelten sich unterschied. SCHWEINFURTH erwähnt von den Kindern der africanischen Araber, dass sie in diesem Punkte den Akka gleichen. TENNANT hebt in seiner Beschreibung der Veddahs besonders die vorspringenden Bäuche der Kinder hervor. GALTON sagt von den Kindern der Damara, dass sie „alle schreck-„lich aufgeschwollene Bäuche haben", und drückt seine Verwunderung darüber aus, dass sie im reifen Alter so wohlgestaltet werden. Und von Dr. HOOKER erfahre ich, dass derselbe Umstand in ganz Bengalen zu beobachten ist.

Der Besitz eines verhältnissmässig stark entwickelten Ernährungssystemes ist in der That ein Merkmal der niedrigsten Racen, das sich schon aus ihrem erstaunlichen Vermögen, Nahrung aufzunehmen und zu verdauen, erschliessen lässt. Von diesem Vermögen haben uns die Reisenden schon viel berichtet. WRANGEL sagt, jeder seiner Jakuten habe täglich sechs Mal mehr Fische gegessen, als er selbst bewältigen konnte. COCHRANE erzählt von einem fünf Jahr alten Kinde dieses Volkes, welches drei Talglichter, mehrere Pfund saure gefrorene Butter und ein grosses Stück gelbe Seife verzehrte, und fügt hinzu: „Ich habe wiederholt gesehen, wie „ein Jakute oder ein Tunguse vierzig Pfund Fleisch an einem Tage „verschlang." Von den Comanches berichtet SCHOOLCRAFT: — „nach „langem Fasten essen sie sehr gierig, allein, wie es scheint, ohne die „geringsten übeln Folgen." THOMPSON bemerkt, dass die Buschmänner „Fähigkeiten des Magens besitzen, welche denjenigen der Raubthiere „sowohl hinsichtlich der Gefrässigkeit wie hinsichtlich des Ertragens „von Hunger vergleichbar sind." Nicht minder sprechend sind die Geschichten von thierischer Fresslust, welche Capitain LYON von den Eskimos und Sir G. GREY von den Australiern erzählen.

Diese Verhältnisse scheinen aber nothwendig zu sein. Es lässt

sich kaum annehmen, dass ein Verdauungsapparat, der für einen in kurzen und regelmässigen Zwischenräumen Nahrung aufnehmenden civilisirten Menschen gross genug ist, auch für die Bedürfnisse eines Wilden hinreichen sollte, dessen Mahlzeiten bald sehr kärglich, bald wieder übermässig reich, jetzt in rascher Folge und zu einer anderen Zeit erst nach Verlauf mehrerer Tage stattfinden. Ein Mensch, der von den Zufälligkeiten der Jagd abhängig ist, wird aus dem Vermögen Nutzen ziehen, eine grosse Menge zu verdauen, wenn sie gerade erreichbar ist, um sich für die Zwischenräume zu entschädigen, während welcher er beinahe vor Hunger umkommt. Ein Magen, der sich blos mit einer mässigen Mahlzeit abzufinden weiss, muss seinen Besitzer in Nachtheil bringen, verglichen mit einem anderen, dessen Magen im Stande ist, durch ungeheure Mengen von Speise den Mangel zahlreicher früherer Mahlzeiten zu ersetzen. — Neben der Nothwendigkeit des Besitzes eines grossen Ernährungssystemes, die sich hieraus ergiebt, erscheint derselbe auch um der geringen Qualität der Nahrung willen erforderlich. Wild gewachsene Früchte, Nüsse, Beeren, Wurzeln, junge Sprosse müssen in grossen Massen verzehrt werden, um die unentbehrliche Zufuhr an stickstoffhaltigen Verbindungen, Fetten und Kohlehydraten zu liefern. Und die thierische Nahrung, — die Insecten, Larven, Würmer, anderes Ungeziefer und Aas, die in Ermangelung grösserer Beute verzehrt werden, enthalten viel unbrauchbare Bestandtheile. In der That vermögen die massiven Kinnladen und die abgenutzten Zähne der Wilden schon von selbst zu beweisen, dass viele unverdauliche Stoffe zerkaut und verschluckt werden. Jene Ausbildung des Unterleibes, welche die Akka in einem Grade zeigen, der an die Affen erinnert, darf daher wohl als ein Merkmal des primitiven Menschen angesehen werden, welches in grösserem oder geringerem Grade durch primitive Lebensverhältnisse nothwendig bedingt wird.

Indem ich nur im Vorbeigehen bemerke, dass es in gewissem Maasse mechanisch nachtheilig ist, einen relativ grossen Magen und Eingeweide mit sich herumschleppen zu müssen, wollen wir nun vornehmlich die physiologischen Wirkungen betrachten, die nothwendigerweise eine solche den genannten Verhältnissen angepasste Structur begleiten werden. Zu den Zeiten, wo gewaltige Mahlzeiten zu verdauen sind, bringt die Überfüllung eine allgemeine Unthätigkeit mit sich, und in den Zwischenzeiten, wo aus Mangel an Nah-

rung die Lebensgeister ermattet sind, bleibt für keine anderen als für die vom Hunger erregten Thätigkeiten noch verwendbare Kraft übrig. Andauernder Fleiss wird offenbar durch einen gleichmässigen Fluss der Lebensenergie begünstigt; dieser aber setzt durchaus regelmässige Ernährung voraus. Die unregelmäsige Ernährung, welcher der primitive Mensch ausgesetzt ist, macht fortgesetzte Arbeit unmöglich und hindert also in einer anderen Hinsicht noch die Thätigkeiten, welche erforderlich wären, um ihn aus seinem primitiven Zustand herauszuheben.

§. 27.

Es ist augenscheinlich, dass der uncivilisirte Mensch, auch abgesehen von seiner Statur und selbst von der Entwickelung seiner Musculatur, weniger kräftig ist als der civilisirte Mensch. Er ist unfähig, plötzlich eine ebenso grosse Kraftsumme freizumachen, und ebenso ist er unfähig, die Ausgabe von Kraft eine so lange Zeit hindurch fortzusetzen. Nur wenige Zeugnisse für diese Behauptung seien hier angeführt.

Von den gegenwärtig nicht mehr existirenden Tasmaniern erzählte Perron, dass sie zwar sehr kräftig aussähen, dass aber der Kraftmesser zeigte, wie sie von geringerer Stärke wären. Ebenso ihre Racenverwandten, die Papuas: „obschon wohl gebildet“, wird doch allgemein angegeben, dass sie „uns an Muskelkraft nachstehen“. Hinsichtlich der Ureinwohner von Indien sind die Thatsachen nicht so genau festgestellt. Mason behauptet von anderen Bergvölkern, wie z. B. von den Karenen, dass ihre Kraft bald ermatte, während Stewart die Kookieknaben als sehr ausdauernd schildert, — eine Abweichung, die möglicherweise, wie wir bald sehen werden, dadurch erklärlich ist, dass er ihre Ausdauer nicht mehrere Tage hinter einander prüfte. Galton, der die ausserordentliche Ausbildung der Musculatur bei den Damara hervorhebt, fügt hinzu: „Ich „konnte nie einen finden, der (bei Erprobungen der Kraft) auch „nur entfernt sich mit dem Durschschnittsschlag meiner eigenen „Leute messen konnte“; und Anderson macht eine ähnliche Bemerkung. Galton fügt ferner hinzu, dass „bei einer längeren er„müdenden Reise die Wilden (die Damara) rasch zusammenbrechen, „sofern sie nicht einige unserer Gebräuche annehmen“. Das Gleiche gilt von den americanischen Racen. King fand die Eskimos verhältnissmässig schwach, und Burton bemerkt von den Dakotahs,

dass sie „wie alle Wilden in ihrer Körperkraft nur mangelhaft „ausgebildet sind“.

Wahrscheinlich sind es zwei Ursachen, welche diesen Gegensatz zwischen wilden und civilisirten Menschen bedingen: verhältnissmässig schlechte Ernährung und verhältnissmässig geringere Ausbildung des Nervensystems. — Wenn wir uns erinnern, dass ein Pferd auf der Weide an Gewicht zunimmt, während es zugleich aber das Vermögen verliert, andauernde Anstrengungen zu ertragen, und dass man es, um es für die Jagd geeignet zu machen, wieder auf eine nahrhaftere Diät setzt, unter welcher es zwar an Umfang abnimmt, aber an Kraft gewinnt — so wird uns auch begreiflich, dass ein Wilder sehr umfängliche Gliedmaassen haben und doch verhältnissmässig schwach sein kann und dass seine Schwäche noch stärker hervortreten wird, wenn seine durch Blut von geringer Qualität genährten Muskeln zu gleicher Zeit noch klein sind. Von den Menschen, die sich für besondere Kraftstücke vorbereiten, lernen wir, dass es Monate braucht, um die Muskeln auf ihre höchste Kraftleistung zu bringen, mag es sich um plötzliche oder länger anhaltende Anstrengung handeln. Daraus ergiebt sich also, dass Nahrung von ungenügender Beschaffenheit, die überdies in unregelmässiger Folge eingenommen wird, einen Mangel an Kraft in den beiden genannten Formen zur Folge haben muss.

Die andere Ursache, obwohl weniger auffällig, darf doch keineswegs übersehen werden. Wie in den „Principien der Psychologie“ im ersten Capitel gezeigt wurde, ist es vielmehr das Nervensystem als das Muskelsystem, welches das Maass für die entwickelte Kraft abgiebt. Im ganzen Thierreiche variirt die Ausbildung des Nervensystems, welches alle Bewegungen einzuleiten hat, zum Theil in dem Verhältniss wie die Summe der erzeugten Bewegung, zum Theil aber auch proportional der Complicirtheit dieser Bewegung. Vergegenwärtigen wir uns das Versagen der Muskelkraft, welches im Gefolge von erschöpfenden Gemüthsaufregungen oder Begehrungen, die in vollständige Gleichgültigkeit umschlagen, auftritt, und im Gegensatz dazu die erstaunliche Kraft, welche leidenschaftliche Erregtheit verleiht und welche bei einem Wahnsinnigen zum Beispiel weit über das Maass hinausgehen kann, das ein Mensch in gewöhnlicher Erregung an den Tag zu legen im Stande ist, — so wird einleuchten, in welch unmittelbarer Abhängigkeit die Körperkraft von den Gefühlen steht. Und auf Grund dessen werden wir auch

verstehen, warum unter sonst gleichen Umständen ein Wilder mit einem kleineren Gehirn, das weniger intensive Gefühle erzeugt, nicht so stark ist.

§. 28.

Unter die physiologischen Eigenthümlichkeiten, welche den Menschen im primitiven Zustande vom Menschen im fortgeschrittenen Zustande unterscheiden, dürfen wir mit Sicherheit auch verhältnissmässige Zähigkeit rechnen. Wir brauchen zur Bestätigung dessen blos die Erschöpfung der ganzen Constitution, welche die Schwangerschaft dem civilisirten Weibe auferlegt, mit der unbedeutenden constitutionellen Störung zu vergleichen, welche sie dem Weibe des Wilden bringt. Man denke sich, was aus der Mutter wie aus dem Kinde unter den Lebensbedingungen der Wilden würde, wenn sie nicht beide eine viel grössere Derbheit ihrer physischen Natur besässen als eine civilisirte Mutter und ihr Kind. Sowohl das Vorhandensein dieser Eigenthümlichkeit wie ihre Nothwendigkeit werden sich daraus unmittelbar ergeben.

Das Überleben des Passendsten muss unausweichlich von jeher eine Constitution zu erzeugen und festzuhalten gestrebt haben, welche all das Elend und die Beschwerden und Beschädigungen zu ertragen vermag, wie sie nothwendig mit einem Leben verknüpft sind, das allen Einwirkungen der Aussenwelt preisgegeben ist; denn von jeher müssen jene Constitutionen zerstört worden sein, welche nicht genug auszuhalten vermochten. Der Feuerländer, der die niederfallenden Graupeln ruhig auf seinem nackten Körper zerschmelzen lässt, muss das Product einer unbarmherzigen Zucht sein, die Alle tödtete, welche nicht die erforderliche ausserordentliche Lebenszähigkeit besassen. Wenn wir lesen, dass die Jakuten, welche von ihrer Fähigkeit, Kälte zu ertragen, den Beinamen „Eisenmenschen“ bekommen haben, manchmal in jenem rauhen Klima schlafen — „vollständig dem freien Himmel ausgesetzt, kaum mit „irgend einem Kleidungsstück bedeckt, so dass ihr Körper sich „mit einer dicken Schicht von Reif überzieht“, — so können wir nicht anders annehmen, als dass ihre Anpassung an die Unbilden ihres Klimas das Ergebniss einer fortwährenden Beseitigung aller übrigen mit Ausnahme der am meisten Widerstandsfähigen ist. Ähnliches gilt hinsichtlich eines anderen schädlichen Einflusses. Herr Hodgson bemerkt, dass „die Fähigkeit, Malaria einzuathmen,

„als ob es gewöhnliche Luft wäre, beinah alle tamulischen Einge-„bornen von Indien auszeichnet“; und wir brauchen uns blos daran zu erinnern, mit welcher Leichtigkeit die Neger in verpesteten Gegenden leben, um einzusehen, dass auch anderwärts in ähnlicher Weise ein constitutionelles Vermögen, verderblichen Ausdünstungen Widerstand zu leisten, sich ausgebildet hat. Auch das Ertragen körperlicher Beschädigungen muss hier mit genannt werden. Das Wiederherstellungsvermögen der Australier und anderer Menschen der niedrigsten Racen ist notorisch. Von Wunden, welche für einen Europäer rasch tödtlich sein würden, erholen sie sich mit Leichtigkeit.

Ob dieser Vortheil einen Verlust in anderen Hinsichten nach sich zieht, lässt sich nicht unmittelbar beweisen. Es ist allerdings bekannt, dass die zäheren Racen von Hausthieren stets kleiner sind als die empfindlicheren, und es mag wohl sein, dass eine Constitution, die sich ausserordentlichen Störungen angepasst hat, ihre Anpassung nur auf Kosten der Grösse, vielleicht auch der allgemeinen Leistungsfähigkeit gewinnen konnte. Es scheint sonach im höchsten Grade wahrscheinlich, dass dieser physiologische Vortheil einen bestimmten physiologischen Nachtheil im Gefolge hat, — einen Nachtheil, dem sich die höheren Racen durch ihre Kunstfertigkeiten entziehen, durch welche sie in den Stand gesetzt werden, diese verderblichen Einflüsse von sich fern zu halten. Und wenn dies richtig ist, so bildet diese Anpassung an primitive Verhältnisse ein ferneres Hinderniss für die Erreichung höherer Lebensbedingungen.

§. 29.

Eine unmittelbar damit zusammenhängende physiologische Eigenthümlichkeit darf hiebei nicht vergessen werden. Neben dieser grösseren Fähigkeit, schädliche Einwirkungen zu ertragen, finden wir auch eine verhältnissmässige Gleichgültigkeit gegen die unangenehmen oder schmerzhaften Empfindungen, welche jene Einwirkungen verursachen, oder besser gesagt, die Empfindungen, welche sie verursachen, sind hier nicht so lebhaft. Wir besitzen zahlreiche Zeugnisse zu Gunsten dieser Behauptung, von denen einige genügen werden. Nach LICHTENSTEIN „scheinen die Busch-„männer gar Nichts von den allerschroffsten Veränderungen in „der Temperatur der Atmosphäre zu fühlen“. GARDINER sagt, die

Zulus seien „wahre Salamander“; sie ordnen die brennenden Reisigbüschel mit ihren nackten Füssen und stecken ihre Hände in den siedenden Inhalt von Kochgefässen. Und von den Abiponen wird erzählt, dass sie „die Unbilden der Witterung ausserordentlich leicht „ertragen“. Dies gilt gleichfalls von den Empfindungen, welche durch körperliche Beschädigungen verursacht werden. Reisende in den verschiedensten Ländern drücken ihr Erstaunen über die scheinbare Gleichgültigkeit aus, welche niedrige Racen gegen Schmerz an den Tag legen. Die Ruhe, mit der sie schweren Operationen sich unterziehen, zwingt uns die Ansicht auf, dass die in ihnen hervorgerufenen Leiden viel geringer sein müssen, als sie ein Mensch von höherem Typus empfinden würde.

Darin erkennen wir also eine fernere charakteristische Eigenthümlichkeit, welche auch a priori hätte gefunden werden können. Leiden jeder Art, selbst bis herab zu der durch Missbehagen hervorgerufenen Verstimmung, zieht einen physiologischen Verbrauch von mehr oder weniger schädlicher Art nach sich. Ebenso gewiss als auf fortdauernde Beängstigung ein Zustand der Erschöpfung folgt, der für schwache Personen die schlimmsten Wirkungen haben kann, vermögen auch jene geringeren Leiden mit Einschluss der unangenehmen Empfindungen, welche durch Kälte und Hunger verursacht werden, die Energie zu untergraben und sogar das Gleichgewicht der Lebensvorgänge zu zerstören, wenn dasselbe an sich nur schwierig aufrecht zu erhalten war. Bei den primitiven Menschenracen muss nun fortwährend der Fall vorgekommen sein, dass gerade die mit der feinsten Wahrnehmung begabten Individuen mehr als die übrigen unter dem Drucke der täglichen Beschwerden und von den Schmerzen der Wunden litten und daher zu Grunde gingen, wo die anderen am Leben blieben. Die Unempfindlichsten müssen im Vortheil gewesen sein, wenn es galt, nicht zu beseitigende Übel zu ertragen, und so muss verhältnissmässige Unempfindlichkeit durch Überleben des Passendsten zu einem constitutionellen Charakter ausgebildet worden sein.

Diese physiologische Eigenthümlichkeit des primitiven Menschen ist nicht ohne Bedeutung für uns. Wenn positives und negatives Missbehagen, — die Leiden, welche überreizte Nerven verursachen, und das Verlangen, das anderen Theilen des Nervensystems entspringt, welche der Ausübung ihrer normalen Thätigkeiten beraubt sind, — in allen Fällen den Anstoss zu irgend welcher Anstrengung

giebt, so folgt daraus, dass eine durch Unempfindlichkeit ausgezeichnete Constitution auch weniger leicht zu lebhafter Thätigkeit angespornt werden kann. Ein physisches Übel, das einen verhältnissmässig empfindlichen Menschen veranlasst, sich rasch nach einem Mittel dagegen umzusehen, wird einen verhältnissmässig unempfindlichen Menschen nahezu oder ganz unthätig lassen: er wird sich demselben entweder passiv unterziehen oder mit einem unzulänglichen und nothdürftigen Gegenmittel zufrieden sein.

Neben den verschiedenen positiven Hindernissen des Fortschrittes stellt sich demselben also gleich im Beginn auch noch dieses negative Hinderniss entgegen, dass jene einfachsten Gefühle, welche Anstrengungen hervorrufen und Verbesserungen ermöglichen, weniger intensiv empfunden werden.

§. 30.

Als Vorbemerkung zu der schliesslichen Zusammenfassung aller dieser physischen Eigenschaften muss ich hier noch eine ganz allgemein zu beobachtende anführen: den früheren Eintritt des reifen Alters. Wenn die übrigen Bedingungen dieselben sind, so brauchen die niedriger stehenden Typen kürzere Zeit, um ihre fertige Form zu erreichen, als die höher stehenden, und dieser Gegensatz, der zwischen dem Menschen und den niedrigsten Geschöpfen ausserordentlich scharf hervortritt, lässt sich selbst noch zwischen den Varietäten des Menschengeschlechts wahrnehmen. Es ist wohl nicht unbegründet, wenn man diese Verschiedenheit mit dem Unterschied in der Ausbildung des Gehirnes in Zusammenhang bringt. Die grösseren physiologischen Kosten für den Aufbau des umfänglicheren Gehirnes, welche die menschliche Reife verglichen mit derjenigen der Säugethiere im Allgemeinen so weit hinausschieben, lassen auch die Reife der civilisirten Racen im Vergleich zu derjenigen der Wilden relativ spät eintreten. Lassen wir jedoch die Frage nach der Ursache bei Seite, so bleibt die Thatsache bestehen, dass (sofern Klima und übrige Bedingungen gleich sind) die niedrigeren Racen früher als die höheren die Pubertätszeit erreichen. Aller Orten begegnet man der Bemerkung, dass die Frauen früh aufblühen und früh verwelken, und ein entsprechendes Verhältniss gilt natürlich auch für die Männer. Diese Vollendung des Wachsthums und der Structur in einem kurzen Zeitraum ist für uns von

hohem Interesse, da sie eine geringere Plasticität der ganzen Natur verräth: die Starrheit und Unveränderlichkeit des erwachsenen Lebens machen irgendwelche Modificationen viel früher unmöglich. Wir werden im Weiteren erfahren, dass dieser Umstand sehr bemerkenswerthe Folgen hat. Für den Augenblick genügt es, zu beachten, dass er jene Hindernisse für den Fortschritt zu vermehren strebt, die aus den oben beschriebenen Eigenschaften hervorgehen und die, wie wir jetzt bei der Wiederaufzählung derselben sehen werden, bereits sehr gross sind.

Wenn der primitive Mensch im Durchschnitt kleiner war als der Mensch, wie wir ihn gegenwärtig kennen, so muss es auf jener frühesten Entwickelungsstufe, wo nur erst kleine Gruppen von Menschen existirten, die blos in sehr geringem Grade des Zusammenwirkens fähig waren und höchst ungenügende Waffen besassen, viel grössere Schwierigkeiten gehabt haben als später, die grösseren Thiere, die Feinde sowohl wie die zur Beute dienenden, zu bewältigen. Die geringere Ausbildung seiner unteren Gliedmaassen, sowohl was ihre Grösse als was ihre Structur betrifft, muss den primitiven Menschen ebenso noch unfähiger gemacht haben, den Kampf mit kräftigen und behenden Geschöpfen aufzunehmen, mochte er vor ihnen fliehen oder sie zu besiegen suchen. Abgesehen ferner von dem mechanischen Nachtheile, welcher mit der beträchtlicheren Grösse seines Verdauungssystems verbunden war, — eines Systems, das sich einer höchst unregelmässigen Aufnahme von Nahrung angepasst hatte, welche zumeist von geringer Beschaffenheit, schmutzig und ungekocht war, — hatte der primitive Mensch auch einen veränderlichen Vorrath an Nervenkraft, der überdies im Durchschnitt kleiner war, als wie er durch gute Ernährung erzeugt wird. Constitutionelle Unempfindlichkeit, die an sich schon jedem Fortschritt hinderlich ist, muss, wenn sie mit diesem Mangel an ausdauernder Energie zusammen vorkam, noch um ein Beträchtliches jede Veränderung zum Besseren erschwert haben. In drei Hinsichten also waren die durch die physische Constitution bedingten Hindernisse im Anfang grösser als später. Durch seinen Bau war der Mensch nicht so geeignet, die ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten zu besiegen; die Energie, die zur Bewältigung derselben erforderlich war, war geringer und floss ihm unregelmässig zu, und endlich war er weniger empfindlich

gegen die Übel, welche er zu ertragen hatte. Zu der Zeit, wo seine ganze Umgebung ihm noch nicht im Geringsten unterthan war, besass er am wenigsten die Fähigkeit und den Trieb, sie sich unterthan zu machen. Während sich dem Fortschritt die grössten Hindernisse entgegenstellten, waren die Fähigkeit und das Streben, sie zu überwinden, am geringsten.

VI. Capitel.

Der primitive Mensch, — emotionell.

§. 31.

Als Maassstab für die Entwickelung lebender Dinge kann der Grad des Zusammenhangs zwischen den Veränderungen innerhalb des Organismus und den Gleichzeitigkeiten und Folgen in seiner Umgebung dienen. In den „Principien der Psychologie“ (§§. 139 bis 176) wurde gezeigt, dass geistige Ausbildung „in einer An„passung innerer an äussere Relationen besteht, welche sich all„mälig in Raum und Zeit ausbreitet, welche mit ihrem Wachsthum „immer specieller und complicirter wird und deren Elemente sich „immer genauer coordiniren und vollständiger integriren“. Wenn auch dieser Satz an jener Stelle wesentlich als Gesetz für den intellectuellen Fortschritt hingestellt wurde, so gilt er doch ebenso gut als Gesetz des emotionellen Fortschritts. Die Emotionen sind aus einfachen Gefühlen oder vielmehr aus den Vorstellungen von solchen aufgebaut; die höheren Emotionen setzen sich aus einfacheren Emotionen zusammen, und so findet eine stets fortschreitende Integration statt. Aus demselben Grunde nehmen sie auch an Complicirtheit zu: jedes grössere und inniger verbundene Aggregat von Gefühlsvorstellungen enthält immer mannigfaltigere sowohl wie immer zahlreichere Gruppen von Elementen. Was die Ausbreitung des Zusammenhanges im Raum betrifft, so ist dieselbe allerdings weniger deutlich, kann aber immerhin behauptet werden: — man vergegenwärtige sich nur den Unterschied zwischen dem Eigenthumsgefühl des Wilden, das sich blos auf einige wenige materielle Gegenstände in seiner nächsten Nähe bezieht, auf Waffen,

Schmuckgegenstände, Nahrung, Zufluchtsorte u. s. w., und dem Eigenthumsgefühl des civilisirten Menschen, der Ländereien in Canada besitzt und Antheilhaber an einer Mine in Australien, an ägyptischen Fonds und an Prioritätsactien einer Eisenbahn in Indien ist. Und dass bei den höher entwickelten Emotionen auch von einer Ausbreitung des Zusammenhangs in der Zeit gesprochen werden kann, ergiebt sich aus der Erwägung, wie sehr das Eigenthumsgefühl durch Handlungen befriedigt wird, deren Nutzerfolg erst nach vielen Jahren eintreten kann, und wie es sogar an dem eingebildeten Verfügungsrecht über eine zu hinterlassende Erbschaft Freude findet; — oder aus der Erwägung, dass das Rechtsgefühl sich durch Reformen Genugthuung verschafft, deren Wohlthaten erst künftigen Generationen zu gute kommen sollen.

Wie in einem späteren Abschnitt der „Principien der Psychologie“ nachgewiesen wurde (§§. 479 — 483), bildet einen noch genaueren Maassstab für die geistige Entwickelung der Grad der Repräsentirbarkeit in den Zuständen des Bewusstseins. Gedanken und Gefühle wurden dort in aufsteigender Reihenfolge als präsentative, präsentativ-repräsentative, repräsentative und re-repräsentative unterschieden. Diese allgemeine Anordnung ist naturnothwendig, da Präsentation vor der Repräsentation und Repräsentation vor der Re-repräsentation stattfinden muss. Es wurde überdies gezeigt, wie diese speciellere Stufenfolge mit der allgemeineren Eintheilung im Einklang steht, indem jeweils die zunehmende Repräsentirbarkeit in den Bewusstseinszuständen sich kund giebt durch die ausgedehntere Integration der Ideen, durch die grössere Bestimmtheit, mit der sie repräsentirt werden, durch die grössere Complicirtheit der integrirten Gruppen und endlich durch die grössere Ungleichartigkeit ihrer Elemente; und hier mag hinzugefügt werden, dass grössere Repräsentirbarkeit auch durch die grösseren Entfernungen in Raum und Zeit, über welche sich die Repräsentationen erstrecken, gemessen werden kann.

Es giebt aber noch einen anderen Maassstab, welcher mit Vortheil neben den beiden genannten zu verwenden ist. In den „Principien der Psychologie“ (§. 253) sahen wir, dass — „geistige Entwickelung, sowohl auf den Intellect als auf die „Emotionen bezüglich, sich messen lässt durch den Grad der Ent„fernung von ursprünglicher Reflexthätigkeit. Die Bildung plötz„licher und unumstösslicher Schlussfolgerungen auf Grund höchst

„spärlicher Thatsachen entfernt sich viel weniger weit von der „einfachen Reflexthätigkeit als die Bildung vorsichtiger und ab- „änderungsfähiger Folgerungen, nachdem erst zahlreiche Beweis- „thatsachen zusammengetragen worden sind. Und ebenso ist der „rasche Übergang von einfachen Emotionen zu den besonderen „Formen des Handelns, welche durch sie angeregt werden, weniger „weit von einfacher Reflexthätigkeit entfernt als der verhältniss- „mässig zögernde Übergang von zusammengesetzten Emotionen zu „einer Handlungsweise, welche durch die vereinte Anregung ihrer „einzelnen Elemente bestimmt wird.“

Darin aber erkennen wir unsere Führer beim Studium des primitiven Menschen als eines emotionellen Wesens. Wenn wir ihn als auf niedriger Entwickelungsstufe stehend betrachten, so ist zu erwarten, dass wir ihn verhältnissmässig arm an jenen höchst verwickelten Emotionen finden werden, welche zahlreichen und entfernten Wahrscheinlichkeiten und Zufälligkeiten entsprechen. Sein Bewusstsein unterscheidet sich von dem des civilisirten Menschen wesentlich dadurch, dass es in viel beträchtlicherem Umfange aus blossen Wahrnehmungen und den einfach repräsentirten, unmittelbar mit denselben verknüpften Gefühlen besteht und nur wenige und schwache Gefühle enthält, die eine Repräsentation von über das Allernächste hinausliegenden Folgen voraussetzen. Und wenn sich das relativ einfache emotionelle Bewusstsein in dieser Weise charakterisirt, so dürfen wir erwarten, dass es dem entsprechend auch durch einen geringeren Grad jenes inneren Zusammenhanges und jener Continuität gekennzeichnet sei, die sich ergeben, wo die Befriedigung der unmittelbaren Begehrungen durch Gefühle gehemmt wird, welche sich auf weiterabliegende Wirkungen beziehen, — und dass anderseits ein höherer Grad jener Unregelmässigkeit bestehe, die sich ergiebt, wo jede Begehrung, sowie sie auftritt, sich in Thätigkeit entlädt, bevor Gegenbegehrungen erwachen konnten.

§. 32.

Gehen wir von diesen Deductionen dazu über, die Thatsachen vom inductiven Standpunkte aus zu betrachten, so begegnen wir ähnlichen Schwierigkeiten wie im letzten Capitel. Wie die niedrigeren Racen in Grösse und Körperbeschaffenheit hinlänglich von einander abweichen, um eine gewisse Unbestimmtheit in unsere

Vorstellung von dem primitiven Menschen, von der physischen Seite betrachtet, hereinzubringen, so bieten dieselben auch in ihren Neigungen und Gefühlen mancherlei Gegensätze dar, welche die wesentlichsten Züge des primitiven Menschen, von seiner emotionellen Seite betrachtet, verdunkeln.

Diese letztere Schwierigkeit war in der That ebenso wie die erstere vorauszusehen. Die Ausbreitung des Menschengeschlechts während der vergangenen Epochen nach zahlreichen, weit von einander unterschiedenen Wohnorten veranlasste natürlich sehr ungleiche Lebensweise und war daher nothwendig von emotioneller sowohl wie physischer Specialisirung begleitet. Und wenn die tiefer stehenden Varietäten des Menschen mancherlei Differencirungen des Charakters erlitten haben, welche unmittelbar auf Verschiedenheiten der natürlichen Verhältnisse und der dadurch bedingten Gewohnheiten beruhen, so sind sie überdies auch durch die dem Grade wie der Dauer nach verschiedene sociale Schulung, der sie unterworfen waren, mannigfach beeinflusst worden. Im Hinblick auf solche Unterschiede bemerkt Herr WALLACE ganz richtig, „dass „in der That zwischen den verschiedenen Racen der Wilden beinahe „eben so grosse Abweichungen bestehen wie zwischen den Racen „der civilisirten Völker“.

Um uns also den primitiven Menschen vorzustellen, wie er beschaffen war, als die sociale Aggregation erst begann, müssen wir so gut als möglich diese verwickelten und einander theilweise widersprechenden Erscheinungen zu verallgemeinern suchen und uns dabei hauptsächlich von denjenigen Merkmalen leiten lassen, welche den am allerniedrigsten Stehenden gemeinsam sind, zugleich aber auch die Hülfe nicht ausser Acht lassen, die in den oben dargelegten a-priorischen Folgerungen enthalten ist.

§. 33.

Man dürfte zwar erwarten, impulsives Wesen als Grundzug des Charakters allgemein bei den niedrigeren Racen verbreitet zu finden. Allein dasselbe ist keineswegs überall deutlich erkennbar. Im Ganzen genommen scheinen die Eingeborenen der neuen Welt leidenschaftslos zu sein verglichen mit denen der alten Welt; manche von jenen übertreffen in der That sogar die civilisirten Völker von Europa in der Kunst, ihre Gemüthsbewegungen zu be-

herrschen. Jedermann ist wohl aus den Erzählungen von den nordamericanischen Indianern mit dieser Eigenschaft derselben bekannt, und die Berichte der neueren Reisenden bestätigen diejenigen ihrer Vorgänger. Die Dakotahs sollen mit grösster Geduld sowohl physische als moralische Leiden ertragen. Die Creek-Indianer „tragen phlegmatische Kälte und Gleichgültigkeit zur Schau". Gleiches wird von den eingebornen Völkern Südamericas berichtet. Nach den Mittheilungen BURNAND's „vermag der Guyana-Indianer, „obgleich er mit lebhafter Empfindung begabt ist, seine theuersten „Verwandten dem Anscheine nach mit vollkommener stoischer Ge„fühllosigkeit zu verlieren, wie er auch die grausamsten Schmerzen „ruhig erträgt"; und HUMBOLDT erwähnt besonders seine „Resig„nation". Ähnliches hören wir von den Uaupes: WALLACE hebt „die Apathie des Indianers" hervor, „der kaum je eine Spur von „Bedauern zeigt, wenn er Abschied nimmt, oder von Freude bei „seiner Rückkunft". Dass aber ein derartiger Charakter weit verbreitet war, scheint sich auch aus den Berichten über die alten Mexicaner, die Peruaner und die Völker von Central-America zu ergeben, die alle nicht-impulsives Wesen verriethen.

Nichtsdestoweniger finden wir bei diesen Racen gewisse entgegengesetzte Eigenschaften, die besser mit denjenigen der uncivilisirten Racen im Allgemeinen übereinstimmen. Ganz im Widerspruch mit ihrem gewöhnlich so theilnahmlosen Betragen gerathen die Dakotahs in einen schrecklichen Zustand blutdürstiger Wuth, wenn sie auf der Büffeljagd sind, und bei den phlegmatischen Creeks „kommen sehr häufig Selbstmorde in Folge von geringfügigen Ent„täuschungen vor". Auch zeigen manche der americanischen Eingebornen jene Apathie keineswegs, wie z. B. im Norden die Schlangen-Indianer, die „als wahre Kinder" geschildert werden, welche „durch „Kleinigkeiten zu erzürnen und zu erfreuen sind"; oder wie im Süden die Tupis, von denen wir lesen, dass „ein Wilder, der seinen „Fuss an einen Stein gestossen hatte, über denselben in Wuth ge„rieth und ihn wie ein Hund biss".

Jenes nichtimpulsive Wesen also mag, soweit wir es bei americanischen Racen finden, wahrscheinlich auf angeborner Trägheit beruhen. Unter uns selbst giebt es Leute, deren unveränderlicher Gleichmuth blos eine Folge des Mangels an Lebensfrische ist: da sie immer im Halbschlummer dahinleben, so sind auch die durch äussere Reizungen hervorgerufenen Emotionen weniger intensiv als

gewöhnlich. Dass auf solcher Ursache beruhende Apathie die Erklärung für jene Eigenthümlichkeit liefert, scheint auch aus der geschlechtlichen Kälte hervorzugehen, welche die Süd-Americaner besitzen sollen.

Ziehen wir in Betracht, was für abnorme Verhältnisse bei diesen Thatsachen mit ins Spiel kommen mögen, so finden wir in der ganzen übrigen Welt immerhin eine befriedigende allgemeine Übereinstimmung. Gehen wir von Nord-America nach Asien hinüber, so kommen wir zu den Kamtschadalen, von denen wir lesen, dass sie „erregbar, um nicht (von den Männern) zu sagen, hysterisch „sind. Ein geringfügiger Umstand machte sie beinah wahnsinnig „oder brachte sie sogar zum Selbstmord". Und von da kommen wir zu den Kirgisen, welche als „wankelmüthig und unstät" geschildert werden. Wenden wir uns zu den südasiatischen Völkern, so behauptet Burton von dem Beduinen, dass seine Tapferkeit „sehr launenhaft und unzuverlässig" sei. Während ferner Denham von den Arabern bemerkt — „ihre gewöhnliche Unterhaltung scheint „ein fortwährender Zank und Streit zu sein", — berichtet Palgrave, dass sie „einen halben Tag lang um einen Pfennig schachern, wäh„rend sie dem ersten besten Bettler den Werth von Ducaten zu„werfen". Bei den africanischen Völkern finden wir einen ähnlichen Charakterzug. Capitain Burton sagt, dass der Ost-Africaner „wie „alle anderen Barbaren eine wunderbare Mischung von Güte und „Schlechtigkeit" sei, und beschreibt ihn folgendermaassen: „Er ist „zugleich sehr gutmüthig und hartherzig, kampflustig und vor„sichtig; in diesem Augenblick sanft und im nächsten grausam, „unbarmherzig und gewaltthätig; gesellig und unfreundlich; aber„gläubisch und aller Ehrfurcht baar; tapfer und feige; unterwürfig „und unterdrückungssüchtig; eigensinnig, aber flatterhaft und die „Veränderung liebend; auf gewisse Ehrenpunkte haltend, aber ohne „eine Spur von Ehrbarkeit in Wort oder That; voll Liebe zum „Leben und gleichwohl dem Selbstmord ergeben; habsüchtig und „sparsam, aber zugleich gedankenlos und unbekümmert."

Mit Ausnahme der Betschuanas, denen sogar Charakter und Selbstbeherrschung zugeschrieben wird, gilt dasselbe auch von den weiter südlich lebenden Völkern. So soll nach Galton das Rachegefühl bei den Damara sehr vorübergehend sein: — „es macht der „Bewunderung vor dem Unterdrücker Platz". Burchell beschreibt, wie die Hottentotten beständig von der grössten Faulheit zur leb-

haftesten Thätigkeit übergehen. Und um das emotionelle Wesen der Buschmänner in kurzen Worten zu bezeichnen, nennt sie ARBROUSSET flink, grossmüthig, starrköpfig, rachgierig; — höchst lärmende Zänkereien sind an der Tagesordnung: „Vater und Sohn „versuchen häufig einander zu tödten." Unter den zerstreuten Gemeinschaften, welche den östlichen Archipelag bewohnen, lassen freilich die aus Malayen bestehenden oder die, in welchen das malayische Blut vorwiegt, diese Eigenthümlichkeit nicht erkennen. Von den Malagassen wird gesagt, dass „ihre Leidenschaften nie „sehr heftig erregt werden", dass sie ihnen angethanes Unrecht nicht sehr lebhaft empfinden, aber doch Rachebegier hegen; und der reine Malaye wird als keineswegs offenherzig geschildert. Die Übrigen jedoch zeigen die gewöhnliche Veränderlichkeit. Von den Negrittos ist der Papuaner „heftig, erregbar, lärmend", die Fidschianer „haben eine leicht reizbare, aber bald wieder sich be- „ruhigende Gemüthsverfassung" und sind „ausserordentlich ver- „änderlich in ihrem Wesen"; die Andamanesen „sind sämmtlich „in erschreckendem Maasse leidenschaftlich und rachsüchtig"; und von den Tasmaniern erfahren wir, dass sie „wie alle Wilden rasch „vom Lachen zum Weinen überspringen". Gleiches hören wir von den anderen niedrigsten Racen; so von den Feuerländern, welche „einen heftigen Charakter haben" und „eine laute und leidenschaft- „liche Sprache führen"; so ferner von den Australiern, deren impulsives Wesen STURT treffend bezeichnet, indem er sagt, dass „das zornige „australische Jin das europäische Schelten weit übertrifft" und dass ein „durch seinen Hochmuth und sein stolzes Wesen bekannter „Mann lange fortschluchzte, als ihm sein Neffe weggenommen „wurde". Ziehen wir dabei in Betracht, dass jene Zurückhaltung, wie sie die Malayen an den Tag legen, nur bei einer Race vorkommt, die eine leidlich hohe Civilisationsstufe erreicht hat, während die niedrigsten Racen, wie die Andamanesen, Tasmanier, Feuerländer und Australier in sehr ausgeprägter Weise ihr impulsives Wesen verrathen, so dürfen wir getrost die Behauptung aufstellen, dass das letztere auch einen Charakterzug des primitiven Menschen bildete, bei dem derselbe wahrscheinlich in noch höherem Maasse hervortrat, als nach den oben gegebenen Beispielen angenommen werden mochte. Am besten vielleicht können wir uns eine Vorstellung von dem ursprünglichen Charakter des Menschen machen, wenn wir die folgende lebendige Schilderung eines Buschmanns

lesen. LICHTENSTEIN beschreibt sein affenähnliches Aussehen und fährt dann fort: —

„Was noch mehr zu einer solchen Vergleichung aufforderte, „war die Lebhaftigkeit seiner Augen und die Beweglichkeit seiner „Augenbrauen, die er mit jedem Wechsel seiner Haltung herauf- „und herunterzog. Selbst seine Nasenflügel und seine Mundwinkel, „ja sogar seine Ohren bewegten sich unwillkürlich und drückten „den raschen Übergang von lebhafter Begier zu wachsamem Miss- „trauen aus . . . . . Als man ihm ein Stück Fleisch gab und er „halb aufgerichtet misstrauisch den Arm ausstreckte, um es zu „nehmen, ergriff er es hastig und steckte es sofort ins Feuer, wo- „bei er mit seinen kleinen stechenden Augen beständig herumfuhr, „als ob er fürchtete, Jemand möchte ihm dasselbe wieder weg- „nehmen, — und all das geschah mit solchen Blicken und Gebärden, „dass Jeder hätte schwören mögen, er habe sich hiefür ganz und „gar einen Affen zum Vorbild genommen.“

Indirecte Beweise dafür, dass die frühere Natur des Menschen sich von der späteren eben durch diese ausserordentliche Veränderlichkeit der Gemüthsbewegungen unterschied, finden wir auch in den Gegensätzen zwischen Kindern und Erwachsenen unserer eigenen Race. Denn nach der Entwickelungshypothese muss der civilisirte Mensch eine Reihe von Entwickelungsstufen durchlaufen, welche die von seiner Race durchlaufenen Stufen repräsentiren und daher auch in früher Jugend dasselbe impulsive Wesen zeigen, welches der Race in frühesten Zeiten eigen war. Die Redensart, dass der Wilde den Geist eines Kindes mit den Leidenschaften eines Mannes vereinige (oder wie man sich genauer ausdrücken müsste, erwachsene Leidenschaften hat, die in kindlicher Weise zum Vorschein kommen), besitzt sonach eine tiefere Bedeutung, als man gewöhnlich glaubt. Es besteht eine wirkliche genetische Verwandtschaft zwischen der Natur der beiden von der Art, dass wir mit Absehung von den Unterschieden der Art und des Grades der Emotionen die Coordination derselben beim Kinde als ziemlich getreues Abbild der Coordination derselben beim primitiven Menschen betrachten dürfen.

§. 34.

Die specielleren Eigenthümlichkeiten der Emotionen stehen zum grössten Theil in unmittelbarer Abhängigkeit von diesem

allgemeinen Charakter und dienen zugleich zum besseren Verständniss desselben. Dieses verhältnissmässig impulsive Wesen, diese geringere Abweichung von der einfachen Reflexthätigkeit, dieser Mangel an re-repräsentativen Emotionen, welche die einfacheren im Zaum halten könnten, ist von Unbedachtsamkeit begleitet.

Von den Australiern wird angegeben, dass sie „zu jeglicher „andauernder Arbeit, deren Lohn in der Zukunft liegt, gänzlich „unfähig seien". Nach KOLBEN's Bericht sind die Hottentotten „das trägste Volk unter der Sonne"; und von den Buschmännern erfahren wir, dass sie „entweder schwelgen oder am Hungertuche „nagen". Was die Ureingebornen von Indien betrifft, so wird von den Todas erzählt, dass sie „indolent und träge" sind; von den Bhils, dass sie „Verachtung und Abscheu gegen die Arbeit hegen" und lieber halb verhungern als arbeiten; während von den Santals berichtet wird, sie hätten nicht „die unbesiegbare Faulheit der „ganz alten Bergvölker". Ebenso mögen aus Nord-Asien die Kirgisen als Beispiele von Faulheit hervorgehoben werden, und in America machen wir die Beobachtung, dass keines der ureingebornen Völker ohne äusseren Zwang eine Fähigkeit für industrielle Arbeit zeigte. Im Norden sind die Indianer, aus ihrem Jagdleben verdrängt und zu keinem anderen fähig, immer mehr heruntergekommen und verschwinden allmälig, und im Süden fielen die von den Jesuiten in Zucht genommenen Stämme bald wieder in ihren ursprünglichen oder in einen noch schlimmeren Zustand zurück, wenn die äusseren Antriebe und Zwangsmittel aufhörten. Alle diese Thatsachen lassen sich theilweise einem ungenügenden Bewusstsein von der Zukunft zuschreiben, gewissermaassen einer schwachen Fassungskraft entfernter Resultate. Wenn wir irgendwo eine höher entwickelte Industrie finden, wie bei den Sandwich-Insulanern und bei manchen malayo-polynesischen Gesellschaften, da ist sie stets mit einem socialen Zustande verbunden, der eine gewisse Schulung während einer längeren Vergangenheit voraussetzt: die äusseren Verhältnisse haben bereits eine beträchtliche Abweichung von der primitiven Natur hervorgerufen. Es ist allerdings richtig, dass Ausdauer mit dem Hinblick auf entfernt liegende Vortheile auch unter den Wilden vorkommt. Sie widmen ihren Waffen und ähnlichen Dingen viel Zeit und Mühe: sechs Monate vielleicht, um ebenso viele Pfeile herzustellen, ein Jahr, um einen Baumstamm auszuhöhlen, und mehrere Jahre, um ein Loch durch einen Stein zu bohren. In

diesen Fällen jedoch ist, abgesehen von der Thatsache, dass die zu erlangenden Vortheile einfach, direct und augenfälliger Natur sind, nicht zu vergessen, dass sie nur geringe Muskelanstrengung erfordern und dass dabei ein Anspruch auf erhöhte Thätigkeit nur an das einfache Wahrnehmungsvermögen gestellt wird, das eine angeborene Lebendigkeit besitzt[1].

Ein Charakterzug, der naturgemäss mit der Unfähigkeit verbunden ist, die Zukunft so zu erfassen, dass die Vorstellungen ihren Einfluss ausüben, ist eine kindliche Fröhlichkeit, ein heiterer Gemüthszustand, der noch nicht durch den Gedanken an das Kommende verdüstert wird. Wenn auch manche Racen der neuen Welt entsprechend ihrem im Allgemeinen apathischen Wesen nur wenig zu Fröhlichkeit geneigt sind und wenn auch Ernst und Würde ein charakteristisches Kennzeichen der malayischen Racen und der Dajaks bilden, so ist doch gewöhnlich das Gegentheil der Fall. Von den Neucaledoniern, Fidschianern, Tahitianern und Neuseeländern lesen wir, dass sie fortwährend lachen und scherzen. In ganz Africa zeigt uns der Neger überall denselben Zug und von anderen Racen in anderen Fällen lauten mancherlei Beschreibungen der verschiedenen Reisenden alle ungefähr: — „voll Scherz und Lustig-„keit“, „voll Leben und Feuer“, „heiter und gesprächig“, „aller-„wegen froh wie die Vögel unter dem Himmel“, „lärmende Fröhlich-„keit“, „über Kleinigkeiten in unmässiges Lachen ausbrechend“ etc. Selbst die Eskimos ungeachtet aller ihrer Entbehrungen werden als ein glückliches Völkchen beschrieben. Wir brauchen blos daran zu denken, wie sehr fortwährende Sorge um zukünftige Geschehnisse den Strom der Lebenslust eindämmt — wir brauchen blos den lebendigen, aber leichtsinnigen Irländer mit dem ernsten, aber vor-

---

[1] Als eine bezeichnende Thatsache, die sowohl von physiologischer als von sociologischer Seite aus von Interesse ist, mag noch hervorgehoben werden, dass nach den Schilderungen die Natur der Männer und der Frauen in manchen Fällen ein ganz verschiedenes Vermögen zu fleissiger Thätigkeit besitzt. Während bei den Bhils die Männer die Arbeit hassen, sollen viele ihrer Weiber ausserordentlich fleissig sein. Bei den Kookies sind die Weiber „ganz so fleissig „und unermüdlich wie die Nagafrauen“, die Männer beider Stämme aber sind faul. Ebenso in Africa. In Loango, wo die Männer sehr träge sind, „widmen „sich die Frauen mit unermüdlichem Eifer der Wirthschaft“ und unsere neuesten Erfahrungen von der Goldküste zeigen, dass auch dort ein ähnlicher Gegensatz besteht. Die Ausbildung dieser Verschiedenheit scheint die Beschränkung des Erbrechts nach dem Geschlecht nach sich gezogen zu haben.

sorglichen Schotten zu vergleichen, um überzeugt zu sein, dass auch bei den uncivilisirten Völkern eine directe Beziehung zwischen diesen Zügen stattfindet. Das verhältnissmässig impulsive Wesen, das ein vollständiges Aufgehen in dem Vergnügen des Augenblicks bedingt, verursacht zu gleicher Zeit auch diese Ausbrüche von Lustigkeit und diesen Mangel an Vorsorge gegen drohende Übel.

In Begleitung dieser charakteristischen Unbedachtsamkeit tritt stets als Ursache sowohl wie als Folge derselben ein unentwickeltes Eigenthumsgefühl auf. Wenn wir die Natur des Wilden beurtheilen, so pflegen wir meistens den Umstand zu übersehen, dass ihm das ausgeprägte Bewusstsein von individuellem Besitz abgeht und dass er ein solches unter seinen Verhältnissen unmöglich haben kann. Da dieses Gefühl sich nur durch vielfältige Erfahrung von den wohlthätigen Wirkungen, welche individueller Besitz mit sich bringt, und durch successive Generationen fortgesetzte Wiederholung derselben ausbilden kann, so dürfen wir es natürlich da nicht zu finden erwarten, wo die äusseren Verhältnisse keine Gelegenheit zu solchen Erfahrungen geben. Abgesehen von den wenigen rohen Geräthen, die zur Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse dienen, hat der primitive Mensch Nichts, was er aufhäufen könnte, — es ist also kein Spielraum zu einem Streben nach Erwerb gegeben. Wo er sich zum Hirtenleben aufgeschwungen hat, liegt bereits die Möglichkeit vortheilhafter Folgen von zunehmendem Besitzthum vor: er zieht einen gewissen Nutzen aus der Vermehrung seiner Herden. Immerhin ist es, so lange er die nomadische Lebensweise beibehält, schwierig für ihn, seine Herden stets mit genügendem Futter zu versehen, wenn sie einigermaassen gross sind, wobei er überdies sich steigernde Einbussen durch Feinde und wilde Thiere zu befürchten hat; so dass die Vortheile der Anhäufung innerhalb enger Grenzen eingeschränkt bleiben. Erst wenn er zum Ackerbau vorgeschritten ist und erst wenn die Nutzniessung des Landes von der Form des Stammeseigenthums durch diejenige des Familieneigenthums zu der des persönlichen Eigenthums gelangt ist, kann sich die Sphäre für das Eigenthumsgefühl hinlänglich erweitern.

So charakterisirt sich denn der primitive Mensch nicht nur durch seine Unbedachtsamkeit und durch fehlende Ausbildung jenes Wunsches nach Besitz, welcher der Sorglosigkeit ein Ende setzt, sondern er ist überdies durch seine Lebensverhältnisse gehindert,

die Erfahrungen zu machen, welche jenen Wunsch anregen und die Unbedachtsamkeit vermindern könnten.

§. 35.

Wenden wir uns nun zu jenen emotionellen Besonderheiten, welche die Bildung socialer Gruppen unmittelbar beeinflussen. Die Varietäten des Menschengeschlechts, die wir heutzutage vorfinden, sind in sehr verschiedenem Grade social und ausserdem weichen sie von einander ab durch die Verschiedenheit im Grade ihrer Unabhängigkeit: hier tragen sie mit Leichtigkeit äusseren Zwang und dort leisten sie demselben zähen Widerstand. Offenbar muss aber das gegenseitige Verhältniss zwischen diesen beiden Charakterzügen die Art der socialen Vereinigung erheblich beeinflussen.

Indem Père Bourien die Mantras, Eingeborne der malayischen Halbinsel, schildert, sagt er unter Anderem: „Freiheit scheint für „sie ein unentbehrliches Lebensbedürfniss zu sein.“ — „Jedes In„dividuum lebt, als ob es ausser ihm keine andere Person in der „Welt gäbe;“ sie ziehen aus einander, sobald sie in Streit gerathen. Ähnliches hören wir von den wilden Menschen im Innern von Borneo, „die sich nicht zu einander gesellen“ und deren Kinder, sobald sie „alt genug sind, um für sich selber zu sorgen, sich „gewöhnlich von einander trennen, ohne dass fortan eines um das „andere sich weiter kümmerte“. Eine Natur von dieser Art macht selbstredend jede sociale Entwickelung unmöglich; sie zeigt auch dieselben Wirkungen bei den vereinzelten Familien der Wald-Veddahs oder bei denen der Buschmänner, welche Arbrousset beschreibt als „unabhängig und über alle Begriffe arm, als ob sie sich ver„schworen hätten, stets frei und eigenthumslos zu bleiben“. Noch von mehreren anderen Racen, welche auf niedrigem Zustande verharren, wird dieser Zug hervorgehoben; so in Süd-America von den Araucaniern, unter denen „der Mapuché über jeden Widerspruch „ungehalten wird und keinen Befehl duldet“; so ferner nach Bates die Indianer von Brasilien, die nur, so lange sie ganz klein sind, sich ziehen lassen, „mit dem Eintritt des mannbaren Alters aber „einen Widerwillen gegen allen Zwang an den Tag legen“; so ferner die Caraïben, welche sich „gegen die geringste Beeinträch„tigung ihrer Unabhängigkeit auflehnten“. Mehrere der Bergvölker von Indien zeigen gleichfalls eine derartige Natur. Die wilden

Bhils haben „ein angebornes Unabhängigkeitsgefühl“; die Bodo und Dhimal „widersetzen sich mit störrischem Eigensinn jedem Befehl, „wenn man unvorsichtigerweise darauf besteht“, und die Lepchas „erdulden lieber grosse Entbehrungen, als dass sie sich einer frem- „den Gewalt unterwürfen“. Demselben Hinderniss socialer Entwickelung begegnen wir abermals bei manchen nomadischen Völkern. „Ein Beduine“, sagt BURCKHARDT, „wird sich nie einem Befehl unter- „werfen, aber ruhiger Überredung leicht nachgeben“; und PALGRAVE sagt von ihm, dass er „nationale und persönliche Freiheit „sehr hoch schätze“ und „in Allem, was regierende Familien und „Dynastien betrifft, von jeder Art Kastengeist in bemerkenswerther „Weise frei sei“. Dass dieser moralische Charakterzug auf den ersten Stufen des socialen Fortschritts schädliche Folgen hat, ist in mehreren Fällen von den Reisenden beobachtet worden. So von EARL, welcher von der Bevölkerung Neu-Guinea's sagt, dass ihr „Widerwille gegen jede Controle“ eine höhere Organisation unmöglich mache.

Natürlich soll damit nicht gesagt sein, dass Mangel an Unabhängigkeitsgefühl an sich schon das entgegengesetzte Resultat haben werde. Die Kamtschadalen zeigen nach GRIEVE's Berichten „sclavische Unterwürfigkeit gegen Alle, die sie hart behandeln“, und „Verachtung gegen die, welche ihnen mit Milde entgegenkommen“; und GALTON, der bei den Damara „kein Unabhängigkeits- „gefühl“ finden konnte, sagt, dass sie „sich förmlich um die „Sclaverei bewerben“ — dass „Bewunderung und Furcht“ ihre einzigen lebhaften Gefühle seien. Ein bestimmtes Verhältniss zwischen den zum Gehorsam und den zum Widerstand leitenden Gefühlen scheint allerdings immer erforderlich. Die Malayen, welche sich zu mehreren halbcivilisirten Gesellschaften entwickelt haben, sollen sich der Autorität unterwerfen, und dennoch zeigt sich Jeder „sehr „empfindlich bei einer Beeinträchtigung seiner eigenen persönlichen „Freiheit oder der eines Anderen“. Mag jedoch die Ursache der Unterwerfung sein, welche sie wolle — Mangel an Selbstvertrauen oder Furcht oder Angst vor der Übermacht, welche alle gesondert und in verschiedenen Mengenverhältnissen zusammenwirkend Unterordnung begünstigen, — jedenfalls tritt eine relativ unterwürfige Natur überall bei solchen Menschen hervor, die sociale Aggregate von beträchtlicher Grösse bilden. Sehr auffällig finden wir sie in jenen halbcivilisirten Gesellschaften, welche das tropische Africa

bewohnen; sie war aber nicht minder bezeichnend für die Völker, welche die untergegangenen orientalischen Gesellschaften, und für die, welche die untergegangenen Gesellschaften der neuen Welt bildeten.

Wenn, wie bei den oben genannten Mantras, Widerstreben gegen äusseren Zwang mit Mangel an Geselligkeit verbunden ist, so erwächst daraus für die sociale Vereinigung ein doppeltes Hinderniss: die Ursache der Zerstreuung wird nicht durch eine Ursache der Aggregation in Schranken gehalten. Wenn wie bei den Todas ein Mensch stundenlang müssig dasitzen kann, „ohne „den Umgang mit Anderen zu suchen“, so unterliegt er allerdings weniger leicht der Versuchung, sich äusserem Zwang zu fügen, als wenn ihm die Einsamkeit unerträglich wäre. Offenbar wird der wilde Fidschianer, bei dem, so sonderbar es klingt, „das Gefühl für Freundschaft sehr lebhaft entwickelt“ ist, durch dieses Gefühl ebensowohl wie durch seine ausserordentliche Treue getrieben, in einer Gesellschaft auszuhalten, wo auf Cannibalismus gegründeter Despotismus ohne jegliche Einschränkung herrscht.

Ziehen wir das Facit unserer Untersuchung der Thatsachen, wie sie uns zunächst bei den niedrigsten Menschen entgegentreten, die sich im geringsten Maasse social vereinigen, und wie sie ferner bei weiter vorgeschrittenen Menschen zu finden sind, welche grössere Aggregate bilden, so sehen wir uns wohl zu der Behauptung berechtigt, dass die primitiven Menschen, die nothwendigerweise, so lange noch keine Kunstfertigkeiten ausgebildet waren, sich von wilden Thieren und Pflanzen nähren mussten, was eine weite Zerstreuung einer geringen Anzahl derselben bedingte, auf der einen Seite nicht sehr an das gesellschaftliche Leben gewöhnt sein konnten, während sie auf der andern Seite ganz uneingeschränkt ihren unmittelbaren Begehrungen zu folgen pflegten, wie dies mit dem Einzelleben verbunden ist. Nicht nur also, dass die anziehende Kraft verhältnissmässig gering war: die rückstossende Kraft war zugleich sehr gross. Erst als die primitiven Menschen durch locale Bedingungen, welche das Zusammenleben zahlreicher Menschen auf einem kleinen Gebiete begünstigten, zu dichterem Aneinanderschliessen gezwungen wurden, konnte jene Steigerung der Geselligkeit eintreten, welche nöthig war, um uneingeschränktes Handeln zu verbieten. Und darin offenbart sich uns eine fernere Schwierigkeit, die im Anfang der socialen Entwickelung im Wege stand.

§. 36.

Indem wir so von Emotionen ausschliesslich egoistischer Art zu solchen übergeleitet worden sind, welche die Gegenwart anderer Individuen zur Voraussetzung haben, wollen wir unter diesen zunächst die ego-altruistischen betrachten (Principien der Psychologie, §§. 519—523). Bevor in irgend bedeutendem Grade Gefühle auftreten, welche in der Beglückung Anderer Befriedigung finden, nehmen einen beträchtlichen Raum jene Gefühle in Anspruch, welche in der von Andern gezollten Bewunderung Genüge finden. Selbst Thiere zeigen sich durch Beifall nach vollbrachter Leistung erfreut und beim Menschen eröffnet das gesellschaftliche Leben sehr früh diese Quelle von Vergnügen und bringt sie zur lebhaften Entfaltung.

So gross auch die Eitelkeit sein mag, die man bei civilisirten Menschen beobachtet, so bleibt sie doch weit hinter derjenigen der uncivilisirten zurück. Die rothe Farbe und die zum Aufhängen durchbohrten Meermuscheln, welche man nebst anderen Spuren des Menschen in den Höhlen der Dordogne gefunden hat, lehren uns schon, dass selbst in jener fernen Vergangenheit, wo Rennthiere und Mammuths den Süden von Frankreich bewohnten, die Menschen durch auffallende Farben und Zierrathen bewundernde Blicke auf sich zu ziehen suchten. Die Ausschmückung seines Körpers beschäftigt die Gedanken eines wilden Häuptlings sogar noch mehr, als dies bei einer Modedame unserer Tage der Fall sein mag. Die Bemalung der Haut, auf die wir so viele Mühe verwendet sehen, bevor der Gebrauch von Kleidern eingeführt ist, beweist dies. Wir ersehen dies ferner daraus, dass diese Menschen sich lange dauernden und wiederholten Qualen unterwerfen, um sich tätowiren zu lassen, und dass sie selbst jene Schmerzen und Unbequemlichkeiten ertragen, welche die Ausdehnung der Unterlippe durch ein Stück Holz, das Tragen von Steinen in durch die Wangen gebohrten Löchern oder von Federspulen in der Nasenscheidewand begleiten. Wie stark der Wunsch, Beifall zu erlangen, in diesen Fällen ist, beweist die Allgemeinheit einer solchen Mode in jedem Stamm und die Consequenz, mit welcher daran festgehalten wird. Sobald das betreffende Alter herannaht, giebt es für den jungen Wilden kein Entweichen vor der unbedingt gebotenen Verstümmelung. Der nordamericanische tapfere Jüngling,

der die Qualen der Einweihungsfeierlichkeit erduldet, denkt nicht daran, die Autorität des Gebrauches in Zweifel zu ziehen. Furcht vor der Verachtung und dem Hohn seiner Genossen und das Begehren nach ihrem Lobe bilden ein so kräftiges Motiv, dass ein Widerspruch dagegen beinah unerhört ist.

Dasselbe gilt in hohem Grade auch von den Regeln des täglichen Lebens. Die Vorschriften einer Religion der Feindschaft üben auf den ersten Stufen der socialen Entwickelung ihre grosse Kraft wesentlich nur vermöge dieses ego-altruistischen Gefühles aus. Die Verpflichtung zur Blutrache wird durch die Meinung der Stammesgenossen zum Gebot. Lobpreisungen erwarten den Mann, der, wenn er einen Verwandten verloren hat, die Verfolgung des muthmaasslichen Mörders niemals aufgiebt, während Hohn und Spott das Leben desjenigen unerträglich machen, welcher sich dem entzieht. Ähnliches gilt von der Erfüllung mannigfacher Gebräuche, die sich eingewurzelt haben. In manchen uncivilisirten Gesellschaften kommt es nicht selten vor, dass ein Mann sich durch eine Todtenfeier ruinirt, und in einigen halbcivilisirten Gesellschaften ist es ein Motiv zur Tödtung eines weiblichen Kindes, dass man dadurch die späteren Kosten eines Hochzeitsfestes vermeidet, — Kosten, die eben durch die allgewaltige Prunksucht so sehr gesteigert werden.

Dies ego-altruistische Gefühl, das wahrscheinlich während einer langen Zeit, wo die sociale Aggregation fortschreitet, immer mehr an Stärke gewinnt, mussten wir hier hauptsächlich deswegen hervorheben, weil es im Anfang ein wichtiges, zur Controle dienendes Agens ist, als welches es in der That auch heute noch wirksam bleibt. In Verbindung mit Geselligkeit ist dasselbe von jeher eine Macht gewesen, welche die Einheiten einer Gruppe beisammen halten half und ein Betragen auszubilden strebte, das auf die Wohlfahrt der Gruppe abzielte. Wahrscheinlich hat es eine Art von Subordination hervorgerufen, lange bevor es irgend eine politische Unterordnung gab, und in einzelnen Fällen sichert es die sociale Ordnung wirklich auch heute noch. Herr Wallace erzählt: —
„Ich habe mit Gemeinschaften von Wilden in Süd-America und im
„fernen Osten zusammengelebt, die keine anderen Gesetze und
„Gerichtshöfe haben als die frei ausgesprochene öffentliche Meinung
„des Dorfes. Jedermann respectirt aufs Ängstlichste die Rechte
„seiner Genossen und eine Beeinträchtigung solcher Rechte findet

„selten oder nie statt. In einer solchen Gemeinschaft sind Alle „beinah völlig gleich."

§. 37.

Endlich bleiben noch jene Charaktereigenthümlichkeiten des primitiven Menschen übrig, welche dem Vorhandensein oder Fehlen der altruistischen Gefühle ihre Ausbildung verdanken. Da diese aus dem Mitgefühl hervorgehen, so müssen sie der Entwickelungshypothese zufolge in demselben Maasse sich höher ausbilden, als die Verhältnisse das Mitgefühl lebhafter werden lassen, das heisst in demselben Maasse, als jene die Befestigung der ehelichen und älterlichen Beziehungen begünstigen, als sie die Geselligkeit fördern und die feindselige Stellung des Einzelnen zu beseitigen streben.

In wie weit die thatsächlichen Vorkommnisse diese a priori gewonnene Folgerung rechtfertigen, lässt sich allerdings nicht leicht feststellen: die Beweispunkte sind nur schwer herauszulösen und zu verallgemeinern. Mancherlei Ursachen wirken zusammen, um uns hier irre zu führen. Wir setzen zum Beispiel voraus, dass in jeder Race eine leidliche Übereinstimmung in den Äusserungen des Charakters herrschen werde; allein dem ist nicht so. Die einzelnen Individuen sowohl wie die grösseren Gruppen weichen beträchtlich von einander ab, wie wir zum Beispiel durch STURT von den Australiern hören, wo der eine Stamm „ausnehmend ruhig ist", während ein anderer „in durchaus ungeordneten Zuständen lebt". Wir nehmen ferner an, die zu Tage tretenden Äusserungen seien jedenfalls bei sich wiederholenden ähnlichen Gelegenheiten dieselben, was sie aber keineswegs sind: das Auftreten gegen den einen Reisenden ist sehr verschieden von dem einem andern gegenüber, wahrscheinlich weil ihr eigenes Auftreten verschieden war. Allermeistens sogar ist die Art der Charaktereigenthümlichkeiten, welche eine eingeborne Race bei späteren Besuchen zeigt, von der durch frühere Besucher erlittenen Behandlung bedingt: gar häufig verwandelt sich ja Freundlichkeit in Feindseligkeit in Folge schmerzlicher Erfahrungen. So kann man bei den australischen Reisenden sehen, dass die früheren im Allgemeinen günstiger über die Eingebornen urtheilen als die späteren, und ebenso sagt EARL von der Bevölkerung Javas, dass diejenigen, welche wenig von Europäern besuchte Theile bewohnen, „hinsichtlich ihrer Moralität den Ein„gebornen der Nordküste weit überlegen sind", deren Verkehr mit

den Europäern lebhafter gewesen ist. Wenn wir von Capitain ERSKINE als Resultat seiner Erfahrungen im Stillen Ocean vernehmen: — „Es ist auch gar nicht unwahrscheinlich, dass den „fremden Händlern noch ehrliche und anständige Sitten von den„jenigen aufgezwungen werden könnten, welche sie bisher als die „verrätherischen und unverbesserlichen Wilden der Sandelholzinseln „anzusehen gewohnt waren“; wenn wir erfahren, dass in Vate, einer der neucaledonischen Inseln, die Bezeichnung der Eingebornen für einen Weissen: „ein segelnder Bösewicht“ lautet, und wenn wir daran denken, dass noch schlimmere Namen durch die neuesten Unthaten in jenen Gebieten gerechtfertigt sind, so wird es wohl verständlich sein, warum das bei eingebornen Racen gefundene Entgegenkommen in verschiedenen Fällen so ausserordentlich verschieden sein kann und wie ganz widersprechende Berichte über den Charakter von Eingebornen zu Stande kommen.

Abgesehen von den hieraus erwachsenden Schwierigkeiten ist ausserdem noch jenes oben schon erwähnte impulsive Wesen zu berücksichtigen, das an sich schon eine Veränderlichkeit bedingt, welche Jeden in Verwirrung setzen wird, der sich eine Vorstellung von der normalen Natur jener Menschen machen will. So sagt LIVINGSTONE von den Makololo: „Es wäre nicht schwierig, dieses „Volk in ausnehmend gutem oder in ausnehmend schlechtem Lichte „erscheinen zu lassen“; und die sich widersprechenden Eigenthümlichkeiten, die wir oben aus den Berichten von Capitain BURTON kennen lernten, lassen auf eine ähnliche Erfahrung schliessen. Wir sind demnach hinsichtlich dieser sowohl wie der übrigen emotionellen Erscheinungen genöthigt, aus mancherlei naturgemäss ganz verwirrten Kundgebungen, die überdies durch die wechselnden Beziehungen zu den verschiedenen Beobachtern noch weiter entstellt worden sind, so gut als möglich ein Durchschnittsmaass herauszurechnen.

Wir werden am besten thun, znnächst nicht die eigentlich altruistischen Gefühle vorzunehmen, sondern die Erscheinung, welche gewöhnlich mit denselben zusammen wirksam ist — den älterlichen Instinct, die Liebe zum Hülflosen (Princip. d. Psychol. §. 532). Gleich den niedrigeren Thieren sind auch die am tiefsten stehenden Menschenracen nothwendigerweise in hohem Maasse damit begabt, einfach deshalb, weil eine geringe Begabung in diesem Punkte stets ein Verschwinden der betreffenden Species oder Varietät nach sich ziehen müsste. Im Durchschnitt können ja nur diejenigen in der

Zukunft fortleben, bei denen Liebe zur Nachkommenschaft die erforderliche Sorgfalt für dieselbe wachruft, und bei wilden Völkern ist die dabei unvermeidliche Selbstaufopferung mindestens ebenso gross, wenn nicht noch grösser als bei civilisirten Menschen. Daher die Zuneigung zu den Kindern, welche wir selbst bei den niedrigsten Vertretern des Menschengeschlechts finden, wenn sie auch entsprechend der ihnen eigenthümlichen impulsiven Weise oft grosse Grausamkeit damit verbinden. So wird zwar von den Feuerländern angeführt, dass sie „ihre Kinder sehr lieb haben"; nichtsdestoweniger aber verkaufen sie dieselben den Patagoniern als Sclaven. Grosse Liebe zur Nachkommenschaft wird auch den Bewohnern von Neu-Guinea zugeschrieben, und doch „verschachert ein Mann eines oder „zwei seiner Kinder" an einen Händler für eine Kleinigkeit, deren er gerade bedarf. Eyre bezeugt, dass die Eingebornen von Australien sich durch lebhafte älterliche Zuneigung auszeichnen, und doch wird nicht nur erzählt, dass sie kranke Kinder verlassen, sondern Angas behauptet sogar, dass sie am Murrayfluss gelegentlich einen Knaben tödten, um sein Fett als Köder für ihre Angelhaken zu benutzen. Obgleich auch von den Tasmaniern berichtet wird, dass ihr älterlicher Instinct sehr lebhaft gewesen sei, so war doch Kindermord bei ihnen verbreitet und ein neugebornes Kind wurde lebend mit seiner gestorbenen Mutter begraben. Und obgleich das Aufziehen der Kleinen bei den Buschmännern in Folge der grossen Schwierigkeiten mit viel Selbstaufopferung verbunden ist, so erzählt doch Moffat, dass sie „ihre Kinder ohne Gewissensbisse bei verschie-„denen Gelegenheiten abschlachten". Ohne dass wir weitere Beweise für die Liebe zur Nachkommenschaft auf der einen Seite zusammenzustellen brauchten, denen auf der anderen Seite Beispiele von einer Gewaltthätigkeit gegenüberstehen, welche ein Kind erschlägt, weil es Etwas fallen liess, was es in der Hand trug, — können wir es wohl aussprechen, dass beim primitiven Menschen diese Liebe zur Nachkommenschaft sehr kräftig entwickelt ist, dass aber ihre Äusserungen wie diejenigen seiner Emotionen im Allgemeinen sehr unregelmässig sind.

Behalten wir dies in Erinnerung, so werden wir viel leichter die sich widersprechenden Berichte von seinem ausserordentlichen Egoismus und seinem Genossenschaftsgefühl, von seiner Grausamkeit und seiner Güte mit einander zu vereinbaren im Stande sein. Von den Feuerländern lesen wir, dass sie gegen einander sehr freundlich

sind, zugleich aber, dass sie in Zeiten der Noth ihre alten Weiber tödten, um sie zu verzehren. MOUAT, der die Andamanesen eine „unbarmherzige Race“ nennt, sagte nichtsdestoweniger von dem einen, den er mit sich nach Calcutta nahm, dass er einen sehr guten und liebenswürdigen Charakter habe. Mancherlei Grausamkeiten der schlimmsten Art sind den Australnegern zur Last gelegt worden. Gleichwohl legen STURT und EYRE übereinstimmend Zeugniss ab von ihrer Freundlichkeit, ihrer Selbstaufopferung und sogar von ihrem ritterlichen Wesen. Ähnlich geht es den Buschmännern. LICHTENSTEIN glaubt, dass in keinem Wilden „eine solche Menge „brutalster Grausamkeit vereinigt sei“, MOFFAT dagegen war „tief „gerührt von dem Mitgefühl dieser armen Buschmänner“, und BURCHELL sagt, dass sie sich gegenseitig „Gastfreundschaft und „Grossmuth oft in ausserordentlichem Grade beweisen“. So treffen wir also bei den niedrigsten Typen der Menschen doch nicht jene ungebändigte Rohheit, die wir mit dem Namen des Wilden zu verknüpfen pflegen, und gehen wir zu Racen in höheren socialen Zuständen über, so werden die Zeugnisse für ihre gute Gemüthsart immer zahlreicher. Die Neu-Caledonier sollen „ein mildes und gut„artiges Temperament“ haben; die Tannesen sind „jeden Dienst, der „in ihrer Macht liegt, zu erweisen bereit“; die Bewohner von Neu-Guinea sind „gutartig“, von „milder Gemüthsart“. Gehen wir von den Negrittos zu den Malayo-Polynesiern über, so finden wir ähnliche Schilderungen. Die den Sandwich-Insulanern beigelegten Eigenschaften sind „Milde und Gelehrigkeit“; die Tahitier sind „heiter „und gutmüthig“, die Dajaks „fröhlich“, die See-Dajaks „gesellig „und liebenswürdig“, die Javaner „milde, heiter und gutartig“, die Malayen von Nord-Celebes „ruhig und sanft“. Allerdings finden wir in anderen Fällen wieder ganz entgegengesetzte Darstellungen. Bei den Tupis von Süd-America soll Rachsucht die vorherrschende Leidenschaft sein; ein lebendig gefangenes Thier martern sie mit kleinen Verwundungen zu Tode, damit es „so viel als nur möglich „leide“. Den Fidschianern wird als hervorstechendster Charakterzug „grosse Rachsucht und Bosheit“ zugeschrieben. GALTON verurtheilt die Damara als „nichtswürdig, diebisch und meuchel„mörderisch“, und ANDERSON als „unverbesserliche Bösewichte“. In manchen Fällen zeigen uns nah verwandte Stämme diese ganz entgegengesetzte Natur, so namentlich die Eingebornen von Indien. Während die Bhils dafür verrufen sind, sehr grausam und sehr

rachsüchtig zu sein und leicht für eine geringe Belohnung als Meuchelmörder zu dienen, werden die Nagas als „gutgesinnte und „ehrliche“ Menschen geschildert; die Bodo und Dhimal als „voll „liebenswürdiger Eigenschaften“, „ehrlich und wahrheitsliebend“, „völlig frei von Arroganz, Rachsucht und Grausamkeit“; und von den Lepchas sagt Dr. Hooker, — „ihre Gemüthsart ist wirklich „liebenswürdig zu nennen; sie sind friedfertig und keine Zänker“, — „bilden dadurch einen lebhaften Gegensatz zu ihren östlichen „Nachbarn“.

Es wird jedoch, ohne fernere Einzelheiten anzuführen, klar genug sein, dass der primitive Mensch, wenn er auch nur geringe active Gutartigkeit besitzt, doch deswegen noch nicht, wie man oft annimmt, durch active Bösartigkeit ausgezeichnet ist. Im Gegentheil scheint ein Blick über die Thatsachen eher zu der Überzeugung zu führen, dass muthwillige Grausamkeit bei den wenigst Civilisirten keineswegs verbreitet ist, während sie bei höher Civilisirten ziemlich allgemein vorkommt. Die blutdürstigen Fidschianer haben bereits eine nicht unbeträchtliche sociale Ausbildung erreicht. Burton sagt von den Fans, dass „Grausamkeit ihnen ein Lebens- „bedürfniss zu sein scheine“, und doch besitzen die Fans ziemlich entwickelte Kunstfertigkeiten und Werkzeuge und leben in Dörfern, von denen manche bis zu viertausend Einwohnern enthalten. In Dahome, wo eine grosse und ziemlich wohlorganisirte Bevölkerung lebt, veranlasst die Neigung zum Blutvergiessen häufig furchtbare Menschenopfer, und wir brauchen blos das sociale System der alten Mexicaner zu studiren, das geradezu im Cannibalismus wurzelte und doch in manchen Hinsichten hoch entwickelt war, um einzusehen, dass die niedrigsten Racen keineswegs die unmenschlichsten sind.

Um die sittliche Natur des primitiven Menschen richtig zu erkennen, mag uns die Bemerkung des Herrn Bates von Nutzen sein, dass „die Gutartigkeit dieser Indianer, wie diejenige der „meisten anderen, unter denen ich gelebt habe, vielleicht mehr auf „dem Fehlen von activen schlechten als auf dem Besitz von guten „Eigenschaften beruhte; mit anderen Worten, dass sie eher negativer „als positiver Natur war“. . . . . „Die gute Kameradschaft unserer „Cucámas schien nicht aus warmem Mitgefühl zu entspringen, son- „dern einfach aus der Abwesenheit lebhafter Selbstsucht in gering- „fügigen Dingen.“ Und ferner wird uns bei der Vereinbarung

dieser scheinbar sich widersprechenden Charakterzüge die Beobachtung unterstützen, dass auch der Hund grosse Zuneigung, Geselligkeit, Mitgefühl mit eingewurzeltem Egoismus und Ausbrüchen von Grausamkeit vereinigt; dass er in seinem Betragen leicht von freundschaftlichem Spiel zu ernstem Kampf übergeht, und dass derselbe Hund, der heute einen Genossen seines Futters beraubt, demselben morgen in der Gefahr zu Hülfe eilt.

Einen Beleg jedoch giebt es unter allen den sich widersprechenden Zeugnissen, welcher uns ziemlich sicher leitet — die Behandlung der Frauen. Die Stellung der Frau in einem Volke und das gewöhnliche Betragen gegen sie lassen annähernd richtig auf die durchschnittliche Macht der altruistischen Gefühle schliessen; und die Anzeichen, die sich daraus ergeben, zeugen sehr gegen den Charakter des primitiven Menschen. Die Behandlung, welche das schwache Geschlecht bei den Uncivilisirten von Seiten des starken erfährt, ist oft roh; die Frauen werden meistens als blosses Eigenthum betrachtet, ohne jegliche Rücksicht auf ihre persönlichen Ansprüche; und selbst in den besten Fällen wird doch gefühllos mit ihnen umgegangen. Dass diese Sclaverei, oft mit Grausamkeit verbunden und immer unwürdig, das normale Verhältniss bei den Wilden ist und als das richtige nicht nur von den Männern, sondern auch von den Frauen selbst angenommen wird, beweist offenbar, dass, wenn auch gelegentliche Zeichen von Altruismus vorhanden sein mögen, immerhin das gewöhnliche Maass der altruistischen Gefühle sehr gering ist.

§. 38.

Als Einleitung zur Zusammenfassung dieser wesentlichen emotionellen Züge will ich hier noch eines solchen Erwähnung thun, welcher auf alle anderen Einfluss hat — die Stabilität der Gebräuche: ein Zug, welcher in Verbindung steht mit der frühen Erlangung der körperlichen Reife, von der in ähnlicher Weise am Schlusse des vorigen Capitels die Rede war. Der primitive Mensch ist im höchsten Grade conservativ. Selbst wenn man höhere Racen gegen einander stellt und verschiedene Classen in derselben Gesellschaft unter sich vergleicht, kann man bemerken, dass die wenigst entwickelten die grösste Abneigung gegen jeden Wechsel zeigen. Unter dem gemeinen Volke ist es schwer, eine verbesserte Methode einzuführen, und selbst ein neues Nahrungsmittel wird gewöhnlich

nicht behagen. Der uncivilisirte Mensch zeigt diese Eigenschaft in noch höherem Grade. Sein einfacheres Nervensystem verliert bälder seine Bildsamkeit und ist daher noch weniger fähig, eine Veränderung in seiner Thätigkeitsweise einzugehen. Daher rührt sowohl eine unbewusste als eine offen behauptete Anhänglichkeit an den bestehenden Gebräuchen. „Was meinem Vater gut genug war, ist auch „mir recht“, sagt der Houssa-Neger. Die Creek-Indianer lachten die Leute aus, welche meinten, sie sollten „ihre langgewohnten „Gebräuche und ihre Lebensart ändern.“ Livingstone sagt von einigen africanischen Stämmen: „Ich beschenkte meine Freunde „oft mit eisernen Löffeln, und es war komisch zu sehen, wie doch „die Gewohnheit, mit den Händen zu essen, die Oberhand behielt, „obwohl sie über die Löffel entzückt waren. Sie nahmen etwas „(Milch) mit dem Löffel, dann gossen sie dieselbe in die linke Hand „und schlürften sie aus dieser.“ Und auf welche Weise diese Neigung zu unveränderlichen gesellschaftlichen Gebräuchen führt, geht deutlich aus dem hervor, was man von den Dajaks erzählt, welche, wie Herr Tylor sagt, „ihr Missfallen an solchen Neuerungen da„durch bezeugten, dass sie eine Steuer von Jedem ihres Volkes er„hoben, welcher dabei betroffen würde, auf europäische Weise zu „essen.“

Überblicken wir nun nochmals die emotionellen Züge, welche alle vermöge dieser relativen Stabilität der Gebräuche noch schärfer hervortreten, so haben wir zu allererst das impulsive Wesen zu nennen, welches im Betragen der primitiven Menschen vorherrscht und jedes Zusammenwirken so sehr verhindert. Jener „schwankende „und unbeständige Charakter“, welcher es gewöhnlich „unmöglich „macht, sich auch nur im Geringsten auf ihre Versprechungen zu „verlassen“, schliesst das Vertrauen auf gegenseitige Verpflichtungen aus, von welchem doch socialer Fortschritt wesentlich abhängt. Der primitive Mensch wird durch despotische Gefühle geleitet, welche einzeln auf einander folgen, nicht aber durch das Product eines Zusammenwirkens aller Gefühle, und dadurch bekommt er dieses aufbrausende, ungeordnete und unberechenbare Wesen, welches vereintes Handeln so sehr erschwert.

Einer dieser specielleren Züge, welcher theilweise von dem allgemeinen Charakterzug abhängig ist, besteht in dem Mangel an Vorsorge. Der lebhafte Wunsch, sei es nach persönlicher Befriedigung, sei es nach dem Beifall, welchen Grossmuth erringt, hält

die Furcht vor zukünftigem Übel fern; wo man sich aber die zu erwartenden Schmerzen und Freuden nicht klar vorstellt, da fehlt auch der nöthige Sporn zur Anstrengung: man verliert sich leichten Herzens und sorglos in der Gegenwart.

Das Gesellschaftsgefühl, beim civilisirten Menschen so sehr lebhaft entwickelt, ist beim Wilden äusserst gering. Die socialen Gruppen der niedrigsten Racen sind sehr klein und die ihre Einheiten zusammenhaltenden Bande verhältnissmässig schwach. Während auf der einen Seite die Neigung zum Zerfall vorherrscht in Folge der wenig gezügelten Leidenschaften der einzelnen Individuen, ist auf der anderen Seite das Gefühl, welches den Zusammenhang bedingt, verhältnissmässig nur schwach entwickelt: — beide Erscheinungen aber haben von selbst die Tendenz, sich gegenseitig zu verstärken. Unter Verhältnissen, welche fortwährend neuen Anlass zum Zwiespalt zwischen den Menschen hervorrufen, die durch plötzliche Gefühlsausbrüche aus einem Extrem ins andere fallen — zwischen Menschen, die oft besonders durch Hunger noch reizbarer gemacht werden, welcher, wie LIVINGSTONE bemerkt, „eine „gewaltige Wirkung auf die Gemüthsverfassung ausübt“ — unter solchen Bedingungen also besteht zu gleicher Zeit ein geringeres Streben, in Folge gegenseitiger Zuneigung. zusammenzuhangen, und ein grösseres Streben, jeder Autorität sich zu widersetzen, welche sonst etwa einen Zusammenhang bewirken könnte.

Obwohl vor der Ausbildung einer höheren Geselligkeit auch noch nicht viel von solchen Gefühlen vorhanden sein kann, welche die Gegenwart anderer Personen zur Voraussetzung haben, also auch der Wunsch nach Beifall nicht sehr lebhaft sein kann, so beginnt doch schon mit einem mässigen Fortschritt in der socialen Gruppirung die Ausbildung dieses einfachsten unter den höheren Gefühlen. Die grossen und sofort zu Tage tretenden Vortheile, welche der Beifall der wilden Genossen einbringt, und die bedenklichen, bald spürbaren schlimmen Folgen ihres Zornes oder ihrer Verachtung sind sehr lebhafte und frühzeitig gemachte Erfahrungen, welche dieses ego-altruistische Gefühl rasch die Oberhand gewinnen lassen. Dadurch wird denn aber auch eine gewisse Unterordnung unter die Meinung des Stammes und in Zusammenhang damit eine gewisse Regulirung des Betragens gesichert, lange bevor auch nur die ersten Spuren staatlicher Ordnung zum Vorschein kommen.

In socialen Gruppen, die sich einmal für die Dauer gebildet

haben, kann das Einigungsband — hier eine gesteigerte Vorliebe für geselliges Leben, dort eine Unterordnung in Folge der Bewunderung höherer Gewalt, anderswo die Furcht vor angedrohten Strafen und in den meisten Fällen der gemeinsame Einfluss von allen dreien — mit einer sehr verschiedenen Intensität des altruistischen Empfindens verknüpft sein. Obwohl Geselligkeit das Mitgefühl fördert, so wird dasselbe doch durch das tägliche Thun und Treiben der primitiven Menschen eher zurückgedrängt. Denn jene kameradschaftlichen Gefühle, welche aus der instinctiven Liebe zum Hülflosen hervorgehen, die er mit den höheren Thieren gemein hat, zeigt er allerdings seiner Natur entsprechend nur bei solchen Gelegenheiten, wo andere Gegensätze, besonders ein lebhafter egoistischer Wunsch, nicht mit ins Spiel kommen. Das active Kameradschaftsgefühl aber, das stets rege ist und den Egoismus beständig im Schach hält, gehört nicht zu seinen Charakterzügen, wie wir mit vollster Bestimmtheit aus der Behandlung der Frauen ersehen. Und jene höchste Form des altruistischen Gefühls, die wir als Gerechtigkeitssinn unterscheiden und die ein klares und weitreichendes Bewusstsein von den Folgen voraussetzt, welche das eigene Handeln für andere haben wird, ist sehr wenig ausgebildet.

Diese emotionellen Eigenthümlichkeiten des primitiven Menschen, welche die Zusammenstellung der bekannten Thatsachen uns kennen lehrte, stimmen nun ganz gut mit jenen überein, die wir, aus den Principien der Psychologie unsere Folgerungen ziehend, im Voraus als für den unvollkommen entwickelten Geist charakteristisch angenommen hatten. Ein weniger ausgedehnter und weniger mannigfaltiger Wechselverkehr mit der Aussenwelt, geringere Vorstellungsfähigkeit, geringere Erhebung über die einfache Reflexthätigkeit — diese Merkmale sind sämmtlich den genannten Eigenthümlichkeiten gemeinsam. Der Grundzug, die Impulsivität nämlich, beruht auf dem plötzlichen oder annähernd reflectorischen Übergang einer einfachen Erregung in die durch sie hervorgerufene Handlung und hat zur Voraussetzung, dass in Folge des Nichtvorhandenseins widerstrebender Gefühle das Bewusstsein aus nur wenigen und einfachen Vorstellungen aufgebaut ist; dass ferner die Anpassung innerer an äussere Vorgänge keine Rücksicht auf entfernte Consequenzen nimmt, sich in Raum und Zeit nur innerhalb eines engen Kreises bewegt. Ähnliches gilt von der Unbedachtsamkeit, welche aus dieser Impulsivität entspringt: die Begierde strebt sofort zur Befriedigung;

secundäre Folgen werden nur undeutlich vorgestellt, entfernten Bedürfnissen wird gar nicht begegnet. Wenn wir von dem Widerstreben gegen jeden Zwang und von dem Mangel an Geselligkeit absehen, die ganz specielle Eigenthümlichkeiten sind, welche ebenso gut mit einer im Übrigen niedrig entwickelten emotionellen Natur zusammen vorkommen oder auch fehlen können, tritt uns zunächst das ego-altruistische Gefühl der Liebe für den Beifall entgegen. Diese entsteht erst mit der Weiterbildung des geselligen Zusammenlebens und setzt daher grössere Vorstellungsfähigkeit voraus; denn statt auf directe egoistische Befriedigung ist sie ja auf die indirect durch das Benehmen Anderer hervorgebrachte Befriedigung gerichtet; statt auf in unmittelbarer Nähe liegende Resultate schaut sie nach Ergebnissen aus, die eine Stufe höher liegen; statt der durch einfache Begierden hervorgerufenen Handlungen kommen nun solche zum Vorschein, die durch secundäre Begehrungen geregelt und modificirt sind. Allein wenn auch das emotionelle Wesen, in welchem ein solches ego-altruistisches Gefühl die Oberherrschaft gewinnt, durch dasselbe weniger reflectorisch und dafür vorstellungsfähiger und einem umfassenderen und ungleichartigeren Wechselverkehr mit den Erfordernissen der Aussenwelt angepasst wird, so steht dasselbe doch gerade in diesen Hinsichten noch tief unter dem hoch entwickelten emotionellen Wesen des civilisirten Menschen, das sich gerade durch die Lebhaftigkeit der altruistischen Gefühle auszeichnet. Indem dem primitiven Menschen diese fehlen, entbehrt er zugleich jenes Wohlwollens, das die Handlungsweise zu Gunsten anderer in Raum und Zeit ferne stehender Menschen beeinflusst, jenes Gerechtigkeitssinnes, der sich auf die Vorstellung von ausserordentlich verwickelten und abstracten Beziehungen zwischen den menschlichen Thätigkeiten gründet, und jener Selbstaufopferung, welche den Egoismus zum Schweigen bringt, auch wenn Niemand zugegen ist, der Beifall spenden könnte.

Neben dieser Übereinstimmung zwischen den a priori und a posteriori gewonnenen Schlussfolgerungen dürfen wir wohl auch noch auf ihren Einklang mit zwei anderen hinweisen, welche die Entwickelungshypothese uns an die Hand giebt. Dass das Kind des civilisirten Menschen impulsiv ist, unvorbedacht handelt, im Säuglingsalter zwar noch keine Vorliebe für den Beifall zeigt, aber in früher Kindheit schon dieselbe verräth und erst in späteren Jahren den Sinn für Gerechtigkeit erkennen lässt — das sind That-

sachen, welche die oben gezogenen Schlüsse hinsichtlich der emotionellen Natur des primitiven Menschen einfach bestätigen. Und eine fernere Bekräftigung derselben liefert die Beobachtung, dass die wesentlichen emotionellen Züge, welche den civilisirten Menschen jenem gegenüber auszeichnen, so geartet sind, dass sie eben nur mit dem Fortschritt der Gesellschaft entstehen konnten. Die Impulsivität konnte erst zurücktreten, nachdem ein socialer Zwang mächtig geworden war; die Unbedachtsamkeit konnte erst abnehmen, als ein fester socialer Zustand die Wohlthaten der Bedachtsamkeit bereits ziemlich gesichert hatte, und das Mitgefühl nebst den aus ihm hervorgehenden altruistischen Gefühlen konnte nur in demselben Maasse erstarken, als die Menschen fortwährend in immer innigeren Beziehungen zusammengehalten wurden, die gemeinschaftliches Wirken, gegenseitiges Wohlthun und damit auch für beide Theile Steigerung der freudigen Empfindungen im Gefolge hatten.

VII. Capitel.

Der primitive Mensch, — intellectuell.

§. 39.

Derselbe dreifache Maassstab der geistigen Entwickelung, welcher uns im letzten Capitel dazu diente, das emotionelle Wesen des primitiven Menschen abzugrenzen, wird auch in diesem Capitel zur Bestimmung seiner intellectuellen Natur verwendbar sein. Der Grad der Intelligenz hängt ab von dem Grade des Zusammenhangs zwischen Gedanken und Dingen; hängt ferner ab vom Grade der Vorstellungsfähigkeit bei der Bildung jener Gedanken; hängt endlich ab von dem Grade ihrer Erhebung über die verhältnissmässig automatischen geistigen Processe, — von ihrer Entfernung von der Reflexthätigkeit. Bevor wir jedoch die Erscheinungen zum Zwecke der inductiven Erklärung überschauen, wird es angemessen sein, die intellectuellen Eigenthümlichkeiten, welche eine niedrigere Entwickelungsstufe verglichen mit einer höheren charakterisiren, in ihren concreten Formen zu betrachten. Diese Eigenthümlichkeiten wurden ausführlich in den Principien der Psychologie (§§. 484 bis 493) dargelegt und brauchen demnach hier nur kurz wiederholt zu werden, mit Bezugnahme auf die oben erwähnte Classification.

Der primitive Mensch, blos mit den besonderen Erscheinungen vertraut, welche in den engen Umkreis seiner Erfahrungen fallen, hat keine Vorstellungen von allgemeinen Thatsachen. Eine allgemeine Wahrheit ist Etwas, was vielen besonderen Wahrheiten gemeinsam ist, und setzt daher einen weiteren und ungleichartigeren Zusammenhang voraus als besondere Wahrheiten; sie verlangt eine höhere Vorstellungsfähigkeit, da sie ja nothwendigerweise zahlreichere und mannigfaltigere Ideen in allgemeine Ideen zusammen-

fasst; und sie ist weiter von einfacher Reflexthätigkeit entfernt — sie kann ja in der That von sich aus überhaupt keine Thätigkeit direct hervorrufen.

Blos mit jenen unbestimmten Zeitmaassen ausgerüstet, die ihm der Wechsel der Jahreszeiten an die Hand giebt, ohne bestimmte Aufzeichnungen, nur mit einzelnen Beobachtungen versehen, die ohne Sorgfalt gemacht und aufs Gerathewohl in einer höchst unvollkommenen Sprache wiederholt wurden, ist der Mensch in seinem uncivilisirten Zustande nicht fähig, lange Sequenzen zu erkennen. Erscheinungen, in denen das Antecedens und das Consequens einander immer ziemlich nahe liegen, vermag er zwar vollständig zu erfassen, aber keine andern. Daher ist die Voraussicht entfernter Resultate, wie sie in einer ausgebildeten Gesellschaft mit Maassen und geschriebener Sprache möglich ist, für ihn eine Unmöglichkeit. Oder anders ausgedrückt: der Zusammenhang in der Zeit ist auf ein enges Gebiet beschränkt. Die Vorstellungen enthalten nur wenige Relationen von Erscheinungen und diese wenigen können nicht sehr umfassend sein. Und endlich finden wir nur eine geringe Erhebung über das Reflex-Leben, in welchem Reiz und Handlung in unmittelbarer Verknüpfung stehen.

Da nun die Umgebung des primitiven Menschen so beschaffen ist, dass sein Verkehr mit den Dingen sowohl in Raum und Zeit wie hinsichtlich der Mannigfaltigkeit verhältnissmässig eng beschränkt ist, so kommt es, dass die Ideenassociationen, die er bildet, nur geringem Wechsel ausgesetzt sind. Sobald die Erfahrungen (— an Zahl zunehmend, einem weitern Kreise entnommen und mit den von anderen Menschen gesammelten verknüpft —) immer ungleichartiger werden, werden die zuerst gebildeten Begriffe, die bei Abwesenheit von widersprechenden Erfahrungen feststanden, bald vielfach erschüttert und bildsamer gemacht — es ergiebt sich eine grössere Veränderlichkeit der Anschauungen. In der verhältnissmässigen Starrheit der Anschauungen aber, welche den unentwickelten Verstand auszeichnet, erkennen wir einen unvollständigeren Zusammenhang mit der Aussenwelt, von deren Erscheinungen manche jenen Anschauungen zuwiderlaufen; wir erkennen darin einen geringeren Grad jener Vorstellungsfähigkeit, welche mit einem Blicke eine grosse Menge von Thatsachen überschaut und durchdringt; wir erkennen darin endlich eine geringere Erhebung über jene niedrigsten geistigen Vorgänge, in welchen die

Eindrücke unwiderstehlich sofort die geeigneten Handlungen hervorrufen.

So lange die Erfahrungen wenig zahlreich sind und nur unbedeutend wechseln, wird auch die concrete Natur der ihnen entsprechenden Ideen nur wenig durch die Entstehung abstracter Ideen verändert. Eine abstracte Idee wird aus vielen concreten Ideen hervorgebildet, lässt sich daher erst dann von diesen concreten Ideen ablösen, wenn ihre grosse Zahl und Mannigfaltigkeit dazu geführt hat, dass sich ihre Unterschiede gegenseitig aufheben und nur das als Rest übrig lassen, was ihnen gemeinsam ist. Offenbar bedingt eine so entstandene abstracte Idee zugleich ein Wachsthum des Zusammenhangs an Umfang und an Ungleichartigkeit; sie bedingt erhöhte Vorstellungsfähigkeit im Bewusstsein von den vielen concreten Dingen, aus welchen die Idee abstrahirt wurde, und sie bedingt grössere Entfernung von einfacher Reflexthätigkeit. Es muss noch beigefügt werden, dass andere abstracte Ideen, wie diejenigen von Eigenschaft und Ursache, eine noch viel höhere Stufe der Erkenntniss von Dingen und Vorgängen voraussetzen. Denn erst wenn viele besondere Eigenschaften und viele besondere Ursachen auf solche Weise abstrahirt worden sind, können die doppelt abstrahirten Ideen von Eigenschaft im Allgemeinen und von Ursache im Allgemeinen entstehen.

Die Vorstellung von der Gleichförmigkeit in der Reihe der Erscheinungen entwickelt sich gleichmässig mit diesem Fortschritt in der Verallgemeinerung und Abstraction. Nicht Gleichförmigkeit, sondern Vielförmigkeit ist der auffälligste Zug im Laufe der Dinge, wie ihn der primitive Mensch beobachtet. Kein Ort ist gleich dem andern, kein Mensch, kein Baum, Fluss, Stein, Tag, Sturm, Streit ist gleich dem andern. Erst mit dem Gebrauche von Maassen, wo immer der sociale Fortschritt denselben mit sich bringt, werden auch die Mittel geschaffen, um Gleichförmigkeit festzustellen, und erst nachdem eine grosse Menge von gemessenen Resultaten aufgehäuft ist, wird die Vorstellung von Gesetz möglich. Auch hier wieder ist unser Maassstab der geistigen Entwickelung anwendbar. Die Vorstellung von einer Ordnung in der Natur setzt einen vollkommeneren Zusammenhang voraus; sie verlangt ein Re-repräsentationsvermögen, das schon einen hohen Grad erreichen muss, und die dadurch bedingte Entfernung von der Reflexthätigkeit ist schon ungemein gross.

Bevor nicht allgemeine Ideen und abstracte Ideen ausgebildet sind und bevor sich nicht der Begriff von Gleichförmigkeit in Folge des Gebrauches von Maassen entwickelt hat, kann das Denken nur geringe Bestimmtheit besitzen. Ungleichheit und Unähnlichkeit sind ja charakteristisch für die primitiven Erfahrungen; es giebt also auch nur wenige Dinge, welche die Idee von Übereinstimmung erwecken können, und so lange nur erst wenige Erfahrungen von genauer Gleichheit zwischen Objecten oder von vollkommener Übereinstimmung zwischen Behauptungen und Thatsachen oder von regelrechter Bestätigung der Voraussetzungen durch die Resultate gesammelt sind, kann der Begriff Wahrheit nicht klar hervortreten. Es ist dies in der That ein hoch entwickelter Begriff, der erst entstehen kann, wenn der Gegensatz zwischen genauer Übereinstimmung und genauer Nichtübereinstimmung zum Gemeingut geworden ist; die Erfahrungen des primitiven Menschen aber sind nicht geeignet, ihn dazu kommen zu lassen. Auch hier versagt unser allgemeiner Prüfstein seinen Dienst nicht. Die Vorstellung von Wahrheit ist die Vorstellung vom Zusammenhang zwischen Gedanken und Dingen, setzt also Fortschritt dieses Zusammenhanges voraus, verlangt ferner Vorstellungen, die höherer Art, weil der Wirklichkeit besser angepasst sind, und ihr Wachsthum verursacht eine Abnahme der primitiven Leichtgläubigkeit, die mit der Reflexthätigkeit in so naher Beziehung steht — denn in der That, sie setzt sich aus einzelnen Vermuthungen zusammen, welche augenblickliche Ansichten erzeugen, die ihrerseits sofort in die That übersetzt werden. Ferner ist bemerkenswerth, dass nur in dem Maasse, als dieser Begriff von Wahrheit und mit ihm auch der correlative Begriff von Unwahrheit sich entwickeln, Skepticismus und Kriticismus entstehen können.

Endlich ist die Einbildungskraft, welche der primitive Mensch besitzt, in engem Kreis sich bewegend und von geringer Ungleichartigkeit, nur erinnernder, nicht schaffender Art (siehe Principien der Psychologie, §. 492). Je niedriger die geistige Ausbildung steht, desto mehr beschränkt sich der Geist darauf, blos zu empfangen und zu wiederholen, — er besitzt keine Initiative, keine Orginalität. Eine Einbildungskraft, die erfindet, zeigt uns eine Erweiterung des Zusammenhangs von dem Gebiet des Wirklichen in das Gebiet des Möglichen hinüber; sie zeigt uns eine Vorstellungsfähigkeit, die nicht blos auf solche Combinationen beschränkt ist, wie sie in

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

der gegebenen Aussenwelt vorhanden waren oder sind, sondern auch nicht vorhandene Combinationen umfasst, die in der Zukunft ins Leben gerufen werden können; und es spricht sich darin die äusserste Entfernung von der einfachen Reflexthätigkeit aus, da ja der zur Bewegung führende Antrieb von allen früher wirksamen durchaus verschieden ist.

Nachdem wir so die wesentlichsten Züge der intellectuellen Entwickelung in ihren späteren Stadien aufgezählt haben, wie sie aus psychologischen Principien sich ableiten liessen, sind wir nun darauf vorbereitet, die von den Reisenden mitgetheilten Thatsachen ins Auge zu fassen und ihre Bedeutung zu würdigen. Wir wollen mit einigen von allgemeinstem Charakter beginnen, die mit den oben gezogenen Folgerungen im Einklang stehen, ja sogar bereits darin ausgesprochen wurden.

§. 40.

Zeugnisse für die scharfen Sinne und die lebhafte Wahrnehmungsfähigkeit der uncivilisirten Völker giebt beinahe Jeder, der dieselben beschreibt.

Nehmen wir zuerst die Sinne. Nach Lichtenstein's Bericht ist das Sehvermögen der Buschmänner teleskopisch zu nennen, und Barrow spricht von ihren „scharfen, fortwährend hin und her „kreisenden Augen“. Aus Asien mögen die Karenen genannt werden, die mit unbewaffneten Augen so weit sehen, wie wir mit einem Opernglase, und die Bewohner der sibirischen Steppen, die für ihr „weitreichendes und vollkommenes Gesicht“ berühmt sind. Ebenso in America. Herndon sagt von den Brasilianern: „die Indianer „haben sehr scharfe Sinne und sehen und hören Dinge, die für uns „gänzlich unhörbar und unsichtbar sind“; während Southey Ähnliches von den Tupis bemerkt. Dobrizhoffer erwähnt von den Abiponen, dass sie „wie Affen fortwährend in Bewegung seien“, und fügt hinzu, sie vermöchten Dinge zu unterscheiden, die „auch „dem scharfsichtigsten Europäer“ entgehen würden. Auch hinsichtlich des Gehörs finden wir ähnliche, wenn auch minder zahlreiche Berichte. Wir haben alle von den staunenswerthen Leistungen der nordamericanischen Indianer in der Wahrnehmung schwacher Laute gehört, und das ausserordentlich scharfe Gehör der Veddahs zeigt sich in ihrer Gewohnheit, beim Aufsuchen der Nester der Bienen sich von ihrem Summen leiten zu lassen.

Noch zahlreicher fliessen die Zeugnisse hinsichtlich der lebhaften und genauen Beobachtung, welcher diese Schärfe des Gesichts und Gehörs als Mittel dient. Von allen Theilen der Erde erhalten wir Belege hiefür. „Ausgezeichnete oberflächliche Beobachter“, — dies ist die Charakteristik, welche PALGRAVE von den Beduinen giebt. BURTON spricht von der „hohen Organisation des Wahrnehmungs-„vermögens“ derselben und PETHERICK erprobte durch einen Versuch ihre wunderbare Fähigkeit, Spuren aufzufinden. Ebenso zeigen in Süd-Africa die Hottentotten „erstaunliche Geistesschärfe in Bezug „auf Alles, was das Vieh betrifft“, und GALTON sagt, die Damara „haben ein wunderbares Vermögen, jeden Ochsen wiederzuerkennen, „den sie einmal gesehen haben“. Von den Eingebornen Nord-Americas gilt dasselbe. BURTON erörtert bei der Schilderung der Prairie-Indianer besonders „die hohe Entwickelung ihres Wahr-„nehmungsvermögens, welche durch die fortwährende und minutiöse „Beobachtung einer beschränkten Zahl von Dingen hervorgerufen „wird“. Es werden Beispiele gegeben, die beweisen, was für ausser-ordentlich genaue Topographen die Tschippewäh-Indianer sind, und dasselbe wird von den Dakotahs berichtet. Die allermerkwürdig-sten Zeugnisse jedoch haben wir von den wilden Racen Süd-Americas. BATES erwähnt den aussergewöhnlichen „Ortssinn“ der brasilischen Indianer. Von den Arawaks erzählt HILLHOUSE: „Wo „ein Europäer überhaupt keine Spur entdecken kann, da vermag ein „Indianer die Fusstritte einer beliebigen Zahl von Negern nachzu-„weisen und genau den Tag anzugeben, an dem sie hier vorüber-„gingen; und war es an demselben Tage, so kann er sogar die „Stunde berechnen.“ BRETT versichert, dass ein Individuum eines Guyanastammes „herzählen kann, wie viele Männer, Frauen und „Kinder da gewandelt sind, wo ein Fremder blos schwache und „undeutliche Spuren auf dem Pfade zu erkennen vermag“. „Hier „sind die Tritte eines Menschen, der nicht zu unserem Dorfe „gehört“, sagte ein Eingeborner von Guyana, der nach Spuren suchte; und SCHOMBURGH, welcher uns dies Beispiel berichtet, fügt hinzu, dass ihr Vermögen „ans Zauberhafte grenze“.

Mit dieser Schärfe der Wahrnehmung verbindet sich natur-gemäss ein hoher Grad von Geschicklichkeit in jenen einfachen Thätigkeiten, welche von der unmittelbaren Führung durch die Wahrnehmung abhängen. Die Eskimos zeigen „Erfindungsgabe „und Geschicklichkeit in allen Hantierungen“. KOLBEN versichert,

dass die Hottentotten „im Gebrauche ihrer Waffen sehr geschickt „seien“. Die Feuerländer sollen „mit ihren Schleudern auffallend „gewandt umgehen“. Die Geschicklichkeit der Andamanesen beweisen ihre auf Entfernungen von vierzig bis fünfzig Ellen nie das Ziel verfehlenden Pfeile. Von den Tonganesen wird uns erzählt, dass sie „grosse Künstler in der Handhabung ihrer Canoes seien“. Die Sicherheit, mit welcher der Australier einen Speer vermittelst seines Wurfstockes schleudert, ist bewundernswerth und Jedermann hat schon von seinen Kunststücken mit dem Bumerang gehört. Von den Bergvölkern Indiens mögen die Santals hervorgehoben werden als so „ausserordentlich gewandte Bogenschützen“, dass sie Vögel im Fluge schiessen und Hasen im vollen Laufe treffen.

Ohne unerwähnt lassen zu wollen, dass man mehrere Ausnahmen von dieser Gewandtheit trifft, wie z. B. die jetzt ausgestorbenen Tasmanier und die Veddahs auf Ceylon, und indem wir hervorheben, dass das Überleben des Passendsten stets darauf hingewirkt haben muss, solche Besonderheiten bei Menschen auszubilden, deren Leben stündlich von ihren scharfen Sinnen, ihrer raschen Beobachtung und dem wirksamen Gebrauche ihrer Waffen abhing, haben wir hier diese Besonderheit vornehmlich hinsichtlich der Bedeutung der damit verbundenen Erscheinungen zu betrachten. Denn vermöge des allgemeinen Gegensatzes zwischen den Leistungen der einfacheren und der complicirteren Fähigkeiten kommt es, dass dieses Überwiegen des niedrigeren intellectuellen Lebens ein Hinderniss für das höhere intellectuelle Leben bildet. Je mehr die geistigen Kräfte für rastlose und vielfältige Wahrnehmung verbraucht werden, desto weniger können sie zu ruhigem und verständigem Denken führen: Diese Wahrheit wollen wir noch von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachten.

§. 41.

Nicht mit besonderen Sinnesorganen ausgestattet, welche genauer zu unterscheiden vermöchten, verschlingt der Wurm die ganze Masse des Schlammes, die einige theilweise zerfallene pflanzliche Stoffe enthält, und überlässt es seinem Nahrungscanal, daraus so viel von der geringen Nahrungsmenge zu absorbiren, als ihm möglich ist, und in Gestalt von Wurmexcrementen die übrig bleibenden 95 Procent oder mehr auszustossen, die keinen Nahrungswerth besitzen. Ein höheres annuloses Thier dagegen mit ausgebildeten Sinnes-

organen und Intelligenz begabt, wie die Biene, sammelt aus den Pflanzen bereits concentrirte Nährstoffe, um damit ihre Larven zu füttern, oder es saugt wie die Spinne die schon fertig bereiteten Nahrungssäfte aus dem Körper der erhaschten Fliegen. Ohne dass wir durch die Reihe der niedrigeren Wirbelthiere einen ähnlichen Gegensatz nachzuweisen brauchten, wird es genügen, den Satz auszusprechen, dass der Fortschritt von dem weniger intelligenten zum intelligenteren und intelligentesten durchweg auch von einer Steigerung der Fähigkeit, die Nahrung auszuwählen, begleitet ist. Nehmen wir die pflanzenfressenden Säugethiere im Allgemeinen, so sehen wir, dass dieselben die verhältnissmässig wenig nahrhaften Pflanzentheile in grossen Mengen verschlucken müssen, um den erforderlichen Betrag an Nährstoffen daraus zu erhalten; während die Betrachtung der fleischfressenden Thiere im Allgemeinen, die zumeist verständiger sind, uns zeigt, dass sie von concentrirter Nahrung leben, von welcher schon geringe Mengen genügen. Und wenn auch der Affe und der Elephant nicht Fleischfresser sind, so haben doch beide gewisse Fähigkeiten, welche der eine gewiss und der andere wahrscheinlich zur Auswahl der nährenden Bestandtheile der Pflanzen anwenden, wo solche zu erlangen sind. Kommen wir zum Menschengeschlecht, so bemerken wir, dass die Kost so concentrirt als nur möglich ist, dass aber der uncivilisirte Mensch, ganz den Verhältnissen der Aussenwelt preisgegeben, viel weniger wählerisch in seiner Kost ist als der civilisirte. Ferner ist hervorzuheben, dass bei den höchst Civilisirten die nahrhaftesten Bestandtheile der Pflanzen sorgfältig von unbrauchbaren Beigaben gesondert werden, was sogar so weit geht, dass man bei Tische Stücke von geringerer Qualität ungegessen lässt.

Dass ich auf diese scheinbar nicht hieher gehörigen Thatsachen aufmerksam machte, geschah nur zu dem Zwecke, um nachzuweisen, dass eine gewisse Analogie zwischen dem Fortschritt in der körperlichen und dem Fortschritt in der geistigen Ernährung besteht. Die höheren Typen des Geistes haben gleich den höheren Typen des Körpers ein vollkommneres Vermögen, die zur Assimilation geeigneten Stoffe auszuwählen. Ebenso wie sich das höhere Thier bei der Auswahl seines Futters durch das Aussehen, die innere Beschaffenheit und den Geruch leiten lässt und nur solche Dinge verschluckt, die einen erheblichen Betrag an organisirbarer Materie enthalten — so wird auch der höhere In-

tellect durch ein Vermögen geleitet, das wir figürlich eine Art von intellectueller Spürkraft nennen könnten; er geht an unendlich vielen unorganischen Thatsachen vorbei, entdeckt aber sofort Dinge von Bedeutung und nimmt dieselben in sich auf als Elemente, aus welchen Grundwahrheiten hervorentwickelt werden können. Ein wenig ausgebildeter Verstand dagegen, unfähig, diese verwickelteren Erscheinungen zu zerlegen und sich ihre einzelnen Bestandtheile zu assimiliren, daher auch des Geschmacks für dieselben entbehrend, verschlingt mit Gierigkeit Thatsachen, die zum grössten Theil werthlos sind, und absorbirt aus der grossen Masse nur ausserordentlich wenig Material für allgemeine Vorstellungen. So concentrirte Kost anderseits, wie sie die Experimente des Physikers, die Untersuchungen des Nationalökonomen, die Analyse des Psychologen liefern, verträgt er gar nicht, sie ist unverdaulich für ihn. Statt dessen stürzt er sich lüstern auf die kleinlichen Einzelheiten des Biertischgesprächs, auf die Tageshelden des Modelebens, auf den Abschaum der Polizei- und Ehegerichtshöfe, während seine Lectüre neben nichtsnutzigen Novellen etwa noch aus Memoiren mittelmässiger Geister und aus ganzen Bänden einer geschwätzigen Correspondenz besteht, wozu gelegentlich auch ein Stück Geschichte kommen mag, aus dem er einige wenige Erinnerungen an Schlachten und Thaten hervorragender Männer davonträgt. Solchen Köpfen, die der Organe zur Prüfung und systematischen Sonderung entbehren, ist allerdings diese Art von geistiger Nahrung allein zuträglich, und dieselben mit einer besseren Qualität speisen zu wollen, wäre ebenso wenig thunlich wie Fleischfütterung für einen Ochsen.

Man denke sich diesen Contrast noch vergrössert, man denke sich den Abstand zwischen den höheren und niedrigeren Intellecten bei uns durch einen zweiten Abstand von gleicher Art fortgesetzt — und wir kommen zum Intellect des primitiven Menschen. Eine noch grössere Aufmerksamkeit auf kleine, bedeutungslose Einzelheiten und eine noch geringere Fähigkeit zur Auswahl von Thatsachen, aus denen Folgerungen von bleibendem Werth gezogen werden können, charakterisiren den Geist des Wilden. Jeden Augenblick macht er eine Menge von einfachen Beobachtungen und die wenigen darunter, die etwelche Bedeutung haben, passiren in der Masse der bedeutungslosen verloren durch seinen Geist hindurch, ohne irgend welche Bausteine für Gedanken, die wenigstens dieses Namens werth wären, darin zurückzulassen. In einem früheren Paragraphen

schon wurde die ausserordentlich lebhafte Wahrnehmungsthätigkeit der niedrigsten Racen erörtert und hier mögen nur einige Beispiele zum Beweis der damit Hand in Hand gehenden Unthätigkeit ihres Reflexionsvermögens beigefügt werden. Herr BATES bemerkt in seiner Schilderung des brasilianischen Indianers: „Ich glaube, er „denkt an nichts Anderes als an Dinge, welche unmittelbar seine „täglichen Bedürfnisse betreffen". „Er beobachtet gut, aber er „vermag aus seinen Wahrnehmungen keinen Nutzen zu ziehen," sagt BURTON, indem er den Ost-Africaner beschreibt, und er fügt hinzu, dass der Geist des Africaners „nie über den Kreis des Sinn-„lichen hinauszugehen pflegt und es augenscheinlich auch nicht „kann und dass er sich mit nichts Anderem als mit dem Gegen-„wärtigen beschäftigt". Noch bestimmter lautet das Zeugniss von Herrn GALTON hinsichtlich des Damaranegers, der „nie generalisirt" und der in der That ungewöhnlich dumm zu sein scheint. So führt er an, dass „ein Damara, der den Weg von A. nach B. und wieder „von B. nach C. ganz genau kennt, doch noch keine Idee von einer „geraden Linie von A. nach C. haben würde: er hat nicht eine „Karte der Gegend in seinem Kopf, sondern nur eine Unzahl von „localen Einzelheiten". Selbst über einen so hoch entwickelten Typus des Menschen wie die Beduinen finden wir die von Herrn PALGRAVE gemachte Bemerkung, dass er „über die Dinge urtheilt, „wie er sie in der Gegenwart vor sich sieht, nicht nach ihren „Ursachen oder Folgen". Einige halbcivilisirte Völker wie die Tahitier, Sandwich-Insulaner, Javaner, Sumatraner, Malagassen u. s. w. verrathen allerdings „Schnelligkeit der Auffassung, Scharf-„sinn und Verstand." Aber es sind nur einfache Dinge, hinsicht-lich deren ihre Fähigkeiten sich kund geben, wie dies z. B. die Behauptung von Herrn ELLIS über die Malagassen bezeugt, dass „Thatsachen, Anekdoten, Begebenheiten, Metaphern, Fabeln, welche „sich auf fühlbare und sichtbare Dinge beziehen oder davon ab-„geleitet sind, die Grundlage der meisten ihrer geistigen Übungen „zu bilden scheinen". Und wie allgemein dieser Zug von Unthätigkeit des Reflexionsvermögens bei den niedrigeren Varietäten des Menschen ist, ergiebt sich aus Dr. PICKERING's Mittheilung, dass er bei seiner reichen Erfahrung unter allen wilden Völkern einzig die Fidschianer getroffen habe, die Gründe angeben konnten und mit denen es möglich war, ein zusammenhängendes Gespräch zu führen.

§. 42.

„Das excentrische Wesen des Genie's" ist ein landläufiger Ausdruck für die gewöhnliche Erfahrung, dass Menschen von Originalität leicht geneigt sind, auf aussergewöhnliche Weise sich zu benehmen. Thun wir, was die Welt thut, so wird unser Benehmen durch die Nachahmung geleitet. Weichen wir von den gewöhnlichen Gebräuchen der Welt ab, so vermeiden wir die Nachahmung. Sehr bemerkenswerth ist dabei, dass ein geringeres Nachahmungsstreben stets zugleich mit einem lebhaften Streben, neue Ideen hervorzubringen, auftritt. In entgegengesetztem Sinne können wir diese Wechselbeziehung durch die früheren Civilisationsstufen zurückverfolgen. Im Mittelalter war nur wenig Originalität zu finden und damit hing die sehr geringe Neigung zusammen, von den für die verschiedenen Stände einmal bestehenden Sitten, Lebensgewohnheiten und Kleiderschnitten abzuweichen. Noch mehr gilt dies für die untergegangenen Gesellschaften des Orients. Alles Denken war festgebannt und die Macht der Vorschriften unwiderstehlich.

Bei den theilweise civilisirten niedrigen Racen finden wir die Nachahmungssucht als wohl ausgeprägte Eigenthümlichkeit. Jedermann hat schon davon gehört, in welch komischer Weise die Neger bei jeder Gelegenheit sich ausputzen und grossthun in wunderlicher Nachäffung der Weissen. Ein den Neuseeländern zugeschriebener Charakterzug ist ihre Geschicklichkeit in der Nachahmung. Auch die Dajaks zeigen eine „grosse Vorliebe für Nachahmung" und von anderen Malayo-Polynesiern wird Ähnliches berichtet. Mason sagt, dass „die Karenen nichts Selbständiges zu „Tage bringen, während sie eine ebenso grosse Gewandtheit im „Nachahmen zeigen wie die Chinesen". Wir lesen ferner, dass die Kamtschadalen „ein ganz besonderes Talent besitzen, Menschen und Thiere nachzumachen;" dass die Leute vom Nootka-Sund „sehr geschickt in Nachahmung sind", und dass die Bergschlangen-Indianer „Thierlaute mit täuschendster Vollkommenheit wieder-„geben". Ähnliche Berichte kommen aus Süd-America. Herndon war erstaunt über das mimische Talent der brasilianischen Indianer. Wilkes nennt die Patagonier bewundernswerthe Nachahmer. Und Dobrizhoffer bemerkt bei der Beschreibung der Guaranis, sie verstünden ganz genau Alles nachzuahmen, fügt aber freilich hinzu,

dass sie sich als ganz einfältige Stümper zeigen, sobald man ihrem eigenen Verstande das Geringste überlässt. Die niedrigsten Racen aber sind es vor Allem, bei welchen diese Neigung zur Nachäfferei am lebhaftesten entwickelt ist. Mehrere Reisende machen ihre Bemerkungen über „die ausserordentliche Nachahmungssucht“, die man bei den Feuerländern beobachtet. Sie pflegen „jedes Wort „eines beliebigen Satzes, den man ihnen vorsprechen mag, mit vollkommener Genauigkeit zu wiederholen“, wobei sie zugleich die Manier und die Haltung des Sprechenden nachahmen. Ebenso zeigen nach Mouat's Bericht die Andamanesen ein bedeutend entwickeltes Nachahmungsvermögen und wiederholen ebenso wie die Feuerländer eine an sie gerichtete Frage, statt dieselbe zu beantworten — eine Beobachtung, die von Fytche bestätigt wird. Mitchell giebt einen entsprechenden Bericht über die Australneger, welche, wie er sagt, ein besonderes Talent zur Nachahmung besitzen und „den wunder„lichen Eigensinn“ zeigten, „Worte zu wiederholen“, von denen sie „wussten, dass sie als Fragen gemeint waren“.

In dieser Nachahmungssucht, die im geringsten Grade bei den höchsten Gliedern der civilisirten Racen und am stärksten bei den niedrigsten Wilden hervortritt, haben wir einen ferneren Beweis für den Gegensatz zwischen perceptiver und reflectiver Thätigkeit. Im Allgemeinen sehen wir bei tiefer stehenden, herdenweise lebenden Geschöpfen wie bei Krähen, die sich in ganzen Flügen erheben, wenn eine einzige auffliegt, oder wie bei Schafen, welche dem Leithammel bei jedem Sprung folgen, eine beinah automatisch zu nennende Wiederholung der bei Anderen wahrgenommenen Handlungen, und diese Besonderheit, die auch den niedrigsten menschlichen Typen zukommt — diese Neigung, Andere „nachzuäffen“, wie wir sie bezeichnender Weise nennen — setzt eine geringere Abweichung von dem thierischen Geisteszustande voraus. Sie verräth uns eine geistige Thätigkeit, die in jedem Augenblicke wesentlich nur durch die Zufälligkeiten der Umgebung bestimmt wird und daher nur wenig durch die Ursachen beeinflusst werden kann, welche weitreichendes Denken, Einbildungskraft, selbständige Ideen voraussetzen.

§. 43.

Unsere Anschauungen hinsichtlich der intellectuellen Seite des primitiven Menschen werden noch klarer werden, wenn wir mit

den oben gewonnenen Inductionen ausgerüstet nun die Beweise für die schwache Fassungskraft seines Denkens betrachten.

Die Sprache des täglichen Lebens pflegt nicht zwischen geistigen Thätigkeiten von verschiedenen Graden zu unterscheiden. Ein Knabe wird geschickt genannt, wenn er einfache Ideen rasch aufzunehmen vermag, obwohl er sich vielleicht als ganz unfähig erweist, verwickeltere Ideen zu begreifen; und ein anderer Knabe wird als dumm verurtheilt, weil er sich bei mechanischem Lernen ungewandt zeigt, wenngleich sein Fassungsvermögen für abstracte Wahrheiten vielleicht viel lebendiger ist als das seines Lehrers. Gegensätze dieser Art müssen berücksichtigt werden, wenn wir die sich widersprechenden Berichte hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten uncivilisirter Völker verstehen wollen. Selbst von den Feuerländern lesen wir, dass es „ihnen gewöhnlich nicht an Verstand „gebricht"; sogar die Andamanesen sollen „ausserordentlich flink „und geschickt" sein, und von den Australiern ist behauptet worden, sie seien ebenso intelligent wie die grosse Mehrzahl unserer Landbevölkerung. Allein das Vermögen, das nach diesen Berichten den Menschen selbst von den niedrigsten Typen zukommen soll, ist von der Art, dass die einfachsten Fähigkeiten dafür genügen, und ist, wie wir sehen werden, mit gänzlichem Unvermögen verbunden, sobald irgend eine Anforderung an höhere Fähigkeiten gestellt wird. Eine Stelle, die Sir John Lubbock aus Herrn Sproat's Bericht über die Ahts von Nord-America citirt, kann als für den Durchschnittszustand bezeichnend angesehen werden. Herr Sproat sagt: „Der „Geist eines Eingebornen kommt einem gebildeten Menschen ge„wöhnlich so vor, als ob er schliefe . . . . Ist seine Aufmerksam„keit vollständig erregt, so zeigt er häufig grosse Lebendigkeit „beim Antworten und Scharfsinn beim Beweisen. Aber eine kurze „Unterhaltung ermüdet ihn, besonders wenn Fragen gestellt werden, „die von seiner Seite einige Anstrengungen des Denkens und des „Gedächtnisses erfordern. Der Geist des Wilden scheint dann aus „lauter Schwachheit hin und her zu taumeln." — Ebenso erzählen uns Spix und Martius aus Süd-America, dass der brasilianische Indianer, „kaum dass man ihn über seine Sprache auszufragen be„gonnen hat, sofort ungeduldig wird, sich über Kopfschmerzen „beklagt und zeigt, dass er unfähig ist, diese Anstrengung „länger zu ertragen"; und von denselben Racen sagt Herr Bates: „Es ist sehr schwierig, sich über ihre Begriffe von Dingen zu

„unterrichten, die auch nur im Geringsten abstractes Denken er-„fordern.“ Ähnlich bemerkt DOBRIZHOFFER von den Abiponen: „Wenn sie Etwas nicht auf den ersten Blick zu begreifen vermögen, „so werden sie bald müde, es näher zu untersuchen und rufen: „„was liegt mir auch daran?““ Selbst bei den Negern und anderen weiter vorgeschrittenen Racen finden wir verwandte Erscheinungen. BURTON sagt von den Ost-Africanern: „Zehn Minuten genügten, um „auch den Gescheitesten vollständig zu ermüden, wenn er über „ihr Zahlensystem ausgefragt wurde.“ Und selbst von einer verhältnissmässig so überlegenen Race wie die Malagassen wird bemerkt, dass sie „die zum scharfen und fortgesetzten Denken „erforderlichen Geisteseigenschaften nicht zu besitzen scheinen.“

Wenn wir bedenken, dass es zur Bildung des Begriffes einer Species, z. B. Forelle nöthig ist, an alle die Merkmale zu denken, welche Forellen von verschiedener Grösse gemeinsam sind — wenn wir bedenken, dass wir, um die Fische als eine Classe zu begreifen, uns mancherlei verschieden gestaltete Arten von Fischen vorstellen und im Geiste die Züge der Ähnlichkeit erkennen müssen, welche sie ungeachtet ihrer Abweichungen mit einander vereinigen — so sehen wir leicht ein, dass, um von dem Bewusstsein von einzelnen Dingen zum Bewusstsein von Species und von da weiter bis zum Bewusstsein von Gattungen, Ordnungen und Classen aufzusteigen, bei jedem weiteren Schritt ein höheres Vermögen nothwendig wird, um in Gedanken zahlreiche Dinge mit annähernder Gleichzeitigkeit zusammen zu gruppiren. Und wenn uns dies klar ist, so verstehen wir nun auch, warum der Geist des Wilden, dem das erforderliche Vorstellungsvermögen abgeht, so bald von jedem über das niedrigste Niveau hinausgehenden Gedanken erschöpft wird. Abgesehen von den auf einzelne Gegenstände bezüglichen Sätzen sind selbst unsere geläufigsten Urtheile, wie etwa sogar: „Pflanzen sind grün“, oder „Thiere wachsen“, von solcher Art, dass sie in seinem Bewusstsein nie bestimmte Gestalt gewinnen, aus dem einfachen Grunde, weil er keine Idee von Pflanze oder Thier losgelöst von der einzelnen Art besitzt. Und so lange er nicht mit allgemeinen und abstracten Ideen des niedrigsten Grades vertraut ist, bleiben natürlich diejenigen von höherem Grade der Allgemeinheit und Abstractheit unfassbar für ihn.

Haben wir somit die Natur des primitiven Intellects analytisch festgestellt, so wird dieselbe noch klarer werden durch ein dem

Berichte von Herrrn GALTON über die Damara entnommenes Beispiel, welches uns zeigt, wie das Concrete, wenn es an Stelle des Abstracten so weit als möglich verwendet wird, bald seinen Dienst versagt und den Geist zu höherem Denken unfähig macht: —

„Sie sind in grosser Verlegenheit, sobald sie über Fünf kommen „(beim Zählen), weil ihnen keine andere Hand übrig bleibt, um „die Finger zu erfassen und festzuhalten, die zum Zählen der Einer „nöthig sind. Trotzdem verlieren sie selten einen ihrer Ochsen; „es ist aber nicht die Verminderung der Zahl ihrer Herde, wodurch „sie den Verlust eines Stückes entdecken, sondern die Abwesenheit „eines ihnen bekannten Gesichtes. Wenn man mit ihnen handelt, „so muss für jedes Schaf besonders bezahlt werden. Nehmen wir „z. B. an, zwei Tabaksrollen seien der Tauschwerth für ein Schaf, „so würde es einen Damara jämmerlich verwirren, wenn man ihm „zwei Schafe nehmen und ihm dafür vier Rollen geben wollte“ (Tropical South-Africa, p. 132).

Dieser Geisteszustand, der auf der Unfähigkeit, über das Concrete hinauszugehen, beruht, wird von anderer Seite her durch die Bemerkung von Herrn HODGSON über die Bergvölker von Indien beleuchtet. „Licht“, sagt er, „ist eine hohe Abstraction, die Keiner „von allen, die ich ausfragte, erfassen konnte, obgleich sie mir so„fort ihre Ausdrücke für Sonnenschein, Kerzenlicht oder offenes „Feuer nannten.“ Und eine ähnliche Bestätigung liefern uns abermals SPIX und MARTIUS, wenn sie sagen, dass es fruchtlos wäre, in der Sprache der brasilianischen Indianer „nach Wörtern für die „abstracten Ideen Pflanze oder Thier und die noch abstracteren „Begriffe von Farbe, Schattirung, Geschlecht, Species u. s. w. zu „suchen; eine derartige Verallgemeinerung von Gedanken findet „man bei ihnen nur in dem häufig gebrauchten Infinitiv der Zeit„wörter gehen, essen, trinken, tanzen, hören und ähnlicher.“

§. 44.

Nicht eher, als bis durch Verknüpfung vieler besonderer Ideen, welche neben ihren Verschiedenheiten doch auch einen gemeinsamen Zug besitzen, eine allgemeine Idee zur Ausbildung gekommen ist, — nicht eher, als bis daraus die Möglichkeit erwächst, diesen gemeinsamen Zug im Denken mit irgend einem anderen Zug zu verbinden, der ebenfalls ein gemeinsames Merkmal ist — kann die

Vorstellung von causaler Beziehung entstehen; und erst nachdem zahlreiche verschiedene Causalbeziehungen betrachtet worden sind, kann daraus der Begriff von causaler Beziehung in abstractem Sinne hervorgehen. Der primitive Mensch ist daher nicht im Stande, einen solchen Unterschied zwischen natürlich und unnatürlich zu begreifen, wie wir ihn zu machen pflegen. Bevor nicht durch Vergleichung von Erfahrungen die Idee von einer unveränderlichen Ordnung der Erscheinungen erzeugt ist, existirt auch nicht die entgegengesetzte Idee von Unordnung. Gerade wie das Kind, dem der Verlauf der Dinge noch unbekannt ist, einer unmöglichen Erdichtung ebenso willig Glauben schenkt wie einer alltäglichen Thatsache, so empfindet auch der Wilde, dem es in ähnlicher Weise an geordneter und systematischer Kenntniss fehlt, keine Unverträglichkeit zwischen einem beliebigen Mährchen, das man ihm weis macht, und einer feststehenden allgemeinen Wahrheit, einfach weil es eben für ihn solche feststehende allgemeine Wahrheiten nicht giebt.

Darum ist eine Leichtgläubigkeit, wie sie bei uns ganz unnatürlich wäre, bei ihm vollkommen naturgemäss. Wenn der junge Wilde das erste Thier, von dem er während einer Fastenzeit träumt, zu seinem Familienzeichen erwählt und es von da an heilig hält — wenn der Neger, wie uns Bosman erzählt, so oft er ein wichtiges Unternehmen zu beginnen im Begriff steht, das erste beste Ding, das er beim Ausgehen erblickt, zum hülfreichen Gott ausersieht und ihm opfert und zu ihm betet — wenn der Veddah, der mit einem Bogen fehlgeschossen hat, den Fehlschuss nicht seinem schlechten Zielen, sondern der ungenügenden Besänftigung seiner Gottheit zuschreibt — so müssen wir die solcher Handlungsweise zu Grunde liegenden Vorstellungen als normale Begleiterscheinungen eines geistigen Zustandes betrachten, in welchem die Organisation der Erfahrungen noch nicht weit genug vorgeschritten ist, um die Idee von natürlicher Verursachung zu entwickeln.

§. 45.

Eine naheliegende Folgerung hieraus muss noch besonders hervorgehoben und beleuchtet werden: Nichtvorhandensein der Idee von natürlicher Verursachung bedingt Nichtvorhandensein von vernünftigem Erstaunen.

So lange sich nicht die Überzeugung festgesetzt hat, dass ge-

wisse Verbindungen der Dinge unveränderlich sind, kann es auch kein Erstaunen hervorrufen, wenn man auf Fälle stösst, die scheinbar mit dieser Überzeugung im Widerspruch stehen. Das lehrt uns schon das Benehmen der Ungebildeten unter uns. Zeigen wir einem Bauern ein merkwürdiges Experiment, wie z. B. das Aufsteigen von Flüssigkeit in einer Capillarröhre oder das spontane Sieden von lauem Wasser in einem luftleer gemachten Recipienten: — und wir finden statt der erwarteten Verwunderung eine blöde Gleichgültigkeit. Was uns in höchstes Erstaunen versetzte, als wir es zum ersten Male sahen, weil es offenbar nicht mit unseren allgemeinen Vorstellungen von physikalischen Processen vereinbar zu sein schien, kommt ihm gar nicht wunderbar vor, weil er keine solche allgemeine Vorstellungen hat. Und denken wir uns nun den Bauern auch noch der allgemeinen Vorstellungen beraubt, die er überhaupt besitzt, und die Veranlassungen zum Erstaunen damit noch mehr beseitigt, so kommen wir auf den geistigen Zustand des primitiven Menschen.

Den allerniedrigsten Racen wird beinah durchgängig Unachtsamkeit gegen neue Erscheinungen zugeschrieben. Nach Cook's Bericht zeigten die Feuerländer die äusserste Gleichgültigkeit angesichts von Dingen, die ihnen vollständig neu waren. Derselbe Reisende beobachtete eine ähnliche Eigenthümlichkeit bei den Australiern, welche auch von Anderen als wunderbar theilnahmslos beschrieben werden, wenn man ihnen fremde Gegenstände zeigte. Wie Dampier erzählt, „achteten diejenigen, welche er an Bord hatte, „auf nichts Anderes im Schiffe als auf das, was sie zu essen be„kamen". Ebenso charakterisirt Cook's Arzt die Tasmanier als Menschen, die sich über Nichts verwundern. Capitain Wallis behauptet von den Patagoniern, dass sie „die unerklärlichste Gleich„gültigkeit gegen Alles in ihrer Umgebung (an Bord des Schiffes) „an den Tag legten; selbst der Spiegel, obgleich er viel Unter„haltung gab, erregte doch kein Erstaunen". Capitain Wilkes bezeugt das Nämliche. Ich finde auch von den Dorfveddahs angegeben, dass zwei von ihnen „keine Überraschung über einen Spiegel „verriethen". Und von den Samojeden lesen wir bei Pinkerton, dass „Nichts als der Spiegel bei ihnen irgend welche Überraschung „für einen Augenblick hervorrief; noch eine Weile, und auch dieser „hatte seine Anziehungskraft auf sie verloren."

§. 46.

Gleichzeitig mit dem Fehlen von Verwunderung findet sich natürlicherweise auch ein Mangel an Wissbegier, und wo die Denkfähigkeit am allertiefsten steht, da kann Erstaunen hervorgerufen werden, ohne dass dieses eine neue Untersuchung veranlasste. Burchell behauptet, die Buschmänner „zeigten keine Neugier“, und fügt hinzu: „Ich zeigte ihnen einen Spiegel; sie lachten darüber „und starrten mit blödsinnigem Erstaunen und voll Verwunderung „darüber hinein, dass sie ihre eigenen Gesichter sahen, zeigten aber „nicht die geringste Wissbegier hinsichtlich desselben“. Wo wir Zeugnisse für solche Wissbegier haben, da beziehen sie sich doch stets auf Racen von nicht mehr so tiefer Stellung. Von den Neu-Caledoniern werden solche durch Cook berichtet; von der Bevölkerung Neu-Guinea's durch Earl und Jukes. Noch viel bestimmter ist ein neugieriges Wesen bei den verhältnissmässig fortgeschrittenen Malayo-Polynesiern ausgesprochen. Nach Boyle zeigen die Dajaks eine unersättliche Neugier. Auch die Samoa-Insulaner „sind ge„wöhnlich sehr neugierig“ und die Tahitier „sind merkwürdig frage„lustig und neugierig“ — ein Bericht, dem die Bemerkung beigefügt ist, dass das Erstaunen bei ihnen lebhafter zu sein scheine als bei den niedrigeren Racen.

Unzweifelhaft ist dieser Mangel der Begierde nach Belehrung über neue Dinge, welcher, wie wir sehen, den niedrigsten Geisteszustand charakterisirt, selbst wieder ein Hinderniss für die Erlangung verallgemeinerter Kenntnisse, welche erst vernünftige Überraschung und in Folge dessen vernünftige Neugier möglich machen. Wenn „der Mangel an Wissbegier beim Cucáma-Indianer ganz ausser„ordentlich ist“, wie Herr Bates von ihm berichtet, so steht damit in Verbindung, dass er „sich sehr wenig um die Ursachen der „Naturerscheinungen rings um ihn bekümmert“. Da ihm das Vermögen zu denken und die dasselbe begleitende Begier nach Wissen fehlt, so hat der Wilde auch nicht das Streben zur Speculation. Vorgänge, die fortwährend seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, versucht er trotzdem nicht zu erklären. So wird es begreiflich, warum, selbst wenn eine solche Frage gestellt wird, wie sie Park oft an die Neger richtete: — „Was während der Nacht aus der „Sonne geworden sei und ob wir am Morgen dieselbe oder eine „andere Sonne sehen würden“ — keine Antwort zu erhalten war.

„Ich fand, dass sie die Frage offenbar für sehr kindisch hielten: „. . . sie hatten nie eine Vermuthung über diesen Gegenstand ge„wagt, noch irgend eine Hypothese darüber aufgestellt."

Es wird nicht unnütz sein, wenn wir die hiedurch bestätigte allgemeine Thatsache wohl im Gedächtniss behalten. Sie steht in vollkommenem Widerspruch mit den landläufigen Vorstellungen hinsichtlich der Denkthätigkeit des primitiven Menschen. Man stellt ihn gewöhnlich so dar, als ob er beständig mit Theorien über die Erscheinungen seiner Umgebung beschäftigt wäre, während er in Wirklichkeit nicht einmal das Bedürfniss nach Erklärung derselben empfindet.

§. 47.

Eine fernere Begleiterscheinung dieser unausgebildeten Form der Intelligenz kann hier passender Weise kurz beleuchtet werden. Ich meine den Mangel an gestaltender Einbildungskraft. Dieser Mangel hält natürlich gleichen Schritt mit dem Leben voll einfacher Wahrnehmung, voll Nachahmungstrieb, voll concreter Ideen, und mit der Unfähigkeit zur Erfassung abstracter Ideen, die wir beim primitiven Menschen finden.

Die Sammlung von Geräthen und Waffen, welche Colonel Lane Fox zusammengestellt hat, um ihre Verwandtschaft mit den gewöhnlichsten Originalen der niedrigsten Typen nachzuweisen, führt zu der Ansicht, dass man den primitiven Menschen nicht einmal die Erfindungsgabe zuschreiben darf, für welche auch nur ihre einfachsten Werkzeuge zu sprechen schienen. Diese sind eben durch geringe Modificationen allmälig entstanden und die Auswahl solcher Modificationen hat ganz unmerklich zu verschiedenen Formen von Werkzeugen geführt, ohne dass dieselben wirklich erfunden worden wären. Beispiele von anderer Art, aber von gleicher Bedeutung, liefert uns Sir Samuel Baker's Arbeit über „Die Völker des Nilbeckens" (Ethnological Transactions, 1867), in welcher er zeigt, dass die Wohnungen der verschiedenen Stämme von ebenso constanter Bauart sind wie die Nester der Vögel. Jeder Stamm der ersteren hat so gut wie jede Species der letzteren seine besondere Eigenthümlichkeit. Er weist in dieser Arbeit ferner nach, dass ähnliche dauernde Verschiedenheiten auch zwischen ihren Kopftrachten bestehen, und ferner versichert er in Betreff dieser wie auch ihrer Hüte, dass dieselben in ihrer Gestalt in demselben Maasse

von einander abgewichen sind, als ihre Sprachen sich von einander entfernt haben. Alle diese Thatsachen beweisen uns, dass bei solchen Racen das Denken, in engbegrenzte starre Bahnen eingeschränkt, nicht die erforderliche freie Beweglichkeit besitzt, um auf neue Combinationen einzugehen und so neue Formen des Handelns und neue Formen der Erzeugnisse hervorzurufen.

Wo dagegen niedrigeren Racen Scharfsinn zugeschrieben wird, da sind es immer Racen, wie z. B. die Tahitier, Javaner u. s. w., welche schon eine beträchtlich hohe Civilisationsstufe erreicht haben, welche einen erheblichen Vorrath an abstracten Worten und Ideen besitzen, welche vernünftiges Erstaunen und Wissbegier zeigen und somit eine höhere intellectuelle Ausbildung verrathen.

§. 48.

Hier werden wir nun von selbst zu einem allgemeinen Satze übergeleitet, der in naher Beziehung zu jenem steht, mit welchem ich in den beiden vorhergehenden Capiteln die Zusammenfassung der Resultate begonnen habe. Ich meine den Satz, dass sich der primitive Intellect, da er eben verhältnissmässig einfacher ist, auch rascher entwickelt und früher seine Grenze erreicht.

In den Principien der Psychologie, §. 165, habe ich Zeugnisse von den Australiern, den Negern in den Vereinigten Staaten, den Negern am Nil, den Andamanesen, den Neuseeländern und den Sandwich-Insulanern angeführt, welche alle bewiesen, dass die Kinder dieser Racen den Kindern der Europäer in der lebhaften Aufnahme einfacher Ideen überlegen sind, allein sehr bald nicht mehr weiter können, in Folge ihres Unvermögens, die verwickelten Ideen zu erfassen, welche den europäischen Kindern keine grosse Mühe machen, wenn sie zu solchen gelangen. Als fernere Bestätigung kann ich die Bemerkung von Herrn Reade anführen, dass im äquatorialen Africa die Kinder „geradezu lächerlich frühreif“ sind; ferner die Darstellung von Capitain Burton, dass „die West-Africaner „ganz merkwürdig scharfsinnig sind vor ihrer Pubertätszeit, wäh„rend gerade diese Periode ebenso wie bei den Hindus ihre Gehirne „zu verknöchern scheint“; endlich die Beschreibung der Aleuten von Alaska, welche „bis zu einem gewissen Punkte sehr gelehrig „sind“. Dieses frühe Stillstehen der Entwickelung, dieses Herabsinken von lebhafter Aufnahmsfähigkeit, so lange nur einfache Ideen

aufgenommen werden müssen, zu träger Aufnahmsfähigkeit, wenn Ideen von einiger Allgemeinheit zu erfassen sind, lässt sowohl auf eine niedrig stehende intellectuelle Natur als auch auf grosse Hindernisse für den intellectuellen Fortschritt schliessen, denn es wird dadurch der grössere Theil des Lebens der Fähigkeit beraubt, durch weitere Erfahrungen verändert zu werden. Wenn wir lesen, dass der Ost-Africaner „das Unvermögen des Kindes mit der Unbiegsam-„keit des höheren Alters verbindet“ — wenn wir von den Australiern urtheilen hören, dass „nach dem zwanzigsten Jahre ihre geistige „Kraft abzunehmen und im Alter von vierzig Jahren beinah er-„loschen zu sein scheint“, so können wir uns der Folgerung nicht verschliessen, dass dieser Stillstand der geistigen Entwickelung jede Vervollkommnung gerade dann am meisten beeinträchtigt, wo Vervollkommnung am ehesten erforderlich wäre.

Nun können wir dazu übergehen, die intellectuellen Eigenthümlichkeiten des uncivilisirten Menschen, die in solcher Weise gegen jede Veränderung ganz besonders widerstandsfähig gemacht sind, nochmals zu recapituliren, während wir zugleich darauf Rücksicht nehmen, dass dieselben Eigenthümlichkeiten beim Kinde des civilisirten Menschen wiederkehren.

Im Säuglingsalter und in der ersten Kindheit zeigt sich ein Eingenommensein von Empfindungen und Wahrnehmungen, nahe verwandt mit dem, welches den Wilden charakterisirt. Indem das Kind sein Spielzeug in Stücke reisst, indem es Lehmkuchen macht und jede neue Sache oder Person anstarrt, verräth es ein Überwiegen der wahrnehmenden Thätigkeit bei verhältnissmässig geringer reflexiver Thätigkeit.

Ein ebenso auffälliger Parallelismus besteht hinsichtlich des Nachahmungsstrebens. Kinder dramatisiren fortwährend das Leben der Erwachsenen, und Wilde pflegen ebenso neben ihren übrigen Nachäffereien die Handlungen ihrer civilisirten Besucher zu reproduciren.

Ein Mangel an Unterscheidungsvermögen zwischen unnützen und nützlichen Thatsachen kennzeichnet den kindlichen Geist ebenso gut wie den Geist des primitiven Menschen. In der That, wenn wir beobachten, wie die Thatsachen, welche ein Kind, sei es im Unterricht oder durch eigene Beobachtung erlernt, nur um ihrer selbst willen gelernt werden, ohne Rücksicht auf ihren Werth als Material, aus welchem Verallgemeinerungen gewonnen werden

könnten, so wird uns verständlich, wie dieses Unvermögen, nahrhafte Thatsachen auszuwählen, eine nothwendige Begleiterscheinung niedriger Ausbildung ist; denn wo die Verallgemeinerung eine gewisse Stufe noch nicht erreicht hat und die Gewohnheit, zu verallgemeinern, noch nicht fest eingewurzelt ist, da kann auch die Überzeugung nicht erreicht werden, dass eine Thatsache abgesehen von irgend welchem unmittelbarem Werthe noch einen tiefer liegenden Werth besitzt.

Sodann finden wir bei den Kindern unserer eigenen Race eine entsprechende Unfähigkeit, die Aufmerksamkeit auf irgend einen verwickelten oder abstracten Gegenstand zu concentriren. Der Geist des Kindes gleicht dem des Wilden; flattert einfach in Folge seiner Erschöpfung bald hin und her, wenn er sich mit allgemeinen Dingen und verwickelten Gedanken zu beschäftigen hat.

Nothwendigerweise verbindet sich mit der Schwäche der höheren geistigen Fähigkeiten in beiden Fällen auch ein vollständiges Fehlen oder wenigstens ein Mangel an den vermöge solcher Fähigkeiten zu erfassenden Ideen. Das Kind sowohl wie der Wilde besitzt nur wenige Wörter von auch nur geringem Grade der Abstractheit und keines von höherem Grade. Lange Zeit hindurch kennt es blos Katze, Hund, Pferd, Kuh, hat aber keine Vorstellung von Thier überhaupt, abgesehen von einer bestimmten Art; und Jahre vergehen, bevor Wörter mit den Endungen ung und heit in seinem Wortschatze vorkommen. So mangelt es also in beiden Fällen geradezu an den einfachsten Werkzeugen des entwickelten Denkens.

Da sein Geist noch nicht von allgemeinen Wahrheiten genährt und von der Vorstellung von einer natürlichen Ordnung durchdrungen ist, so zeigt das civilisirte Kind in seinen ersten Jahren wie der Wilde während seines ganzen Lebens nur wenig vernünftige Überraschung oder vernünftige Neugier. Irgend etwas, was die sinnliche Wahrnehmung aufregt — ein unerwarteter Blitz oder eine Explosion — macht, dass es mit grossen Augen hinstarrt oder vielleicht aufschreit; zeigt man ihm aber ein chemisches Experiment oder lenkt man seine Aufmerksamkeit auf das Verhalten eines Gyroskops, so zeigt es kein anderes Interesse, als es an einem ganz gewöhnlichen neuen Spielzeug auch zu nehmen pflegt. In späterer Zeit allerdings, wo die höheren intellectuellen Fähigkeiten, die es von seinen civilisirten Vorfahren ererbt hat, wirksam zu werden beginnen und wo also seine geistige Entwickelungsstufe ungefähr

derjenigen des Malayo-Polynesiers und ähnlicher halbcivilisirter Racen entspricht, beginnen vernünftige Überraschung und vernünftige Wissbegier nach den Ursachen zum Vorschein zu kommen. Allein selbst dann verräth seine ausserordentliche Leichtgläubigkeit ähnlich derjenigen des Wilden, dass seine Ideen von Ursache und Wirkung und von Naturgesetz noch nicht ausgebildet sind. Jede Geschichte, so ungeheuerlich sie auch sein mag, wird geglaubt und jede auch noch so abgeschmackte Erklärung wird als befriedigend aufgenommen. Da es an verallgemeinertem Wissen fehlt, so giebt es auch Nichts, mit dem die Behauptung einer Unmöglichkeit unvereinbar scheinen könnte, so dass also Kriticismus und Skepticismus noch nicht existiren.

Hier können wir endlich zur abschliessenden Beleuchtung dieser intellectuellen Eigenthümlichkeiten des primitiven Menschen hervorheben, dass diese ebenso gut wie die emotionellen Eigenthümlichkeiten gar nicht anders sein konnten, als sie es in Abwesenheit der durch sociale Entwickelung geschaffenen Bedingungen sind. In den Principien der Psychologie, §§. 484—493, wurde auf verschiedene Weise dargethan, dass erst wenn Gesellschaften wachsen, eine gewisse Organisation erlangen und zu innerer Beständigkeit kommen, jene Erfahrungen entstehen, durch deren Assimilation die Denkfähigkeiten sich entwickeln. Man braucht sich blos zu fragen, was mit uns selbst geschehen würde, wenn die ganze Masse des vorhandenen Wissens verloren ginge und die Kinder ohne irgend andere Ausrüstung als ihre Kindersprache sich selbst überlassen blieben und ohne jede Führung oder Belehrung von Erwachsenen aufwachsen müssten. Man sieht leicht ein, dass in diesem Falle selbst heutzutage die höheren intellectuellen Fähigkeiten beinah ganz unentwickelt bleiben würden, da es ihnen an den durch frühere Civilisation angehäuften materiellen und geistigen Hülfsmitteln fehlte. Und hat man sich dies klar gemacht, so wird man auch leicht begreifen, dass die Ausbildung der höheren intellectuellen Fähigkeiten mit dem socialen Fortschritt immer Hand in Hand gegangen ist, so gut wie Ursache und Folge; dass der primitive Mensch, dem eine geeignete Umgebung fehlte, unmöglich diese höheren intellectuellen Fähigkeiten entwickeln konnte und dass in dieser wie in anderen Hinsichten sein Fortschritt durch den Mangel an geistigen Gaben verzögert wurde, die ihm eben wieder nur der Fortschritt bringen konnte.

VIII. Capitel.

Primitive Ideen.

§. 49.

Noch bedarf es aber einer ferneren Vorbereitung, um auf die Erklärung der socialen Erscheinungen eingehen zu können. Es genügt noch nicht, wenn wir uns blos zunächst mit den äusseren Factoren und sodann mit jenen inneren Factoren bekannt machen, die in den vorhergehenden drei Capiteln zur Besprechung kamen, wo wir den primitiven Menschen von seiner physischen, emotionellen und intellectuellen Seite beschrieben haben. Das Verhalten der socialen Einheit, welche bestimmten Bedingungen der Umgebung, — der unorganischen, organischen und überorganischen — ausgesetzt ist, hängt theilweise noch von gewissen anderen Eigenthümlichkeiten ab. Denn neben den sichtbaren Besonderheiten der Organisation, welche der Körper erkennen lässt, und neben jenen verborgenen Besonderheiten der Organisation, welche durch den geistigen Typus bedingt werden, bestehen noch jene mit den letzteren verwandten, aber noch schwieriger nachzuweisenden Besonderheiten, die auf den erworbenen Anschauungen beruhen. Gleichwie die geistigen Kräfte selbst das ererbte Product von aufgehäuften Erfahrungen darstellen, welche zugleich die Nervengebilde innerlich umwandelten, so sind anderseits die während des individuellen Lebens durch jene geistigen Kräfte hervorgebrachten Ideen das Product persönlicher Erfahrungen, denen gewisse, wenn auch ganz geringfügige Modificationen der ererbten Structur entsprechen. Eine erschöpfende Darstellung der ursprünglichen socialen Einheit muss also auch diese einschliessen oder vielmehr die durch sie bedingten

correlativen Ideen. Denn offenbar müssen die Ideen, welche er sich von sich selbst, von anderen Wesen und von der ganzen ihn umgebenden Welt bildet, sein Benehmen ausserordentlich beeinflussen.

Nun ist es freilich sehr schwierig, sich eine richtige Vorstellung von diesen letzten Modificationen oder von den Ideen, welche mit ihnen in Correlation stehen, zu verschaffen. Sowohl der inductiven als auch der deductiven Erklärung stellen sich grosse Hindernisse entgegen. Auf diese müssen wir nun vor Allem einen Blick werfen.

§. 50.

Zu bestimmen, welche Vorstellungen wirklich primitiver Art sind, wäre sehr leicht, wenn wir irgend eine Kunde von wirklich primitiven Menschen hätten. Es giebt aber mancherlei Gründe für die Vermuthung, dass wir die heute lebenden Menschen der niedrigsten Typen, die auch sociale Gruppen von einfachster Art bilden, doch keineswegs als Beispiele des Menschen, wie er ursprünglich war, betrachten dürfen. Wahrscheinlich befanden sich die Vorfahren der meisten von ihnen, wenn nicht aller, auf einer höheren Stufe und unter ihren Anschauungen haben sich viele erhalten, die auf einer solchen höheren Stufe entwickelt worden waren. Wenn auch die Degradationstheorie in ihrer gewöhnlichen Form unhaltbar ist, so scheint mir anderseits die Progressionstheorie, wenigstens ohne jede Einschränkung genommen, ebenso unhaltbar zu sein. Auf der einen Seite lässt sich allerdings die Auffassung, dass der Zustand der Wilden durch Herabsinken von der Civilisation entstanden sei, nicht mit dem Augenschein vereinbaren; auf der anderen Seite aber finden wir ebenso ungenügende Bürgschaft für die Auffassung, dass der Zustand der niedrigsten Wilden stets so niedrig gewesen sei, wie er es heute ist. Es ist sehr gut möglich und meiner Ansicht nach in hohem Grade wahrscheinlich, dass Rückschritt ebenso häufig gewesen ist wie Fortschritt.

Die Entwickelung pflegt man sich gewöhnlich so vorzustellen, als ob damit eine in jedem Dinge steckende innere Tendenz verknüpft sei, etwas Höheres zu werden. Dies ist jedoch eine ganz irrige Vorstellung davon. In allen Fällen wird sie durch das Zusammenwirken innerer und äusserer Factoren bestimmt. Dieses Zusammenwirken ruft Veränderungen hervor, bis ein Gleichgewicht zwischen den Kräften der Umgebung und den Kräften, welche das

Aggregat jenen entgegensetzt, erreicht ist — ein vollständiges (stabiles) Gleichgewicht, wenn das Aggregat kein Leben besitzt, ein bewegliches Gleichgewicht dagegen, wenn das Aggregat lebendig ist. Auf diesem Punkte hört also die Entwickelung in Wirklichkeit auf, da sie ja nur so lange ununterbrochen thätig sein kann, als die Integration fortschreitet, welche schliesslich zur Starrheit führt. Wenn nun, wo es sich um die eine Species darstellenden lebenden Aggregate handelt, die Einwirkungen der Umgebung von Generation zu Generation constant bleiben, so bleibt auch die Species constant. Verändern sich die umgebenden Wirkungen, so verändert sich auch die Species, bis sie mit denselben wieder ins Gleichgewicht gekommen ist. Allein es folgt daraus noch keineswegs, dass diese Veränderung nothwendig ein Schritt zur höheren Entwickelung sei. Gewöhnlich ergiebt sich weder Fortschritt noch Rückschritt und häufig werden gewisse früher erworbene Structureigenthümlichkeiten überflüssig und es entsteht eine einfachere Form. Nur von Zeit zu Zeit ruft die Veränderung der Umgebung im Organismus eine neue Complication hervor und erzeugt somit einen etwas höheren Typus. Daraus begreift sich die Wahrheit, dass manche Typen während unmessbar langer Perioden weder fortgeschritten noch rückgeschritten sind, während bei anderen eine Höherentwickelung stattgefunden hat und es endlich viele Typen giebt, bei denen Rückschritt die Folge war. Ich habe dabei nicht blos die Thatsache im Auge, dass z. B. die tetrabranchiaten Cephalopoden, die einst in zahlreichen Arten und in einigen sehr grossen Formen vertreten waren, nun auf einen einzigen mittelmässig grossen Repräsentanten reducirt sind, oder die Thatsache, dass die höchsten Ordnungen der Reptilien, die Pterosaurier und Dinosaurier, welche einst viele Gattungen von hoher Entwickelungsstufe und riesenhafter Grösse zählten, ganz untergegangen sind, während niedrigere Ordnungen der Reptilien sie überlebt haben, oder auch die Thatsache, dass in manchen Gattungen der Säugethiere früher Species existirten, die grösser waren als irgendwelche ihrer heute lebenden Verwandten — sondern ich berufe mich dabei ganz besonders auf die Thatsache, dass wir unter den parasitischen Geschöpfen beinah zahllose Formen finden, die sicherlich herabgekommene Modificationen von höheren Arten sind. Wenn wir die Parasiten mit dazu zählen, so ist in der That die Mehrzahl von allen lebenden Arten der Thiere von einem höheren Entwickelungs-

grade herabgesunken, welchen ihre entfernten Vorfahren einstens erreicht hatten. Oft bedingt sogar Fortschritt der einen Typen einen Rückschritt der andern. Denn stets tritt der höher entwickelte Typus vermöge seiner erworbenen Überlegenheit als Eroberer auf; er strebt also, die mit ihm in Wettbewerbung befindlichen Typen in ungünstigere Wohngebiete und weniger vortheilhafte Lebensweise zurückzudrängen, womit denn gewöhnlich irgend ein Nichtgebrauch und Verfall ihrer höheren Fähigkeiten verbunden ist.

Wie mit der organischen Entwickelung, so verhält es sich auch mit der überorganischen Entwickelung. Wenn man auch, die gesammte Summe der Gesellschaften als Eins genommen, die Entwickelung als unvermeidliches Endresultat der inneren und äusseren zusammen wirksamen Factoren betrachten darf, die auf sie alle während unbegrenzter Zeitperioden von Einfluss waren, so darf man sie doch nicht bei jeder einzelnen Gesellschaft für die unvermeidliche oder auch nur für die wahrscheinliche Folge halten. Ein socialer Organismus erleidet ebenso wie ein individueller Organismus eine Reihe von Modificationen, bis er mit den Bedingungen seiner Umgebung ins Gleichgewicht kommt, und von diesem Punkte an lebt er weiter, ohne irgend welche fernere Veränderung seiner Structur zu erleiden. Verändern sich die Bedingungen meteorologisch oder geologisch oder durch Umgestaltungen in der Flora und Fauna oder durch eine in Folge des Druckes der Bevölkerungsmenge eingetretene Wanderung oder durch Flucht vor erobernden Racen, so wird dadurch eine gewisse Veränderung der socialen Structur eingeleitet. Allein diese Veränderung ist nicht nothwendig mit Fortschritt verbunden. Oft führt sie weder zu einer höheren noch zu einer niedrigeren Structur. Wo aber das Wohngebiet eine Lebensweise bedingt, die untergeordneter Art ist, da ergiebt sich daraus ein gewisses Herabsinken. Nur sehr gelegentlich wird die neue Combination der Art sein, dass sie eine Veränderung hervorbringt, welche einen Fortschritt in der socialen Entwickelung bedingt und einen socialen Typus ins Leben ruft, der sich verbreitet und niedrigere sociale Typen verdrängt. Denn bei diesen überorganischen Aggregaten verursacht Fortschritt der einen Rückschritt der anderen ebenso gut wie bei den organischen Aggregaten: die höher entwickelten Gesellschaften drängen die tiefer stehenden in ungünstige Wohngebiete und veranlassen dadurch bei diesen eine Abnahme der Körpergrösse oder einen Verfall der Structur.

Directe Beweise nöthigen uns zu dieser Folgerung. Das Herabsinken von einer höheren auf eine niedrigere Civilisationsstufe, mit dem wir schon in unserer Schulzeit bekannt gemacht worden sind, findet noch fernere Bestätigung, je mehr sich unsere Kenntnisse erweitern. Ägypter, Babylonier, Assyrier, Persier, Phönicier, Juden, Griechen, Römer — man braucht blos diese Namen zu nennen, um sich ins Gedächtniss zurückzurufen, wie viele grosse und hoch entwickelte Gesellschaften entweder ganz verschwanden oder barbarischen Horden unterlagen oder auch im Laufe langer Zeiträume durch allmäliges Siechthum zu Grunde gingen. Die noch erhaltenen Ruinen zeigen uns, dass auf der Insel Java in der Vergangenheit eine höher ausgebildete Gesellschaft existirte als gegenwärtig, und dasselbe verrathen die Ruinen in Cambodscha. Peru und Mexico waren einst die Sitze von grossen und kunstvoll organisirten Gesellschaften, welche durch Eroberung zerstört wurden; und an denselben Stellen, wo in Central-America einst grosse Städte eine reiche Bevölkerung umschlossen, welche die verschiedensten Industrien und Künste trieb, finden wir heute nur weit zerstreute Stämme von Wilden. Ganz unzweifelhaft sind ähnliche Ursachen wie die, welche solche Rückbildungen hervorriefen, auch während der ganzen Periode der menschlichen Existenz wirksam gewesen. Fortwährend sind kosmische und terrestrische Veränderungen vor sich gegangen, welche die einen Wohngebiete verbesserten, während sie andere schlechter machten; stets ist es zur Übervölkerung, zur Zerstreuung der Stämme, zum Kampf mit anderen Stämmen gekommen und haben die Besiegten in Gebiete zurückweichen müssen, die für das fortgeschrittene sociale Leben, was sie bereits erreicht hatten, ungeeignet waren; stets hat, wo die Entwickelung nicht von aussen gestört wurde, wenigstens im Inneren Zerfall und Auflösung stattgefunden, welche den Cyklus der socialen Veränderungen abschliessen. Jene Veränderung von Race durch Race und jene Vertreibung der niedrigeren Racen, die dabei nicht ganz erloschen, in abgelegene Winkel, die heutzutage so lebhaft vor sich geht und die von den ältesten historischen Zeiten an vor sich gegangen ist, muss von jeher stattgefunden haben. Damit ist aber von selbst dargethan, dass die Überbleibsel der niedrigeren Racen, welche in rauhen, unfruchtbaren oder anderweitig ungünstigen Gegenden Zuflucht suchten, zurückgeschritten sind.

Demnach müssen also die gegenwärtig als niedrigste bekannten

Stämme gewisse sociale Erscheinungen darbieten, welche nicht auf gegenwärtig wirksame, sondern auf solche Ursachen zurückzuführen sind, die während vergangener socialer Zustände von höherer Stufe als ihr heutiger auf sie eingewirkt haben. Diese a priori gewonnene Folgerung stimmt auch mit den Thatsachen überein und wird uns von manchen Erscheinungen geradezu aufgedrängt, die sich anderweitig nicht erklären lassen. Nehmen wir z. B. einige bei den Australiern gemachte Beobachtungen. Diese Wilden, in zahlreiche Stämme zerspalten, welche auf einem weiten Gebiete herumziehen, haben ungeachtet ihrer Feindseligkeiten ein complicirtes System von Verwandtschaftsgraden und von darauf sich gründenden Verboten der Wechselheirath, welche unmöglich durch irgend eine Übereinkunft zwischen ihnen, so wie sie gegenwärtig existiren, zu Stande gekommen sein können, die sich vielmehr nur begreifen lassen, wenn man annimmt, dass sie Überbleibsel eines Zustandes sind, in welchem diese Stämme inniger mit einander vereinigt und irgend einem gemeinsamen Gesetz unterworfen waren. Ähnliche Bedeutung haben auch die Beschneidung und das Ausschlagen von Zähnen, die wir bei ihnen sowohl wie bei anderen jetzt auf der tiefsten Stufe stehenden Racen finden. Denn wenn wir später zur Besprechung der körperlichen Verstümmelungen kommen, so werden wir sehen, dass sie alle eine gewisse politische oder priesterliche Unterordnung oder beides zugleich voraussetzen, wie man sie bei diesen Racen gegenwärtig nicht findet.

Daraus erwächst uns denn eine grosse Schwierigkeit bei der inductiven Ermittelung dessen, was primitive Ideen sind. Unter den Ideen, welche das Eigenthum der jetzt eine der allerverkümmertsten Gesellschaften bildenden Menschen sind, finden sich ohne Zweifel manche, welche durch Überlieferung von einem höheren Zustande herstammen. Diese müssen wir von den wirklich primitiven Ideen ausscheiden und dazu kann offenbar einfache Induction nicht genügen.

§. 51.

Der deductiven Methode stellen sich Hindernisse anderer Art, aber von gleichem Gewicht entgegen. Ein Verständniss für die in dem primitiven Menschen durch seinen Verkehr mit der ihn umgebenden Welt erzeugten Gedanken lässt sich nur dadurch gewinnen, dass man diese Welt von seinem Standpunkte aus ansieht. Wir

müssen zu diesem Zwecke die angehäuften Kenntnisse und die während unserer Erziehung unmerklich erworbenen geistigen Gewohnheiten unterdrücken und uns gänzlich aller der Vorstellungen entkleiden, die uns theilweise durch Vererbung und theilweise durch individuelle Ausbildung nothwendig geworden sind. Niemand freilich vermag dies vollständig zu thun und Wenige auch nur theilweise.

Man braucht blos darauf zu achten, was für unpassende Methoden die meisten Lehrer angenommen haben, um überzeugt zu sein, dass die Fähigkeit, Gedanken zu bilden, die von ihren eigenen sehr verschieden sind, selbst bei den höher Gebildeten ausserordentlich gering entwickelt ist. Wenn wir sehen, wie ein jugendlicher Geist mit Verallgemeinerungen erdrückt wird, während er noch keine einzige der concreten Thatsachen in sich aufgenommen hat, auf welche sie sich beziehen — wenn wir sehen, wie zur Einführung in die Mathematik die rein abstracte Form gewählt wird, statt jener empirischen Form, mit der das Kind diese Wissenschaft beginnen sollte, wie sie ja auch das Menschengeschlecht begonnen hat — wenn wir sehen, dass ein so abstracter Gegenstand wie die Grammatik unter die ersten statt unter die letzten Fächer gestellt und analytisch statt synthetisch gelehrt wird — so haben wir in der That genügenden Beweis für die allgemeine Verbreitung der Unfähigkeit, sich in die Ideen eines unentwickelten Geistes hineinzudenken. Und wenn es den Menschen, obgleich sie selbst Kinder gewesen sind, so schwer fällt, die Gedanken des Kindes wiederzudenken, so muss es ihnen noch viel schwieriger sein, die Gedanken des Wilden wiederzudenken. Jede automorphische Deutung fernzuhalten, geht über unser Vermögen. Um die Dinge mit den Augen der absoluten Unwissenheit anzusehen und sich zu vergegenwärtigen, wie ihre Eigenschaften und Thätigkeiten sich ursprünglich im Geiste zusammengruppirten, würde es einer Selbstunterdrückung bedürfen, die unausführbar ist.

Nichtsdestoweniger müssen wir hier unser Möglichstes versuchen, die umgebende Welt so aufzufassen, wie sie den primitiven Menschen erschien, um soweit thunlich im Stande zu sein, deductiv die der Induction zugänglichen Thatsachen zu erklären. Und wenn wir auch eine solche Auffassung nicht durch einen directen Process zu erreichen vermögen, so können wir uns derselben durch einen indirecten Process einigermaassen annähern. Lassen wir uns von der Entwickelungslehre im Allgemeinen und

im Besondern von der Lehre von der geistigen Entwickelung leiten, so wird uns dies dazu verhelfen, die primitiven Ideen in einigen ihrer wesentlichsten Eigenthümlichkeiten wiedergeben zu können. Haben wir uns a priori klar gemacht, worin das Wesen dieser Ideen besteht, so sind wir damit so gut als überhaupt möglich vorbereitet, sie uns durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen und sie sodann in ihren wirklich existirenden Formen zu erkennen.

§. 52.

Wir müssen von der Forderung ausgehen, dass primitive Ideen naturgemäss und unter den Bedingungen, unter welchen sie vorkommen, vernünftig sind. In unseren Jugendjahren sind wir gelehrt worden, dass die menschliche Natur überall dieselbe sei. Dadurch wurden wir dahin geführt, die Ansichten der Wilden so zu betrachten, als ob sie ein ähnlicher Geist erzeugt hätte wie unser eigener, und so wundern wir uns über ihre Sonderbarkeit und beschuldigen diejenigen, welche solche Ansichten hegen, der Verkehrtheit. Solchen Irrthum müssen wir aber nun von uns weisen und an seine Stelle die Wahrheit setzen, dass die Gesetze des Denkens überall dieselben sind und dass, wenn man die Thatsachen nimmt, wie der primitive Mensch sie kennt, der von ihm daraus gezogene Schluss ein durchaus folgerichtiger Schluss ist.

Von seiner niedrigsten Stufe schreitet das Verständniss zu seiner höchsten Stufe empor vermöge der Zusammenordnung der Dinge und der Relationen, — zwei Processe, die in Wirklichkeit nur verschiedene Phasen eines und desselben Processes bilden (Principien der Psychologie, §§. 309—316, §. 381). Auf der einen Seite beruht Wahrnehmung eines Objectes darauf, dass jedes seiner Attribute mit gleichen schon vorher bekannten Attributen und die Relationen, in denen sie zu einander stehen, mit gleichen schon vorher bekannten Relationen zusammengeordnet werden, während das Object selbst, eben indem es erkannt wird, mit seinesgleichen als von der oder jener Art zusammengestellt wird. Auf der anderen Seite setzt jeder Schritt beim Urtheilen voraus, dass das Object, von dem man etwas aussagt, mit anderen Objecten zusammengestellt werde, die von früher her als von gleicher Art bekannt sind; setzt ferner voraus, dass das Attribut, die Kraft oder die Thätigkeit, welche man aussagt, als anderen von früher her be-

kannten Attributen, Kräften oder Thätigkeiten gleich bezeichnet werde, und setzt endlich voraus, dass die Relation zwischen dem Objecte und dem von diesem ausgesagten Attribute, Kraft oder Thätigkeit mit von früher her bekannten gleichen Relationen zusammengestellt werde. Diese Assimilation der Bewusstseinszustände aller Arten mit ihresgleichen aus vergangenen Erfahrungen, worin der allgemeine intellectuelle Process besteht, bei Thieren so gut wie beim Menschen, führt zu Resultaten, deren Correctheit genau dem Vermögen, Gleichheiten und Ungleichheiten zu erkennen, proportional ist. Wo einfache Factoren in Verhältnissen zu einander stehen, die einfach, direct und innig sind, da kann die Zusammenstellung auch von einem einfachen Geiste ganz richtig durchgeführt werden; in demselben Maasse aber, wie die Factoren complicirt und die zwischen ihnen bestehenden Verhältnisse verwickelt, indirect und weit auseinanderliegend werden, kann auch die Zusammenordnung derselben nur von einem Geiste bewältigt werden, der zu entsprechender Complicirtheit entwickelt ist. In Ermangelung einer solchen entsprechenden Complicirtheit werden die Glieder der Verhältnisse mit solchen vereinigt, denen sie dem äusseren Anscheine nach gleichen, und eine ähnliche Zusammenstellung erfahren die Verhältnisse selbst. Dies führt aber nothwendig zu Irrthümern; denn die augenfälligsten Besonderheiten sind keineswegs immer diejenigen, durch welche die Dinge in Wahrheit mit einander verwandt sind, und die am meisten hervortretenden Besonderheiten der Relationen sind gar nicht immer ihre wesentlichen Merkmale.

Wir wollen nun zunächst beachten, was für grosse Missgriffe dadurch bei unseren ungebildeten Mitbürgern hervorgerufen werden, und dann zu den grösseren Missgriffen übergehen, welche die noch unwissenderen und mit noch geringeren Fähigkeiten begabten Wilden machen. In den älteren Werken über Naturgeschichte werden die Walfische zu den Fischen gezählt: da sie im Wasser leben und von fischähnlicher Gestalt sind — was sollten sie anders sein? Neun unter zehn Passagieren der ersten Cajüte und neunundneunzig unter hundert Zwischendeckpassagieren würden sehr erstaunt sein, wenn man ihnen erzählte, dass die um den Kiel des Dampfers spielenden Delphine dem Hunde näher verwandt sind als dem Stockfisch. — Nehmen wir anderseits den Namen „Schalfisch“ *(shell-fish)* in seiner populären Bedeutung. In erster Linie liegt darin die Annahme, dass eine gewisse Verwandtschaft zwischen *shell-fish*

und eigentlichen Fischen bestehe, weil beide im Wasser leben, und fürs zweite versteht der Fischhändler unter *shell-fish* sowohl Austern als Krabben, zwei Thierformen, die zwar in Wirklichkeit hinsichtlich ihres Typus noch viel weiter von einander abstehen als ein Aal von einem Menschen, die aber allerdings den gemeinsamen Charakter haben, dass ihre weicheren Theile in harte Schalen eingeschlossen sind.

Nachdem wir uns diese Missgriffe ins Gedächtniss zurückgerufen haben, zu welchen das Zusammenordnen nach oberflächlichen Merkmalen Leute aus unserem eigenen Volke verführt, werden wir nun wohl begreifen, wie natürlich solche Missgriffe sind, in die uncivilisirte Menschen aus ähnlicher Ursache verfallen. HAYES konnte den Eskimos nicht begreiflich machen, dass wollene Kleidung nicht eine Haut war. „Glas . . . nahmen sie für Eis und Zwie-„back hielten sie für das getrocknete Fleisch des Moschusochsen.“ Da sie eine so engbegrenzte Bekanntschaft mit den Dingen hatten, so waren dies die allervernünftigsten Gruppirungen, die sie machen konnten, genau ebenso vernünftig wie die oben angeführten. Wenn seine irrthümliche Classification den Eskimo zu dem irrigen Schluss verleitete, dass Glas in seinem Munde schmelzen würde, so war derselbe nicht mehr irrthümlich als derjenige des Zwischendeckpassagiers, der statt dessen, was er erwartet hatte, in dem Delphin warmes Blut und zur Luftathmung dienende Lungen finden würde. Ebenso werden wir, wenn wir uns erinnern, dass die Fidschianer keine Erfahrungen von Metallen hatten, nichts Unvernünftiges in der Frage sehen, die sie an JACKSON richteten — „wo wir denn „genügend harte Äxte in einem „„natürlichen Lande““ hätten „finden können, um die Bäume umzuhauen, aus denen die Flinten-„läufe gemacht wären.“ Denn waren nicht röhrenförmige Stöcke die einzigen Gegenstände, mit denen Flintenläufe einige Ähnlichkeit zeigten? Wenn ferner Leute aus gewissen Bergvölkern, mit denen Dr. HOOKER in Berührung kam, ein Messband in einem Springfedergehäuse, das soeben zum Zwecke des Gebrauches herausgezogen worden war, auf den Boden werfen sahen und, als sie bemerkten, wie dann das Band in dem Gehäuse verschwand, schreiend davon liefen, so ist einleuchtend, dass das Band von ihnen in Folge seiner eigenthümlichen Bewegung und auf Grund seiner Gestalt und seines Benehmens als eine Art von Schlange angesehen wurde. Da sie keine Kenntniss von mechanischen Erfindungen besassen und auch

Nichts von der innern Feder sehen konnten, so war dieser Glaube vollkommen naturgemäss; jeder andere würde unvernünftig gewesen sein.

Wenden wir uns nun von der Zusammenordnung der Dinge zu der Zusammenordnung der Relationen. Es wird uns auch hier von Nutzen sein, erst einige Irrthümer zu betrachten, die in unserer Gesellschaft gang und gäbe sind. Es ist eine allgemein übliche Empfehlung eines Heilmittels für eine Brandwunde, „dass es das „Feuer herausziehe“, wobei die Meinung die ist, dass zwischen dem angewandten Mittel und der Hitze, die man sich in der Haut steckend denkt, eine ähnliche Verknüpfung bestehe wie zwischen einem Gegenstand und einem anderen Wesen, welches an ihm zieht. Noch ein Beispiel: nach einem Frost, wenn die mit Wasserdampf sehr stark gesättigte Luft mit einer kalten glatten Oberfläche wie etwa derjenigen einer angestrichenen Mauer in Berührung kommt, sammelt sich das auf ihr niedergeschlagene Wasser in Tropfen und sickert hinunter, und dabei kann man gelegentlich die Bemerkung hören, „die Mauer schwitze“: — weil das Wasser nicht in sichtbarer Gestalt von anderswo herbeigebracht wird, sondern ebenso auf der Mauer zum Vorschein kommt wie der Schweiss auf der Haut, so wird angenommen, jenes sei aus der Mauer hervorgedrungen, wie der Schweiss aus der Haut dringt. Hier wie zuvor sehen wir eine Relation mit einer anderen zusammengestellt, welcher sie zwar oberflächlich ähnlich sieht, der sie aber trotzdem durchaus fremd ist. — Wenn wir angesichts solcher Fälle nun erwägen, was geschehen muss, wo die Unwissenheit noch viel grösser ist, so werden wir nicht länger über primitive Auffassungen erstaunt sein. Die Orinoco-Indianer glauben, der Thau sei „der Speichel der Sterne“. Betrachten wir die Entstehung dieses Glaubens näher: Thau ist eine klare Flüssigkeit, mit welcher der Speichel einige Ähnlichkeit hat. Er ist eine Flüssigkeit, die vermöge ihrer Lage auf Blättern u. s. w. von oben herabgekommen zu sein scheint, wie der Speichel aus dem Munde eines Menschen kommt, der ausspuckt. Wenn er nun also in solcher Weise während einer wolkenlosen Nacht heruntergekommen ist, so kann er nur von den einzigen Dingen gekommen sein, welche damals oben sichtbar waren, nämlich von den Sternen. So werden das Product selbst, der Thau, und die Relation zwischen ihm und seiner angenommenen Quelle jeweils mit dem zusammengestellt, was ihnen durch oberflächliche

Merkmale gleicht, und wir brauchen uns blos der bei uns (in England) gebräuchlichen Ausdrucksweise zu erinnern: „es speit Regen“, um einzusehen, wie natürlich jene Auffassung ist.

Eine andere Eigenthümlichkeit der Vorstellungen der Wilden wird begreiflich, wenn man beobachtet, was die Folge ist, wenn complicirte Dinge und Relationen in der gleichen Weise betrachtet werden wie einfache. Nur wenn die Kenntnisse fortgeschritten sind und die Beobachtung vorsichtig und kritisch geworden ist, gewinnt die Überzeugung Boden, dass das Vermögen irgend eines Agens, seine besondere Wirkung hervorzubringen, von einer einzigen Eigenschaft mit Ausschluss aller übrigen abhängen kann oder von einem einzelnen Theil mit Ausschluss des Restes oder endlich nicht von einer einzigen Eigenschaft oder einem Theil, sondern von der Combination aller. Welcher Factor in einem zusammengesetzten Ganzen es ist, der seine Wirksamkeit bestimmt, kann erst erkannt werden, nachdem die analytische Untersuchung einigermaassen in dasselbe eingedrungen ist; bis dahin wird seine Wirksamkeit nothwendigerweise so aufgefasst, als ob sie unterschiedslos dem Ganzen zukäme. Ferner wird dies nicht analysirte Ganze so betrachtet, als ob es zu einer nicht analysirten Wirkung in einer Relation stünde, die nicht analysirt ist. Diese Eigenthümlichkeit des primitiven Denkens ist so wichtig durch ihren Einfluss auf den Charakter der primitiven Vorstellungen, dass wir dieselbe etwas näher betrachten müssen.

Wir wollen die verschiedenen Attribute eines Dinges, einer Muschel z. B., durch *A B C D E* u. s. w. und die Relationen zwischen ihnen durch *w x y z* bezeichnen. Das Vermögen dieses Dinges, die besondere Wirkung hervorzubringen, dass der Schall auf das Ohr concentrirt wird, ist eine Folge einestheils der Glätte seiner inneren Oberfläche (was wir durch *C* ausdrücken wollen) und anderntheils jener Relationen zwischen den Theilen seiner Oberfläche, die seine Gestalt ausmachen (was durch *y* bezeichnet werden soll). Um nun aber zu verstehen, dass das Vermögen der Muschel, den Schall zu concentriren, das Resultat aus diesen Bedingungen ist, wäre es nothwendig, dass *C* und *y* in Gedanken vom Übrigen gesondert werden. Bevor dies geschehen ist, kann man nicht wissen, ob das schallverstärkende Vermögen der Muschel nicht von ihrer Farbe, Härte oder Rauhigkeit abhänge (vorausgesetzt, dass diese als gesonderte Attribute überhaupt gedacht werden können). Bevor einzelne Attribute unterschieden werden, kann dies Vermögen

der Muschel offenbar nur so aufgefasst werden, als ob es ihr im Allgemeinen zukäme, gleichsam in ihrem Wesen seinen Sitz hätte. Allein wie wir gesehen haben (§. 43), sind Attribute oder Eigenschaften, wie wir sie verstehen, für den Wilden nicht erkennbar — es sind Abstractionen, die weder seine Geisteskräfte zu erfassen noch seine Sprache auszudrücken vermögen. So verbindet er denn dieses besondere Vermögen nothwendigerweise mit der ganzen Muschel; er betrachtet es als zu der Muschel in derselben Relation stehend wie Gewicht zu einem Stein; er stellt sich dasselbe als jedem Theile der Muschel innewohnend vor.

Daraus erklären sich denn gewisse Ansichten, die überall bei den uncivilisirten Völkern zu finden sind. Eine besondere Kraft, welche ein Ding oder ein Theil eines Dinges äussert, gehört demselben in der Weise an, dass man sich derselben durch die Verzehrung oder den Besitz dieses Objectes oder Theiles versichern kann. So wird z. B. geglaubt, die Kräfte eines besiegten Gegners liessen sich erwerben, indem man ihn aufisst. Der Dakotah verschlingt das Herz eines erschlagenen Feindes, um seinen eigenen Muth zu erhöhen; der Neuseeländer verschluckt die Augen seines gestorbenen Feindes, damit er um so besser sehen möge; der Abipone isst Tigerfleisch, weil er dadurch des Tigers Kraft und Tapferkeit zu gewinnen meint. Dieselbe Eigenthümlichkeit erkennt man in anderen Ansichten, wie sie z. B. bei den Guaranis herrschend sind, deren „schwangere Frauen sich enthalten, das Fleisch des Anta zu „essen, damit das Kind nicht eine grosse Nase bekommen solle, „oder das von Vögeln, weil es sonst winzig klein werden würde“; oder wieder in den Ansichten, welche z. B. die Caraiben veranlassten, einen männlichen Säugling mit dem Blute seines Vaters zu bespritzen, um ihm seines Vaters Muth einzuflössen, oder auch in dem Glauben der Timmanesen und Bulloms, welche dafür halten, dass der Besitz eines Theils vom Körper einer mit Erfolg gesegneten Person ihnen „einen Theil ihres guten Glückes“ verschaffe. Offenbar ist die hierin sich äussernde Denkweise, welche übrigens selbst in den ärztlichen Vorschriften vergangener Zeiten zu Tage trat und bis zum heutigen Tage in der Anschauung sich erhalten hat, dass der Charakter mit der Muttermilch eingesogen werde, ein Geisteszustand, der nothwendigerweise fortbestehen muss, bis genauere Untersuchung die verwickelten causalen Relationen enthüllt hat.

So lange physikalische Vorstellungen fehlen oder noch sehr unbestimmt sind, genügt jedes beliebige Antecedens, um jedes beliebige Consequens erklärlich zu machen. Man frage z. B. den Steinbrecher, was er von den Fossilien hält, die er mit seiner Spitzaxt bloslegt, und er wird antworten, es seien eben „Spielereien der „Natur“: — das Bestreben seines Denkens, von dem Vorhandensein der Fossilien als einer Wirkung zu einem erzeugenden Agens als der Ursache übergehen zu können, ist damit befriedigt und seine Neugier hört auf, weiter zu fragen. Der Klempner, den man über die Wirkungsweise der Pumpe examinirt, mit deren Ausbesserung er beschäftigt ist, wird sicherlich sagen, das Wasser steige in derselben durch Ansaugung empor. Er glaubt, den Process zu verstehen, wenn er ihn mit der Wirkung zusammenordnet, die er durch die Muskelthätigkeit seines eigenen an eine Röhre angelegten Mundes hervorbringen kann; — er stellt sich aber nie die Frage, welche Kraft das Wasser zu seinem Munde emporsteigen mache, wenn er diese Muskelthätigkeit ausübt. Nicht anders ist es mit der Erklärung irgend einer unbekannten Erscheinung, die man häufig in der gebildeten Gesellschaft hören kann: — „sie wird durch „Elektricität verursacht“. Die geistige Spannung ist genügend gehoben, wenn mit dem beobachteten Resultat in Gedanken dieses Etwas mit seinem Namen verknüpft wird, wenn man auch keinen Begriff davon hat, was dieses Etwas in Wirklichkeit ist, noch auch nur von ferne versteht, wie das Resultat durch dasselbe hervorgebracht werden könnte. Wenn wir also sogar für uns selbst eine grosse Bereitwilligkeit anerkennen müssen, jede beliebige Relation zwischen einem Vorgang und einer Kraft zu acceptiren, vorausgesetzt dass dieselbe nicht in directem Widerspruch mit allbekannten Erfahrungen stehe, so werden wir nun ohne Schwierigkeit einsehen, wie der Wilde mit seinen wenigen und viel unbestimmter gruppirten Erfahrungen die erste beste Erklärung, welche ihm bekannte Ideenverbindungen darbieten, als vollkommen zureichend aufnimmt und weiter nicht mehr darüber nachdenkt. Wenn die sibirischen Stämme ganze Mammuthe im Eise eingebettet und die Knochen des Mammuths im Boden begraben finden, so schreiben sie die Bedeckung dieser gewaltigen Bestien einem Erdbeben zu; manche in der Nähe von Vulcanen lebende Wilde halten dieselben für Feuer, welche von einigen ihrer Vorfahren angezündet worden seien, um daran zu kochen; — damit liefern uns aber beide nur etwas

schlagendere Beispiele für die allgemeine Bereitwilligkeit, das fehlende Glied einer causalen Relation durch das erste beste Agens zu ergänzen, das dem Geiste entgegentritt.

Ferner lässt sich beobachten, dass neben dieser unbedenklichen Aufnahme jeder durch bekannte Erfahrungen dargebotenen Erklärung gewöhnlich auch vollkommene Befriedigung durch die nächstliegende Erklärung erreicht wird; es besteht nicht das Streben, nach irgend etwas jenseits derselben Liegendem zu fragen. Die Africaner z. B., welche die von ihnen geforderte Dankbarkeit gegen Gott verweigerten, indem sie sagten, dass „die Erde und nicht Gott ihnen das „Gold gegeben habe, das aus ihren Eingeweiden gegraben worden „sei; dass die Erde ihnen Mais und Reis gewähre; ..... dass sie „aber für die Früchte den Portugiesen verpflichtet seien, welche „die Bäume gepflanzt hätten", und so fort — zeigen uns auf's Deutlichste, dass, nachdem einmal eine Relation zwischen dem letzten Consequens und seinem unmittelbaren Antecedens in Gedanken hergestellt ist, gar Nichts weiter nöthig zu sein scheint. Ihr Geist hat noch nicht den genügenden Gesichtskreis erworben, um eine Frage nach einem entfernteren Antecedens zu erheben.

Endlich muss noch eine Eigenthümlichkeit erwähnt werden, die sich aus dem Vorherberührten ergiebt. In demselben Maasse nämlich, als immer complicirtere Dinge und Relationen nach dem Vorbilde von einfachen aufgefasst werden, denen sie oberflächlich gleichen, müssen sich Vorstellungen ergeben, die immer widerspruchsvoller und verwirrter sind. Das geistige Gewirre, das bei uns selbst den Glauben, dass Epidemien durch ungünstige Bedingungen verursacht werden, mit dem Glauben zu vereinigen im Stande ist, dass sie der göttlichen Rache entspringen, muss bei primitiven Menschen noch viel weniger vereinbare Ansichten verknüpfen können. Dass ihre Ansichten ganz ausserordentliche Widersprüche zeigen, wird von den meisten Reisenden hervorgehoben. Morgan nennt einige der fundamentalen Ideen, die er bei den Irokesen antraf, „dunkel und von „verschiedenster Art"; die bei den Creek-Indianern gefundenen charakterisirt Schoolcraft als „verwirrt und regellos", und diejenigen der Karenen bezeichnet Mason als „confus, unbestimmt und „einander widersprechend". Überall begegnet man groben Unverträglichkeiten, welche dadurch entstehen, dass die einzelnen Sätze gar nicht mit einander verglichen werden; wie z. B. wenn „ein „Malagasse beinah in demselben Athemzuge seinen Glauben aus-

„spricht, dass er nach seinem Tode durchaus zu existiren aufhöre, „. . . . . und trotzdem die Thatsache behauptet, dass er regel-„mässig zu seinen Vorfahren bete“ — ein specieller Fall von innerem Widerspruch, dem man bei sehr vielen Völkern begegnet. Wie aber so ausserordentliche Verstösse gegen die Logik möglich sind, werden wir etwas leichter verstehen, wenn wir uns an einige unserer eigenen logischen Fehler erinnern. Man denke nur an die volksthümliche Anschauung, dass das Erschlagen eines tollen Hundes den unmittelbar vorher von ihm gebissenen Menschen vor Schaden bewahre, oder an die bekannte Widersinnigkeit, in die Geistergläubige verfallen, welche zugeben müssen, dass man die Geister bekleidet sehe, damit aber implicite zugeben, dass Kleider auch Geister haben — eine Folgerung, die sie freilich nicht zu bemerken pflegen. Bei Menschen von niedrigerem Typus aber, die noch viel unwissender und mit geringerer Denkfähigkeit ausgestattet sind, müssen wir ein wahres Chaos von Anschauungen und eine grosse Bereitwilligkeit zur Aufnahme von Lehren zu finden erwarten, die uns ungeheuerlich erscheinen.

Und nun haben wir uns, so weit es möglich war, für das Verständniss primitiver Ideen vorbereitet. Wir haben gesehen, dass nur das die richtige Auffassung derselben ist, wenn wir ihre Natürlichkeit unter den vorhandenen Bedingungen anerkennen. Der Geist des Wilden sowohl wie der des civilisirten Menschen ist in solcher Weise thätig, dass er Dinge und Relationen mit ihresgleichen in vergangener Erfahrung zusammenordnet. Dieselben richtig zusammenzuordnen setzt aber ein genügend entwickeltes Geistesvermögen voraus, um in Gedanken die sie auszeichnenden Attribute und ebenso ihre daraus sich ergebenden Wirkungsweisen zu erfassen. Wo ein solches ausreichendes Geistesvermögen fehlt, da kommt es zur einfachen und unbestimmten Zusammenordnung der Dinge nach ihren auffälligsten Ähnlichkeiten, und daraus entspringen rohe Anschauungen, die allzu einfach und allzu wenig mannigfaltig sind, um die Thatsachen wiederzugeben. Und überdies sind solche rohe Anschauungen unvermeidlich bis zu ausserordentlichem Grade mit einander unvereinbar. Werfen wir nun einen Blick auf die Gruppen der so entstandenen und durch solche Eigenschaften ausgezeichneten Ideen.

§. 53.

Am Himmel, der wenige Augenblicke zuvor noch klar war, erblickt der Wilde plötzlich eine kleine Wolke, und während er hinschaut, wird sie immer grösser. Zu einer anderen Zeit, wo er eine dieser dahinziehenden Massen beobachtet, sieht er, wie sich einzelne Fetzen von derselben ablösen und verschwinden, und bald verliert sich das Ganze. Welche Gedanken ruft das in ihm wach? Er weiss Nichts von Niederschlag und Auflösung des Wasserdampfes, auch findet er Niemand, der seinem Nachgrübeln durch die Antwort ein Ende machen könnte: „es ist nur eine Wolke“. Die wesentliche Thatsache, welche sich seiner Aufmerksamkeit einprägt, ist die, dass etwas sichtbar geworden ist, was er zuvor nicht sehen konnte, und etwas soeben noch Wahrnehmbares verschwunden ist. Über das Woher und Wo und Warum kann er Nichts sagen, aber die Thatsache ist da.

In diesem selben Raume über ihm kommen noch andere Veränderungen vor. Wenn der Tag sich neigt, erscheinen hier und dort glänzende Punkte, die immer deutlicher und zahlreicher werden, je mehr die Dunkelheit zunimmt; beim Morgengrauen schwinden sie allmälig wieder dahin, bis kein einziger übrig geblieben ist. Sie unterscheiden sich von den Wolken ausserordentlich in ihrer Grösse, Form, Farbe u. s. w.; sie zeichnen sich auch dadurch aus, dass sie beständig ungefähr an denselben Stellen und in denselben relativen Lagen wieder erscheinen und sich nur sehr langsam stets in derselben Richtung bewegen; aber doch gleichen sie ihnen darin, dass sie bald sichtbar und bald wieder unsichtbar werden. Dass schwache Lichtquellen durch ein glänzendes Licht vollständig verdunkelt werden können und dass die Sterne den ganzen Tag über scheinen, wenn er sie auch nicht sieht — diese Thatsachen übersteigen weit die Einbildungskraft des Wilden. Die Wahrheit, wie er sie begreift, läuft darauf hinaus, dass diese Existenzen sich bald zeigen und bald wieder sich verbergen.

So sehr auch Sonne und Mond in ihrer ganzen Erscheinung von Wolken und Sternen abweichen, so bieten sie doch in Gemeinschaft mit jenen diesen gleichen Wechsel von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit dar. Die Sonne geht jenseits der Berge auf; von Zeit zu Zeit tritt sie hinter eine Wolke, kommt aber gleich wieder hervor und schliesslich verbirgt sie sich hinter den Meeresspiegel.

Der Mond thut nicht allein dasselbe, sondern wächst langsam eine Nacht um die andere und nimmt dann wieder ab. Nach und nach erscheint er wieder als ein schmaler glänzender Streifen, während der übrige Theil seiner Scheibe so schwach wahrnehmbar ist, dass es scheint, als existirte er nur halb.

Neben diesen gewöhnlichsten und am regelmässigsten vorkommenden Fällen von Sichverbergen und Wiederauftreten giebt es noch mancherlei andere von sogar noch mehr überraschender Art — Kometen, Meteore und das Nordlicht mit seinen Bogen und seinen aufzuckenden Strömen, Blitzschläge, Regenbogen und Lichthöfe. So sehr sie auch von den übrigen und von einander verschieden sind, so erscheinen und verschwinden sie doch in ähnlicher Weise. Ein absolut unwissendes Wesen also, das aber im Stande ist, sich zu erinnern und die Dinge, deren es sich erinnert, zusammenzuordnen, muss das Himmelsgewölbe als eine Art Bühne für das Auftreten und Abtreten vieler Arten von Wesen ansehen, von denen einige allmälig, andere plötzlich erscheinen, alle aber darin gleich sind, dass es unmöglich ist, zu sagen, von wo sie kommen und wohin sie gehen.

Doch nicht der Himmel allein, auch die Oberfläche der Erde bietet verschiedene Beispiele dieses Verschwindens von Dingen, die unmerklich erschienen sind. Heute bemerkt der Wilde kleine Wassertümpel, welche durch die Regentropfen gebildet wurden, und diese kamen aus einer Quelle, die er nicht erreichen kann; bald darauf, in wenigen Stunden, hat sich die angesammelte Flüssigkeit wieder unsichtbar gemacht. Hier sieht er einen Nebel, der vielleicht ganz isolirt in den Schluchten liegt, vielleicht Alles ringsum einhüllt, der vor einer Weile auftrat und sogleich wieder fortgeht, ohne irgend welche Spuren seines ferneren Aufenthaltes zu hinterlassen. Weit in der Ferne erblickt man Wasser — offenbar einen grossen See; allein bei der Annäherung weicht der scheinbare See zurück und kann nicht mehr aufgefunden werden. In der Wüste kommen die Erscheinungen, die wir als Sandwirbelwinde, und auf der See, was wir als Wasserhosen kennen, dem primitiven Menschen als bewegliche Dinge vor, die erscheinen und dann wieder dahinschwinden. Indem er auf den Ocean hinausblickt, bemerkt er eine Insel, von der er doch weiss, dass sie weit entfernt liegt und gewöhnlich unsichtbar ist, die aber nun aus dem Wasser emporgestiegen ist; und morgen sieht er unmittelbar über dem Horizont das umgekehrte Bild eines Bootes, vielleicht für sich allein, vielleicht auch

mit einer aufrechten Figur darauf vereinigt. An gewissen Orten beobachtet er manchmal Dinge des festen Landes auf der Oberfläche der See oder in der Luft über derselben — eine Fata Morgana, und an einer anderen Stelle kommt gelegentlich ihm gegenüber im Nebel ein riesenhafter Doppelgänger von ihm selbst zum Vorschein — ein „Brockengespenst“. Diese Vorkommnisse, einige alltäglich, andere seltener, wiederholen doch alle dieselbe Erfahrung: sie zeigen Übergänge vom Sichtbaren zum Unsichtbaren und umgekehrt.

Endlich wollen wir uns noch fragen, welches die ursprüngliche Vorstellung vom Winde sein muss. Betrachtet man die Thatsachen mit Absehung von jeder Hypothese, so führt jedes Lüftchen und jeder Windstoss nothwendig auf die Vermuthung einer weder sichtbaren noch greifbaren Macht. Keine der ersten Erfahrungen ergiebt von selbst die Vorstellung von Luft, wie sie uns gegenwärtig geläufig ist, und in der That werden wahrscheinlich die Meisten sich der Schwierigkeit noch erinnern können, die es ihnen einst verursachte, sich das sie umgebende Medium als einen materiellen Stoff zu denken. Der primitive Mensch vollends kann sie nicht als ein Etwas betrachten, das in gleicher Weise wirkt wie die Dinge, die er sieht und mit Händen greift. In diesen scheinbar leeren Raum rings um ihn kommt von Zeit zu Zeit ein unsichtbares Agens hinein, das Bäume biegt, die Blätter dahintreibt, das Wasser aufrührt und das er selbst fühlt, wie es sein Haar bewegt, seine Wange fächelt, hie und da aber auch seinen Körper mit solcher Gewalt anstösst, dass er Mühe hat, sich aufrecht zu erhalten. Welches die Natur dieses Agens sein möchte, vermag Nichts ihm zu sagen; eines aber drängt sich seinem Bewusstsein unwiderstehlich auf — dass Töne hervorgerufen, Dinge rings um ihn in Bewegung gesetzt und er selbst gepufft werden kann von einem Wesen, das er weder zu fassen noch zu sehen im Stande ist.

Was für primitive Ideen entspringen nun aus diesen der unorganischen Welt entnommenen Erfahrungen? In Ermangelung von Hypothesen (für das Denken auf seinen frühesten Stufen überhaupt etwas ganz Fremdartiges) — welche geistige Association streben diese vielfachen Vorkommnisse herzustellen, von denen die einen in langen Zwischenräumen nur, die anderen täglich, manche stündlich, manche von Minute zn Minute eintreten? Sie bieten unter mancherlei Formen stets die Relation zwischen einem wahrnehmbaren und

einem nicht-wahrnehmbaren Daseinszustande dar. In welcher Weise wird nun der Wilde sich diese Relation denken? Er kann sich dieselbe nicht denken nach den Gesetzen der Auflösung von Wasser in Dampf und der Verdichtung desselben, noch nach den Gesetzen der optischen Verhältnisse, welche Täuschungen hervorrufen, noch nach irgend einem anderen Gesetze der Naturwissenschaften. Wie wird er sie also sich formuliren? Ein Schlüssel zur Antwort wird sich finden lassen, wenn wir uns gewisser Bemerkungen erinnern, die man häufig bei Kindern hören kann. Wenn das durch die Laterna magica auf einen Schirm geworfene Bild plötzlich beim Wegziehen des Schiebers verschwindet, oder wenn der Reflex von einem Spiegel, den man zur Ergötzung des Kindes auf der Wand oder auf der Decke hat spielen lassen, durch eine Änderung in der Lage des Spiegels beseitigt worden ist, so fragt das Kind: „wo ist es hin-„gegangen“? Die in seinem Geiste wachgerufene Anschauung ist nicht, dass dieses Etwas, was nicht mehr zu sehen ist, nicht-existirend, sondern dass es nicht-sichtbar geworden sei, und es wird zu dieser Auffassung verleitet durch die tägliche Beobachtung, wie Personen hinter naheliegenden Gegenständen verschwinden, indem es sieht, wie die Dinge aus dem Gesichtskreise weggestellt werden, oder indem es hie und da etwa ein Spielzeug wiederfindet, das versteckt oder verloren war. In ganz ähnlicher Weise ergiebt sich die primitive Idee, dass diese mannigfachen Existenzen bald sich offenbaren, bald wieder sich verbergen. Wie der Wilde, der ein Thier verwundet hat, welches sich nun im Gehölze verkriecht, so dass er es nicht mehr finden kann, sicherlich annimmt, dasselbe sei auf irgend eine unerklärliche Weise entwischt, sei aber jedenfalls noch vorhanden, so ist auch in Ermangelung von angesammeltem und organisirtem Wissen das Endresultat aller dieser Erfahrungen, dass viele der Dinge über ihm und um ihn her häufig vom sichtbaren in den unsichtbaren Zustand übergehen und umgekehrt. Behalten wir im Gedächtniss, wie lebhaft die Wirkungen des Windes zu beweisen vermögen, dass es allerdings eine unsichtbare Existenzform giebt, welche Kräfte ausübt, so werden wir begreifen, wie einleuchtend dieser Glaube ist.

Es bedarf nun blos noch des Hinweises darauf, dass neben der Vorstellung von einem sichtbaren und einem unsichtbaren Zustande, den jedes dieser zahlreichen Dinge annehmen kann, auch noch die Vorstellung von Dualität entsteht. Jedes ist in gewissem Sinne

doppelt, denn es hat diese beiden einander gegenseitig ergänzenden Daseinsformen.

§. 54.

Hier mögen sich nun bemerkenswerthe Thatsachen einer anderen Art anschliessen, die von Zeit zu Zeit zur Beobachtung kommen — Thatsachen, welche dem primitiven Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt den Glauben einprägen, dass die Dinge aus der einen Art von Stoff in die andere umgewandelt werden können. Ich meine die Erfahrungen, auf die seine Aufmerksamkeit durch eingebettete Überreste von Thieren und Pflanzen hingelenkt wird.

Während er am Meeresufer nach Nahrung sucht, sieht er aus dem Felsen eine Muschel hervorragen, welche vielleicht von derselben Gestalt ist wie die Muschelschalen, die er eben aufliest, oder denselben wenigstens so ähnlich sieht, dass er sie unbedenklich zu einer Art zählt. Aber statt frei herumzuliegen, bildet sie einen Bestandtheil eines festen Steinblocks; und indem er sie herausbricht, findet er, dass ihre innere Masse ebenso hart ist wie ihre Schale. Er hat also hier zwei verwandte Formen, von denen die eine aus Schale und Fleisch, die andere aber aus Schale und Stein besteht. Nicht weit davon liest er aus der Masse der von der benachbarten Klippe heruntergebröckelten Mergeltrümmer einen fossilen Ammoniten auf. Vielleicht besitzt derselbe gleich wie die soeben betrachtete *Gryphaea* eine aus Schale bestehende Hülle und eine steinerne Innenmasse. Vielleicht — wie das bei manchem liassischen Ammoniten vorkommt, dessen Schale aufgelöst worden ist, so dass die seine Kammern erfüllende Masse von erhärtetem Thon locker zusammenhängend übrig geblieben ist — bietet er eine Kette von mit einander articulirenden, zusammengerollten Wirbeln dar, oder — wie das bei anderen liassischen Ammoniten vorkommt, deren Schale durch Schwefelkies ersetzt worden ist — er hat ein glänzendes Aussehen gleich dem einer Schlangenhaut. Da solche Fossilien bei uns manchmal „Schlangensteine“ genannt und in Irland für die Schlangen gehalten werden, die der heilige Patrick gebannt haben soll, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn der unkritische Wilde dieses Object mit denen zusammenstellt, denen es am meisten gleicht, und es für eine verwandelte Schlange hält, die einst Fleisch war und nun Stein ist. An einer anderen Stelle, wo ein Strom sich sein Bett durch den Sandstein durch-

gegraben hat, beobachtet er auf der Oberfläche einer Felsplatte den Umriss eines Fisches und erkennt bei näherem Zusehen Schuppen und Andeutungen der Flossen; und wieder anderswo findet er gleichermaassen in Felsen eingebettet Schädel und Knochen, nicht unähnlich denen der Thiere, die er als Beute erlegt, ja manche sogar nicht unähnlich denen des Menschen.

Noch überraschender sind die gelegentlich anzutreffenden Verwandlungen von Pflanzen. Ich habe dabei nicht so sehr die Abdrücke von Blättern im Schiefer und die fossilen Stämme im Auge, welche man in manchen die Steinkohlen begleitenden Schichten gefunden hat, sondern vielmehr hauptsächlich die verkieselten Bäume, denen man hier und da begegnet. Dieselben behalten nicht allein ihre allgemeine Form, sondern sogar ihre feinere Structur derart, dass der jährliche Zuwachs durch Ringe verschiedener Farbe bezeichnet ist genau wie in lebenden Stämmen, und so bieten sie dem Wilden deutliche Beweise für eine Verwandlung dar. Uns fällt es mit allen unseren Kenntnissen schwer, zu begreifen, wie die Kieselsubstanz die Bestandtheile des Holzes in einer Weise zu ersetzen vermag, dass das ganze Aussehen desselben so vollkommen unverändert erhalten bleibt; für den primitiven Menschen aber, der Nichts von Molecularvorgängen weiss und nicht im Stande ist, einen Substitutionsprocess sich vorzustellen, giebt es gar keinen anderen möglichen Gedanken als den, dass das Holz in Stein verwandelt worden ist. [1]

Wenn wir also von jenen Vorstellungen von physikalischer Verursachung absehen, die erst allmälig entstanden sind, während sich die Erfahrungen mit dem Fortschritte der Civilisation langsam organisirt haben, so sehen wir leicht, dass ohne dieselben Nichts

---

[1] Es sei gestattet, hier ein Beispiel dafür einzuflechten, in welcher Weise Thatsachen dieser Art auf den Glauben der Menschen einwirken können. In seinem Buch: „Zwei Jahre in einer Levantinischen Familie“ spricht sich Herr St. John auch über die ausserordentliche Leichtgläubigkeit der Ägypter aus und erzählt als Beleg dafür ein weitverbreitetes und überall geglaubtes Gerücht, dass einzelne Dorfbewohner in Steine verwandelt worden seien. Dass man diesem Gerüchte Glauben schenkte, scheint uns sehr erstaunlich, es wird aber weniger erstaunlich, wenn man alle Umstände kennt. Nur wenige Meilen von Cairo existirt nämlich ein umfangreicher verkieselter Wald — Baumstümpfe und niedergeworfene Stämme in grosser Anzahl. Wenn nun Bäume in Stein verwandelt werden können, warum nicht Menschen? Für den Ungebildeten erscheint der eine Vorgang genau ebenso wahrscheinlich wie der andere.

uns verhindern könnte, für diese Thatsachen die Erklärungen aufzustellen, welche der primitive Mensch dafür annimmt. Wir brauchen blos die Dinge mit seinen Augen anzusehen, um seinen Glauben, dass Dinge aus einer Substanzform in die andere sich verwandeln können, als den unvermeidlichen Glauben zu erkennen.

Auch hier wollen wir nicht hervorzuheben unterlassen, dass mit dem Begriff der Verwandlung wieder nothwendig der Begriff der Dualität verbunden ist. Alle diese Dinge besitzen offenbar zweierlei Daseinszustände.

§. 55.

Mannigfaltige Erscheinungen drängen dem primitiven Menschen die Ansicht auf, dass die Dinge ebensowohl ihre Form als ihre Substanz zu verwandeln vermögen. Würden wir nicht ohne weiteres Bedenken gewöhnlich annehmen, dass Wahrheiten, welche die Cultur für uns selbstverständlich gemacht hat, auch von Natur aus selbstverständlich seien, so würden wir einsehen, dass ein unbeschränkter Glaube an Metamorphosen für den Wilden etwas ganz Unvermeidliches ist. Von unserer frühesten Kindheit an hören wir Bemerkungen, die uns lehren, dass gewisse Verwandlungen, welche lebende Dinge erfahren, natürliche Vorgänge, andere Verwandlungen dagegen unmöglich sind. Diese Unterscheidung, glauben wir dann, müsse von Anfang an einleuchtend gewesen sein. Allein im Anfange lehren die beobachteten Metamorphosen vielmehr, dass jede beliebige Metamorphose vorkommen könne.

Man vergegenwärtige sich einmal den ungeheuern Gegensatz in der Form wie in der Substanz zwischen dem Samenkorn und der Pflanze. Man betrachte diese Nuss mit ihrer harten, braunen Schale und ihrem weissen Kern und frage sich, welcher Grund für die Erwartung vorliege, dass aus derselben bald ein weicher Spross und grüne Blätter hervorkommen werden. In der Jugend sagt man uns, dass das eine in das andere auswachse. und da das weisse Blatt für die Erklärung dadurch ausgefüllt wird, so hören wir auf, uns darüber zu wundern und es näher zu untersuchen. Allein man braucht sich blos zu fragen, welcher Gedanke entstanden sein würde, wenn Niemand diese blos wörtliche Lösung hätte geben können, und man wird finden, dass der einzige Gedanke gewesen wäre: Verwandlung. Abgesehen von jeder Hypothese ist die nackte Thatsache die, dass ein Ding von bestimmter Grösse, Gestalt und Farbe

zu einem anderen Dinge von gänzlich verschiedener Grösse, Gestalt und Farbe wird.

Ähnliches gilt von den Eiern der Vögel. Vor wenigen Tagen noch enthielt dieses Nest vier bis fünf rundliche, glatte, gesprenkelte Körper, und jetzt liegen an Stelle derselben ebenso viele kleine Vögelchen, welche nach Futter schreien. Wir werden mit der Idee aufgezogen, dass die Eier ausgebrütet worden sind, und mit diesem Anschein einer Erklärung pflegen wir uns zu befriedigen. Da diese ausserordentliche Veränderung in sichtbaren und greifbaren Merkmalen als eine solche erkannt ist, die beständig im regelmässigen Laufe der Natur vorkommt, so wird sie deshalb für nicht weiter merkwürdig gehalten. Einem Geiste aber, der nicht von verallgemeinerten Erfahrungen, eigenen oder fremden, voreingenommen ist, würde die Entstehung von jungen Vögeln aus Nüssen keineswegs sonderbarer vorkommen als die Entstehung von Vögeln aus Eiern: eine Metamorphose von einer Art, die wir für unmöglich erklären, würde für ihn auf derselben Stufe stehen wie eine andere, welche wir um ihres allbekannten Vorkommens willen für natürlich halten. In der That, wenn man sich erinnert, dass bis heute noch oder wenigstens bis vor Kurzem der volksthümliche Aberglaube sich erhalten hat, dass Meergänse (barnacle-geese, *Anser bernicla*) aus Entenmuscheln (barnacles, *Lepas anserifera*) entständen — wenn man erfährt, dass sogar in den ersten Bänden der „Transactions of the Royal Society“ eine Abhandlung zu finden ist, in der eine Entenmuschel beschrieben wird, welche bereits die deutlichen Spuren des jungen Vogels zeigte, der daraus entstehen sollte — so wird es einleuchtend, dass erst durch den Fortschritt der Wissenschaft ein Unterschied zwischen natürlichen, organischen Verwandlungen und anderen Processen aufgestellt worden ist, welche der Unwissenheit für ebenso wahrscheinlich gelten.

Die Insectenwelt liefert noch viel leichter irreführende Beispiele von Metamorphosen. An dem Aste, welcher die Thüre seines Wigwams beschattet, sah der Wilde vor wenigen Tagen eine Raupe mit nach unten gewendetem Kopfe hängen. Jetzt hängt an derselben Stelle ein ganz anders geformtes und gefärbtes Ding — eine Puppe. Eine bis zwei Wochen später schlüpft ein Schmetterling daraus hervor und lässt ein zartes leeres Gehäuse zurück. Diese Insectenmetamorphosen, wie wir sie nennen, die wir gegenwärtig als Entwickelungsprocesse auffassen, die gewisse scharf abgegrenzte

Stufen darbieten, sind in den Augen des primitiven Menschen Metamorphosen in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes. Er nimmt dieselben als wirkliche Verwandlungen des einen Dinges in ein anderes, durchaus verschiedenes Ding.

Wie leicht der Wilde diese Metamorphosen, welche thatsächlich vorkommen, mit anderen verwechselt, welche denselben anscheinend gleich, aber unmöglich sind, werden wir aus der Betrachtung einiger Fälle von Mimicry bei Insecten und den Folgerungen, zu denen dieselben verleitet haben, erfahren. Viele Raupen, Käfer, Motten, Schmetterlinge u. s. w. ahmen die Gegenstände nach, von denen sie gewöhnlich umgeben sind. Der *Onychocerus scorpio* gleicht „in Farbe und Rauhigkeit“ so genau einem Stück Rinde des besonderen Baumes, auf dem er sich aufhält, — „dass „er absolut unsichtbar ist, so lange er sich nicht bewegt“ — er weckt also die Idee, dass ein Stück der Rinde selbst lebendig geworden sei. Ein anderer Käfer, *Onthophilus sulcatus*, ist „gleich „gestaltet wie der Same einer doldenblüthigen Pflanze“, ein anderer „ist mit dem blossen Auge nicht vom Kothe der Raupen zu unter„scheiden“; einige der *Cassidae* „gleichen glänzenden Thautropfen „auf den Blättern“; und es giebt einen Rüsselkäfer von solcher Farbe und Form, dass er in zusammengerolltem Zustande „nichts „Anderes als einen eiförmigen bräunlichen Klumpen darstellt, welchen „zwischen den ähnlich gefärbten kleinen Steinen und Erdknollen, „unter denen er bewegungslos liegen bleibt, suchen zu wollen ein „ganz hoffnungsloses Unternehmen ist“ — aus denen er dann aber, nachdem sein Schreck vorbei ist, genau so hervortaucht, als ob ein Kieselstein Leben bekommen hätte. Diesen von Herrn Wallace aufgezählten Beispielen mögen noch die „wandelnden Stab-Insecten“ („Gespenstheuschrecken“) beigefügt werden, die man „um ihrer „wunderbaren Ähnlichkeit mit Zweigen und Ästen willen“ so genannt hat.

„ — Einige von ihnen sind einen Fuss lang und wohl fingersdick; ihre ganze Färbung, Form, Rauhigkeit und die Anordnung des Kopfes, der Beine und der Fühler sind derart, dass sie absolut dasselbe Aussehen bekommen wie abgestorbene Zweige. Sie hängen einzeln an den Sträuchern im Walde herum und haben überdies die eigenthümliche Gewohnheit, ihre Beine unsymmetrisch von sich zu strecken, so dass die Täuschung noch vollkommener wird.“

Was für wunderbare Ähnlichkeiten vorkommen und zu was

für Täuschungen sie führen können, wird Jeder im vollsten Maasse begreifen, der in Herrn WALLACE's Sammlung von Schmetterlingen die indische Gattung *Kallima* inmitten der Objecte, welche sie nachahmt, gesehen hat. Gewöhnlich lässt sie sich auf Zweigen nieder, welche dürre Blätter tragen, und wenn sie da ihre Flügel schliesst, so gleicht sie ganz einem abgestorbenen Blatt, nicht allein in ihrer allgemeinen Gestalt, in der Farbe und Zeichnung, sondern auch darin, dass die Fortsätze der hinteren Flügel beim Stillsitzen sich zusammenlegen und so die Form eines Blattstieles wiedergeben. Fliegt sie aber auf, so wird ganz der Eindruck hervorgebracht, als ob eins der Blätter sich in einen Schmetterling verwandelt hätte. Dieser Eindruck wird sogar noch bedeutend verstärkt, wenn man das Geschöpf fängt. Auf der Unterseite der zusammengefalteten Flügel tritt noch deutlicher die Mittelrippe hervor, die genau zwischen ihnen vom Stiele bis zur Spitze verläuft, und daneben finden sich richtig auch die Nebenadern. Ja noch mehr. Herr WALLACE sagt: „Wir finden Abbilder von Blättern auf jeder „Stufe des Verfalls, mannigfaltig gefleckt, mit Mehlthau bestreut „oder von Löchern durchbohrt und in vielen Fällen sogar unregel„mässig mit staubigen, schwarzen Punkten bedeckt, die sich zu „Flecken und Tropfen vereinigen und dadurch so vollkommen das „Ansehen der verschiedenen Arten kleiner Pilze gewinnen, die auf „verwelkten Blättern wachsen, dass man unmöglich auf den ersten „Blick sich des Gedankens erwehren kann, die Schmetterlinge selbst „seien von wirklichen Pilzen inficirt worden."

Erinnern wir uns anderseits der Thatsache, dass noch vor wenigen Generationen alle civilisirten Menschen der Ansicht waren, wie es jetzt noch viele gebildete Menschen wirklich glauben, dass faulendes Fleisch sich in Maden verwandle — erfahren wir, dass unter den Landleuten auch heutzutage noch der fadenähnliche, im Wasser lebende Wurm *Gordius*, das sogenannte Wasserkalb, für Pferdehaar gehalten wird, das ins Wasser gefallen und lebendig geworden sei — so wird uns einleuchtend, wie geradezu unvermeidlich diese ausserordentlichen Ähnlichkeiten die Vorstellung von wirklichen Metamorphosen wachrufen mussten. Dass diese in solcher Weise veranlasste Auffassung zum festen Glauben wird, ist eine bewiesene Thatsache. In Java und den benachbarten Ländern, wo jenes wunderliche Insect, „das wandelnde Blatt" *(Phyllium siccifolium)* vorkommt, wird positiv behauptet, es sei ein Blatt, das

lebendig geworden sei. Was sollte es auch Anderes sein? So lange man nicht die Erklärung der Mimicry kennt, auf die Herr BATES so glücklich verfiel, kann man sich allerdings für so wunderbare Ähnlichkeiten zwischen Dingen, die doch durchaus nicht mit einander verwandt sind, keinen natürlichen Ursprung vorstellen. Und wo vollends jede verallgemeinerte Kenntniss fehlt, da vermag Nichts zu verhindern, dass diese scheinbaren Verwandlungen für wirkliche Verwandlungen genommen werden: wird ja doch in der That scheinbar und wirklich erst unterschieden, wenn kritische Überlegung und Zweifel ziemlich weit vorgeschritten sind.

Hat sich einmal der Glaube an Verwandlung festgesetzt, so verbreitet er sich ohne jeden Widerstand auch auf andere Classen von Dingen. Zwischen einem Ei und einem jungen Vogel besteht ein viel grösserer Gegensatz im Aussehen und im ganzen Bau als zwischen zwei Säugethieren. Die Kaulquappe mit Schwanz und ohne Gliedmaassen unterscheidet sich vom Frosch mit vier Gliedmaassen und ohne Schwanz viel mehr als ein Mensch von einer Hyäne; denn die letzteren haben beide vier Gliedmaassen und beide lachen. Offenbar erwecken denn also die in der ganzen Natur so reichlich vorkommenden wirklichen Metamorphosen, verbunden mit diesen scheinbaren Metamorphosen, welche der primitive Mensch unvermeidlich mit jenen zusammenwirft, die Vorstellung von Metamorphosen im Allgemeinen, welche sich dann leicht zu einer Erklärung erhebt, die überall ohne Bedenken Anwendung findet.

Auch hier wieder ist hervorzuheben, dass die Erfahrungen von Metamorphosen, während sie den Glauben wachrufen und fördern, dass Dinge aller Arten plötzlich ihre Formen ändern können, zugleich auch den Begriff der Dualität befestigen helfen. Jedes Ding ist nicht blos, was es zu sein scheint, sondern potentiell noch etwas Anderes.

§. 56.

Was ist ein Schatten? Uns haben freilich die Jahre hinlänglich mit Schatten bekannt gemacht und die Erklärung derselben nach den Gesetzen der physikalischen Verursachung ist uns beinah automatisch geworden, so dass wir uns nicht zu fragen pflegen, wie sie dem vollkommen Unwissenden erscheinen müssen.

Wer aus seinem Geist noch nicht vollständig die Erinnerung an die Gedanken seiner Kindheit verloren hat, der wird noch des

Interesses eingedenk sein, das er einst bei der Beobachtung seines Schattens empfand — wenn er Beine und Arme und Finger bewegte und beobachtete, wie dabei entsprechende Theile des Schattens sich ebenfalls bewegten. Ein Kind stellt sich den Schatten als eine wirkliche Wesenheit vor. Ich behaupte dies nicht ohne thatsächliche Grundlage. Eine in den Jahren 1858—59 verfasste Abhandlung, welche ich zur näheren Erläuterung der in dem soeben erschienenen Buche von WILLIAMS über die Fidschi-Insulaner geschilderten Ideen schrieb, handelt von einem kleinen Mädchen von etwa sieben Jahren, das nicht wusste, was ein Schatten sei, und dem ich auch keine Vorstellung von seiner wahren Natur beizubringen vermochte.

Lassen wir später erworbene Anschauungen beiseite, so zeigt sich, dass diese Schwierigkeit ganz natürlich ist. Ein Ding, das Umrisse besitzt und sich von umgebenden Dingen durch seine Farbe unterscheidet, ganz besonders, aber ein Ding, das sich bewegt, ist in allen anderen Fällen eine Realität. Warum sollte nun dies keine Realität sein? Die Vorstellung von demselben als von einer blossen Negation des Lichtes kann sich ja erst ausbilden, nachdem das Verhalten des Lichtes bis zu einem gewissen Grade verständlich geworden ist. Allerdings pflegen die Ungebildeten aus unserem Volke, trotzdem sie die Wahrheit nicht klar zu formuliren vermögen, dass das Licht, weil es in gerader Linie fortschreitet, nothwendigerweise hinter undurchsichtigen Gegenständen einen unbeleuchteten Raum übrig lassen muss, gleichwohl einen Schatten als nothwendige Begleiterscheinung eines dem Lichte ausgesetzten Gegenstandes und nicht als irgend etwas Reales zu betrachten. Allein dies ist einer der zahllosen Fälle, wo die Frage durch eine blos wörtliche Erklärung zur Ruhe verwiesen wird. „Es ist nur ein „Schatten“ — so lautet die Antwort, die man in der Kindheit bekommt, und diese wiederholt gegebene Antwort tödtet die Verwunderung ab und hemmt jedes weitere Nachdenken.

Der primitive Mensch aber, der Niemand hat, um ihm seine Fragen zu beantworten, und dem jede Idee von physikalischer Verursachung fehlt, zieht nothwendigerweise den Schluss, dass der Schatten eine wirkliche Existenz sei, die auf irgend welche Weise zu der ihn bildenden Person gehöre. Er nimmt einfach die Thatsachen in sich auf. So oft die Sonne oder der Mond sichtbar ist, erblickt er dieses ihn begleitende Ding, das in rohen Umrissen

seine Gestalt nachahmt, das sich bewegt, wenn er sich bewegt, das bald vor ihm hergeht, bald sich zur Seite hält, bald ihm folgt, das sich verlängert oder verkürzt, jenachdem sich der Boden in dieser oder jener Richtung senkt, und das sich in sonderbare Gestalten verzerrt, wenn er über eine unregelmässige Fläche dahingeht. Freilich kann er es bei bewölktem Himmel nicht sehen; allein in Ermangelung einer physikalischen Erklärung beweist dies blos, dass das ihn begleitende Etwas nur an sonnigen Tagen und in hellen Nächten hervorkommt. Ebenso ist richtig, dass die Ähnlichkeit, welche sein Schatten mit ihm selbst hat, und seine beinah von ihm abgelöste Sonderexistenz sich nur dann zeigen, wenn er aufrecht steht: kauert er sich nieder, so erhält es eine ganz unbestimmte Gestalt, und wenn er liegt, so scheint es zu verschwinden und theilweise in ihn hineinzukriechen. Allein diese Beobachtung verstärkt nur seinen Glauben an seine Realität. Die grössere oder geringere Gesondertheit seines eigenen Schattens erinnert ihn an Fälle, wo ein Schatten ganz isolirt erscheint. Wenn er an einem schönen Tage einen Fisch im Wasser beobachtet, so sieht er einen dunkeln Flecken von der Gestalt des Fisches am Boden in beträchtlicher Entfernung vom Fische, der ihm aber nichtsdestoweniger hierhin und dorthin folgt. Hebt er seine Augen empor, so sieht er dunkle Flecken längs der Seite der Berge sich hinbewegen, und mag er nun diese Flecken nach den Wolken, zu denen sie gehören, zurückverfolgen oder nicht, so sieht er sie jedenfalls weit von den Gegenständen abgelöst. Diese Thatsachen beweisen ihm, dass Schatten, die oft so innig mit ihren betreffenden Gegenständen verbunden sind, dass sie sich kaum von denselben unterscheiden lassen, doch auch gesonderte und entfernte Wesen sein können.

Ein Geist also, der erst zu generalisiren beginnt, muss sich Schatten als Existenzen vorstellen, die materiellen Dingen zugehören, allein auch der Sonderung von denselben fähig sind. Dass sie aber so vorgestellt werden, ist hinlänglich bewiesen. Wir finden es durch Bastian von den Benin-Negern constatirt, dass sie die Schatten der Menschen als ihre Seelen betrachten, und er erzählt auch von den Wanika, dass sie vor ihrem eigenen Schatten erschrecken, indem sie möglicherweise glauben, wie das bei einigen anderen Negervölkern der Fall ist, dass ihr Schatten alle ihre Handlungen beobachte und Zeugniss wider sie ablegen könne. Bei den Grönländern gilt, wie uns Crantz berichtet, der Schatten eines Menschen für

die eine von seinen beiden Seelen, für jene, welche den Körper zur Nachtzeit verlässt. Von den Fidschi-Insulanern wird gleichfalls der Schatten als „der schwarze Geist“ bezeichnet und so von dem anderen unterschieden, den jeder Mensch besitzt. Ja auch die nahverwandte Bedeutung, welche verschiedene nicht mit einander verwandte Sprachen den Wörtern „Schatten“ und „Geist“ beilegen und auf welche wir später noch eingehender zurückkommen müssen, bestätigt uns dieselbe Wahrheit.

Diese Belege für unsere Behauptung, dass ein Schatten ursprünglich als ein dem Menschen angehängtes Wesen betrachtet werde, möchten übrigens leicht mehr beweisen, als ich hier zu zeigen wünschte. Die Ideen des uncivilisirten Menschen, wie er uns heute entgegentritt, haben sich von ihren ersten unbestimmten Formen zu solchen weiter entwickelt, die grösseren Zusammenhang und Bestimmtheit haben. Wir müssen aber die speciellen Eigenthümlichkeiten dieser Ideen hier ausser Acht lassen und nur den allgemeinsten Charakter berücksichtigen, von welchem sie ihren Ursprung genommen haben. Dabei stellt sich denn heraus, dass es derselbe Charakter ist, auf welchen wir oben durch unsere Folgerungen geführt wurden. Schatten sind Realitäten, die stets ungreifbar und oft unsichtbar, gleichwohl zu ihrem betreffenden sichtbaren und greifbaren Correlat gehören, und ihre verschiedenen Erscheinungsformen bieten ferneres Material sowohl für die Vorstellung von sichtbaren und unsichtbaren Zuständen als auch für die Vorstellung von einer Dualität der Dinge.

§. 57.

Andere in gewisser Hinsicht damit verwandte Erscheinungen tragen noch zur Verstärkung dieser Vorstellung bei. Ich meine die Erscheinungen der Spiegelung.

Wenn schon die rohe Ähnlichkeit in Umrissen und Bewegungen, welche ein Schatten verglichen mit der zu ihm gehörigen Person besitzt, die Idee von einer zweiten Wesenheit wachruft, so muss dies noch viel mehr durch die genaue Ähnlichkeit eines Spiegelbildes geschehen. Indem es alle Einzelheiten der Form, des Lichtes und Schattens und der Farbe wiederholt und sogar die Grimassen des Originals nachäfft, kann ein solches Bild auf den ersten Blick gar nicht anders aufgefasst werden denn als eine wirkliche Existenz. Nur durch Versuche lässt sich feststellen, dass in diesem Falle

keine den Gesichtseindrücken entsprechenden Tasteindrücke zu finden sind, wie sie die meisten übrigen Dinge darbieten. Was ist die Folge davon? Einfach der Begriff von einer Existenz, die gesehen, aber nicht gefühlt werden kann. Eine optische Erklärung ist ja unmöglich. Dass das Bild durch zurückgeworfene Lichtstrahlen zu Stande kommt, kann nicht begriffen werden, so lange überhaupt noch kein physikalisches Wissen besteht, und in Ermangelung einer autoritativen Behauptung, dass das Spiegelbild ein blosser Schein sei, muss dasselbe unvermeidlich für eine Realität gehalten werden, für eine Realität, die in irgend einer Weise zu der Person gehört, deren Züge sie wiedergiebt und deren Handlungen sie nachäfft.

Diese im Wasser sichtbaren Doppelgänger bieten dem primitiven Menschen überdies ganz handgreifliche Bestätigung für gewisse andere Anschauungen, welche die Dinge der Umgebung in ihm wachgerufen haben. Da unten in der Tiefe des klaren Teiches, sind da nicht eben solche Wolken, wie er sie über sich erblickt? Die Wolken über ihm erscheinen und verschwinden wieder. Haben nicht vielleicht diese Wolken in der Tiefe hiemit etwas zu thun? Zur Nachtzeit wiederum treten, wenn auch scheinbar tief unter der Oberfläche des Wassers, ebenso glänzende Sterne auf wie die am Himmelsgewölbe. Giebt es also vielleicht zwei Wohnorte für die Sterne und sind etwa jene, die während des Tages verschwanden, hier in die Tiefe herabgestiegen, wo die übrigen sind? Dann wieder beobachtet er diesen abgestorbenen, über den Teich herüberhängenden Baum, von welchem er sich Äste als Brennholz abbricht. Ist da nicht auch ein Bild desselben? — und der Ast, den er verbrennt und der in der Flamme zu Nichts vergeht — giebt es da vielleicht einen Zusammenhang zwischen dem unsichtbaren Zustand und seinem Abbilde im Wasser, das er ebenso wenig berühren konnte, als er jetzt den verbrannten Ast zu ergreifen vermag?

Dass die Erscheinungen der Spiegelung in solcher Weise einen Glauben erzeugen — etwas Verwirrtes und Widerspruchsvolles vielleicht, aber immerhin einen Glauben — dass jedes Individuum seinen Doppelgänger habe, der gewöhnlich unsichtbar ist, den man aber erblicken könne, wenn man an's Wasser geht und hineinschaut, ist nicht etwa nur ein a priori construirter Satz: manche Thatsachen bestätigen ihn. Nach Williams „sprechen manche Fidschianer „dem Menschen zwei Seelen zu. Sein Schatten wird „der schwarze „„Geist“ genannt, der, wie sie sagen, zum Hades geht. Der

„andere ist sein Ebenbild, das aus dem Wasser oder einem Spiegel „zurückgestrahlt wird und von dem sie glauben, es verweile nahe „dem Orte, wo ein Mensch stirbt". Dieser Glaube an zwei Seelen besitzt in der That die höchste innere Wahrscheinlichkeit; denn sind nicht eines Menschen Schatten und sein Spiegelbild von einander gesondert? — und existiren sie nicht doch zu gleicher Zeit und mit ihm selber zusammen? Kann er nicht am Ufer stehend beobachten, wie das Spiegelbild im Wasser und der Schatten am Strande gleichzeitig sich bewegen, wenn er sich bewegt? Offenbar gehören sie beide zu ihm, sind aber doch wieder von ihm wie auch von einander unabhängig; denn sie können beide zusammen abwesend sein oder das eine kann zugegen sein in Abwesenheit des anderen.

Weitere Theorien der Urzeit hinsichtlich dieser Doppelgänger kommen hier nicht in Frage und müssen übergangen werden. Für uns handelt es sich blos um die Thatsache, dass dieselben als reale Wesen aufgefasst werden. Dem primitiven Menschen, der in der Erklärung der umgebenden Welt die ersten Schritte versucht, enthüllt sich hier abermals eine Gruppe von Thatsachen, welche die Auffassung bestätigen, dass alle Existenzen ihren sichtbaren und ihren unsichtbaren Zustand haben, und welche zugleich die Annahme einer Dualität in jedem Wesen noch fester begründen.

§. 58.

Es mag sich Jeder selbst fragen, was er denken würde, wenn er im Zustande kindlicher Unwissenheit an einer bestimmten Stelle vorbeigehen müsste und dort einen Ruf wiederschallen hörte, den er dabei ausgestossen. Würde er nicht unbedingt den Schluss ziehen, dass der antwortende Ruf von einer anderen Person gekommen sei? Werden sodann auch spätere Rufe alle wiederholt, mit denselben Worten und in demselben Ton wie seine eigenen, jedoch ohne sichtbare Quelle, so muss die Idee in ihm aufsteigen, dass diese Person ihn zu foppen suche, zu gleicher Zeit aber sich verborgen halte. Eine fruchtlose Nachforschung in dem Gehölz oder unter dem Felsen würde mit der Überzeugung endigen, dass die verborgene Person sehr schlau sei, besonders wenn damit die Thatsache verknüpft wird, dass hier an demselben Ort, von wo vorher die Antwort kam, jetzt keine Antwort mehr gegeben wird, offenbar weil dieselbe den Aufenthalt des Spottvogels verrathen

würde. Wenn dann an diesem selben Orte bei späteren Gelegenheiten jedem Vorbeigehenden, der hinein riefe, dieser antwortende Ruf von einer aller Nachforschung spottenden Quelle entgegenkäme, so würde sicherlich die Ansicht daraus entstehen, dass an diesem Orte eine jener unsichtbaren Gestalten weile — ein Mensch, der in den unsichtbaren Zustand verwandelt worden sei oder unsichtbar werden könne, wenn man ihn suche.

Der uncivilisirte Mensch vermag auch nicht von ferne etwas wie eine physikalische Erklärung des Echos zu geben. Was weiss er denn von der Zurückwerfung der Schallwellen — ja was ist denn überhaupt der Masse unseres eigenen Volkes von der Zurückwerfung der Schallwellen bekannt? Hätte nicht die immer allgemeinere Verbreitung von Kenntnissen die Denkweise aller Classen nach und nach beeinflusst und überall eine gewisse Bereitwilligkeit erzeugt, die Erklärungen aufzunehmen, die wir natürlich nennen, und auch vorauszusetzen, dass es natürliche Erklärungen selbst für noch nicht begriffene Vorkommnisse geben werde — es würde selbst heute noch eine Erklärung des Echos in Kraft sein, welche dasselbe durch unsichtbare Wesen verursacht sein liesse.

Dass das Echo sich dem primitiven Geiste so darstellt, wird durch Thatsachen bewiesen. SOUTHEY bemerkt in der Beschreibung der Abiponen: — „Was aus dem Lokal (Geist des Verstorbenen) „würde, wussten sie nicht; aber sie fürchten ihn und glauben, das „Echo sei seine Stimme.“ Was die Indianer von Cumana (Central-America) betrifft, so erzählt HERRERA, dass sie „die Seele für un-„sterblich halten und glauben, sie esse und trinke in einer Ebene, „wo sie zu weilen pflege, und das Echo sei ihre Antwort, die sie „Jedem gebe, der sie anspreche oder anrufe“. Und in der Erzählung seiner Reise den Niger hinunter sagt LANDER: — „von „Zeit zu Zeit, so oft wir an eine Wendung des Flusses kamen, „schrie der Capitain des Canoes den Fetisch an, und wo ein Echo „zurückkam, da wurden ein halbes Glas voll Rum und ein Stück „Yamswurzel und Fisch ins Wasser geworfen; fragten wir ihn aber, „warum er dies thue, so sagte er: Habt Ihr den Fetisch nicht „gehört?“

Hier wie zuvor muss ich den Leser bitten, von diesen speciellen Erklärungen abzusehen, deren Hereinziehung unserer Beweisführung nur hinderlich werden würde. Ich habe hier die Aufmerksamkeit blos deshalb auf diese Thatsachen gelenkt, weil sie unsere Folge-

rung bestätigen, dass in Ermangelung einer physikalischen Erklärung ein Echo für die Stimme eines Wesens gehalten wird, welches es vermeidet, sich sehen zu lassen. Abermals finden wir Dualität als nothwendige Voraussetzung und zwar eines sichtbaren sowohl wie eines unsichtbaren Zustandes.

§. 59.

Einem Geiste, der noch mit keinen anderen Ideen genährt worden ist als mit denen, die er sich selbst sammeln konnte, bietet also die ihn umgebende Natur zahlreiche Fälle von scheinbar willkürlicher Veränderung dar, die bald unbedeutend und langsam, bald allmälig und gross, bald auch plötzlich und gewaltig ist. Im Himmel und auf Erden kommen Dinge zum Vorschein und verschwinden wieder, und Nichts vermag zu erklären, warum sie dies thun. Hier auf der Oberfläche und dort tief in den Boden eingebettet finden sich Dinge, deren Substanz verwandelt ist, die aus Fleisch zu Stein, aus Holz zu Kiesel geworden sind. Lebende Körper illustriren von allen Seiten her die Metamorphose und zwar auf eine Art und Weise, die für die Gebildeten wunderbar genug, dem primitiven Menschen aber ganz unbegreiflich erscheint. Und diesen Proteus-artigen Charakter, den so manche Dinge rings um ihn darbieten und ihn dadurch mit der Auffassung vertraut machen, dass es zwei oder mehr in einander umwandelbare Existenzzustände gebe, bestätigen ihm wieder manche andere Erscheinungen, wie Schatten, Spiegelbilder und Echos.

Wenn wir nicht unbedachter Weise die Vorstellungen, welche im Verlaufe der Civilisation allmälig sich ausgebildet haben und ganz unmerklich in der ersten Lebenszeit eingesogen werden, für angeboren halten würden, so müsste uns von selbst klar sein, dass diese Ideen, welche der primitive Mensch bildet, nothwendig gebildet werden müssen. Die Gesetze der Ideenassociation bedingen durchaus diese primitiven Begriffe von Verwandlung, von Metamorphose, von Dualität. Und so lange die Erfahrungen nicht systematisch geordnet sind, kann auch von keinen Grenzen und Einschränkungen die Rede sein. Wir freilich sehen den Schnee mit den Augen der entwickelten Kenntniss als eine besondere Form des krystallisirten Wassers an und den Hagel als Regentropfen, die während ihres Niederfallens gefroren. Wenn dieselben flüssig werden,

so sagen wir: sie thauen auf, und denken uns die Veränderung als eine physikalische Wirkung der Wärme; und ebenso, wenn sich der Reiffrost, welcher die Zweige umhüllt, in herunterhängende Tropfen verwandelt oder wenn die Oberfläche des Teiches fest wird und wieder schmilzt. Sieht man aber diese Vorgänge mit den Augen des absolut Nichtwissenden an, so erscheinen sie als eine Verwandlung der Substanz, als Übergänge aus der einen Existenzform in die andere. Und in gleicher Weise werden nothwendig alle die oben erwähnten Veränderungen vorgestellt.

Legen wir uns nun die Frage vor, was in dem primitiven Geiste vorgeht, wenn eine solche verschiedenartige Gruppe von rohen Ideen angehäuft worden ist und dieselben nun neben ihren Unterschieden doch gewisse Ähnlichkeiten zeigen. Entsprechend dem Entwickelungsgesetze strebt jedes Aggregat, sich zu integriren und, während es sich integrirt, sich zu differenciren. Dies muss auch mit dem Aggregat von primitiven Ideen geschehen. Auf welchem Wege wird dies nun stattfinden? Im Anfang bilden diese mannigfaltigen, unbestimmten Begriffe eine wirre, ungeordnete Masse. Allmälig sondern sie sich, indem das Gleiche dem Gleichen sich anschliesst und sich so undeutlich abgegrenzte Gruppen bilden. Wenn diese Gruppen sodann ein festeres Ganzes darzustellen beginnen, was dasselbe ist wie eine allgemeine Vorstellung von der Art und Weise, in welcher die Geschehnisse im Ganzen verlaufen, so muss dies auf dem gleichen Wege zu Stande kommen: der sich ergebende Zusammenhang der Gruppen muss auf irgend einer Übereinstimmung zwischen den Gliedern aller Gruppen beruhen. Wir haben gesehen, dass es eine solche Übereinstimmung giebt — jenen gemeinsamen Charakter der Dualität, verbunden mit der Fähigkeit, aus einer Existenzform in die andere überzugehen.

Die Integration muss von der Erkenntniss irgend eines auffälligen typischen Falles ihren Ausgang nehmen. Fortwährend bestätigt sich die Wahrheit von neuem, dass zusammengehäufte, aber noch ohne Ordnung daliegende Thatsachen einigermaassen einen geordneten Zustand annehmen, wenn eine Hypothese zwischen sie hereingeworfen wird. Tritt mitten in ein Chaos von einzelnen, abgelösten Beobachtungen eine mit ihnen verwandte Beobachtung hinein, in welcher aber eine Causalbeziehung erkennbar ist, so beginnt sie unverzüglich aus diesem Haufen von Beobachtungen diejenigen sich selbst zu assimiliren, welche ihr gleichartig sind,

und sie hat sogar die Tendenz, auch diejenigen zur Vereinigung mit sich zu zwingen, deren Gleichartigkeit keineswegs ersichtlich ist. Man könnte sagen: ebenso wie das Protoplasma, das einen unbefruchteten Keim bildet, unthätig bleibt, bis die Materie der Spermazelle mit ihr vereinigt ist, dann aber, sobald diese Verbindung sich vollzogen hat, sich zu organisiren beginnt, so verharrt auch ein ungeordnetes Aggregat von Beobachtungen in Ermangelung einer Hypothese in unsystematischem Zustande, erleidet aber unter dem Anreiz einer Hypothese sofort gewisse Veränderungen, die zu einer zusammenhängenden systematischen Ansicht führen.

Welcher besondere Fall von dieser allgemein herrschenden Dualität spielt denn nun also die Rolle eines organisirenden Princips bei dem Aggregate primitiver Ideen? Wir dürfen nicht eine Hypothese im strengen Sinne des Wortes zu finden erwarten: eine Hypothese ist ja schon ein höheres Hülfsmittel der Untersuchung, das der primitive Geist sich nicht herzustellen vermag. Wir müssen uns vielmehr nach irgend einer Erfahrung umsehen, welche diese Dualität gewaltsam der Aufmerksamkeit aufdrängt. Wie eine mit Bewusstsein aufgestellte Hypothese sich gewöhnlich auf irgend ein nahe liegendes Beispiel einer Relation gründet, von der man vermuthen kann, dass andere Fälle ihr gleich seien, so muss die besondere primitive Idee, welche als unbewusste Hypothese zu dienen hat und Organisation in diesem Aggregat von primitiven Begriffen schaffen soll, in ganz besonders auffälliger Weise ihren gemeinsamen Charakterzug herauskehren.

Indem wir zunächst diese typische Idee festzustellen suchen, werden wir nachher auf eine Übersicht der allgemeinen Vorstellungen einzugehen haben, die daraus entspringen. Es wird erforderlich sein, verschiedene Fäden der Untersuchung und Auseinandersetzung zu verfolgen, die vielleicht nicht in deutlicher Beziehung zu unserem Gegenstande stehen, und ebenso wird es erforderlich sein, die Bedeutung zahlreicher Erfahrungsthatsachen zu erwähnen, welche von über den wilden Zustand hinaus fortgeschrittenen Menschen geboten werden. Allein diese weitläufige Behandlung lässt sich nicht vermeiden. Bevor wir uns nicht mit annähernder Genauigkeit das primitive Gedankensystem auszumalen vermögen, können wir (auch) die primitive Handlungsweise nicht völlig verstehen, und um uns das primitive Gedankensystem richtig vorstellen zu können, müssen wir die in zahlreichen Gesellschaften gefundenen Systeme

mit einander vergleichen, wobei uns die Beobachtung ihrer entwickelten Formen behülflich sein wird, um unsere Folgerung hinsichtlich ihrer unentwickelten Form zu bekräftigen. [1]

---

[1] Der Leser, der vielleicht erstaunt ist, in den folgenden Capiteln so viel Raum der Entstehung jener „abergläubischen Vorstellungen“, wie wir sie nennen, gewidmet zu sehen, welche des primitiven Menschen Theorie von den Dingen bilden, wird Aufschluss darüber erhalten, wenn er sich an den ersten Theil des Essays „Über Sitten und Gebräuche“ wendet, der 1854 zuerst veröffentlicht wurde (siehe Essays u. s. w., I. Band). Die dort kurz angedeutete Vorstellung von der Art und Weise, in welcher die sociale Organisation durch die Glaubensansichten des Menschen beeinflusst wird, habe ich seit jener Zeit langsam weiter auszubilden gesucht, und die folgenden Capitel geben sie in unverkürzter Gestalt wieder. Abgesehen von der Veröffentlichung eines Artikels über den „Ursprung der Thierverehrung“ im Mai 1870 habe ich Nichts weiter niedergeschrieben, um diese ausgebildeten Ansichten bekannt zu machen, da andere Gegenstände grösseren Anspruch auf Berücksichtigung hatten. In der Zwischenzeit haben die wichtigen Werke von Tylor und Sir John Lubbock durch eine Fülle von Material eine Auffassung zur Geltung gebracht, die in manchen Hinsichten mit der meinigen zusammenfällt. Es wird sich jedoch zeigen, dass ich zwar in mehreren ihrer besonderen Folgerungen mit ihnen übereinstimme, aber in Betreff der Entstehungsfolge und der Art der Abhängigkeit primitiver abergläubischer Vorstellungen von ihnen abweiche.

IX. Capitel.

Die Ideen vom Belebten und vom Leblosen.

§. 60.

Auf den ersten Blick scheint der Unterschied zwischen einem Thiere und einer Pflanze grösser zu sein als der zwischen einer Pflanze und einem leblosen Gegenstande. Ein Vierfüssler oder ein Vogel kennzeichnen sich durch ihre häufigen Bewegungen deutlich gegenüber unbeweglichen Dingen; eine Pflanze dagegen, die in den meisten Hinsichten auch bewegungslos zu nennen ist, zeigt diesen Unterschied nicht. Erst solchen Wesen, die im Stande sind, jene Vergleichungen zwischen dem Vergangenen und dem Gegenwärtigen anzustellen, vermöge deren das Wachsthum nachgewiesen und der Cyklus der Fortpflanzungsveränderungen verfolgt werden kann, ist die Erkenntniss möglich, dass Pflanzen näher mit den Thieren verwandt sind als mit allen übrigen Dingen. Die früheste Classification stellt demgemäss die Thiere in eine und den Rest der Dinge in die andere Gruppe.

Daher dürfen wir auch bei der Erwägung, wie in dem Bewusstsein die Unterscheidung zwischen dem Lebenden und dem Leblosen zu Stande kommt, fürs erste die Erscheinungen des Pflanzenlebens vernachlässigen und nur die des Thierlebens berücksichtigen. Um das Wesen dieser Unterscheidung in der dem primitiven Menschen eigenthümlichen Auffassung ganz zu begreifen, müssen wir die allmälige Ausbildung derselben in den niedrigeren Formen des Bewusstseins verfolgen.

§. 61.

Wenn man an einem sonnigen Tage am Meeresufer dahinwandelt und gelegentlich zwischen den mit „Meereicheln“ (Bala-

niden) bedeckten Felsblöcken stillsteht, um Etwas näher zu betrachten, so kann man hie und da ein schwaches Zischen vernehmen. Sieht man näher zu, so findet man, dass dieser Laut aus den Meereicheln hervorkam. Während die Fluth sich zurückgezogen hat, bleiben dieselben nämlich gewöhnlich mit nur halbgeschlossenen Schalen sitzen; diejenigen aber, auf welche plötzlich ein Schatten fällt, beginnen ihre Schalen zu schliessen, und durch den plötzlichen Verschluss der vom Schatten bedeckten grossen Anzahl derselben wird eben dieser schwache Laut erzeugt. Uns interessirt dabei die Thatsache, dass diese Cirripedien, welche umgewandelte Crustaceen sind, deren verkümmerte Augen in den Körper eingebettet liegen, so dass ihr Sehvermögen nur eben hinreicht, um Licht von Dunkelheit zu unterscheiden, die Deckel ihrer Zellen zuklappen, wenn eine plötzliche Verfinsterung stattfindet. Der Regel nach wirft etwas Lebendiges einen solchen Schatten, es ist also irgend eine Quelle der Gefahr in der Nähe. Da aber auch eine Wolke mit scharfen Umrissen, welche die Sonne hinlänglich rasch verdunkelt, einen solchen Schatten werfen kann, so ist also häufig nicht ein in der Nähe befindlicher lebendiger Körper die Ursache: das Erkennungszeichen bewährt sich als ein sehr unvollkommenes. Immerhin aber sehen wir, dass selbst bis weit hinab zu solchen vernunftlosen Geschöpfen eine unbestimmte allgemeine Rückäusserung auf eine Andeutung von in der Nähe befindlichem Leben gethan wird, wobei die Andeutung in einem Wechsel besteht, der auf einen sich bewegenden Körper schliessen lässt.

Manche niedrigere Typen, deren Lebensäusserungen ausschliesslich in Reflexthätigkeiten bestehen, zeigen einen kaum merklichen Fortschritt über diese Art hinaus, das Lebende vom Nichtlebenden, wie sie sich der Gesichtswahrnehmung darbieten, zu unterscheiden. Eine Strecke weiter am Ufer befinden sich in den von den Fluthen zurückgelassenen Tümpeln Garneelkrebse, die plötzlich hier und dorthin schiessen, wenn ein grosser Körper in die Nähe kommt, und wühlt man die verfaulten Tangmassen auf, so hüpfen die Meerflöhe empor, was auch immer die Ursache der Störung gewesen sein mag. So auch pflegen die Insecten in den benachbarten Feldern, da sie nicht die Gestalten der sich bewegenden Objecte noch ihre Bewegungsweise unterscheiden können, aufzufliegen oder aufzuspringen, wenn plötzlich grosse Veränderungen des allgemeinen Gesichtseindruckes sie treffen; denn jede solche Veränderung be-

dingt gewöhnlich wenigstens einen in der Nähe befindlichen Körper. In diesen Fällen so gut, wie wenn z. B. eine Raupe sich zusammenrollt, sobald sie berührt wird, ist die Thätigkeit automatisch. Unmittelbar auf den lebhaften Nervenreiz folgt die kräftige motorische Entladung, welche einen Fluchtversuch oder eine convulsivische Zusammenziehung der Muskeln bewirkt.

Allgemein gesprochen können wir also sagen, dass in solchen Fällen die Bewegung, welche Leben zur Voraussetzung hat, mit der Bewegung verwechselt wird, bei welcher dies nicht zutrifft. Es ist dies eine Art geistiger Thätigkeit, wie sie bei uns selber vorkommt, wenn irgend ein grosser Gegenstand plötzlich dicht vor unseren Augen vorübergeht. Unwillkürliches Auffahren ist die Folge davon, bevor Zeit genug war, zu entscheiden, ob der Gegenstand lebendig oder todt, eine Quelle von Gefahr war oder nicht. Die zu Grunde liegende Annahme ist hier bei uns ebenso gut wie bei jenen tiefstehenden Geschöpfen die, dass die Bewegung durch Leben bedingt sei; während aber bei uns die bewusste Beobachtung sofort diese Annahme widerlegt oder bestätigt, findet dies bei jenen nicht statt.

§. 62.

Welches ist nun die erste Specialisirung dieses primären Bewusstseins? Wie beginnen höher stehende Wesen diese Verknüpfung von Bewegung und Leben genauer zu bestimmen und zwar dergestalt, dass aus der Classe der lebenden Dinge eine Anzahl solcher ausgeschlossen wird, die sich zwar bewegen, aber nicht lebendig sind? Wo die Vernunft über den blos automatischen Zustand sich erhebt, da fängt die durch Leben bedingte Bewegung an, von anderer Bewegung durch ihre Willkürlichkeit (Spontaneität) unterschieden zu werden. Ohne durch irgend etwas Äusseres gestossen zu sein, gehen Körper, die lebendig sind, plötzlich aus der Ruhe in Bewegung oder aus der Bewegung in Ruhe über. Die Krähen lauern unschlüssig, wenn man aus der Ferne herankommt, erheben sich aber in die Luft, sobald man stillsteht, oder wenn sie dies auch jetzt noch nicht thun, so doch jedenfalls, wenn man näher herankommt oder sogar wenn man, ohne seine Stellung zu verändern, nur den Arm bewegt.

Dass die Willkürlichkeit der Bewegung als Prüfstein dient, zeigt sich deutlich in dem Benehmen zahmer und selbst wilder

Thiere angesichts eines Eisenbahnzuges. In den ersten Zeiten der Eisenbahnen verriethen sie grosse Aufregung, nach einiger Zeit aber, als sie mit dem Rollen und der raschen Bewegung dieses sonderbaren Dinges vertraut geworden waren, das in der Ferne auftauchte, vorüber sauste und in der Ferne wieder verschwand, wurden sie ganz unaufmerksam gegen dasselbe: das Vieh fährt nun ruhig zu grasen fort und selbst die Rebhühner am Abhange des Bahndammes recken kaum mehr ihre Köpfe empor.

Das Gegenstück dazu bietet uns das Benehmen eines Hundes, von welchem DARWIN erzählt: „Wie andere seinesgleichen und wie höhere Thiere überhaupt achtete er nicht weiter auf die hin- und herschwankenden Blumen und auf die Blätter, die gelegentlich im Luftzug raschelten. Zufällig aber lag auf dem Rasen ein offener Sonnenschirm. Der Luftzug bewegte von Zeit zu Zeit auch diesen, und so oft das geschah, knurrte der Hund grimmig und bellte. So sehr ihm auch seine Erfahrungen schon seit langem zum Bewusstsein gebracht hatten, dass das bekannte Agens, welches er im Spiel seiner eigenen Haare fühlte, auch genügte, die Blätter um ihn zu bewegen, und dass dem zufolge ihre Bewegung nicht von selbst erzeugt war, hatte er doch noch nicht beobachtet, dass ein so grosses Ding wie ein Sonnenschirm derartig bewegt worden wäre. Darum stieg in ihm die Idee von einer lebendigen Kraft, von einem Eindringling auf.“

Ebenso werden Erscheinungen, die auf den ersten Blick entschieden Leben vortäuschen, sofort als nicht lebendig classificirt, wenn ihnen willkürliche Bewegung fehlt. Das Benehmen eines Hundes vor einem Spiegel beweist dies. Indem er zuerst das Spiegelbild für einen anderen Hund hält, geräth er darüber in Aufregung, und ist die Hinterseite des Spiegels zugänglich, so macht er verschiedene Versuche, den dahinter vermutheten Fremden zu erreichen. Ist aber der Spiegel so befestigt, z. B. an einem Schrank, dass er ihm sein Spiegelbild sehr häufig zeigt, so wird er vollkommen gleichgültig gegen dasselbe. Aus welchem Grunde? Die Erscheinung bewegt sich nicht willkürlich. So lange er stillsteht, bleibt auch jene ruhig, und jede Bewegung in ihr folgt nur jeder Bewegung von ihm selbst.

§. 63.

Ein ferneres Kennzeichen, das intelligente Thier zur Unterscheidung des Lebenden vom Nichtlebenden benutzen, ist die Anpassung der Bewegung an bestimmte Zwecke. Die Katze, die mit der gefangenen Maus spielt, berührt sie mit ihrer Pfote, wenn sie lange ruhig geblieben ist, um sie zum Laufen zu bringen. Offenbar ist ihr Gedanke der, dass ein aufgestörtes lebendes Ding zu entkommen versuchen und so eine erneute Jagd veranlassen würde. Es wird nicht nur erwartet, dass eine Bewegung erfolgen werde, die willkürlich ist in dem Sinne, dass sie selbsterzeugt sei, sondern es wird auch erwartet, dass diese Bewegung von der Quelle der Gefahr weg geschehen werde. Gewöhnlich kann man auch bei den Thieren beobachten, wie sie, sobald sie nicht im Stande sind, durch den Geruch zu entscheiden, ob ein beschnüffelter Gegenstand ein lebendes Geschöpf ist oder nicht, die Voraussetzung machen, dass es durch Anstossen zum Weglaufen gebracht werden würde, wenn es lebendig wäre. Und sogar das Benehmen einiger in Herden lebender Vögel, wenn einer aus ihrer Mitte erschossen worden ist, verräth uns, dass der Mangel einer Antwort auf die Rufe und Bewegungen der übrigen sie zu der Überzeugung führt, dass ihr Gefährte nicht mehr zu der Classe der Dinge gehört, die sie als belebte Wesen kennen.

§. 64.

So sehen wir also, wenn wir von niedrigen zu höheren Typen der Geschöpfe aufsteigen, dass das Vermögen, das Lebendige vom Leblosen zu unterscheiden, fortwährend zunimmt. Zuerst ausserordentlich unklar, werden die Unterscheidungen immer bestimmter; zuerst ganz allgemein, werden sie immer specieller, und die darauf begründeten Classificationen sind immer weniger häufig falsch. Zuerst Bewegung, dann willkürliche Bewegung, endlich zweckmässige willkürliche Bewegung — das sind die successiven Kennzeichen, die in Anwendung kommen, je weiter die Intelligenz fortschreitet.

Ohne Zweifel helfen noch andere Merkmale mit. Ein Hirsch schnüffelt in der Luft und bemerkt durch etwas Besonderes in derselben die Nähe eines Feindes, und ein Raubthier verfolgt oft seine Beute vermöge der Witterung, die sie hinterlassen hat. Allein

Gerüche sind, wenn auch Begleiterscheinungen des Lebens bei gewissen in der Nähe vorkommenden Gegenständen, doch nicht allgemein als Merkzeichen des Lebens zu gebrauchen, denn wenn ein Gegenstand, von dem ein Geruch ausgeht, gefunden wird, so wird derselbe doch nicht als lebendig betrachtet, wenn er keine der erwarteten Bewegungen zeigt. Auch Laute dienen als Andeutungen; allein diese sind, wenn sie von Thieren verursacht werden, doch nur die Resultate willkürlicher Bewegungen und werden daher als Anzeichen des Lebens nur deswegen aufgenommen, weil sie andere willkürliche Bewegungen begleiten.

Es muss hinzugefügt werden, dass die Fähigkeit, in solcher Weise mit annähernder Sicherheit das Lebendige und das Leblose von einander zu trennen, im Verlaufe der Entwickelung unvermeidlich ausgebildet werden musste, da sie ein ganz wesentliches Mittel der Selbsterhaltung ist. Bei Strafe des Todes durch Verhungern oder Vernichtung hat eine fortwährende Pflege des Vermögens, diese beiden von einander zu unterscheiden, und in Folge dessen eine immer höhere Steigerung desselben stattgefunden.

§. 65.

Dürfen wir nun behaupten, der primitive Mensch sei weniger intelligent als die Säugethiere, weniger intelligent als Vögel und Reptilien, weniger intelligent sogar als die Insecten? Sofern wir dies nicht wollen, müssen wir zugestehen, dass der primitive Mensch das Lebende vom Nichtlebenden unterscheide, und wenn wir ihm höhere Intelligenz zuerkennen als den Thieren, so müssen wir auch daraus folgern, dass er das Lebende vom Nichtlebenden besser zu unterscheiden vermöge als die Thiere. Die Kennzeichen, welche andere Geschöpfe anwenden und welche die höheren unter denselben beinah in allen Fällen ganz richtig anwenden, muss er ebenfalls benutzen, mit dem einzigen Unterschiede nur, dass er die gelegentlichen Irrthümer in der Unterscheidung, in welche auch die höchst entwickelten unter den übrigen Geschöpfen manchmal verfallen, zu vermeiden weiss.

Es ist allerdings richtig, dass der uncivilisirte Mensch, wie wir ihn gegenwärtig finden, gewöhnlich in seiner Classification Fehler begeht, wenn ihm gewisse Kunstproducte der Civilisation gezeigt werden, deren Structureigenthümlichkeiten oder Verhalten

demjenigen lebender Dinge gleicht. Von den Eskimos wurden Ross' Schiffe für lebendig gehalten, weil sie sich ohne Ruder bewegten, und THOMSON erzählt von den Neuseeländern, dass, „als „COOK's Schiff in Sicht kam, das Volk es für einen Walfisch mit „Flügeln hielt". ANDERSON berichtet uns, dass ein Frachtwagen von den Buschmännern für ein belebtes Ding angesehen wurde, welches mit Gras gefüttert werden müsse: sein complicirter Bau, seine Symmetrie und seine beweglichen Räder waren unvereinbar mit ihrer Erfahrung von unbelebten Dingen. „Es ist lebendig," sagte ein Arawak zu BRETT, als dieser ihm einen Taschencompass zeigte. Dass eine Uhr von Wilden für ein lebendiges Geschöpf gehalten wird, ist eine häufig erwähnte Thatsache. Und endlich haben wir sogar die Geschichte, die einer der Nordpolfahrer von den Eskimos erzählt, dass dieselben einer Spieldose und einer Drehorgel Leben zuschrieben und die eine für das Kind der anderen hielten. — Allein automatisch bewegliche und verschiedene Laute von sich gebende Instrumente zeigen in dieser Hinsicht schlagende Ähnlichkeit mit vielen belebten Körpern. Die Bewegungen einer Uhr, augenscheinlich nicht durch etwas Äusseres verursacht, scheinen willkürlich zu sein; daher ist es denn auch ganz natürlich, dass ihr Leben zugeschrieben wird. Wir müssen also von solchen Missgriffen, die bei der Beurtheilung von Dingen gemacht werden, welche fortgeschrittene Künste bis zur Nachahmung lebender Wesen gebracht haben, absehen, da solche Dinge den primitiven Menschen in ganz anderer Weise irre führen, als wie er durch die natürlichen Gegenstände in seiner Umgebung irre geleitet werden kann. Nehmen wir aber nur seine Vorstellungen von diesen natürlichen Gegenständen, so können wir nicht anders als zugeben, dass seine Trennung derselben in belebte und leblose dem Wesen nach ganz richtig ist.

Gehen wir von diesem Standpunkte aus, so müssen wir uns auch gleich zu Anfang von gewissen Erklärungsversuchen fern halten, die man gemeiniglich für seine abergläubischen Vorstellungen gegeben hat. Die stillschweigende oder offen erklärte Voraussetzung, dass der primitive Mensch Leben auch solchen Dingen zuzuschreiben geneigt sei, die nicht lebendig sind, ist offenbar eine durchaus unhaltbare Annahme. Das Bewusstsein von der Verschiedenheit zwischen beiden, das ja immer bestimmter wird, je höher der Verstand sich entwickelt, muss in ihm noch viel be-

stimmter sein als in allen niedrigeren Geschöpfen. Wollte man annehmen, dass er ohne Ursache dieselben mit einander zu verwechseln beginne, so würde man damit den Entwickelungsprocess geradezu umdrehen.

§. 66.

Es wird nun freilich behauptet, dass der unentwickelte menschliche Verstand tagtäglich die Neigung verrathe, das Lebendige und das Leblose mit einander zu verwechseln. Man weist auf gewisse Thatsachen hin, die darthun sollen, dass Kinder sie nur mangelhaft zu unterscheiden vermögen. Wäre nicht die Beweiskraft dieser Erscheinungen durch die von Seiten der Erwachsenen untergeschobenen Vermuthungen abgeschwächt, so müsste man ihnen einiges Gewicht zugestehen. Erinnern wir uns aber, dass, um ein Kind zu beruhigen, welches sich gegen irgend einen leblosen Gegenstand gestossen hat, die Mutter oder die Amme gar oft so thut, als ob sie Partei gegen diesen Gegenstand nähme, indem sie vielleicht ausruft: „Böser Stuhl, Kindchen zu stossen! — Schlag ihn!“ — so dürfen wir wohl annehmen, dass diese Auffassung nicht im Kinde entstanden, sondern ihm gelehrt worden sei. Das gewöhnliche Benehmen der Kinder den Gegenständen in ihrer Umgebung gegenüber zeigt keine solche Verwechslung. Sofern ein unbelebtes Object einem lebendigen nicht so sehr gleicht, dass es den Gedanken erwecken kann, es möchte ein ohne Bewegung daliegendes Geschöpf sein, das sich jeden Augenblick regen könnte, zeigt ein Kind keine Furcht vor einem solchen. Wenn allerdings ein unbelebtes Ding sich ohne wahrnehmbaren äusseren Anstoss bewegt, dann verursacht es Schrecken. So unähnlich auch ein Gegenstand den gewöhnlichen lebenden Dingen sein mag — wenn es nur diese für alles Lebendige charakteristische Willkürlichkeit erkennen lässt, wird die Idee vom Leben wachgerufen und ein Aufschrei kann die Folge sein. Sonst aber wird einem solchen Dinge eben so wenig von einem Kinde Leben zugeschrieben wie von einem jungen Hund oder einem Kätzchen.

Hält man mir anderseits entgegen, dass ein älteres Kind, das ja gewöhnlich so sehr zum Dramatisiren geneigt ist, seine Spielsachen mit Persönlichkeit begabe und von ihnen spreche und sie liebkose, ganz als ob sie lebendig wären, so antworte ich darauf,

dass das nicht Glaube, sondern absichtliche Erdichtung ist. Wenn auch das Kind gleichsam vorgiebt, die Dinge seien lebendig, so glaubt es dies doch nicht in Wirklichkeit. Würde eine Puppe anfangen, es zu beissen, so wäre es sicherlich darüber nicht weniger erstaunt als ein Erwachsener. Um sich jene angenehme Thätigkeit der sonst nicht angespannten Kräfte zu verschaffen, die wir Spiel nennen, pflegen viele intelligente Geschöpfe so zu dramatisiren und, wenn ihnen die erforderlichen lebendigen Objecte fehlen, als Repräsentanten derselben leblose Dinge zu nehmen, ganz besonders, wenn diese sich so verwenden lassen, dass sie Leben vortäuschen. Aber der Hund, der einen Stock verfolgt, hält denselben nicht für lebendig. Wenn er ihn benagt, nachdem er ihn gefangen hat, so thut er damit nichts anderes als seine dramatisirte Jagd fortzusetzen; hätte er den Stock für lebendig gehalten, so würde er denselben auch, bevor er geworfen wurde, ebenso hitzig beissen wie nachher.

Es wird ferner angeführt, dass selbst der erwachsene Mensch gelegentlich eine unbestimmte Neigung verrathe, unbelebte Dinge für belebt zu halten. Durch den Widerstand gegen seine Anstrengungen zornig gemacht, kann er in einem Anfall von Wuth irgend ein empfindungsloses Ding verfluchen, dasselbe auf den Boden schmettern oder mit Füssen treten. Dies ist aber offenbar nur so zu erklären, dass Zorn wie jede andere lebhafte Gemüthsbewegung sich in gewaltsame Muskelthätigkeiten zu entladen strebt, welche die eine oder die andere Richtung nehmen müssen; dass nun, wenn die Ursache des Zornes ein lebendiges Geschöpf war, wie dies wohl meistens der Fall ist, die Muskelthätigkeit sich gegen die durch dieses Wesen verursachte Beschädigung richtet, dass aber dann die feststehende Association die Muskelentladungen auf dieselbe Bahn richtet, wenn auch das Object nicht lebendig ist, sofern wenigstens nichts Anderes da ist, um sie in irgend einer Weise abzulenken. Allein von dem Menschen, der in solcher Weise seiner Wuth Luft macht, kann man doch keineswegs sagen, dass er das Ding für belebt halte, wenn auch diese Art, seine Erregung zum Ausdruck zu bringen, den Anschein erweckt, als ob er so dächte.

Keine dieser Thatsachen also lässt auf irgend welche wirkliche Verwechslung zwischen dem Belebten und dem Unbelebten schliessen. Das Vermögen, Beide zu unterscheiden, das zu jenen Fähigkeiten gehört, die sich zu allererst in dunkeln Anfängen selbst bei Ge-

schöpfen finden, welche besonderer Sinnesorgane entbehren, das sodann immer grösser wird, je höher der Verstand sich entwickelt, und das beim civilisirten Menschen vollständig ausgebildet ist, nähert sich, wie wir offenbar zugestehen müssen, beim uncivilisirten Menschen bereits der Vollkommenheit. Es kann nicht zugegeben werden, dass er Ideen mit einander verwechsle, die sich durch alle niedrigen Formen des Geistes hindurch zu immer grösserer Klarheit emporgearbeitet haben.

§. 67.

— „Wie sollen wir uns denn aber seine abergläubischen Vor-„stellungen erklären?“ wird man fragen. „Dass diese gewöhnlich „mit der Zuerkennung von Leben an nichtlebendige Dinge ver-„knüpft sind, lässt sich doch nicht in Abrede stellen. Wenn der „primitive Mensch keine Neigung zu solcher Verwechslung besitzt, „wie ist es dann möglich, das ausserordentliche Überwiegen, wenn „nicht das allgemeine Vorhandensein von Anschauungen zu erklären, „welche einer Unzahl von leblosen Dingen Persönlichkeit verleihen „und ihnen damit stillschweigend Belebtheit zuschreiben?“

Die Antwort hierauf ist einfach, dass dies nicht primäre Anschauungen sein können, sondern secundäre Anschauungen sein müssen, zu welchen der primitive Mensch bei seinen ersten Versuchen, die ihn umgebende Welt zu verstehen, verleitet worden ist. Die ersten Anfänge einer speculativen Stufe mussten auf eine Stufe folgen, auf der es noch keine Speculation gab — auf eine Stufe, auf der noch keine genügend ausgebildete Sprache existirte, um Speculationen durchzuführen. Auf dieser Stufe neigte der primitive Mensch ebenso wenig dazu, das Belebte mit dem Leblosen zu verwechseln, wie die niederen Geschöpfe. Wenn er aber bei seinen ersten Bestrebungen nach Verständniss gewisse Vorstellungen ausbildet, die mit dieser von vornherein feststehenden Unterscheidung zwischen Belebtem und Leblosem in Widerspruch stehen, so kann das nur darauf beruhen, dass ihn irgend eine eindrückliche Erfahrung dazu irreleitet und dadurch einen Keim des Irrthums hereinbringt, der sich zu einem System von irrthümlichen Erklärungen entwickelt.

Wo liegt nun die Ursprungsstätte dieses Irrthums? Wir werden dieselbe am besten unter jenen Erfahrungen aufsuchen, welche

die Unterscheidung zwischen Belebtem und Leblosem verhüllen. Es giebt fortwährend wiederkehrende Zustände, in denen lebende Dinge leblose nachahmen, und in gewissen hiemit verbundenen Erscheinungen werden wir denn den Keim jenes Systems von abergläubischen Vorstellungen entdecken, welche sich der primitive Mensch ausgebildet hat.

X. Capitel.

Die Ideen von Schlaf und Traum.

§. 68.

Eine Vorstellung, die uns durch unsere Erziehung so geläufig wird, dass wir sie fälschlicherweise für eine ursprüngliche und nothwendige halten, ist die Vorstellung von einem Geiste als von einem innerlichen, vom Körper gesonderten Wesen. Die Hypothese von einer fühlenden, denkenden Entität, die in einer körperlichen Behausung wohnt, ist nun so innig mit allen unseren Ansichten und unserer ganzen Sprache verwoben, dass wir uns kaum vorstellen können, dass der primitive Mensch dieselbe nicht besessen habe und sie auch gar nicht aufstellen konnte.

Gleichwohl brauchen wir uns nur zu fragen, was dem von Niemand belehrten menschlichen Wesen durch seine einfache Erfahrung dargeboten wird, um einzusehen, dass Nichts vorliegt, was ihm von irgend einer solchen Existenz Kunde geben könnte. In jedem Augenblicke sieht er die Dinge um sich herum; er berührt sie, handhabt sie und bewegt sie hierhin und dorthin. Er weiss nichts von Empfindungen und Ideen, hat nicht einmal Worte für dieselben. Noch weniger kennt er eine so ausserordentlich abstracte Bezeichnung oder Vorstellung wie Bewusstsein. Er denkt nicht über das Denken nach: weder seine Fähigkeiten noch seine Sprache reichen dazu aus. Auf seiner ersten Stufe denkt er einfach, ohne zu beobachten, dass er denkt, und frägt deshalb auch nie, wie er denkt, noch was es ist, was er denkt. Seine Sinne bringen ihn blos mit Dingen, die ausser ihm existiren, und mit seinem eigenen Körper in Verkehr und er geht über seine unmittelbaren Sinneswahr-

nehmungen nur gerade so weit hinaus, dass er concrete Schlüsse hinsichtlich der Wirkungen dieser Dinge zu ziehen vermag. Ein unsichtbares, ungreifbares Wesen, wie es der Geist unseren Anschauungen zufolge sein soll, ist eine so hohe Abstraction, dass sie ihm durchaus undenkbar und für seinen Wortvorrath unausdrückbar ist.

Was so a priori einleuchtet, wird auch a posteriori bestätigt. Der Wilde kann nicht anders von innerer Anschauung sprechen als in Ausdrücken der äusseren Anschauung. In der That pflegen ja auch wir selbst, wenn wir sagen, dass wir etwas einsehen, was deutlich erklärt worden ist, oder einen handgreiflich richtigen Beweis erfassen, immer noch geistige Acte durch Wörter zu bezeichnen, die ursprünglich zur Bezeichnung körperlicher Acte gebraucht wurden. Und dieser Gebrauch von Wörtern, welche eigentlich Sehen und Fühlen voraussetzen, der bei uns durchaus metaphorisch ist, unterscheidet sich dem Wilden keineswegs von der buchstäblichen Auffassung. Er symbolisirt seinen Geist durch sein Auge (vergl. Princip. d. Psychol. §. 404).

Bevor aber nicht eine Vorstellung von Geist als von einem inneren thätigen Principe gebildet ist, kann auch nicht die Vorstellung von Traum bestehen, wie wir sie haben. Es ist durchaus unmöglich, das Sehen und Sagen und Thun, dessen wir uns während des Schlafes bewusst werden, als Thätigkeiten eines denkenden Wesens aufzufassen, welche sich abspielen, während die Sinne verschlossen sind — so lange nicht die Existenz dieses denkenden Wesens erkannt ist. Daraus erwächst uns die Frage: welche Erklärung wird für die Träume versucht, bevor die Vorstellung von Geist existirt.

§. 69.

Hunger und überreiche Sättigung, beide dem primitiven Menschen sehr gewöhnliche Vorkommnisse, erregen Träume von grosser Lebhaftigkeit. Nun liegt er nach einer erfolglosen Jagd und langem Fasten erschöpft da, und während er schlummert, macht er eine ganze erfolgreiche Jagd durch — er erlegt, häutet und kocht seine Beute und wacht dann plötzlich auf, wenn er eben im Begriffe war, den ersten Bissen zu kosten. Wollte man annehmen, er werde zu sich selber sagen: „Es war Alles nur ein Traum“, — so würde man ihm damit bereits den Besitz jener Hypothese zuerkennen, die

er, wie wir gesehen haben, nicht haben kann. Er nimmt die Dinge, wie sie ihm entgegentreten. Mit vollkommener Deutlichkeit erinnert er sich der Gegenstände, die er sah, und der Handlungen, die er ausführte, und ohne zu zweifeln, verlässt er sich auf die Untrüglichkeit seines Gedächtnisses. Allerdings findet er sich auf einmal wieder ruhig auf seinem Lager. Er kann nicht begreifen, wie die Veränderung vor sich ging; allein wie wir vor Kurzem erst sahen, macht ihn die ihn umgebende Welt ohnedies mit mancherlei unerklärlichem Erscheinen und Verschwinden vertraut, und warum sollte dies nun nicht ein solcher Fall sein? Wenn er zu anderer Zeit mit überladenem Magen daliegt und nun die Störung in seiner Circulation Alpdrücken hervorruft — wenn er zu entkommen versucht und sich doch nicht regen kann, wenn er sich in den Armen eines Bären glaubt und mit einem Schrei erwacht — warum sollte er da vermuthen, der Schrei sei nicht durch eine wirkliche Gefahr hervorgerufen worden? Wenn auch sein Weib neben ihm sitzt und ihm sagt, dass sie keinen Bären gesehen habe, so hörte sie doch seinen Schrei, und sie hat so wenig wie er auch nur entfernt einen Begriff davon, dass ein blos subjectiver Zustand eine solche Wirkung erzeugen könne, ja sie hat nicht einmal die Worte, um einem solchen Begriff Ausdruck zu verleihen.

Diese Erklärung eines Traumes als einer wirklichen Erfahrung wird auch durch die Schilderung davon in unvollkommener Sprache bestätigt. Wir pflegen so leicht zu vergessen, dass Unterscheidungen, die uns geläufig sind, denen unmöglich fallen, die nur wenige und in ihrer Bedeutung durchweg concrete Worte und blos einige rohe Propositionalformen besitzen, durch die sie diese Worte verbinden können. Wenn wir lesen, dass in der Sprache selbst eines so weit vorgeschrittenen Volkes, wie es die alten Peruaner waren, das Wort „Huaca“ — „Idol, Tempel, geheiligter Platz, Grab, Bilder von Menschen, Thieren u. s. w., Hügel“ bedeutete, so mögen wir daraus abnehmen, wie ausserordentlich unbestimmt die Urtheile der uncultivirtesten Menschen sein müssen, welche ihr Wortvorrath ihnen aufzustellen gestattet; und wenn wir von einem heute lebenden südamericanischen Stamme lesen, dass der Satz: „Ich bin ein Abipone“ sich dort nur in der unbestimmten Weise ausdrücken lässt: „Ich, Abipone“ — so können wir nicht daran zweifeln, dass vermittelst so unvollständiger grammaticalischer Bildungen nur die allereinfachsten Gedanken richtig wiederzugeben

sind. Erfahren wir überdies noch, dass bei den niedrigsten Menschen die ungenügenden und unbestimmt verbundenen Worte auch noch unvollkommen ausgesprochen werden, wie z. B. bei den Akka, deren Sprache SCHWEINFURTH durch ihre Unarticulirtheit überraschte, so erkennen wir darin eine dritte Ursache des mangelnden Verständnisses. So vorbereitet brauchen wir denn gar nicht erstaunt zu sein, wenn wir hören, dass die Zuni-Indianer „mancherlei Ver„zerrungen des Gesichtes und Gesticulationen mit dem ganzen Kör„per nöthig haben, um das Gesprochene vollkommen verständlich „zu machen“; dass die Sprache der Buschmänner so vieler Zeichen bedarf, um ihre Bedeutung zum Verständniss zu bringen, dass sie „im Dunkeln geradezu unverständlich ist“; und dass die Arapahos „sich im Dunkeln kaum mit einander unterhalten können“.

Stellen wir uns nun angesichts aller dieser Thatsachen die Frage, was geschehen muss, wenn ein Wilder einen Traum erzählt, so wird uns begreiflich, dass er, vorausgesetzt auch, er vermuthe einen gewissen Unterschied zwischen idealen und realen Vorgängen, denselben nicht auszudrücken vermag. Seine Sprache setzt ihn nicht in den Stand, zu sagen: „Ich träumte, als ob ich sähe“, statt: „Ich sah.“ Darum berichtet Jeder von seinen Träumen, als ob sie Wirklichkeit wären, und bestärkt so in jedem Andern den Glauben, dass seine eigenen Träume ebenfalls Wirklichkeiten seien.

Was für ein Begriff muss sich daraus ergeben? Der Schlafende verhielt sich dem Augenschein nach ruhig. Beim Erwachen erinnert er sich verschiedener Vorkommnisse und wiederholt sie vor seinen Genossen. Er denkt, er sei anderswo gewesen, die Anwesenden behaupten das Gegentheil, und ihr Zeugniss wird auch dadurch bestärkt, dass er sich plötzlich wieder da befindet, wo er war, als er sich zum Schlafen hinlegte. Die einfachste Folge davon ist, dass er beides glaubt: sowohl dass er an der Stelle geblieben, als auch dass er fort gewesen sei — dass er zwei Individualitäten habe, von denen die eine manchmal die andere verlässt, aber sofort wieder zurückkommen kann. Auch er hat eine doppelte Existenz wie viele andere Dinge.

§. 70.

Von allen Enden der Erde kommen uns Belege dafür zu, dass dies thatsächlich die Vorstellung ist, welche sich die Wilden von Träumen bilden — eine Vorstellung, die gewöhnlich auch noch

festgehalten wird, wenn schon erhebliche Fortschritte in der Civilisation gemacht worden sind. Hier nur einige dieser Zeugnisse.

SCHOOLCRAFT erzählt uns, dass die nordamericanischen Indianer ganz allgemein glauben, „es gebe doppelte Seelen, von denen die „eine beim Körper verbleibe, während die andere die Freiheit habe, „im Schlafe ihre Ausflüge zu machen“; und nach den Berichten von CRANTZ glauben auch die Grönländer, „dass die Seele den Kör- „per in der Zwischenzeit während des Schlafes verlassen könne.“ THOMSON sagt, die Neuseeländer seien der Ansicht, „dass der Geist „während des Schlafes den Körper verlasse und dass Träume die „Dinge seien, welche derselbe auf seinen Wanderungen sehe“; und auf den Fidschi-Inseln, „herrscht der Glaube, dass der Geist eines „Menschen, der noch lebt, den Körper desselben gelegentlich ver- „lassen könne, um andere Leute zu beunruhigen, während sie „schlafen“. Ähnliches finden wir in Borneo. Es ist nach ST. JOHN die Überzeugung der Dajaks, dass „die Seele während des Schlafes „auf eigene Faust auf Reisen gehe, sehe, höre und spreche“; und Rajah BROOKE erzählt ebenso, „die Dajaks glaubten, dass diejenigen „Dinge, welche sich im Traume lebhaft ihrem Geiste dargestellt „haben, wirklich stattgefunden hätten“. Unter den Bergvölkern von Indien, wie z. B. den Karenen, besteht dieselbe Lehre: ihre Ansicht, wie sie uns durch MASON mitgetheilt wird, läuft darauf hinaus, dass „er (der Là, Geist oder Gespenst) während des Schlafes „davon wandert bis zu den Enden der Erde, und unsere Träume „sind das, was der Là auf seinen Excursionen sieht und erfährt“. Selbst die alten Peruaner, so hoch entwickelt auch der von ihnen erreichte sociale Zustand war, scheinen den Thatsachen eine gleiche Erklärung beigelegt zu haben. Sie glaubten, sagt GARCILASSO, dass „die Seele den Körper verlasse, während er im Schlafe liegt. Sie „behaupteten, die Seele könne nicht schlafen und die Dinge, von „denen wir träumen, seien das, was die Seele in der Welt sieht, „während der Körper schläft.“

So selten auch vielleicht Somnambulismus vorkommt, so wird er doch, wo er auftritt, diese Auffassung befestigen helfen. Denn dem unkritischen Beobachter scheint ein Schlafwandelnder gerade ein Beispiel für jene Thätigkeit während des Schlafes zu sein, welche die ursprüngliche Vorstellung von Träumen implicite annimmt. Jede Phase des Somnambulismus liefert Bestätigung hiefür.

Häufig steht der Schlafende auf, führt verschiedene Thätigkeiten aus und kehrt dann zur Ruhe zurück, ohne zu erwachen; wenn er sich nun aber manchmal nachträglich dieser Handlungen erinnert und sie für gewöhnliche Traumphantasien hält, so überrascht es ihn sehr, wenn ihm von den Augenzeugen erzählt wird, dass er die Dinge wirklich that, von denen er nur geträumt zu haben glaubte. Was für Gedanken müssen sich dem primitiven Menschen bei einer solchen Erfahrung aufdrängen? Sie beweist dem Somnambulen, dass er während seines Schlafes von der Stelle gehen, ein actives Leben führen und doch sich nachher wieder an der Stelle befinden kann, wo er sich niedergelegt hatte. Mit eben so zwingender Nothwendigkeit beweist sie denen, welche ihn sahen, dass Menschen während ihres Schlafes fortgehen können, dass sie die Dinge thun, von denen sie träumten, als ob sie sie thäten, und dass sie dabei manchmal sogar sichtbar sein können. Allerdings würde eine sorgfältige Prüfung der Thatsachen zeigen, dass in diesem Falle auch der Körper des Menschen von seiner Ruhestätte abwesend war. Allein Wilde pflegen eben die Thatsachen nicht sorgfältig zu prüfen.

In anderen Fällen wieder, wo der Schlafwandelnde keine Erinnerung von den Dingen hat, die er ausführte, ist doch das Zeugniss der Anderen da, um ihm zu beweisen, dass er nicht ruhig geblieben war; und gelegentlich erfährt er noch mehr. Wenn ihn nämlich, wie das ja manchmal vorkommt, sein Nachtwandeln mit einem Hinderniss in Berührung bringt, das ihn aufweckt, so hat er darin den handgreiflichen Beweis für die Behauptung, dass er im Schlafe da und dorthin gehe. Kehrt er dann zu seiner Schlafstelle zurück, so findet er dort allerdings kein zweites Ich; allein diese Entdeckung, so wenig sie mit dem feststehenden Begriffe vereinbar ist, vermehrt doch blos die Verwirrung seiner Ideen über diese Dinge. Unfähig, die Thatsache abzuleugnen, dass er während des Schlafes herumwandert, nimmt er dies einfach als Bestätigung des herrschenden Glaubens, ohne viel über den inneren Widerspruch mit demselben nachzugrübeln.

Bedenken wir dabei, was die Überlieferung mit ihren Übertreibungen aus solchen hie und da vorkommenden abnormen Erscheinungen zu machen geneigt ist, so sehen wir wohl ein, dass die primitive Erklärung der Träume einen festen Rückhalt in denselben finden muss.

§. 71.

Mit dieser Überzeugung verknüpft sich natürlich auch der Glaube, dass man den Personen, von denen man träumte, wirklich begegnet sei. Wenn der Träumende seine eigenen Handlungen für wirklich hält, so schreibt er auch Allem, was er nur sah, sei es Ort, Ding oder lebendes Wesen, Wirklichkeit zu. Daraus wird eine Gruppe von ebenso allgemein zu beobachtenden Erscheinungen erklärlich.

Morgan giebt an, die Irokesen nähmen die Träume für Wirklichkeit und gehorchten deren Weisungen, sie thäten, was sie von denen geheissen würden, die sie im Traume sehen; und von den Tschippewähs behauptet Keating, dass sie fasten mit der Absicht, „Träume hervorzurufen, die sie vor allen Dingen hochschätzen". Nach Drury haben die Malagassen „eine religiöse Ehrfurcht vor „Träumen und glauben, der gute Dämon ..... komme und „verkünde ihnen in ihren Träumen, wenn sie Etwas thun sollten, „oder warne sie vor einer Gefahr". Ellis erzählt uns, dass die Sandwich-Insulaner den Glauben hegen, das gestorbene Glied einer Familie „erscheine den Überlebenden manchmal im Traume und „wache über ihren Schicksalen"; und ebenso erzählt er uns von den Tahitiern, dass sie glaubten, der Geist des Verstorbenen erscheine gelegentlich den Überlebenden in ihren Träumen. In Africa finden wir dasselbe. Die Congo-Völker, wie sie uns Reade beschreibt, „glauben, dass Alles, was sie im Traume sehen und hören, „ihnen von den Geistern zukomme", und in seiner Schilderung der Ost-Africaner erwähnt Krapf, die „Wanika glaubten, dass die „Geister der Gestorbenen den Lebenden im Traume erschienen". Auch die Kaffern scheinen, wie uns Shooter erzählt, „die Träume „im Allgemeinen den Geistern zuzuschreiben". Reichliche Belege hiefür liefert uns Rev. Dr. Callaway hinsichtlich der Zulus, deren Ideen er unmittelbar nach ihren eigenen Erzählungen niedergeschrieben hat. Obwohl dieses Volk verhältnissmässig intelligent und in seinem socialen Zustande ziemlich weit vorgeschritten ist, überdies eine Sprache besitzt, die es in den Stand setzt, zwischen Wahrnehmungen im Traume und im Wachen zu unterscheiden, so finden wir nichtsdestoweniger bei ihnen (allerdings verbunden mit gelegentlichem Skepticismus) einen festgewurzelten Glauben an die Realität der Personen, welche in den Träumen erscheinen. Aus der grossen

Zahl von Beispielen gebe ich hier das von einem Manne, der sich beklagt, wie er von dem Geiste seines Bruders gequält werde. Er erzählt seinen Nachbarn: —

„Ich habe meinen Bruder gesehen.“ Sie fragen, was er sagte. Er antwortet: „Ich träumte, dass er mich schlug, und dabei rief: „‚Wie kommt es, dass Du nicht mehr weisst, dass ich bin?‘ Ich „antwortete ihm und sagte: ‚Wenn ich Dich kenne, was kann ich „thun, dass Du sehen mögest, dass ich Dich kenne? Ich weiss, „dass Du mein Bruder bist.‘ Er antwortete mir sogleich, nachdem „ich dies gesagt hatte, und frug: ‚Wenn Du einen jungen Ochsen „opferst, warum rufst Du mich da nicht an?‘ Ich erwiederte: ‚Ich „rufe Dich an und preise Dich mit Deinen Ehrennamen. Nenne „mir doch den jungen Ochsen, den ich getödtet habe, ohne Dich „anzurufen. Denn ich tödtete einen Ochsen und rief Dich an; ich „tödtete eine unfruchtbare Kuh und rief Dich an.‘ Er antwortete „und sprach: ‚Ich will Fleisch haben.‘ Ich verweigerte es ihm „und sagte: ‚Nein, mein Bruder, ich habe keinen jungen Ochsen, „siehst Du etwa einen in der Viehhürde?‘ Er entgegnet: ‚Und wenn „dort auch nur einer ist, ich fordere ihn!‘ Als ich erwachte, fühlte „ich einen Schmerz in meiner Seite;“ u. s. w.

So weit sich auch diese vollkommen bestimmte Vorstellung von einem gestorbenen Bruder als von einer lebenden Person, die Fleisch verlangt und die Nichterfüllung ihre Wunsches mit Schmerz bestraft, von unseren eigenen Anschauungen entfernt, so dass wir sie kaum für möglich halten können, so werden wir ihre Möglichkeit doch begreifen, wenn wir daran denken, wie wenig sie eigentlich von den Anschauungen der alten civilisirten Völker abweicht. Schlagen wir z. B. das zweite Buch der Ilias auf, so finden wir den Traum, den Jupiter sendet, um die Griechen irrezuführen, als eine wirkliche Person beschrieben, welche Jupiters Anweisungen empfängt, wie sie zu dem schlafenden Agamemnon sprechen solle. In ähnlicher Weise erschien die Seele des Patroklus dem schlafenden Achilles „in allen Dingen ihm selber gleich“; sie sprach zu ihm: „Begrabe mich bald, dass ich durch die Pforten des Hades ein-„gehen möge“, und als er nach ihr fasste, „verschwand sie wie „Rauch mit einem Schrei:“ — die ganze Erscheinung wird auch von Achilles als eine Wirklichkeit und ihre Weisung als Befehl aufgenommen. Die hebräischen Schriften zeigen uns Ähnliches. Wenn wir lesen, dass „das Wort des Herrn zu Abraham kam in

„einem Gesichte“; dass „Gott zu Abimelech kam in einem Traum „zur Nacht“; dass „der Herr kam und stand und rief wie die „früheren Male: Samuel, Samuel“ — so erkennen wir darin einen ebenso unbedingten Glauben an eine gleichfalls objective Wirklichkeit. Durch die Cvilisation hat dieser Glaube nur langsam an Boden verloren und er behauptet sich auch heute noch, wie man aus den Geschichten ersieht, die von Zeit zu Zeit von Leuten erzählt werden, welche unmittelbar nach ihrem Tode entfernt lebenden Verwandten erschienen sein sollen, und wie es auch der Aberglaube der „Spiritisten“ deutlich genug zeigt.

In der That mahnt uns die Erinnerung an diese Letzteren, dass wir uns blos ent-civilisirt zu denken — blos eine Abnahme der Fähigkeiten, Verlust des Wissens, eine unbestimmte Sprache, Mangel an Kritik und Skepticismus anzunehmen brauchen, um zu begreifen, wie nothwendig sich der primitive Mensch die Traumpersönlichkeiten als reale Dinge vorstellt, von deren idealer Natur wir doch fest überzeugt sind.

§. 72.

Diese Anschauung von den Träumen übt aber eine Art Reflexwirkung auf andere Anschauungen aus. Nicht genug dass diese von Grund aus falsche Vorstellung ein System von irrthümlichen Ideen zu Tage fördert — sie bringt auch die richtigen Ideen in Misscredit, welche die sich ansammelnden Erfahrungen von den Dingen immer sicherer zu befestigen streben.

Denn wenn die geträumten Vorgänge für Ereignisse genommen werden, die thatsächlich stattgefunden haben, wenn die Ordnung der Erscheinungen, welche sie darbieten, für eine wirkliche Ordnung gehalten wird: — was für eine Ansicht muss sich dann in Betreff derjenigen Ordnung der Dinge bilden, die im wachen Zustande zu beobachten ist? Die Gleichförmigkeiten in derselben, welche durch tagtägliche Wiederholung augenfällig werden, können doch nicht das Gefühl von Gewissheit hervorrufen, das sie erzeugen müssten, wenn man sie ganz für sich betrachtete, denn in den Träumen verlieren diese Gleichförmigkeiten ihre Geltung. Im wachen Zustande gesehen, pflegen freilich Bäume und Steine nicht anderen Dingen Platz zu machen, die wie in einem Panorama wechseln; allein wenn die Augen des Nachts geschlossen sind, thun sie dies

allerdings. So lange ein Mann in vollem Tageslichte steht, verwandelt er sich niemals, im Schlaf aber geht Etwas, das doch soeben noch als einer der Gefährten erkannt worden war, plötzlich in eine wüthende Bestie über, die Vernichtung droht; oder was diesen Augenblick noch ein reizender See war, ist zu einem Haufen von Krokodilen und Schlangen geworden. Wenn auch im wachen Zustande die Fähigkeit, die Erdoberfläche zu verlassen, auf einen Sprung von wenigen Fuss Höhe beschränkt ist, so tritt doch manchmal im Schlafe das Bewusstsein auf, als ob man mit Leichtigkeit über weite Strecken dahinflöge.

So widersprechen denn die Erfahrungen in den Träumen fortwährend den während des Tages gesammelten Erfahrungen, und es fehlt nicht viel daran, dass sie die aus den Tageserfahrungen gezogenen Schlüsse wieder aufzuheben vermögen. Oder vielleicht besser gesagt, sie streben die durch manche Tageserfahrungen veranlassten irrthümlichen Schlüsse zu befestigen, statt die richtigen zu bestätigen. Denn beweisen nicht diese Fälle von plötzlichem Erscheinen und Verschwinden im Traume ebenso wie so manche im wachen Zustande beobachtete Thatsachen, dass die Dinge auf unerklärliche Weise aus dem sichtbaren in den unsichtbaren Zustand übergehen können und umgekehrt? Und stimmen nicht diese Traumverwandlungen ganz und gar mit jenen anderen Fällen von Verwandlungen überein, welche theils wirklich, theils nur scheinbar den primitiven Menschen an eine unbegrenzte Verwandlungsfähigkeit glauben lassen? Wenn Etwas, das er im Traume als einen Stein auflas, plötzlich lebendig wird, scheint dann diese Thatsache nicht mit seinen Entdeckungen von Fossilien im Einklange zu stehen, welche die Härte des Steins und doch die Gestalt lebender Dinge haben? Und ist nicht der plötzliche Übergang aus der Tiergestalt in die eines Menschen, den ihm seine Träume vorspiegeln, verwandt mit jenen Fällen von Insectenmetamorphose, die er kennen gelernt hat, und mit der scheinbaren Verwandlung von Blättern in selbstbewegliche Geschöpfe?

Die Annahme, dass die Traumthätigkeiten wirkliche Thätigkeiten seien, erzeugt also offenbar nicht nur an sich eine fundamental falsche Vorstellung, sondern verstärkt auch falsche Vorstellungen ähnlicher Art, die auf anderem Wege gewonnen wurden. Sie verstärkt dieselben sowohl negativ als positiv. Sie erschüttert das Vertrauen auf jene Erfahrungen des wachen Zustandes, aus

denen richtige Ansichten abgeleitet werden könnten, und sie unterstützt anderseits jene Erfahrungen des wachen Zustandes, welche falsche Ansichten hervorrufen.

§. 73.

Dass diese Auffassung des primitiven Menschen von den Träumen eine natürliche und geradezu nothwendige ist, dürfen wir nun wohl als bewiesen ansehen. Seine Begriffe erscheinen uns fremdartig, weil wir bei unseren Betrachtungen über dieselben ganz unvermerkt die Theorie vom Geist mit hereintragen, welche die Civilisation allmälig ausgebildet und in der Sprache verkörpert hat und welche uns in den ersten Lebensjahren gleichsam unbewusst so vollkommen in Fleisch und Blut übergeht, dass wir sie fälschlicher Weise für ein ursprüngliches Besitzthum halten. Ein Geist wird jedoch weder durch die Sinnesorgane erkannt, noch offenbart er sich direct als ein inneres Wesen: es giebt keinen Bewusstseinszustand, in welchem derselbe sich unmittelbar darbietet. Die Thatsache, dass sogar heute noch einige Metaphysiker der Ansicht sind, wir wüssten von der Existenz keines Dinges ausgenommen die Wahrnehmungen und Ideen irgend etwas, während Andere dafür eintreten, dass Wahrnehmungen und Ideen Etwas voraussetzen, von dem sie Zustände seien und durch welches sie als ein continuirliches Ganzes zusammengehalten werden, beweist deutlich genug, dass der Geist, wie er in unserer Anschauung lebt, nicht eine Intuition, sondern eine Implication ist und daher nicht vorgestellt werden kann, bevor nicht die Urtheilsfähigkeit einige Fortschritte gemacht hat.

In der That, gehen wir der Sache auf den Grund, so bemerken wir, dass von einer Vorstellung von Geist im eigentlichen Sinne nicht die Rede sein kann, bis der Unterschied zwischen Sinneseindrücken und Ideen deutlich erkannt ist. Wie jedes Kind, so durchläuft auch der primitive Mensch eine Entwickelungsstufe des Verstandes, auf welcher das Vermögen der Selbstbeobachtung noch nicht ausgebildet ist, das sich in den Worten äussert: „Ich denke — ich habe Ideen.“ Eine lange Zeit hindurch beschränken sich die überhaupt verallgemeinerten Beobachtungen ausschliesslich auf diejenigen hinsichtlich der Natur und der Kraftäusserungen der Dinge, verbunden mit denen über die activen und reactiven Kräfte und Gefühle des Organismus selbst. Im wachen Zustande

sind die Gedanken, welche fortwährend die Sensationen und die aus ihnen gebildeten Wahrnehmungen begleiten, so wenig auffällig und sie gehen so rasch vorüber, dass sie gar nicht bemerkt werden; derselben gewahr zu werden, setzt in der That eine Selbstkritik voraus, die im Anfang unmöglich ist. Diese schwachen Bewusstseinszustände, welche Tags über durch die lebhaften Zustände verdunkelt werden, treten erst des Nachts deutlicher hervor, wenn die Augen geschlossen und die übrigen Sinne eingeschläfert sind. Dann erst offenbaren sich die subjectiven Thätigkeiten selber in wahrnehmbarer Weise, wie ja auch die Sterne erst erscheinen, wenn die Sonne nicht mehr da ist. Oder was dasselbe besagt: Traumerfahrungen sind die nothwendigen Vorläufer der Vorstellung von einem geistigen Ich, und sie sind die Erfahrungen, aus welchen die Vorstellung von einem geistigen Ich allmälig hervorwächst. Man beachte wohl die Stufenfolge in der Abhängigkeit: — Träume können nicht in der uns geläufigen Weise aufgefasst werden, so lange die Hypothese vom Geist als von einer besonderen Wesenheit noch fehlt; die Hypothese vom Geiste als von einer besonderen Wesenheit kann nicht vorhanden sein vor den Erfahrungen, die ihr als Grundlage dienen; diese Erfahrungen aber sind die Traumerfahrungen, welche die Annahme von zwei Wesenheiten zu bedingen scheinen; und in ihrer primären Form führt diese Annahme von zwei Wesenheiten zu dem Begriffe, dass die zweite Wesenheit von der ersten nur dadurch sich unterscheide, dass sie des Nachts, während die andere ruht, abwesend und für sich thätig sei. Erst indem dann dieses angenommene zweite Ich, das ursprünglich als dem Original in allen Dingen gleich gedacht wird, sich allmälig durch den Wegfall von physischen Merkmalen modificirt, die mit den Thatsachen unvereinbar sind, kommt die Hypothese von einem geistigen Ich, wie wir es auffassen, zur Geltung.

Hierin erkennen wir also die Quelle des Princips, das allmälig die Gestaltung erlangt, welche ihm die zusammenhangslosen Beobachtungen des primitiven Menschen über die Dinge verleihen können. Dieser Glaube an ein zweites Ich, der ihm eingewurzelt ist, harmonisirt mit allen jenen Belegen für eine Dualität, welche die ihn umgebende Welt darbietet, harmonisirt ebenso gut mit jenen zahlreichen Fällen, wo Dinge aus dem sichtbaren in den unsichtbaren Zustand übergehen und umgekehrt. Ja noch mehr: —

durch Vergleichung entdeckt er eine gewisse Verwandtschaft zwischen seinem eigenen Doppelgänger und den Doppelwesen anderer Dinge. Denn haben diese Dinge nicht ihre Schatten und hat nicht auch er selbst seinen eigenen Schatten? Wird nicht sein Schatten des Nachts unsichtbar? Ist es also nicht einleuchtend, dass dieser Schatten, welcher seinen Körper bei Tage begleitet, eben jenes andere Ich ist, das zur Nachtzeit davonwandert und seine Abenteuer erlebt? Die Grönländer, die solches glauben, wie wir oben sahen, haben offenbar eine gewisse Berechtigung für diesen Glauben.

XI. Capitel.

Die Ideen von Ohnmacht, Apoplexie, Katalepsie, Ekstase und anderen Formen der Bewusstlosigkeit.

§. 74.

Der Wilde kann täglich beobachten, wie die Ruhe des gewöhnlichen Schlafes sich rasch in lebhafte Thätigkeit verwandelt, wenn der Schlafende gewaltsam gestört wird: Lärm oder Schütteln veranlasst ihn, seine Augen zu öffnen, zu sprechen, sich zu erheben. Allerdings beobachtet man gewisse Verschiedenheiten in der Stärke der hiezu erforderlichen Störungen. Bald genügt der schwächste Laut oder die sanfteste Berührung, bald wieder bedarf es eines lauten Rufes, eines derben Anfassens oder Kneifens. Immerhin aber zeigt ihm seine Erfahrung, dass auch, wenn der Körper eines Menschen bewegungs- und bewusstlos daliegt, doch das blosse Rufen seines Namens eine Wiederbelebung bewirkt.

Von Zeit zu Zeit jedoch kommt etwas ganz Anderes vor. Hier ist ein Genosse, der Zeichen lebhaften Schmerzes von sich giebt und auf einmal in einen regungslosen Zustand versinkt, und ein anderes Mal macht eine schwache Person eine gewaltsame Anstrengung oder sie wird stark erschreckt und erleidet dabei eine ähnliche Veränderung. Bei denen, die solche Erscheinungen zeigen, kann die gewöhnliche Empfindlichkeit nicht sogleich wieder hergestellt werden. Obgleich der Fidschi-Insulaner in einem solchen Falle den Kranken bei seinem Namen ruft und durch das schliessliche Wiedererwachen desselben auf die Vermuthung geführt wird, dass sein anderes Ich durch lautes Rufen wieder zurückgebracht

werden könne, so bleibt ihm doch die Thatsache eindrücklich, dass diese Abwesenheit des zweiten Ich von anderer Art sei als seine gewöhnliche Abwesenheit. Offenbar muss das Vorkommen dieser besonderen Empfindungslosigkeit, die gewöhnlich zwar kaum eine Minute dauert, gelegentlich aber stundenlang anhält, dem primitiven Glauben an ein zweites Wesen Stütze verleihen, das vom Körper hinwegwandert und zu ihm zurückkehrt, nur dass das Verlassen des Körpers in diesem Falle deutlicher ist als gewöhnlich und von Stillschweigen darüber gefolgt wird, was er in der Zwischenzeit gethan oder gesehen haben mag.

Unsere gewöhnliche Sprache schon zeigt uns, in welcher Weise Ohnmacht dem primitiven Begriffe von Dualität scheinbare Bestätigung giebt. Wir sagen von Einem, der aus einem Ohnmachtsanfall erwacht, „er komme wieder zu sich“, — „er kehre (zum Bewusstsein) zurück“. Diese Ausdrücke sind nicht ohne Bedeutung. Wenn wir auch eine solche Empfindungslosigkeit nicht mehr als Folge einer Abwesenheit des empfindenden Wesens vom Körper erklären, so weist doch unsere Sprechweise auf eine Zeit hin, wo Empfindungslosigkeit so erklärt wurde.

§. 75.

Apoplexie „kann sehr leicht mit Synkope oder Ohnmacht und „mit natürlichem Schlafe verwechselt werden“. Wenn aber der wissenschaftliche Mediciner sie mit diesen Worten beschreibt, so mögen wir uns leicht vorstellen, wie wenig diese Erscheinungen von Wilden auseinandergehalten werden können.

Wenn der apoplektisch Erkrankte plötzlich hinfällt, so zeigt er „einen vollkommenen Verlust des Bewusstseins, des Gefühls und „der willkürlichen Bewegung“. Das Athmen geschieht manchmal ganz natürlich wie in ruhigem Schlafe, und öfters liegt der Patient „laut schnarchend da, wie in tiefen Schlaf versunken“. In jedem Falle aber stellt sich bald heraus, dass der Schlafende nicht wieder „zu sich selbst gebracht werden kann“ wie gewöhnlich: alles Rufen und Schütteln bleibt ohne Wirkung.

Erinnert sich nun der Wilde seiner Traumerfahrungen, was muss er dann von einem in diesem Zustande befindlichen Genossen denken? — welcher Zustand vielleicht mehrere Stunden, gelegent-

lich aber auch mehrere Tage andauert? Offenbar wird dadurch nur der Glaube an Dualität noch mehr befestigt. Das andere Ich ist eine Zeit lang hinweggegangen und kann nicht mehr zurückgerufen werden, und wenn es schliesslich zurückkommt, so lässt sich Nichts über die von ihm während seiner Abwesenheit gemachten Erfahrungen herausbringen.

Wenn sodann, wie es meistens der Fall ist, nach Monaten oder Jahren eine ähnliche Erkrankung, eine ähnliche lang andauernde Empfindungslosigkeit und ein ähnliches Zusichkommen wiederkehrt, kann abermals Nichts über das in der Zwischenzeit Geschehene erfahren werden. Und endlich bei einer dritten Gelegenheit dauert diese Abwesenheit noch länger als zuvor — die Angehörigen warten und warten und der Kranke will nicht mehr zu sich selber kommen: die Rückkehr scheint auf unbestimmte Zeit verschoben zu sein.

§. 76.

Ähnlich in seinem plötzlichen Eintreten, im Übrigen aber doch verschieden ist der Zustand von Empfindungslosigkeit, den man Katalepsie nennt und der ebenfalls das eine Mal nur wenige Stunden, manchmal aber auch mehrere Tage anhält. Auf plötzliches Schwinden des Bewusstseins folgt ein Zustand, in welchem der Kranke „mehr das Aussehen einer Statue als dasjenige eines be„lebten Wesens darbietet“. Die Glieder mögen in diese oder jene Lage gebracht werden — sie bleiben starr in derselben, das Agens, welches sie sonst regierte, scheint abwesend zu sein und der Körper liegt passiv in den Händen der ihn Umgebenden.

Die Rückkehr in den gewöhnlichen Zustand erfolgt ebenso augenblicklich wie der Übergang in die Bewusstlosigkeit. Und wie im obengenannten Falle „findet auch hier keine Rückerinnerung „an irgend etwas statt, das während des Anfalls geschehen war“. Oder wie wir sagen müssen, wenn wir die Thatsachen entsprechend ihrer ursprünglichen Bedeutung zu erklären versuchen: das auf die Wanderschaft gegangene andere Ich will keinen Bericht von seinen Abenteuern erstatten.

Dass diese Vorstellung von den Wilden festgehalten wird und ihre Auffassung der Träume noch mehr ins Einzelne ausgestaltet, dafür haben wir directe Zeugnisse. In seiner Schilderung der Tschippewähs sagt KEATING in Betreff der Wanderungen der Seelen,

dass einige derselben „die Seelen von in Lethargie oder Erstarrung „versunkenen Personen seien. Wenn diesen Seelen der Durchgang „irgendwo verwehrt wird, so kehren sie zu ihren Körpern zurück „und beleben dieselben wieder“. Und wie allgemein eine ähnliche Vorstellung verbreitet war, ergiebt sich aus der Thatsache, welche Herr FISKE in seinem Buche über „Mythen und Mythendichter“ (Myths- and Myth-makers) erwähnt, dass „im Mittel„alter die Erscheinungen der Verzückung und Katalepsie zum Beweis „für die Theorie angeführt wurden, dass die Seele den Körper ver„lassen und nachher wieder zu ihm zurückkehren könne“.

§. 77.

Endlich ist noch eine andere, aber nahe damit verwandte Form von Empfindungslosigkeit anzuführen, da ihre Erscheinungen ähnliche Deutung zulassen; ich meine die Ekstase. Während der ekstatische Mensch auf gewöhnliche Reize keine Antwort giebt und dadurch zeigt, dass er „nicht bei sich“ ist, scheint er doch lebhafte Wahrnehmungen von entfernten Dingen zu haben.

Manchmal, „wenn sie durch tiefe und lange fortgesetzte Con„templation hervorgerufen ist“, charakterisirt sich die Ekstase durch „einen hohen Grad von geistiger Aufregung, die zugleich mit einem „Mangel des Bewusstseins von allen Dingen der Umgebung ver„bunden ist“. Während die Muskeln „starr sind, der Körper aus„gestreckt und unbiegsam daliegt“, beobachtet man „eine voll„ständige Aufhebung aller Empfindung und willkürlichen Bewegung“. In diesem Zustand, der in manchen Fällen täglich wiederkehrt, „kommen gelegentlich Visionen von aussergewöhnlicher Natur vor“, und diese „können dann nachher bis ins Einzelne wiedererzählt „werden.“

Wie sehr die Beobachtung solcher Erscheinungen geeignet ist, jenen primitiven Glauben, dass jeder Mensch eine doppelte Natur habe und dass der eine Theil den anderen verlassen könne, immer mehr zu befestigen, leuchtet von selbst ein; und dass sie denselben befestigt, das beweisen die uns vorliegenden Thatsachen. In Dr. CALLAWAY's Bericht über die Glaubensansichten der Zulus wird Undayeni beschrieben als Einer, der „Dinge zu sehen im Stande ist, „welche er nicht sehen könnte, wenn er nicht in einem Zustande „der Ekstase wäre“: eine Darstellung, die es, verbunden mit ihrer

Auffassung von den Träumen, deutlich macht, dass die Visionen seines ekstatischen Zustandes von den Zulus als Erfahrungen seines wandernden zweiten Ich betrachtet wurden.

§. 78.

Ich brauche nicht alle die verschiedenen Phasen der Schlafsucht (Koma) aufzuzählen, deren gemeinsames Merkmal in einem bewusstlosen Zustande besteht, welcher mehr oder weniger demjenigen des Schlafes unähnlich ist. Sie variirt dem Grade nach „von einem Zustande schwacher, vorübergehender Schläfrigkeit und „Schlaffheit bis zu tiefer und andauernder Betäubung mit allgemeiner „Paralyse von Gefühl und Bewegung". Von einfacher Lethargie, die zum natürlichen Schlafe im Wesentlichen nur dadurch im Gegensatz steht, „dass sie länger andauert" — von der zeitweiligen Leblosigkeit der Asphyxie und der durch narkotische Mittel verursachten Betäubung können wir Schritt für Schritt zu den oben erwähnten extremen Formen übergehen: — und alle lassen sich in derselben primitiven Weise erklären.

Es giebt aber noch eine andere Art von Empfindungslosigkeit, welche eine hohe Bedeutung besitzt und bisher noch nicht erwähnt wurde — die Empfindungslosigkeit, welche durch directe Beschädigung veranlasst wird. Diese hat zwei verschiedene Formen, von denen die eine auf Blutverlust, die andere auf heftige Erschütterung folgt.

Als von der gewöhnlichen Form der Fühllosigkeit, die wir als Ohnmacht kennen, die Rede war, vermied ich es absichtlich, Blutverlust unter den Ursachen derselben mitaufzuzählen; denn diese Veranlassung ist nicht in unmittelbar ersichtlicher Weise mit ihren übrigen Ursachen verwandt. Der primitive Mensch führt ein Leben voll Gewaltthätigkeit: heute geräth er in Kampf mit Beutethieren und morgen mit thierischen oder menschlichen Feinden und so erfährt er oft an sich selber oder beobachtet an Anderen ein Schwinden der Sinne in Folge von Blutmangel. Freilich verknüpft er nicht Ursache und Wirkung in dieser bestimmten Weise. Was er hie und da sieht, ist einfach, dass nach einer ernstlichen Verwundung ein plötzliches Zusammensinken eintritt mit geschlossenen Augen, Regungslosigkeit und Sprachlosigkeit. Eine Zeitlang wird weder auf Schütteln noch Rufen Antwort gegeben; bald aber kommt

sein verwundeter Kampfgenosse „wieder zu sich", er öffnet seine Augen und spricht. Abermals entströmt das Blut seiner Wunde und wieder ist er nach einer Weile (geistes)abwesend. Vielleicht erholt er sich wieder und es folgt keine neue Bewusstlosigkeit; vielleicht aber auch tritt nach dem nächsten Wiedererwachen ein dritter Ruhezustand ein — ein Zustand, der so lange andauert, dass die Hoffnung auf unmittelbare Rückkehr aufgegeben wird.

Manchmal geht diese Empfindungslosigkeit von einer etwas verschiedenen Veranlassung aus. In der Schlacht streckt ein Schlag von einer Waddy einen Gefährten nieder, oder eine Keule, die mit Gewalt auf das Haupt eines Feindes niederfährt, verwandelt ihn in eine regungslose Masse. Der Eine oder der Andere ist vielleicht nur betäubt und nach einer kurzen Frist, während welcher auf Worte oder Rütteln keine Antwort erfolgte, tritt eine „Wieder-„beseelung" ein. Oder der Streich war kräftig genug, um eine Gehirnerschütterung oder einen Schädelbruch und in Folge dessen Druck auf das Gehirn hervorzurufen. Kurz gesagt, es kann daraus eine lang andauernde Empfindungslosigkeit entstehen, nach welcher die Sprache noch unzusammenhängend und die Bewegung schwach bleibt; es kann aber auch ein zweiter Rückfall in den bewusstlosen Zustand erfolgen — vielleicht endigt dieser wieder nach einiger Zeit oder er dauert ins Unbestimmte fort.

§. 79.

Indem sich die Erfahrungen, welche Schlaf und Traum ergeben, mit den durch abnorme Zustände von Empfindungslosigkeit gegebenen Erfahrungen vereinigen, lassen sie eine Gruppe von Begriffen über die zeitweilige Abwesenheit des anderen Ich entstehen. Einer Ohnmacht, die in der oben erwähnten Weise aufgefasst wird, gehen häufig ein Gefühl der Schwachheit in dem Kranken und irgendwelche Anzeichen derselben für die Anwesenden voraus. Daher erwecken diese dann die Vermuthung, dass das andere Ich im Begriffe stehe, sich zu entfernen, und es werden eifrige Versuche gemacht, sein Weggehen zu verhindern. Das Wiedererwachen einer ohnmächtig gewordenen Person hat oft stattgefunden, während ihr Name laut gerufen wurde — scheinbar also als Antwort auf den Ruf. Daraus erwächst von selbst die Frage: wird nicht Rufen das andere Ich zurückbringen können, das sich eben entfernen will?

Manche Wilde schliessen, dass dies geschehen werde. Wie uns Williams berichtet, kann man öfter den Fidschi-Insulaner kräftig nach seiner eigenen Seele schreien hören, sie solle zu ihm zurückkommen. Bei den Karenen ist Jedermann beständig in Furcht, sein anderes Ich möchte ihn verlassen: Krankheit oder Mattigkeit werden als Vorzeichen seiner Abwesenheit betrachtet und Opfer und Gebete werden dargebracht, um es zurückzubringen. Ganz besonders seltsam ist das von Mason beschriebene Verfahren, zu welchem dieser Glaube bei einem Begräbniss führt. „Wenn sie „von einem Grabe zurückkehren, so versieht sich jeder Einzelne „mit drei kleinen Haken, die aus Baumzweigen gemacht sind, und „indem er nun seinen Geist in kurzen Zwischenräumen anruft, ihm „nachzufolgen, während er hinweggeht, macht er eine Bewegung, „als ob er ihn mit dem Haken nach sich schleppen wollte, welchen „er sodann in den Boden steckt. Das wird gethan, um zu ver„hüten, dass der Geist des Lebenden bei dem Geiste des Gestorbenen „zurückbleiben möchte."

Ähnliche Bedeutung gewinnen auch die ernsteren Formen von Empfindungslosigkeit. Da sie zumeist, so namentlich Apoplexie, Verzückung und Ekstase, bei Personen vorkommen, die sich ohnedies schon unwohl fühlten, so werden diese länger dauernden Abwesenheiten des anderen Ich im Geiste mit seiner zu anderen Zeiten drohenden Abwesenheit verknüpft, und daraus ergiebt sich dann eine Erklärung für Unwohlsein und Krankheit. Bei mehreren nordasiatischen Völkern wird Krankheit dem Weggang der Seele zugeschrieben. Die Algonquins betrachten einen kranken Menschen als einen, dessen „Schatten" — „unruhig oder von seinem Körper los„gelöst" ist. Und die Karenen nehmen in manchen Fällen an, dass die Seele eines Menschen, der krank geworden und gestorben ist, durch Zauberei auf einen anderen übertragen worden sei.

Natürlich bilden sich dann auch mancherlei Ansichten aus hinsichtlich der Thaten des anderen Ich während seiner längeren Abwesenheit. Bei den Dajaks „versichern die Ältesten und Priesterinnen „häufig, dass sie in ihren Träumen die Wohnstätte von Tapa (des „Gottes) besucht und den Schöpfer gesehen hätten, der in einem „Hause wohne gleich dem eines Malayen, dessen Inneres aber mit „Flinten und Gongs (Trommeln) und zahllosen Krügen ausgestattet „gewesen sei; Er aber sei wie ein Dajak gekleidet". Und Hind erzählt von einem Cree-Indianer, der behauptete, dass er einmal

gestorben gewesen sei und die Geisterwelt besucht habe — ein angeblicher Besuch, den zwar HIND in einen Traum verlegt, der aber wahrscheinlich wie die angeblichen Besuche der Dajaks eine Vision im Zustande abnormer Empfindungslosigkeit war. Denn dergleichen dauernde Entfernung des anderen Ich wird in den verschiedensten Gegenden als eine Folge der Reisen in die Welt der Geister erklärt. Herr TYLOR giebt Beispiele von dieser Auffassung bei den Australiern, den Khonds, den Grönländern und den Tataren und verweist auf skandinavische und griechische Sagen, welche auf demselben Begriffe fussen.

Ich möchte als eines der sonderbarsten Beispiele von diesen abgeleiteten Lehren diejenige gewisser Grönländer anführen, die nach CRANTZ's Bericht glauben, die Seele könne „ausserhalb des „Körpers eine ziemlich lange Zeit herumirren. Manche behaupten „sogar, dass sie, wenn sie auf eine lange Reise gehen, ihre Seelen „zu Hause lassen und doch gesund und wohlbehalten bleiben „können."

So bleibt denn das, was für uns blos bildlicher Ausdruck geworden ist, für den Menschen auf niedriger Stufe buchstäbliche Beschreibung. Die Benennung, welche die südlichen Australneger einem Menschen beilegen, der bewusstlos ist, bedeutet „ohne Seele", und wir [die Engländer] sagen, ein Solcher sei „inanimate" [besinnungslos; — dem buchstäblichen Sinne nach würde hier das deutsche „entseelt" entsprechen. Der Übers.] Obgleich ferner unsere Meinung hinsichtlich eines geistig geschwächten Menschen längst nicht mehr dieselbe ist wie die eines Wilden, so haben doch die von uns gebrauchten Worte, um dieselbe mitzutheilen, die gleiche ursprüngliche Bedeutung: wir sagen von ihm, er habe „seinen Ver„stand verloren."

§. 80.

Die eben erwähnten, aus dem wirklichen Leben gegriffenen Ansichten führen uns aber wie die in früheren Capiteln erwähnten etwas über das Ziel hinaus. Die Entwickelung hat den abergläubischen Vorstellungen, welche uns heute entgegentreten, einen in höherem Grade specifischen Charakter verliehen, als wie er den primitiven Ideen zukam, aus denen jene hervorwuchsen. Ich muss daher wie oben schon den Leser bitten, die Besonderheiten dieser Erklärungsversuche ausser Betracht zu lassen und sich nur an das

ihnen gemeinsame Merkmal zu halten. Die hier zu beachtende Thatsache ist, dass die abnormen Vorkommnisse von Empfindungslosigkeit, welche hie und da beobachtet werden, nothwendig in derselben Weise erklärt werden müssen, wie es mit der alltäglich beobachteten normalen Form von Empfindungslosigkeit geschieht, so dass beide Erklärungen einander stützen.

Der primitive Mensch sieht eine höchst verschiedenartige Dauer des empfindungslosen Zustandes und sehr mannigfaltige Grade der Empfindungslosigkeit. Da ist zunächst der Schlummer, wo das Niedersinken des Hauptes auf die Brust zu augenblicklichem Erwachen führt; da ist der gewöhnliche Schlaf, der in wenigen Minuten aufhört oder mehrere Stunden dauert und hinsichtlich seiner Festigkeit von einem Zustande, der durch leises Rufen des Namens aufgehoben werden kann, alle Übergänge zeigt bis zu einem Zustande, der nicht ohne Schreien und Schütteln zu brechen ist; da ist die Lethargie, in welcher das Schlafen noch länger dauert, das Wachen nur kurz und unvollkommen ist; sodann die Ohnmacht, die vielleicht nur wenige Secunden, vielleicht aber auch stundenlang anhält, aus der der Patient bald durch wiederholtes Rufen scheinbar erweckt werden kann, während er ein anderes Mal hartnäckig ohne Besinnung bleibt; endlich Apoplexie, Katalepsie, Ekstase und andere Arten von Schlafsucht, die lange anhalten und sich alle in der Fortdauer der Empfindungslosigkeit gleichen, wenn sie auch hinsichtlich der Berichte verschieden sind, welche der Patient giebt, wenn er wieder zu sich kommt. Ferner aber unterscheiden sich diese verschiedenen Schlafsuchtszustände auch darin, dass sie das eine Mal mit Wiedererwachen, das andere Mal mit einer Ruhe endigen, die vollständig und von unbestimmter Dauer ist: das andere Ich bleibt so lange fort, dass der Körper kalt wird.

Am bezeichnendsten jedoch unter allen ist die Erfahrung, dass empfindungslose Zustände in Folge von tiefen Wunden und gewaltsamen Schlägen eintreten. Wenn der Wilde für andere Fälle von Verlust des Bewusstseins keine unmittelbare Veranlassung erkannte, so war doch für jeden von diesen die augenscheinliche Ursache die That eines Feindes. Und diese That eines Feindes rief verschiedene Resultate hervor. Bald kam der verletzte Mann nach kurzer Zeit „wieder zu sich“ und ging nicht wieder fort. Bald auch kam er erst nach längerer Abwesenheit wieder zu sich und

verliess dann gleich seinen Körper für eine unbestimmte Zeit. Endlich kamen statt dieser zeitweiligen Rückkehr mit darauf folgender dauernder Abwesenheit hie und da Fälle vor, wo ein gewaltsamer Schlag von Anfang an anhaltende Abwesenheit verursachte: es war nicht wahrzunehmen, dass das andere Ich überhaupt wieder zurückgekommen wäre.

XII. Capitel.

Die Ideen von Tod und Auferstehung.

§. 81.

Wir nehmen ohne Zögern für ausgemacht an, dass Tod leicht von Leben zu unterscheiden sei, und unbedenklich setzen wir voraus, dass der natürliche Abschluss des Lebens durch den Tod von jeher ebenso bekannt gewesen sein müsse, wie er es heutzutage ist. Jede von diesen für so unzweifelhaft gehaltenen Annahmen ist jedoch irrig.

— „Nichts ist gewisser als der Tod; nichts aber ist gelegent-„lich ungewisser als sein wirkliches Eintreten, und es sind uns „zahlreiche Beispiele mit Sicherheit überliefert, wo Menschen vor-„zeitig begraben wurden oder buchstäblich schon am Rande des „Grabes sich befanden, bevor entdeckt wurde, dass ihr Leben noch „nicht aufgehört habe. Ja wir wissen von Einigen, die erst durch „das Messer des Anatomen wieder ins Leben zurückgerufen wor-„den sind."

Diese Stelle, die ich aus der Cyclopaedia of Practical Medicine von FORBES und TWEEDIE entnehme, bildet die Einleitung zu einer kritischen Prüfung der gewöhnlich als zuverlässig angenommenen Kennzeichen des Todes, deren Resultat ist, dass sie sämmtlich trügerisch sind. Wenn denn also wir, die wir die Summe der durch die Civilisation überlieferten Erfahrungen besitzen, verbunden mit jener Vertrautheit mit dem natürlichen Tode, welche durch directe Beobachtung in jeder Familie erworben wird, trotz alledem nicht sicher sein können, ob ein Wiedererwachen stattfinden werde oder nicht — welches Urtheil darf man dann von dem

primitiven Menschen erwarten, dem nicht nur all dieses überlieferte Wissen abgeht, sondern der auch bei weitem nicht so häufig wie wir Gelegenheit hat, den natürlichen Tod zu sehen? So lange die Thatsachen es nicht bewiesen haben, kann er nicht wissen, dass diese dauernde Ruhe der nothwendige Abschluss des Zustandes lebhafter Thätigkeit ist, und sein wanderndes, auf Beutezüge gerichtetes Leben entzieht seinen Augen den grössten Theil der Erscheinungen, welche diese Wahrheit zur Überzeugung bringen könnten.

Was für Ideen wird sich also der primitive Mensch unter derartigen Verhältnissen vom Tode bilden? Vergegenwärtigen wir uns einmal die Richtung seines Denkens und das daraus hervorgehende Handeln.

§. 82.

Er ist Augenzeuge von Fällen von Empfindungslosigkeit, die in ihrer Dauer wie in ihrem Grade sehr verschieden sind. Nach der weitaus grössten Zahl derselben findet Wiederbelebung statt — alltäglich nach dem Schlafe, häufig nach einer Ohnmacht, gelegentlich nach Schlafsucht, hie und da auch nach Wunden oder Schlägen. Wie verhält es sich nun aber mit diesen anderen Formen von Empfindungslosigkeit? Wird nicht auch auf diese eine Wiederbelebung erfolgen?

Die Antwort, dass dies der Fall sein wird, findet einen Rückhalt in der gelegentlich gemachten Erfahrung, dass Wiedererwachen vorkommt, nachdem die unmittelbare Hoffnung darauf bereits aufgegeben war. Einer, der schon begraben werden sollte, oder ein Anderer, der schon auf dem Scheiterhaufen lag, kommt plötzlich wieder zu sich. Der Wilde nimmt dies nicht, wie wir es thun würden, für einen Beweis, dass der Mensch, den man für todt hielt, nicht wirklich todt war, sondern es dient vielmehr dazu, ihn zu überzeugen, dass die Empfindungslosigkeit des Todes gleich allen anderen Formen derselben nur eine zeitweilige sei. Selbst wenn er kritisch denken könnte, während er doch einer genauen Prüfung unfähig ist, würden die Thatsachen in hohem Grade zu Gunsten seines Glaubens sprechen, dass in diesem Falle die Wiederbelebung blos etwas länger hinausgeschoben sei.

Dass diese naturgemäss zu erwartende Begriffsverwirrung in Wirklichkeit vorkommt, wird durch directe Zeugnisse bestätigt. Arbousset und Daumas erwähnen das Sprichwort der Buschmänner:

„Tod ist nur ein Schlaf.“ Über die Tasmanier schreibt Bonwick: „Als ich Mungo nach dem Grunde fragte, warum der Speer in das „Grab gesteckt würde, erwiderte er ruhig: ‚Um damit zu kämpfen, „während er im Schlafe liegt‘.“ Selbst von einer so hoch stehenden Race wie den Dajaks erfahren wir durch St. John, dass es ihnen grosse Schwierigkeit macht, Schlaf von Tod zu unterscheiden. Perceval sagt: „Wenn ein Toda stirbt, so hegen die Leute längere „Zeit die Hoffnung, dass möglicher Weise noch Wiederbelebung „stattfinden könne, solange die Verwesung noch nicht begonnen „hat.“ Noch deutlicher ist diese Ansicht von einem Wiedererwachen in den Gründen ausgesprochen, welche zwei Völkerstämme für ihre Handlungsweise anführen, — einer aus der alten und einer aus der neuen Welt — welche in ausserordentlichem Grade Brutalität mit Beschränktheit vereinigen. Galton erzählt, der Leichnam eines Damara werde erst in sitzender Stellung „in eine alte Ochsenhaut“ eingenäht und dann in einer Grube verbrannt, wobei „die Zuschauer „rückwärts und vorwärts über das Grab hinwegspringen, um den „Gestorbenen zu verhindern, aus demselben aufzustehen“. Und von Southey erfahren wir, dass bei den Tupis „dem Leichnam alle „Glieder fest zusammengebunden werden, damit der Todte nicht etwa „im Stande sei, wieder aufzustehen und seine Freunde mit seinen „Besuchen zu beunruhigen“.

Allein auch abgesehen von solchen ausgesprochenen Überzeugungen und angegebenen Gründen kommen uns reichliche Beweise für unsere Auffassung aus dem darauf begründeten Betragen zu, wie in den oben angeführten Beispielen. Wir haben deshalb zunächst die verschiedenen Handlungen zu überschauen, welche durch den Glauben veranlasst werden, dass der Todte ins Leben zurückkehre.

§. 83.

In erster Linie sind zu nennen die Bemühungen, den Leichnam wiederzuerwecken, das andere Ich zurückzurufen. Dieselben werden manchmal sehr eifrig und in höchst grauenhafter Weise ausgeführt. Alexander erzählt uns von den Arawaks, dass ein Mann, der seine beiden Brüder verloren hatte, „dornige Zweige abschnitt und die „Todten am ganzen Körper damit schlug, wobei er zu gleicher Zeit „‚Heia! heia!‘ schrie,“ als ob er den Schmerz der Geiselung fühlte. „... Als er sah, dass es unmöglich war, die leblose Masse wieder-

„zubeleben, öffnete er ihre Augen und schlug die Dornen in ihre „Augäpfel und über ihr ganzes Gesicht“. Ebenso erfahren wir von SPARMAN, dass die Hottentotten die Sterbenden und die eben Gestorbenen mit Vorwürfen überhäufen und misshandeln, weil sie fortgehen.

Dies führt uns zu dem weit verbreiteten Gebrauch, zum Leichnam zu sprechen, ursprünglich wohl mit der Absicht, das herumwandernde zweite Ich zur Rückkehr zu bewegen, dann aber auch mit dem Wunsche nach Versöhnung desselben. Der Fidschi-Insulaner glaubt, dass lautes Rufen manchmal das andere Ich im Augenblicke des Todes zurückbringen könne, und von den Moondes oder Hos lesen wir, dass sie sogar den Geist eines Leichnams zurückrufen, der bereits verbrannt worden ist. CRUICKSHANK sagt, dass die Fantees manchmal an den Leichnam „Ansprachen richteten „im Tone des Vorwurfes, weil er sie verlassen, oft aber auch seinen „Geist anflehten, über ihnen zu wachen und sie vor Unheil zu be„wahren“. In ihren Klagerufen baten die Kariben „den Gestorbenen, „ihnen die Ursache seines Wegganges aus der Welt anzugeben.“ In Loango fragen die Verwandten eines Todten denselben zwei oder drei Stunden lang, warum er gestorben sei, und an der Goldküste „wird an die gestorbene Person selbst die Frage gerichtet, was „die Ursache ihres Todes sei“, — eine Behauptung von BEECHAM, die durch WINTERBOTTOM bestätigt wird. Ähnliches geschieht bei Mitgabe von Nahrungsmitteln u. s. w. Bei den Todas rief der Opferpriester den Gestorbenen an und indem er die getödtete Kuh nannte, „sagte er ihm, dass sie dieselbe gesandt hätten, um ihn zu be„gleiten“. MOFFAT erzählt uns von den Betschuanas, dass ein altes Weib mancherlei Gegenstände ans Grab bringe und an den Leichnam die Worte richte: „Hier sind deine Sachen.“ Und nach HALL's Berichten besuchen die Innuits die Gräber, sprechen zu den Todten, lassen Nahrungsmittel u. s. w. für sie zurück und sagen dabei: „Hier, Nukerton, hast du was zu essen und etwas, um dich „warm zu halten.“

Wie schon aus dem letzt erwähnten Falle hervorgeht, dehnt sich dieses Verfahren, das ursprünglich nur den eben Gestorbenen gegenüber angewendet wurde, auch auf die schon längere Zeit Gestorbenen aus. In der Beschreibung der Bagos führt CAILLÉ an, dass, nachdem ein Todter begraben ist, „seine Verwandten kommen „und zu ihm sprechen in dem Glauben, dass er sich um das

„kümmere, was sie sagen“. Ähnliches kommt manchmal auch nach der Verbrennung vor: bei den alten Kookies wird die Asche „von „den Freunden des Todten angeredet und dessen gute Eigenschaften „aufgezählt“. Und die Malagassen „wenden sich nicht blos in „leidenschaftlicher Weise an den Gestorbenen“, sondern theilen auch beim Eintritt in den Begräbnissplatz den Todten in der Umgebung mit, dass ein Verwandter gekommen sei, um sich mit ihnen zu vereinigen, und ersuchen sie um eine günstige Aufnahme. Selbst von verhältnissmässig so weit vorgeschrittenen Völkern wie denjenigen des alten America wurde diese Sitte festgehalten und in der That sogar hoch entwickelt. Die Mexicaner gaben den Todten gewisse Papiere mit und sagten beim ersten: — „Mit Hülfe dieses wirst „Du ohne Gefahren zwischen den beiden Bergen hindurchgehen, „die gegen einander kämpfen.“ Beim zweiten sagten sie: „Mit „Hülfe dieses wirst Du unverletzt die Strasse wandeln, welche „durch die grosse Schlange vertheidigt wird.“ Beim dritten endlich: „Mit diesem wirst Du sicher über die Stätte gehen, wo das „Krokodil und das Ochitonal hausen.“ Ebenso pflegten unter den Peruanern die jungen Ritter bei ihrer Weihe sich an ihre einbalsamirten Vorfahren zu wenden und sie zu bitten, „sie möchten „ihre Nachkommen ebenso glücklich und tapfer machen, wie sie „selbst gewesen wären“.

Haben wir die Wahrheit erkannt, dass der Tod ursprünglich nur als eine besondere Art von zeitweilig aufgehobenem Leben betrachtet wird, so erscheinen uns diese Maassregeln nicht mehr so verkehrt. Indem es seinen Ausgang von dem Rufen nimmt, das sich wirksam erweist, den Schläfer aufzuwecken, und manchmal auch bei der Wiederbelebung eines ohnmächtig Gewordenen wirksam zu sein scheint, entwickelt sich dieses Sprechen zu dem Todten in verschiedenen Richtungen und bleibt auch da als Gebrauch bestehen, wo eine unmittelbare Wiederbelebung gar nicht mehr erwartet wird.

§. 84.

Der Glaube, dass der Tod nur eine weit hinausgeschobene Wiederbelebung sei, hat noch eine fernere Wirkung, die bereits in mehreren der vorhergehenden Citate angedeutet worden ist. Ich verstehe darunter die Sitte, dem Leichnam Nahrung darzureichen, indem man denselben in einzelnen Fällen wirklich füttert, in den

meisten Fällen aber nur Speisen und Getränke zu seinem Gebrauche zurücklässt.

Gelegentlich kommt es im Starrkrampfe vor, dass der Kranke, wenn auch ohne es selbst zu fühlen, in seinen Mund gesteckte Bissen herunterschluckt. Mag nun eine solche Erfahrung dazu geführt haben oder nicht, jedenfalls ist ein Gebrauch weit verbreitet, der auf der Voraussetzung beruht, dass der Tod ein damit verwandter Zustand sei. EARL erzählt von den Assu-Insulanern, dass mehrmals während der ersten paar Tage, nachdem einer gestorben ist, diese Papuaner den Versuch machen, ihn zum Essen zu bringen, „und wenn sie sehen, dass er Nichts davon nimmt, „so wird sein Mund mit Speisen, Siri und Arak gefüllt, bis der„selbe über den Körper herunterläuft und sich auf dem Boden ver„breitet". Bei den Tahitiern „wurde, wenn der Gestorbene ein „Häuptling von Rang oder besonderem Ruhme war, ein Priester „oder eine andere Person angewiesen, bei dem Leichnam zu wachen „und seinem Munde zu verschiedenen Zeiten während des Tages „Nahrung anzubieten". Ähnliches kommt bei den Malanans auf Borneo vor: wenn ein Häuptling stirbt, so sorgen seine Sclaven mit dem Fächer, Siri und Betelnüssen für seine angenommenen Bedürfnisse. HARKNESS erzählt uns von den Badagas, dass sie „in „der Zwischenzeit zwischen Tod und Verbrennung öfters etwas Korn „in den Mund des Gestorbenen legen".

In den meisten Fällen jedoch ist der beabsichtigte Zweck der, dem Todten leicht zugängliche Nahrungsmittel zu bieten, wann er derselben auch bedürfen möchte. Manchmal wird derselbe nur für die Zeit dergestalt versorgt, so lange man mit dem Begräbniss wartet, wie bei den Fantees, welche „Lebensmittel und Wein zum „Gebrauche des abwesenden Geistes" in die Nähe des Lagers stellen, auf das der Leichnam gebettet wurde; oder wie bei den Karenen, bei denen vor und nach dem Begräbnisse „Fleisch zur Speise neben „den Leichnam gesetzt wird." Auch die Tahitier und Sandwich-Insulaner, welche ihre Todten auf Gerüsten ausstellen, setzen Früchte und Wasser neben dieselben, und die Neuseeländer, welche in ähnlicher Art für Vorräthe sorgen, „behaupten bestimmt, dass der „Geist des Nachts komme und aus den geweihten Calabassen sich „Speise nehme". HERRERA erzählt uns von gewissen Brasilianern, dass sie einen todten Mann „in das Netz oder die Hängematte „legen, in welcher er zu liegen pflegte, und ihm während der ersten

„Tage Fleisch bringen, indem sie sich vorstellen, er liege in seinem „Bette". Derselbe Glaube, dass der noch nicht begrabene Leichnam der Erfrischungen bedürfe, kam in anderer Weise bei den Peruanern zum Ausdruck, welche einen Leichenschmaus feierten, wobei sie „die Seele des Gestorbenen erwarteten, welche, wie sie „sagen, kommen müsse, um zu essen und zu trinken".

So allgemein verbreitet ist das Hinsetzen von Vorräthen in oder auf das Grab, dass eine Aufzählung aller mir bekannten Fälle allzu ermüdend wäre; es mögen nur einige genügen. Aus Africa kann ich als Beispiel das Sherbro-Volk anführen, welches, wie SCHÖN sagt, „die Gewohnheit hat, Reis und andere Speisen auf die „Gräber ihrer abgeschiedenen Freunde zu bringen"; das Volk der Loangos, welche nach PROYART's Bericht Nahrungsmittel auf das Grab niedersetzen; die Neger aus dem Innern, welche ALLAN's Aussage zufolge Speisen und Wein auf die Gräber setzen, und die blutdürstigen Dahomes, welche nach BURTON's Bericht auf das Grab eine eiserne Schüssel stellen, in welche „Wasser oder Blut „als Getränk für den Todten gegossen wird". — Wenden wir uns nach Asien, so finden wir solche Gebräuche unter den Berg-Völkern von Indien. Die Bhils kochen Reis und lassen etwas davon an der Stelle liegen, wo der Leichnam begraben wurde, während der Rest auf „die Schwelle seiner früheren Wohnung gestellt wird, als Vor-„rath für den Geist"; und ähnliche Gebräuche werden bei den Santals, den Kookies und den Karenen beobachtet. — In America mögen von den uncivilisirten Racen die Caraiben genannt werden, welche den Leichnam nebst Wasser und Speisen „in eine Höhle „oder ein Grabgewölbe" beisetzen. Es sind aber besonders die untergegangenen civilisirten Racen, welche diese Sitte am höchsten ausgebildet haben. Die Chibchas, welche die Todten in künstlich angelegte Höhlen einschlossen, hüllten dieselben in schöne Mäntel und stellten rings um sie herum zahlreiche Maiskuchen und Mucuras voll Chicha (ein Getränk) auf; und von den Peruanern erzählt uns TSCHUDI, dass sie „den Leichnamen gegenüber zwei „Reihen von Töpfen zu stellen pflegten, welche mit Guiana, Mais, „Kartoffeln, getrocknetem Lamafleisch u. s. w. gefüllt und mit „kleineren Töpfen bedeckt waren. Zu beiden Seiten wurden in „einem Halbkreise Kochgefässe . . . . und Töpfe voll Wasser und „Chicha gestellt, die man wieder mit Trinkgefässen zudeckte".

Dasselbe geschieht sogar neben der Verbrennung. BUTLER

erzählt uns, dass bei den Kookies die Wittwe „Reis und Früchte „auf die Asche ihres Gatten“ legt. Die alten Central-Americaner hatten eine ähnliche Sitte. OVIEDO theilt uns folgendermaassen die Erklärung eines Indianers mit: „Wenn wir einen Leichnam zur „Verbrennung vorrichten, so stellen wir neben denselben etwas ge„kochten Mais in einer Calabasse und befestigen diese an dem „Leichnam und verbrennen sie zugleich mit ihm.“ Wenn wir nun auch da, wo die Leiche durch Feuer zerstört wird, annehmen müssen, dass die Vorstellung von einer Wiederbelebung in ihrer ursprünglichen Form ausgestorben sei, so deutet doch diese fortbestehende Sitte, dem Todten Nahrung mitzugeben, auf vergangene Zeiten hin, wo man sich die Wiederbelebung buchstäblich dachte. Und in der That, wenn wir finden, dass die Kookies, von denen die einen ihre Todten begraben, während die andern sie verbrennen, im einen wie im anderen Falle Speisen mitgeben, so können wir kaum daran zweifeln.

§. 85.

Welches ist nun die äusserste Grenze für die Zeit, während welcher die Rückkehr des anderen Ich noch zu erwarten ist? Stunden sind vergangen und der Empfindungslose ist wieder erwacht; Tage sind vergangen und der Empfindungslose ist wieder erwacht — wird er denn nach Wochen und Monaten wieder aufwachen und dann der Nahrung bedürfen? Der primitive Mensch vermag das nicht bestimmt zu sagen. Seine Antwort ist zum mindesten zweifelhaft und so schlägt er den sicheren Weg ein: er wiederholt die Darreichung von Speisen.

Solches finden wir bei den Eingebornen von Indien. Bei den Bodo und Dhimals werden die auf das Grab gelegten Speisen und Getränke erneuert „und der Todte wird dabei angerufen“; bei den Kookies, wo man „den Leichnam auf einem Gerüste aussetzt, das „unter einem Schutzdach aufgeschlagen wurde“, bringen sie Nahrung und Getränke „alltäglich herzu und legen es vor demselben „nieder“. Von americanischen Völkern ist diese Sitte noch weiter getrieben worden. HALL erzählt uns von den Innuits, dass, „so oft „sie in die Nachbarschaft des Grabes eines Verwandten zurück„kehren, demselben ein Besuch abgestattet wird und die besten „Speisen als ein Geschenk dargebracht werden“; und SCHOOLCRAFT sagt von den Dakotahs, dass sie „ein ganzes Jahr hindurch die

„Stätte des Todten besuchen, Speisen herzutragen und ein Mahl „für den Todten zurichten, um den Geist des Abgeschiedenen zu „sättigen". Die allersorgfältigsten Maassregeln aber trafen in diesem wie in vielen anderen Punkten die untergegangenen civilisirten Racen von America. MOTOLINIA behauptet von den Mexicanern, „sie kehrten nach dem Begräbnisse zwanzig Tage lang zu dem „Grabe zurück und legten Speisen und Rosen auf dasselbe; nach „achtzig Tagen machten sie es ebenso, und so fort immer von „achtzig zu achtzig Tagen". Was die Peruaner aus den Küstenthälern betrifft, so erfahren wir durch CIEZA, dass sie in früheren Zeiten die Gräber zu öffnen und die Gewänder und Speisen, welche in dieselben gelegt waren, zu erneuern pflegten. Noch weiter wurden solche Gebräuche mit den einbalsamirten Körpern der Ynkas getrieben. Sie brachten Vorräthe zu denselben und sagten dabei: „Als Du noch lebtest, pflegtest Du von Diesem zu essen und zu „trinken; möge nun Deine Seele es empfangen und sich daran „sättigen, wo Du auch jetzt sein magst". Diese Schilderung MOLINA's von einem der Todtenfeste können wir neben diejenige von P. PIZARRO stellen, welcher erzählt, sie brächten die Körper jeden Tag heraus und setzten sie ihrem Alter nach in eine Reihe. Während nun die Diener schmausten, setzten sie die Speisen der Todten auf ein Feuer und ihre Chicha-Gefässe vor dieselben und Todte und Lebende tränken einander bei dem Bankete zu.

Hier hat sich nun freilich die primitive Sitte, Speisen bei einem Leichnam zurückzulassen und die Vorräthe zu erneuern, weil es zweifelhaft war, wie lange das Wiedererwachen hinausgeschoben sein möchte, zu einem System von Gebräuchen entwickelt, die erheblich von den ursprünglichen abweichen.

§. 86.

Daran mag sich zunächst die Aufzählung noch einiger anderer ebenso bemerkenswerther Folgen des Glaubens an Wiederbelebung anschliessen. Wenn der Leichnam immer noch in irgend einer Weise lebendig ist gleich einem in Verzückung liegenden Menschen, — muss er da nicht athmen und ist ihm nicht Wärme nöthig? Diese Fragen beantworten manche Völker durch ihre Handlungen in bejahendem Sinne.

Von den Guaranis schreibt SOUTHEY: „Sie glauben, dass die

„Seele mit dem Körper im Grabe zusammenbleibe, aus welchem „Grunde sie sehr darauf sahen, demselben genügenden Raum zu „lassen“ . . . . . weshalb sie auch „einen Theil der Erde weg-„zunehmen pflegten, damit sie nicht schwer auf ihm lasten sollte“ . . . . . manchmal auch „bedeckten sie das Antlitz des Leich-„nams mit einer concaven Schüssel, auf dass die Seele nicht er-„sticken möchte“. Unter den Eskimos herrscht der Glaube, „dass „jede Last, die auf den Leichnam drückte, dem Abgeschiedenen „Schmerzen verursachen würde“. Und in seiner Schilderung der alten Peruaner giebt ARRIAGA an, dass die Indianer nach der Eroberung die in den Kirchen Beigesetzten wieder auszugraben pflegten, indem sie sagten, die Körper müssten sich sehr unbehaglich fühlen, wenn die Erde auf sie drücke, und sie hätten es viel lieber, in der freien Luft zu liegen.

Ein Feuer dient sowohl zur Spendung von Wärme als zum Kochen, und in vielen Fällen wird denn auch für den Abgeschiedenen die eine oder die andere dieser Annehmlichkeiten vorgesehen. MORGAN schreibt, dass bei den Irokesen „des Nachts auf dem Grabe „ein Scheiterhaufen aufgeschichtet wurde, um dem Geiste zu er-„möglichen, seine Speisen zuzubereiten“. Bei den Brasilianern herrscht nach BURTON's Bericht die Sitte, „Feuer zur Seite von „frischen Gräbern anzuzünden . . . . . zum persönlichen Behagen „des Gestorbenen“. In seiner Beschreibung des Sherbro-Volkes (an der Negerküste) sagt SCHÖN, dass sie „häufig in kalten oder reg-„nerischen Nächten ein Feuer auf den Gräbern ihrer abgeschiedenen „Freunde anzuzünden pflegten“. Auch von den westlichen Australiern werden Feuer neben dem Grabe Tage lang in Brand erhalten, und war der Gestorbene eine Person von Rang, so werden diese Feuer alltäglich drei bis vier Jahre hindurch angezündet.

§. 87.

Wiedererweckung im ursprünglichen Sinne kann unmöglich vor sich gehen, wenn kein Körper übrig bleibt, um wieder erweckt zu werden. Wie vielfach auch der Glaube des primitiven Menschen an die Rückkehr des zweiten Ich mit einer Behandlung des Leichnams verknüpft sein mag, welche darauf abzielt, eine Wiederbelebung desselben unmöglich zu machen, so wird doch jedenfalls die Erwartung einer solchen Wiederbelebung naturgemäss von der An-

erkennung der Nothwendigkeit begleitet, den Leichnam vor Beschädigung zu schützen. Darum sind diese verschiedenartigen Gebräuche, welche auf die Wohlfahrt des todten Körpers abzielen, während sein Doppelgänger abwesend ist, und zugleich die Wohlfahrt des wiederbelebten Körpers bezwecken, wenn sein Doppelgänger zurückkehrt, häufig mit anderen Gebräuchen verbunden, welche von der Absicht ausgehen, Zerstörung des Körpers zu verhüten.

In erster Linie sind mehrere Andeutungen des Glaubens bemerkenswerth, dass, wenn der Körper zerstört worden ist, eine Wiederbelebung nicht mehr möglich, dass dies vollständige Vernichtung sei. Wenn BRUCE uns erzählt, dass bei den Abyssiniern Verbrecher nur selten begraben werden; wenn wir von SIMON erfahren, dass bei den Chibchas die Leichname der ärgsten Verbrecher unbegraben auf den Feldern liegen gelassen wurden, und wenn wir an die Sorgfalt denken, welche gewöhnlich dem Leichnam gewidmet wird und zwar mit der zugestandenen Voraussetzung seines Wiedererwachens zum Leben, so dürfen wir wohl auf den Glauben schliessen, dass Wiederbelebung verhindert werde, wenn der Körper zerstört ist. Diesen Glauben finden wir anderwärts deutlich ausgesprochen. Die Neuseeländer waren der Ansicht, dass ein Mensch, der von ihnen aufgegessen wurde, ganz und für immer vernichtet sei. Wie CHAPMAN sagt, glauben die Damara, Todte, die man begraben habe, „könnten nicht im Grabe ruhig bleiben ..... Ihr „müsst dieselben wegwerfen und sie von den Wölfen auffressen lassen, „dann werden sie nicht kommen und uns belästigen“. Nach BASTIAN's Aussage glauben die Matiamba-Negerinnen, dass sie die Seelen ihrer Männer ertränken können, indem sie deren Leichname ins Wasser werfen: jene möchten sie sonst beunruhigen. Und möglicherweise ist es ein ähnlicher Glaube, welcher die Kamtschadalen veranlasst, die Leichname „ihren Hunden zum Frass vorzuwerfen.“

Wo dagegen das Bestreben nicht dahin geht, vollständige Vernichtung des Abgeschiedenen zu sichern, sondern vielmehr sein Wohlbefinden zu ermöglichen, da zeigt sich grosse Sorgfalt, dass der Körper gegen schlechte Behandlung bewahrt bleibe. Diese Sorgfalt führt zu mancherlei Maassregeln, welche je nach den Ansichten, die hinsichtlich des Daseinszustandes des Gestorbenen herrschen, verschieden ausgebildet sind.

In manchen Fällen wird solche Sicherheit durch Verborgenheit

oder Unzugänglichkeit oder durch Beides zugleich zu erreichen gesucht. Über gewissen Gräbern pflanzen die Chibchas Bäume, um dieselben dadurch zu verbergen. Nach einer bestimmten Frist wurden die Überreste von neuseeländischen Häuptlingen „durch „Priester heimlich in Grabgewölben, auf Bergspitzen, in Wäldern „oder in Höhlen beigesetzt“. Die Muruts auf Borneo legen die Gebeine ihrer Häuptlinge in Schreinen auf die Gipfel der höchsten Berge, wie uns St. John erzählt; und Ellis sagt von den Tahitiern, dass bei ihnen die Knochen manchmal, um zu verhüten, dass sie gestohlen würden, auf den Spitzen der unzugänglichsten Gebirge beigesetzt würden. Bei den Kaffern, wo die Leichname des gemeinen Volkes einfach ausgesetzt und den Wölfen zum Frass überlassen werden, begräbt man diejenigen der Häuptlinge innerhalb ihrer Viehhürden; und Livingstone berichtet, dass ein Betschuana-Häuptling „in seiner Viehhürde begraben und all sein Vieh ein bis zwei „Stunden lang um das Grab herum und über dasselbe hinweggetrieben „werde, bis dieses vollkommen unkenntlich gemacht ist“. Noch sonderbarer waren die Vorsichtsmaassregeln, die man zu Gunsten des Beherrschers von Bogota traf. Als Vorbereitung für den Tod des Caziken bereiteten mehrere besondere Diener, welche den Ort ihrer Operationen geheim hielten, eine höchst sichere Ruhestätte für denselben vor. „Sie lenkten“, sagt Simon, „einen Fluss aus „seinem Laufe ab und gruben in seinem Bette das Grab ..... „Sobald der Cazike in dasselbe eingesenkt war, liessen sie den Strom „in sein natürliches Bett zurückkehren.“

Während in diesen Fällen der Wunsch vorherrscht, den Leichnam und was zu ihm gehört vor Feinden, Thieren sowohl wie Menschen, zu verbergen, macht sich in anderen Fällen hauptsächlich der Wunsch geltend, den Leichnam gegen eingebildetes Unbehagen zu schützen. Wir haben bereits der Mittel gedacht, die gelegentlich angewendet werden, um ihm das Athmen zu erleichtern, das man sich noch fortdauernd denkt, und eine ähnliche Absicht wahrscheinlich rief den Gebrauch ins Leben, den wir bei vielen Racen befolgt sehen, den Leichnam in einige Höhe über dem Boden zu erheben. Viele Polynesier legen die todten Körper auf Gerüste. Auch in Australien und auf den Andamanen-Inseln wird gelegentlich so mit den Leichnamen verfahren. Von den Zulus pflegen zwar die einen zu begraben, die anderen zu verbrennen, noch andere aber die Leichen auf Bäumen auszusetzen; und die Dajaks und

Kyans huldigen einer ähnlichen Sitte. Ganz besonders aber in America, wo sich bei den Eingebornen, wie wir sahen, auf andere Weise das Bestreben geltend macht, den Leichnam vor Druck zu bewahren, ist auch die Aussetzung auf aufgeschlagenen Gerüsten am weitesten verbreitet. BURTON erzählt uns, dass die Dakotahs diese Methode verfolgen; MORGAN versichert, dass sie in einer gewissen Periode die herrschende Sitte bei den Irokesen war; CATLIN bemerkt in der Beschreibung der Mandanen, dass sie Gerüste hatten, auf denen „ihre Todten leben", wie sie sich ausdrücken, und fügt hinzu, dass sie hiedurch vor den Angriffen der Wölfe und Hunde geschützt würden; und SCHOOLCRAFT behauptet dasselbe von den Tschippewähs. Unter den südamericanischen Völkerstämmen wurden so ziemlich dieselben Zwecke dadurch zu erreichen gesucht, dass man Spalten und Höhlen als Begräbnissstätten benutzte. Dies thaten die Caraiben. HUMBOLDT erzählt uns, dass die Guiana-Indianer ihre Todten blos wegen des Mangels an Höhlen zwischen den Felsen begraben. Die Chibchas bestatteten in einer Art von „Bobedas" oder Höhlen, welche zu diesem Zwecke gemacht wurden. Und die verschiedenen Methoden in der Behandlung der Todten, wie sie bei den alten Peruanern in Gebrauch standen, waren doch alle so weit als möglich auf die Erreichung dieser beiden Ziele berechnet — Schutz des Leichnams und Fernhaltung vermeintlicher Unbequemlichkeiten von demselben. Wo sie keine natürlichen Spalten in den Felsen hatten, da machten sie „grosse Löcher und Höhlungen „mit verschliessbaren Thüren vor denselben", oder aber sie verwahrten die einbalsamirten Körper in Tempeln.

Verlassen wir die neue Welt, in welcher die primitive Vorstellung vom Tode als von einer lange hinausgeschobenen Wiederbeseelung durchweg ganz besonders lebhaft gewesen zu sein scheint, so finden wir anderswo weniger deutliche Anerkennung irgend einer Empfindlichkeit des Todten gegen Druck oder Mangel an Luft: blos das Bedürfniss findet allgemeine Anerkennung, dass Zerstörung durch Thiere oder Beschädigung durch Menschen und Dämonen verhütet werden müsse. Dies ist das unzweifelhafte Motiv für die Überdeckung des Todten, und gelegentlich wird es auch offen ausgesprochen. Blosse Erde genügt manchmal nicht dazu und dann wird noch irgend ein anderes Schutzmittel hinzugefügt. PARK sagt, dass bei den Mandingoes „dorniges Gesträuch auf das Grab gelegt „wird, um die Wölfe am Ausscharren des Körpers zu verhindern",

und die Joloffs, ein Stamm von der Negerküste, wenden dieselbe Vorsichtsmaassregel an. In anderen Fällen werden Steine dazu verwendet. Die Araber halten auf diese Weise wilde Thiere fern, und sehr allgemein finden wir entweder Steine und Erde oder Steine allein, welche offenbar am zweckmässigsten sind. CRANTZ berichtet uns, dass die Eskimos den Leichnam durch schwere Steine schützen. Die Bodo und Dhimals häufen Steine „über dem Grabe auf, um „dasselbe vor einer Störung durch Schakals u. s. w. zu bewahren". Im Damara-Land besteht das Grab eines Häuptlings aus einem grossen Steinhaufen, der rings von Dornbüschen umgeben ist.

Beachtenswerth ist nun eine eigenthümliche Folge hievon: Die Verwandtschaft des Abgeschiedenen, sei es aus wirklicher, sei es aus erheuchelter Zuneigung, und Andere aus Furcht vor dem, was er ihnen anthun möchte, wenn sein Doppelgänger zurückkehrt, vereinigen sich in dem Bestreben, die schützende Masse zu vergrössern. PARK erzählt uns von den Negern des Binnenlandes, dass an einzelnen Stellen grosse Denkmäler über den Gräbern durch die vorübergehenden Verwandten aufgerichtet werden, welche fortwährend neue Steine zu dem Haufen hinzutragen; und von gewissen Central-Americanern sagt URRUTIA, es sei eine immer noch festgehaltene Sitte, eine Handvoll Erde oder einen Stein als schuldigen Tribut zum Andenken der hervorragenden Todten auf ihr Grab zu werfen. Offenbar wird nun diese Handlungsweise in dem Maasse weiter getrieben, als der Gestorbene geliebt, verehrt oder gefürchtet wurde. Damit bringt denn die Vergrösserung des Haufens zum Zwecke des Schutzes eine Vergrösserung desselben als Zeichen der Macht oder des Reichthums mit sich. So erfahren wir durch XIMENES von den Central-Americanern, dass sie „Erdhaufen errichteten, deren Höhe „jeweils der Bedeutung des Gestorbenen entsprach". Von den Chibchas sagt CIEZA: „Sie häufen solche Massen von Erde auf, um ihre „Grabmäler herzustellen, dass diese wie kleine Hügel aussehen"; und ACOSTA, der verschiedene andere Grabmäler in jenen Gegenden beschreibt, die „während der Trauerzeit aufgehäuft wurden", fügt hinzu: — „da nun dies so lange dauerte, als zu trinken gespendet „wurde, so zeigt uns die Grösse des Grabhügels unmittelbar das „Vermögen des Todten an". Eine ähnliche Bemerkung macht ULLOA hinsichtlich der Monumente der Peruaner.

So kommen wir denn, wenn wir von dem kleinen Häuflein ausgehen, das nothwendig in Folge der Verdrängung von Erde durch

den begrabenen Körper entsteht, schliesslich zu so gewaltigen Gebäuden wie die ägyptischen Pyramiden, und die ganze Reihe verdankt ihren Ursprung einfach dem Wunsche, den Körper vor Beschädigungen zu bewahren, die ein Wiedererwachen verhindern könnten.

§. 88.

Eine andere Gruppe von Gebräuchen, welche von derselben Absicht ausgehen, bedarf noch der Erwähnung. Ich meine die Anwendung von Maassregeln, welche den Zerfall verhindern. Neben dem Glauben, dass Wiederbelebung unmöglich sein würde, wenn das zurückkehrende andere Ich einen verstümmelten oder gar keinen Leichnam mehr vorfände, macht sich der Glaube geltend, dass, um die Wiederbelebung zu sichern, der Fäulniss Einhalt gethan werden müsse. Natürlich ergiebt sich daraus der Schluss, dass ebenso gut, wie Zerstörung des Leichnams durch wilde Thiere ein Wiedererwachen verhindere, so auch Zersetzung desselben dies verhindern könne. Dass diese Idee bei auf sehr niedriger Stufe stehenden Menschen keine Spuren hinterlässt, beruht höchst wahrscheinlich darauf, dass dieselben keine geeigneten Methoden entdeckt haben, um die Zersetzung aufzuhalten. Bei weiter vorgeschrittenen Racen dagegen haben wir Beweise genug dafür, dass diese Idee aufgetreten ist und zu bestimmten Thätigkeiten geführt hat.

Was das treibende Motiv betrifft, so haben wir die Schilderung Herrera's von gewissen americanischen Völkern, welche glaubten, dass „die Todten wieder auferstehen würden, weshalb sie die Knochen „derselben, wenn sie trocken waren, in einen Korb zusammenlegten „und an einem Baumast aufhingen, damit jene bei ihrer Auferstehung „nicht lange danach zu suchen brauchten". Ebenso sagten die Peruaner, indem sie Garcilasso ihre Bräuche auseinandersetzten: „Deshalb pflegen wir, damit wir nicht erst unsere Haare und Nägel „suchen müssen zu einer Zeit, wo viel Hast und Verwirrung sein „wird, dieselben an eine bestimmte Stelle zu legen, so dass sie „möglichst bequem zusammengelesen werden können, und wo es „immer angeht, sehen wir auch darauf, dass wir stets an dieselbe „Stelle spucken."

Angesichts so bestimmter Hinweise können wir auch in Betreff der Bedeutung der Mühen, die zur Verhütung des Zerfalls aufgewendet werden, keinen Zweifel mehr hegen. Wenn wir lesen,

dass in Africa die Loango-Völker ihre Leichname räuchern und dass in America einige der Chibchas „die Körper ihrer Todten auf „Rosten über langsamem Feuer trockneten“, so müssen wir wohl annehmen, dass damit beabsichtigt war, das Fleisch im Zustande der Integrität bis zur Zeit des Wiederauflebens zu erhalten. Und finden wir bei diesen selben Chibchas wie auch bei einigen der mexicanischen Völker und bei den Peruanern, dass die Körper ihrer Könige und Caziken einbalsamirt wurden, so müssen wir daraus schliessen, dass das Einbalsamiren einfach als eine wirksamere Methode zur Erreichung desselben Zweckes angewendet wurde, besonders wenn hinzugefügt wird, dass die Zubereitung um so sorgfältiger war, je höher der Rang des Gestorbenen; wie auch aus Acosta's Bemerkung hervorgeht, dass „der Körper (des Ynka Yu„panqui) so vollkommen und vermittelst einer Art von Bitumen „so gut conservirt war, dass er lebendig zu sein schien“.

Beweise dafür, dass ähnliche Ideen die bekannten ähnlichen Maassregeln bei den Ägyptern veranlasst haben, brauchen wohl nicht aufgezählt zu werden.

§. 89.

Noch mögen einige andere Begräbnissgebräuche angeführt werden, welche indirect auf dem Glauben an Wiederauferstehung fussen, theilweise auch weil sie zu gewissen Sitten führen, welche im Spätern erklärt werden sollen. Ich habe dabei die körperlichen Verstümmelungen und Ähnliches im Auge, welche in so vielen Fällen Zeichen der Trauer sind.

In der Ilias lesen wir, dass bei der Todtenfeier des Patroklus die Myrmidonen „den ganzen Körper des Todten mit Haaren be„deckten, welche sie sich selber abschnitten und auf denselben „warfen“; ferner, dass Achilles seine abgeschorenen Locken in die Hände des Leichnams legte und dass dieser Act gleichzeitig mit seinem Gelöbniss, Patroklus zu rächen,. und mit dem Versprechen vollzogen wurde, sich nachher mit ihm zu vereinigen. Das Haar wird also hier als ein Pfand gebraucht: ein Theil des Körpers wird hingegeben, um symbolisch die Opferung des Ganzen anzudeuten. Und dieser Act der Zuneigung oder dieses Mittel zur Versöhnung oder beides ist bei uncivilisirten Racen weit verbreitet.

Um von anderer Seite noch zu zeigen, was dieser Gebrauch bedeutet, führe ich zuerst die Worte von Bonwick an, dass die

Frauen der Tasmanier „ihr Haar im Schmerz abschnitten und es „auf den Grabhügel warfen“, und füge dazu die von WINTERBOTTOM berichtete Thatsache, der von den Soosoos erzählt, dass er dort ein Grab sah — das einer Frau — auf welches das Haar ihrer ältesten Tochter gelegt worden war. — Wo wir nicht erfahren, was mit dem Haar geschieht, da hören wir doch wenigstens in vielen Fällen, dass es abgeschnitten wird. Bei den Völkern an der Negerküste rasiren die Weiber nach dem Tode ihres Mannes ihre Köpfe, und manche Damara thun dasselbe beim Tode eines geschätzten Freundes. Ähnliches hören wir von den Mpongwe, den Kaffern und den Hottentotten. Auf Hawaii und Samoa wird das Haar abgeschnitten oder ausgerauft; die Tonga-Insulaner rasiren ihre Köpfe; die Neuseeländer schneiden in manchen Fällen die eine Hälfte ihres Haupthaares kurz ab; bei den Tannesen „gilt Be„schneidung des Haares als Zeichen der Trauer“; und beim Tode der verstorbenen Königin von Madagascar „musste alles Volk mit „einziger Ausnahme von ungefähr zwanzig der höchsten Beamten „das Haar abschneiden“. In America findet sich Ähnliches. Die Wittwe eines Grönländers opfert ihre Flechten; die nahen Verwandten eines gestorbenen Chinook schneiden ihre Haare ab; und wir finden, dass die Tschippewähs, die Comanches, die Dakotahs, die Mandanen und die Tupis dasselbe thun.

Die Bedeutung dieses Ritus als Zeichen der Unterwürfigkeit und als Versöhnungsmittel des bald wieder auflebenden Todten erhellt aus mancherlei Thatsachen. So erzählt uns SHORTT, dass unter den Todas bei einem Todesfalle ebenfalls das Haarabschneiden gebräuchlich ist, aber nur „bei den jüngeren Gliedern, um ihre „Ehrfurcht vor den älteren zu zeigen“; und BURCKHARDT sagt von den Arabern, dass „beim Tode des Vaters die Kinder beiderlei „Geschlechts ihre . . . . Haarflechten zur Bezeugung ihres Grames „abschneiden“. Bei den Süd-Americanern pflegt sowohl politische als häusliche Unterordnung auf solche Weise bezeichnet zu werden. Wir erfahren z. B. von DOBRIZHOFFER, dass bei den Abiponen „nach „dem Tode eines Caziken alle unter seiner Botmässigkeit stehen„den Männer ihr langes Haar als Zeichen ihres Schmerzes ab„rasiren“. So erzählt uns auch CIEZA von den Peruanern, dass „die Indianer von Llacta-cunya grosse Klagen über ihren Todten „erheben und den Weibern, die nicht getödtet werden, nebst allen „Sclaven das Haar abgeschoren wird“. Das bedeutet aber nichts

Anderes, als dass jene Weiber, die sich nicht selber vollständig dahingaben, um mit dem Todten zu gehen, wenigstens ihr Haar als Pfand dafür opferten.

Von ähnlicher Bedeutung sind die häufig damit verbundenen Selbstverwundungen und Verstümmelungen. Bei Begräbnissen „zer-„fleischten die Tasmanier ihre Körper mit scharfen Muscheln und „Steinen“. Die Australier pflegen sich selbst zu schneiden, und Cook berichtet Ähnliches von den Tahitiern und den Neuseeländern. Mariner schreibt diese Sitte den Tonga-Insulanern zu. Wir lesen, dass bei den Grönländern die Männer „manchmal ihre Körper zer-„fleischen“ und dass die Chinooks „ihre Körper entstellen“. Schoolcraft bezeugt, dass die Wittwen der Comanches „ihre Arme, Beine „und Leiber förmlich zerschlitzen, bis sie durch den Blutverlust „ganz erschöpft sind, ja dass sie häufig Selbstmord begehen“; und Burton sagt, dass die Dakotahs „nicht selten sich selbst zer-„fleischen und sich ein oder mehrere Finger abhauen“.

Durch dies letzte Beispiel werden wir zu der Thatsache übergeleitet, dass nicht Blut allein, sondern manchmal auch ein Stück des Körpers hingegeben wird, wo man die Ehrfurcht oder Unterwürfigkeit möglichst stark zum Ausdruck zu bringen strebt. So erzählt uns Cook, dass auf den Tonga-Inseln beim Tode eines Hohepriesters das erste Glied des kleinen Fingers abgenommen wird, und von Ellis erfahren wir, dass, wenn ein König oder Häuptling auf den Sandwich-Inseln starb, die von seinen Unterthanen zu erleidenden Verstümmelungen waren: Tättowiren einer Stelle auf der Zunge, Abschneiden der Ohren oder Ausschlagen eines der vordern Zähne.

Erinnern wir uns nun, dass Blut und Theile des Körpers überhaupt bei religiösen Opfern dargebracht werden; lesen wir sodann, dass die Dahomes Menschenblut auf die Gräber ihrer alten Könige sprengen, um die Hülfe ihrer Geister im Kriege zu erlangen; finden wir, dass die Mexicaner ihren Götzenbildern Blut zu trinken gaben, dass manche Priester sich selbst täglich blutig ritzten und dass männlichen Säuglingen Blut entzogen wurde; erfahren wir, dass dasselbe in Yucatan, Guatemala und San Salvador geschah und dass die Küstenvölker von Peru sowohl vor den Götterbildern als auf Gräbern Blut opferten, — so kann kein Zweifel mehr daran bestehen, dass Versöhnung der ursprüngliche Zweck dieser Begräbnissgebräuche ist. Es ist eines der indirecten Resultate des

Glaubens an eine zu erwartende Wiederbelebung, wo derselbe mit entweder noch ausgeübtem oder früher gebräuchlichem Cannibalismus verbunden war.

Dass dies die Bedeutung desselben ist, wird in der That in einem Falle klar ausgesprochen. TURNER erzählt uns, dass eine Ceremonie auf den Samoa-Inseln bei Gelegenheit eines Todesfalles darin bestand, sich „den Kopf mit Steinen zu schlagen, bis das „Blut herunterlief, und das nannten sie ein ‚Opfern des Blutes' „für den Todten".

§. 90.

Alle diese mannigfaltigen Gebräuche gründen sich also auf die Überzeugung, dass der Tod nur eine lang aufgeschobene Wiederbeseelung sei. Die Bemühungen, um den Körper durch rauhe Behandlung wieder zu beleben; das Anrufen desselben mit seinem Namen und das Überhäufen mit Vorwürfen und Fragen; die Versuche, ihm Nahrung einzuflössen, und das Zurücklassen von Speise und Trank bei ihm; die Maassregeln, welche getroffen werden, um unangenehme Folgen des Druckes und der Hindernisse des Athmens bei ihnen zu vermeiden; die Sorge für Feuer, um daran zu kochen oder die Kälte fern zu halten; die Vorkehrungen, welche Beschädigungen durch wilde Thiere verhindern und den Zerfall aufhalten sollen, und selbst diese zuletzt genannten Selbstbeschädigungen als Symbole der Unterwürfigkeit — all das vereinigt sich zum Beweise dieses Glaubens. Dieser Glaube wird aber auch offen ausgesprochen.

So glauben in Africa die Ambamba-Völker, nach BASTIAN's Bericht, dass ein Mensch „drei Tage lang im Zustande eines Todten „bleibt, einige jedoch werden durch den Fetisch in den Wald ent„führt, wo sie Jahrelang todt bleiben; aber in beiden Fällen werden „sie wieder ins Leben zurückgerufen". LANDER erzählt von einem Manne, der wenige Tage zuvor bei den Binnenlandnegern gestorben war, und sagt: „Es wurde dabei öffentlich die Erklärung ab„gegeben, dass sein Schutzgott ihn wieder erweckt habe." Und LIVINGSTONE wurde von einem Zambesehäuptling für einen Italiener, „Siriatomba, gehalten, der von den Todten auferstanden sei". Wenden wir uns nach Polynesien, so finden wir unter den sich widersprechenden Glaubensansichten der Fidschianer eine, welche deutlich den Übergang von der primitiven Idee von einem erneuten

gewöhnlichen Leben zu der Idee von einem anderen Leben an einem anderen Orte zeigt. Sie glauben nämlich, dass der Tod deshalb allgemein geworden sei, weil die Kinder des ersten Menschen ihn nicht wieder ausgegraben hätten, wie einer der Götter es ihnen befohlen habe. Hätten sie dies gethan, so würden, wie der Gott sagte, alle Menschen nach einer Grabesruhe von wenigen Tagen wieder ins Leben zurückgekehrt sein. In Peru sodann, wo dem Leichnam so viel Sorgfalt gewidmet wurde, gehörte die Wiederauferstehung zu den Glaubensartikeln. GARCILASSO sagt, „die Ynkas „glaubten an eine allgemeine Auferstehung — nicht zur Herrlich„keit oder zur Bestrafung, sondern zu einer Erneuerung dieses „zeitlichen Lebens".

Indem wir blos mit wenigen Worten die früheren Äusserungen dieses Glaubens bei höheren Racen berühren, — wie z. B. den Umstand, dass „nach islamitischem Gesetze Propheten, Märtyrer und „Heilige nicht für gestorben gelten, weshalb denn auch ihr Eigen„thum ihnen zugehörig verbleibt"; und den anderen Umstand, dass man auch im christlichen Europa von ausgezeichneten Männern, von Karl dem Grossen an bis herab zum ersten Napoleon, erwartet hat, sie würden wieder erscheinen — wollen wir nun die noch bestehenden Formen dieses Glaubens aufsuchen. Dieselben weichen von dem ursprünglichen Glauben weniger ab, als man vermuthen möchte. Ich meine damit nicht blos, dass der volksthümliche Glaube durch den Ausdruck: „Durch einen Menschen kam „die Sünde in die Welt, und durch die Sünde der Tod" — verräth, dass ihm der Tod eigentlich nicht als natürliches Ereigniss gilt, — ebenso deutlich mindestens, als dies beim Glauben der Wilden der Fall ist, welche den Tod irgend einer Meinungsverschiedenheit unter den Göttern oder einer Missachtung ihrer Gebote zuschreiben. Auch beziehe ich mich dabei nicht blos auf die ferneren Thatsachen, dass in unserem Staats-Gebetbuch körperliche Auferstehung unbedenklich behauptet wird, oder dass Dichtungen von noch neuerem Datum eingehende Schilderungen der wiederauferstehenden Todten enthalten. Ich habe vielmehr Thatsachen im Auge, welche beweisen, dass selbst heutzutage noch Viele diesen Glauben ebenso unumwunden bekennen, wie er vor Kurzem durch einen höheren Geistlichen ausgesprochen worden ist. Am 5. Juli 1874 predigte der Bischof von Lincoln gegen die Leichenverbrennung, weil sie den Glauben der Menschheit an eine körperliche Wiederauferstehung

zu untergraben geeignet sei. Nicht nur also, dass Dr. WORDSWORTH übereinstimmend mit dem primitiven Menschen der Ansicht ist, der Körper jedes begrabenen Menschen werde wieder auferweckt werden; sondern er glaubt auch in Übereinstimmung mit dem primitiven Menschen, dass Zerstörung des Körpers die Wiederauferweckung verhindern würde.[1]

Zum Schlusse verdient die Art der Veränderung hervorgehoben zu werden, vermöge deren der civilisirte Glaube an Wiederauferstehung dem wilden Glauben theilweise unähnlich gemacht wird. Derselbe wird keineswegs verlassen, das vorausgesetzte Ereigniss wird einfach weiter hinausgeschoben. Je mehr der Supranaturalismus allmälig durch die Wissenschaft in Misscredit geräth, desto mehr verlegt er seine übernatürlichen Begebenheiten nach in Zeit oder Raum entfernteren Stellen. Wie die Anhänger des Glaubens an specielle Schöpfungsacte annehmen, dieselben hätten sich nicht da, wo wir sind, sondern in entlegenen Theilen der Welt zugetragen; wie man heutzutage zwar keine Wunder mehr geschehen lässt, aber behauptet, es hätten solche während einer vergangenen Ausnahmezeit stattgefunden, so wird eine Wiederbeseelung des Körpers, die man nicht mehr als unmittelbar bevorstehend annimmt, in einer unbestimmt entfernten Zukunft erwartet. Die Idee von Tod differencirt sich Schritt für Schritt von der Idee von zeitweiliger Bewusstlosigkeit. Zuerst sieht man einer Wiederbelebung in wenigen Stunden oder in wenigen Tagen oder in wenigen Jahren entgegen; allmälig aber, wenn sich die Vorstellung vom Tod immer deutlicher ausgestaltet, hofft man auf Wiederbelebung nicht vor dem Ende aller Dinge.

---

[1] Wäre er in gleiche Lage versetzt worden, so würde der Bischof ohne Zweifel denselben Ausweg ergriffen haben, wie der Ynka ATAHUALLPA, der Christ wurde, damit man ihn hänge und nicht verbrenne, weil (wie er zu seinen Frauen und zu den Indianern sagte), wenn sein Körper nicht verbrannt würde, sein Vater, die Sonne, ihn wieder erwecken werde.

XIII. Capitel.

Die Ideen von Seelen, Geistern, Gespenstern, Dämonen u. s. w.

§. 91.

Der Reisende Park erzählt an einer Stelle von einem plötzlichen Zusammentreffen mit zwei berittenen Negern, die in jähem Schrecken davongalloppirten, und fährt dann fort: „Ungefähr eine „Meile weiter westlich stiessen sie mit meinen Begleitern zusammen „und erzählten ihnen eine grauenhafte Geschichte. Ihre Angst „scheint mich in ihren Augen in die flatternden Gewänder eines „entsetzlichen Gespenstes gekleidet zu haben, und Einer von ihnen „versicherte, als ich sichtbar geworden, sei ein kalter Windstoss „gekommen, der sich vom Himmel auf ihn herab ergossen habe „wie ein Strom kaltes Wasser".

Ich citire diese Stelle, um dem Leser ins Gedächtniss zu rufen, in welch wirksamer Weise Angst, wenn sie mit einem bereits vorhandenen Glauben zusammentrifft, Täuschungen hervorruft, welche diesen Glauben wieder unterstützen, und wie leicht daher der primitive Mensch Beweise dafür findet, dass die Todten wieder erscheinen.

Noch eine Vorbemerkung: ein mir bekannter Geistlicher, der die Lehre von der natürlichen Entwickelung der Species in ihrem vollen Umfange anerkennt, behauptet nichtsdestoweniger, den Satz buchstäblich für wahr zu halten, dass „Gott den Menschen aus „einem Erdenkloss machte und ihm einen lebendigen Odem in seine „Nase blies" (Gen. II. 7.) — eine Unvereinbarkeit von Ansichten, welche fast derjenigen bei den Katholiken gleichkommt, welche die

unveränderte Hostientafel sehen, berühren und betasten und gleichwohl sie für Fleisch halten.

Diese Annahme von nicht mit einander verträglichen Vorstellungen, die wir selbst bei gebildeten Gliedern civilisirter Gemeinschaften finden, habe ich herausgegriffen, um verständlich zu machen, wie leicht primitive Menschen mit ihrer unentwickelten Intelligenz und ohne jede Kenntniss Vorstellungen festhalten werden, die sich eigentlich gegenseitig aufheben müssen. Es scheint schwierig, sich dieselben so zu denken, als ob sie thatsächlich glaubten, dass die Todten, wenn auch begraben, doch in greifbarer Gestalt wieder zurückkommen. Und wo sie versichern, das andere Ich gehe hinweg und lasse den todten Leichnam zurück, da scheint eine Vereinbarung mit der dies begleitenden Annahme unmöglich, dass jenes der Speise und des Trankes bedürfe, welche sie ihm darbieten, oder Kleidung und Feuer nöthig habe. Denn wenn sie sich dasselbe luftförmig oder ätherisch vorstellen, wie können sie dann voraussetzen, es verzehre feste Nahrung, wie sie es in manchen Fällen buchstäblich thun? Und wenn sie es für substantiell halten, wie können sie sich dann sein Zusammensein mit dem Leichnam vorstellen, und dass es das Grab verlasse, ohne dessen Verschluss zu zerstören?

Erinnern wir uns aber, wie dies oben geschah, der Extreme von Leichtgläubigkeit und des gänzlichen Mangels an Logik, die selbst bei gebildeten Menschen hochentwickelter Racen möglich sind, so dürfen wir den Schluss wohl für begründet halten, dass die Ideen des primitiven Menschen von einem anderen Ich, so unmöglich sie uns auch erscheinen, nichtsdestoweniger sehr wohl denkbar sind.

§. 92.

Als typisches Beispiel stelle ich die oft citirte Auffassung der Australier voran, die so bestimmt durch jenen verurtheilten Verbrecher ausgedrückt wurde, der ausrief: er werde auf einen weissen Mann überspringen und dann Geld die Fülle haben. Viele haben wohl auch von dem Vorfalle mit Sir GEORGE GREY gehört, der von einem australischen Weibe als ihr gestorbener und wieder zurückgekehrter Sohn erkannt und geliebkost wurde; und ebenso bezeichnend ist der Fall von Frau THOMSON, welche für das zurückgekehrte andere Ich eines gestorbenen Gliedes des Stammes gehalten

wurde und von der deshalb die Australier, mit denen sie zusammenlebte, öfter sagten: „Armes Ding! sie ist Nichts — nur ein Geist!“ BONWICK berichtet, dass ein Ansiedler mit einem krummen Arme, den sie für den Doppelgänger eines kürzlich gestorbenen Eingeborenen hielten, welcher einen krummen Arm gehabt hatte, mit den Worten begrüsst wurde: „Oh, mein Bulludee, Du bist in einen Weissen „gefahren!“ Und nach Aufzählung anderer Beispiele citirt BONWICK die Erklärung von DAVIS für diesen australischen Glauben, welche darauf hinausläuft, dass schwarze Menschen, wenn ihnen die Haut abgezogen wird, bevor man sie aufisst, weiss erscheinen und dass deswegen die Weissen für ihre Geister gehalten werden. Aber ähnliche Ansichten werden auch anderswo festgehalten und ohne diese Erklärung. TURNER sagt von den Neucaledoniern, „sie glaubten, „dass weisse Menschen die Geister der Todten seien und Krankheit „brächten“. Ebenso bedeutet „auf der Darnley-Insel, den Prince „of Wales-Inseln und am Cap York das Wort, was an jedem dieser „Orte zur Bezeichnung eines weissen Mannes gebraucht wird, zu„gleich auch einen Geist“. Von BURTON erfahren wir, dass die Krumen die Europäer „das Geistervolk“ nennen; ein Volk in Alt-Calabar nennt sie „Geistermänner“, und die Mpongwe am Gabun nennen sie „Geister“.

Die durch diese zahlreichen Fälle ausser Zweifel gesetzte Folgerung, dass das andere Ich ursprünglich für nicht weniger materiell gehalten wird als sein Urbild, ergiebt sich mit eben solcher Deutlichkeit aus verschiedenen bei anderen Völkern beobachteten Auffassungen. So sagen die Karenen: „der Là (Geist) erscheint manch„mal nach dem Tode und kann dann nicht von der Person unter„schieden werden“. Die Araucanier glauben, „die Seele übe, wenn „sie vom Körper getrennt ist, in einem anderen Leben dieselben „Verrichtungen aus, die sie in diesem vollbrachte, mit dem einzigen „Unterschiede, dass sie nicht mehr mit Ermüdung oder Sättigung „verbunden seien“. „Die Bewohner von Quimbaya“, erzählt PIEDRAHITA, „anerkannten, dass etwas Unsterbliches im Menschen sei, aber „sie unterschieden die Seele nicht vom Körper“; und HERRERA versichert dasselbe. Die deutlich ausgesprochene Ansicht der alten Peruaner war, dass „die Seelen aus ihren Gräbern auferstehen müssen „mit Allem, was zu ihrem Körper gehörte“. Und nach ACOSTA's Bericht verbänden sie damit den Glauben, „dass die Seelen der

„Todten herumirrten und Kälte und Durst, Hunger und Schmerz „fühlten.“

Dieser Glaube spricht sich aber nicht blos in Worten, sondern auch in Thaten aus. Die Gewohnheit mancher Peruaner, welche „Mehl von Mais oder Quinua um die Wohnungen herum ausstreuten, „um, wie sie sagten, an den Fusstapfen zu erkennen, ob sich der „Gestorbene herumbewegt habe“, findet auch anderwärts ihres Gleichen: selbst unter den Juden pflegte man gesiebte Asche zu verwenden, um die Fusstapfen von Dämonen zu verfolgen; und Manche von ihnen hielten die Dämonen für die Geister gottloser Todten, ein Glaube, den freilich nicht Alle dieses Volkes hegten. Und eine ähnliche Auffassung muss bei jenen Negern herrschen, von denen Bastian erzählt, dass sie Dornengesträuch auf die zu ihren Dörfern führenden Pfade legen, um die Dämonen fern zu halten. Anderswo weisen die vermeintlichen Bedürfnisse des Todten nach Nahrungsvorräthen auf dieselbe Ansicht hin. „Gebt uns etwas „Speise, damit wir essen und uns aufmachen können“, sagen gewisse Amazulu-Geister, die sich selbst so darstellen, als ob sie die Geister eines anderen Ortes zu bekämpfen gingen. Die nordamericanischen Indianer denken sich, die Geister liebten zu rauchen, und auf den Fidschi-Inseln wird behauptet, dass die Götter „die Seelen derjenigen „verzehrten, welche von Menschen umgebracht worden sind“, nachdem sie dieselben erst gebraten haben. Ebenso ist es ein fidschianischer Glaube, dass manche „Seelen von Menschen getödtet „werden“: das andere Ich kann also in der Schlacht bekämpft werden wie das erste. Ebenso wird von den Amazulu „angenommen, „dass die Amatongo oder die Todten nochmals sterben können . . . „Wir haben Andeutungen dafür, dass sie in der Schlacht getödtet „und vom Flusse hinweggeführt werden“. Und dieser Glaube an die substantielle Beschaffenheit des Doppelwesens wurde von den alten Hindus, den Tataren und in alten Zeiten auch von den Europäern getheilt.

§. 93.

Die Übergänge von dieser ursprünglichen und noch ganz rohen Auffassung zu den höher entwickelten Begriffen, die später auftreten, lassen sich nicht überall deutlich verfolgen; immerhin aber finden sich Anzeichen einer allmälig fortschreitenden Umwandelung derselben.

Gewissermaassen eine halb-substantielle Beschaffenheit scheinen die Ideen der Tahitier anzunehmen, die freilich von ELLIS als „dunkel und unbestimmt“ beschrieben werden. Denn während sie dafür halten, dass die meisten Geister der Todten „von den Göttern „aufgegessen werden“, und zwar nicht auf einmal, sondern nach und nach (was die Möglichkeit der Trennung ihrer Theile voraussetzt), glauben sie doch auch, dass Andere nicht gegessen werden und gelegentlich den Überlebenden im Traume erscheinen; — dieses Wiedererscheinen ist eben wahrscheinlich der Grund für die Annahme, dass sie nicht verspeist worden seien. Ebenso ist eine substantielle Beschaffenheit, die sich wenigstens auf einzelne Theile, wenn nicht auf das Ganze erstreckt, darin ausgesprochen, dass den Geistern Sinnesorgane zugeschrieben werden, vermöge deren sie gewöhnliche Wahrnehmungen haben können. Die Jakuten hinterlassen auffällige Zeichen, um die Geister auf die Stelle hinzuweisen, wo die Opfergaben niedergelegt wurden, und nach OROZCO Y BERRA's Bericht glauben die Indianer von Yucatan, „dass die Seele des Ge„storbenen in die Welt zurückkehre, und damit dieselbe nun beim „Verlassen des Grabes nicht den Rückweg nach dem heimischen „Heerde verfehle, kennzeichnen sie den Pfad von der Hütte nach „dem Grabe mit Kalk“. Die Stofflichkeit, welche das Vermögen des physikalischen Sehens voraussetzt, wird ebenso vom Volke der Nikobaren angenommen, welche sich vorstellen, die „bösartigen „Geister (der Todten) liessen sich in wirksamer Weise davon ab„schrecken, ihren Aufenthalt abermals im Dorfe zu nehmen, wenn „man einen aus Gewandstücken hergestellten Schirm aufrichte, wel„cher den Ort, wo die Häuser stehen, ihren verderblichen Blicken „verberge.“

Die griechische Vorstellung von Geistern scheint ähnlicher Art gewesen zu sein. So sagt THIRLWALL: „Erst nachdem ihre Kraft „durch das Blut eines geschlachteten Opfers hergestellt worden ist, „erlangen sie Vernunft und Gedächtniss für eine kurze Zeit, können „sie ihre lebenden Freunde erkennen und Sorge um Diejenigen em„pfinden, die sie auf der Erde zurückgelassen haben“. Dass diese Bewohner des Hades eine gewisse Art von substantiellem Wesen besitzen sollen, geht sowohl daraus hervor, dass sie haufenweise herankommen, um das geopferte Blut zu trinken, als auch aus der Schilderung, dass Odysseus sie mit seinem Schwerte von sich abhalte. Überdies erblickt er in diesem Reiche der Todten den TITYOS,

dessen Leber von Geiern zerrissen wird; er erzählt von AGAMEMNON's Seele, welche „heisse Thränen vergossen" habe, und beschreibt den Geist des SISYPHUS, wie er beim Hinaufwälzen des immer wieder herabstürzenden Steines vor Anstrengung schwitze. Und hier ist es wohl am Platze, auf eine Stelle in der Ilias zu verweisen, die uns mit vollkommener Deutlichkeit zeigt, wie sich die primitive Auffassung allmälig verändert. Der eben erwachende ACHILLES, welcher von PATROKLUS geträumt und vergebens ihn zu umarmen versucht hatte, ruft aus: „Ach, es lebt also in der That sogar in den „Wohnungen des Hades ein gewisser Geist und ein Bild, aber kein „Körper ist in ihm." Immerhin aber wird der Geist von PATROKLUS so beschrieben, als ob er spräche und Klagen ausstiesse; es wird ihm in der Vorstellung die für solche Handlungen nothwendige materielle Beschaffenheit zuerkannt. So wurde also der Traum im Geiste des homerischen Zeitalters zwar immer noch als einer der Beweise für eine Existenz nach dem Tode angesehen, zugleich aber lieferte er auch Erfahrungen, welche bei näherer Überlegung eine Änderung in der Idee vom anderen Ich nothwendig machten: vollständige Substantialität wurde ihm abgesprochen.

Auch die Vorstellungen, welche unter den Hebräern herrschend waren, scheinen nicht viel anders gewesen zu sein. Wir finden bald Substantialität, bald Insubstantialität und bald ein gewisses Etwas zwischen diesen beiden Zuständen als Attribut angenommen. Von dem auferstandenen Christus z. B. wird zu derselben Zeit die Darstellung gegeben, dass er Wunden besessen habe, welche eine Untersuchung mit der Hand gestatteten, und dass er nichtsdestoweniger ungehindert durch eine geschlossene Thür oder durch die Wände hindurch gegangen sei. Und ähnliche Vorstellungen hatten sie überhaupt hinsichtlich ihrer übernatürlichen Wesen, seien es gute oder böse, auferstandene Todte oder nicht. Hier sehen wir Engel, die mit ABRAHAM speisen oder die LOT ins Haus zurückziehen, denen also vollkommene Körperlichkeit zugeschrieben wird; dort wird von Engeln wie von Dämonen berichtet, sie schwärmten unsichtbar rings in der Luft umher, wonach sie also unkörperlich gedacht werden; anderswo wieder werden ihnen Flügel zugetheilt, die eine Ortsbewegung durch mechanische Thätigkeit voraussetzen, oder es wird von ihnen erzählt, wie sie gegen die Kleider der Rabbiner in der Synagoge reiben und dieselben abnutzen.

Offenbar gingen alle die Geschichten von Gespenstern, welche

bei uns selbst in nicht allzu ferner Vergangenheit geglaubt wurden, von derselben Auffassung aus. Das Vermögen, Thüren zu öffnen, mit Ketten zu rasseln und andere Geräusche zu machen, bedingt einen ziemlich festen Zusammenhang der Substanz, und dieser Zusammenhang muss angenommen worden sein, wie wenig man auch diese Annahme offen eingestanden haben mag.

Was noch viele andere Belege für diesen Glauben an Semisubstantialität betrifft, so brauche ich den Leser blos auf Herrn Tylor's „Anfänge der Cultur", I. Band, Seite 455—456 (2. Aufl.) zu verweisen.

§. 94.

Wie schon aus dem Obigen hervorgeht, finden wir vermengt mit diesen Ideen von semisubstantiellen Doppelwesen und trotz ihrer Unvereinbarkeit damit doch festgehalten die Ideen von luftförmigen und schattenhaften Doppelwesen. Der Gegensatz zwischen dem sterbenden und dem eben gestorbenen Menschen hat naturgemäss zu einer Vorstellung von den abgeschiedenen Wesen geführt, welche sich geradezu aus den Unterschieden zwischen den beiden Zuständen zusammensetzte: jede ausgeprägtere Verschiedenheit erzeugte eine correlative Vorstellung.

Das Herz hört auf zu schlagen. Ist denn vielleicht das Herz jenes andere Ich, das hinweggeht? Manche Racen glauben dies, wie z. B. aus dem Kreuzverhör Bobadilla's mit den Indianern von Nicaragua hervorgeht. Er richtet an Einen die Frage: „Leben Die„jenigen, die nach oben gehen, dort ebenso wie hier, mit demselben „Körper und Kopf und allem Übrigen?" Die Antwort darauf ist: „Nur das Herz geht dahin." Und weitere Fragen bringen endlich eine verschwommene Idee zum Vorschein, dass es zwei Herzen gebe und dass „das Herz, welches weggeht, dasjenige sei, welches sie „lebendig mache". Ebenso erzählt Cieza von den Chancas im alten Peru, dass sie „die Seele ‚Sonccon' nannten, ein Wort, das auch „‚Herz' bedeutet."

Da aber das Aufhören des Athmens noch viel auffälliger ist als das Stillstehen der Herzthätigkeit, so führt es auch zu der viel allgemeiner verbreiteten Identificirung des abgeschiedenen anderen Ich mit dem ausbleibenden Athem. Bei denselben eben erwähnten Central-Americanern kam diese Auffassung neben der ersteren vor. Auf eine von Bobadilla's Fragen erwiderte ein Indianer: „Wenn

„sie im Sterben liegen, so geht Etwas gleich einer Person, das „Yulio genannt wird, aus ihrem Munde heraus, und es geht dahin, „wo jener Mann und jenes Weib wohnen, und dort bleibt es gleich „einem Menschen und stirbt nicht und der Körper bleibt hier zurück.“ Dass dieselbe Idee ganz allgemein auch bei höheren Racen herrschend war, ist allzu wohl bekannt, um des Beweises zu bedürfen. Ich brauche blos die graphischen Darstellungen derselben in kirchlichen Werken früherer Zeiten zu erwähnen, wie z. B. in dem „Morti-„logus“ etc. des Priors Conrad Reitter, der im Jahre 1508 veröffentlicht wurde und Holzschnitte sterbender Menschen enthält, aus deren Munde kleinere Abbilder von ihnen entweichen, die dann im einen Falle von einem Engel, in einem anderen von einem Teufel in Empfang genommen werden.

Für die unmittelbare Identificirung der Seele mit dem Schatten haben wir mancherlei Belege, wie u. A. die Erzählung von Crantz, „dass die Grönländer an zwei Seelen glauben, nämlich den Schatten „und den Athem“. Als weitere Stütze für Beispiele aus früheren Zeiten wird es genügen, die Amazulu aus der Gegenwart anzuführen, von denen uns Dr. Callaway erzählt. Er sieht freilich die Thatsachen vom Standpunkte des Missionars an und kehrt so die Reihenfolge der Entstehung gerade um, indem er sagt: „Nichts möchte „wohl deutlicher die Herabgekommenheit charakterisiren, in welche „die Eingebornen verfallen sind, als ihre Unfähigkeit, zu begreifen, „dass Isitunzi Geist bedeutet und nicht blos den vom Körper ge-„worfenen Schatten; denn jetzt findet man bei ihnen den sonder-„baren Glauben, dass der todte Körper keinen Schatten mehr „werfe.“

Die auf solche Weise entstandenen Vorstellungen von einem anderen Ich streben die ursprünglichen Vorstellungen von demselben als von einem ganz oder halb substantiellen Wesen zu verdrängen, weil sie in weniger auffälligen Widerspruch mit dem Augenschein gerathen, und so führen sie denn auch zu manchen Gebräuchen, denen der Glaube zu Grunde liegt, dass Geister irgend welcher Lücken, wenn auch keiner grossen bedürfen, um hindurchschlüpfen zu können. So lassen z. B. die Irokesen „eine schmale Öffnung im „Grabe für dieselbe (die Seele), damit sie wieder hereinkommen „könne“; und in anderen Fällen werden aus demselben Beweggrunde Löcher in die Särge gebohrt. Von den Ansayrii erzählt Walpole: „In den eigens der Gastfreundschaft gewidmeten Zimmern sind

„mehrere viereckige Löcher gelassen, damit jeder Geist herein-„kommen könne, ohne dass sie einander begegneten.“ Und zahlreiche Thatsachen von gleicher Bedeutung findet man anderwärts.

§. 95.

Hätten wir keine directen Beweise dafür, dass Vorstellungen von dem anderen Ich in solcher Weise entstanden sind, so würden dafür doch schon die indirecten Beweise genügen, die uns die Sprache liefert. Aus dieser Quelle fliessen sie uns von allen Welttheilen und von Völkern auf allen Entwickelungsstufen zu.

In der Schilderung der Tasmanier erwähnt MILLIGAN: „Diesen „Schutzgeistern legten sie den allgemeinen Namen „W—arrawah“ „bei, ein einheimischer Ausdruck . . . . . der Halbdunkel, Schatten, „Geist oder Erscheinung bedeutet“. Im Aztekischen und den verwandten Sprachen bezeichnet „ehecatl“ sowohl Wind als Seele und Schatten. Die Stämme auf Neu-England nannten die Seele „chemung“, gleichbedeutend mit Schatten. Im Quiché „natub“ und im Eskimo „tarnak“ drücken beide diese Auffassung aus. Und im Mohawk-Dialect ist „atouritz“, die Seele, von „atourion“, athmen abgeleitet. Ähnliche Übereinstimmung der Wörter ist in den Vocabularien der Algonquins, der Arawaks, der Abiponen, der Basutos nachgewiesen worden. Dass die Sprache des civilisirten Menschen einigen ihrer Wörter die Bedeutung von Seele sowohl wie Schatten und anderen die Bedeutung „Seele“ und zugleich „Athem“ beilegt, ist eine bekannte Thatsache. Auch brauche ich hier nicht den von Herrn TYLOR bis ins Einzelne verfolgten Nachweis zu wiederholen, dass sowohl die semitischen als die arischen Sprachen auf dieselben ursprünglichen Vorstellungen zurückführen.

§. 96.

Von hier gelangen wir unmittelbar zu gewissen abgeleiteten Vorstellungen von grosser Bedeutung. Ziehen wir zunächst die wesentlichsten in Betracht.

An Säugethieren und Vögeln beobachtet man, dass sie athmen wie die Menschen. Sie haben auch Schatten ebenso gut wie die Menschen und diese Schatten sind an sie gebunden, folgen ihnen

und ahmen sie in ähnlicher Weise nach. Wenn nun also eines Menschen Athem oder Schatten jenes andere Ich ist, das im Tode weggeht, so müssen der Schatten oder der Athem eines Thieres, der ja ebenfalls beim Tode davongeht, das andere Ich desselben sein: das Thier hat einen Geist. Selbst der primitive Mensch, der mit seinen Schlüssen nur einen Schritt über die seiner Aufmerksamkeit unmittelbar sich aufdrängenden Thatsachen hinausgeht, kann nicht umhin, diese Folgerung zu ziehen; daher finden wir dieselbe denn auch eingestandenermaassen oder stillschweigend den primitiven Glaubensformen einverleibt und in den Ansichten älterer civilisirter Racen noch theilweise sich forterhaltend.

Der Wilde auf der niedrigsten und gedankenlosesten Entwickelungsstufe macht an diesem Punkte Halt, aber beim Fortschritt des Urtheilsvermögens kommt es zur Wahrnehmung einer ferneren Folgerung daraus. Wenn sich auch die Pflanzen von den Menschen und den bekannteren Thieren dadurch unterscheiden, dass sie keinen bemerkbaren Athem haben (sofern wenigstens nicht der Duft für ihren Athem gehalten wird), so sind sie doch den Menschen und Thieren insofern gleich, als sie wachsen und sich vermehren: sie entwickeln sich, verfallen und sterben in ähnlicher Weise, nachdem sie Nachkommenschaft hinterlassen haben. Die Pflanzen werfen aber auch Schatten, und wenn ihre Blätter im Luftzug rascheln oder ihre Äste im Sturme hin und her schwingen, so zeigen ihre Schatten entsprechende Bewegungen. Darum verlangt denn die Consequenz eine weitere Ausdehnung des Glaubens an Dualität: auch die Pflanzen haben Seelen. Diese Folgerung, welche von mehreren ziemlich weit vorgeschrittenen Racen erkannt ist, wie von den Dajaks, den Karenen und manchen Polynesiern, hat bei ihnen auch zu bestimmten Gebräuchen geführt, durch welche die Pflanzengeister versöhnt werden sollen. Und in wohlbekannten Formen hat sich dieselbe auch noch in späteren Stadien der socialen Entwickelung forterhalten.

Allein noch mehr. Ist er einmal so weit gegangen, so muss der fortschreitende Mensch, je logischer er wird, um so weiter darüber hinausgehen. Denn Schatten kommen nicht allein Menschen, Thieren und Pflanzen zu: auch andere Dinge besitzen solche. Wenn aber Schatten Seelen sind, so müssen diese anderen Dinge ebenfalls Seelen haben. Es ist nun bemerkenswerth, dass wir von diesem Glauben bei den allerniedrigsten Racen noch Nichts finden. Er

kommt weder bei den Feuerländern noch bei den Australiern oder Tasmaniern, weder bei den Andamanesen noch bei den Buschmännern vor, oder wenn etwa vorhanden, so ist er nicht deutlich genug ausgesprochen, um die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zu ziehen. Bei den Racen von höherer Intelligenz aber tritt dieser Glaube auf und bildet sich immer weiter aus. MASON sagt, die Karenen glaubten, dass „jeder Naturgegenstand seinen Herrn „oder Gott habe, was so viel bedeute als seinen Besitzer oder den „ihm vorstehenden Geist.“ Selbst unbelebte Dinge, die von Nutzen sind, wie z. B. Instrumente, haben alle ihren Là oder Geist. KEATING schildert uns die Vorstellung von Seelen, wie sie bei den Tschippewähs ausgebildet ist und bemerkt dabei: sie „glauben, dass „Thiere Seelen haben, und sogar, dass unorganische Substanzen „wie Kessel in sich ein ähnliches Wesen hätten“. Von den Fidschianern, die, wie wir gesehen haben (§. 41), zu den geistig am höchsten stehenden unter den barbarischen Völkern gehören, ist diese Vorstellung sehr ausgebildet. SEEMANN erzählt uns, dass sie Seelen „nicht allein jedem Menschen, sondern auch Thieren, Pflanzen „und sogar Häusern, Böten und allen mechanischen Einrichtungen „zuschreiben“, und er spricht zugleich die Ansicht aus, dass dieser Glaube, welchen übrigens auch T. WILLIAMS erwähnt, den hier angenommenen Ursprung gehabt habe, indem er sagt: „Wahrschein„lich hängt diese Lehre von den Schatten zusammen mit der Vor„stellung, dass leblose Dinge Geister haben“. Völker in bedeutend höher entwickelten Zuständen sind zu demselben Schlusse gelangt. Die Mexicaner „nahmen an“, wie uns PETER VON GENT berichtet, „dass jedes Ding einen Gott habe“; dass aber sein Verbundensein mit einem Schatten die Grundlage dieser Annahme war, dürfen wir mit gutem Grunde voraussetzen, wenn wir hören, dass derselbe Glaube ausdrücklich in solcher Weise von einem den Chibchas nächst benachbarten Volke erklärt wird. Von diesem schreibt PIEDRAHITA:

— „Die Laches verehrten jeden Stein als einen Gott, indem „sie sagten, dieselben seien alle Menschen gewesen und alle „Menschen würden nach ihrem Tode in Steine verwandelt und es „werde ein Tag kommen, wo alle Steine als Menschen auferstehen „werden. Sie beteten ebenso ihren eigenen Schatten an, so dass „sie beständig ihren Gott bei sich hatten und ihn sahen, wenn die „Sonne schien. Und obschon sie wussten, dass der Schatten durch

„das Licht und einen dazwischen gestellten Gegenstand hervor-
„gebracht wird, gaben sie doch an, dass die Sonne dies thue, um
„ihnen Götter zu geben. . . . . Und wenn man sie auf die Schatten
„von Bäumen und Steinen hinwies, so fruchtete das nichts, da sie
„eben die Schatten der Bäume als die Götter der Bäume und die
„Schatten der Steine als die Götter der Steine betrachteten und
„daher als die Götter ihrer Götter."

Diese Thatsachen und besonders die zuletzt erwähnte weisen unverkennbar darauf hin, dass der Glaube an Seelen der Dinge zu den Ansichten gehört, die auf einer gewissen Stufe der geistigen Entwickelung erreicht werden als nothwendiges Ergebniss aus dem früher schon längst bestehenden Glauben hinsichtlich der Seelen der Menschen. Ohne dass wir jetzt schon auf die weiter unten anzuführenden specielleren Beweise einzugehen brauchten, wird der Leser leicht einsehen, was im §. 65 gemeint war, als wir in Abrede stellten, dass der primitive Mensch bis auf eine Stufe der Intelligenz, welche noch unter derjenigen der Thiere läge, herabgekommen sein könnte, so dass er von selbst das Belebte mit dem Leblosen verwechselte, und es wird bereits die dort hinzugefügte Behauptung ziemlich begründet erscheinen, dass er zu jener Verwechselung dieser Dinge, wie sie dann seine weiter entwickelten Vorstellungen zeigen, erst nachträglich durch weitere Folgerungen aus einem zwar naturgemässen, aber irrthümlichen Glauben, der sich frühe ausbildete, verleitet worden sei.

§. 97.

Kehren wir von dieser beiläufigen Bemerkung zu unserem Gegenstande zurück, so wird es angemessen sein, bevor wir abschliessen, die verschiedenen Classen von Seelen und Geistern aufzuzählen, welche dieses System von Erklärungen zu Tage fördert.

In erster Linie kommen die Seelen der gestorbenen Ältern und Verwandten. Diese nehmen im Geiste der Überlebenden lebendige Gestalt an und werden dadurch von den Seelen früherer Vorfahren unterschieden, welche entsprechend ihrer zeitlichen Entfernung immer mehr ins Unbestimmte verblassen. Dadurch aber entsteht die Idee von in verschiedenen Graden individualisirten Seelen. — Sodann haben wir die wandernden Doppelwesen von Personen, die

im Schlafe oder in noch tieferer Bewusstlosigkeit liegen. Dass diese ganz richtig als eine besondere Classe angesehen werden, ergiebt sich aus SCHWEINFURTH's Bericht von den Bongo, welche glauben, dass alte Leute „scheinbar ganz ruhig in ihren Hütten „liegen können, während sie in Wirklichkeit mit den Geistern des „Unheils in den Wäldern Berathung pflegen". — Ferner haben wir in manchen Fällen die Seelen wachender Personen, welche dieselben zeitweilig verlassen haben: hiefür mag uns als Beispiel der Glaube der Karenen gelten, dass „jedes menschliche Wesen seinen Schutz- „geist habe, der an seiner Seite gehe oder auch in der Ferne herum- „wandere und traumhafte Abenteuer aufsuche; und wenn er zu „lange abwesend sei, so müsse er mit Opferspenden zurückgerufen „werden". Die thatsächliche Anerkennung aber solcher Unterschiede wird uns deutlich bei den Malagassen geboten, welche verschiedene Namen für den Geist eines Lebenden und den eines Todten haben.

Bemerkenswerth ist ferner eine andere Classification der Seelen oder Geister: es giebt solche von Freunden und solche von Feinden; — solche, die Mitgliedern des eigenen Stammes, und solche, die Gliedern anderer Stämme angehören. Natürlich fallen diese Gruppen nicht vollkommen mit einander zusammen, denn es giebt Geister böser Menschen innerhalb des eigenen Stammes so gut wie solche von unversöhnlichen Feinden ausserhalb desselben, und in manchen Fällen kommen noch dazu die übelwollenden Geister Derjenigen, die ohne Begräbniss liegen geblieben sind. Aber allgemein haben die guten und die bösen Geister doch diesen Ursprung und die ihnen nach dem Tode zugeschriebene Freundschaft oder Feindschaft ist die einfache Fortsetzung der Freundschaft oder Feindschaft, welche sie im Leben zeigten.

Hiezu müssen wir noch die Seelen von anderen Dingen fügen, — von Thieren, Pflanzen und leblosen Dingen. CLAVIGERO erzählt uns, dass die Mexicaner die „Segnungen der Unsterblichkeit auch „den Seelen der Thiere zuschreiben", und die Malagassen glauben, dass die Geister „der Menschen wie auch der Thiere auf einem „grossen Gebirge im Süden wohnen". Wenn aber auch die Existenz von Thierseelen gar nicht selten anerkannt wird und obschon die Fidschi-Insulaner und Andere sogar glauben, dass die Seelen von zerstörten Werkzeugen in die andere Welt übergehen, so haben wir doch nur spärliche Zeugnisse dafür, dass den Seelen dieser

Classen das Vermögen zugeschrieben werde, auf die menschlichen Angelegenheiten Einfluss auszuüben.

§. 98.

Es erübrigt zum Schluss noch, die fortschreitende Differencirung der Vorstellungen von Leib und Seele hervorzuheben, welche sich aus den Thatsachen ergiebt. Wie wir im letzten Capitel sahen, dass sich mit dem Fortschritt der Intelligenz die Vorstellung von jener dauernden Bewusstlosigkeit, die wir Tod nennen, allmälig immer vollständiger von den Vorstellungen von jenen zeitweiligen Bewusstlosigkeiten differencirt, welche die erstere vortäuschen, bis sie sich schliesslich als etwas durchaus Verschiedenes davon abgegrenzt hat, — so können wir hier beobachten, wie die Vorstellungen von einem materiellen Ich und einem nichtmateriellen Ich ihren scharfen Gegensatz nur Stufe für Stufe ausbilden und dass es die zunehmende Kenntniss der Dinge ist, verbunden mit der Entwickelung kritischer Fähigkeiten, welche diese Veränderungen bedingen.

Wenn also z. B. die Basutos auf Grund ihrer Vorstellung von dem anderen Ich, dem sie Substantialität zuschreiben, „glauben, „dass, wenn ein Mensch am Ufer des Flusses entlang geht, ein „Krokodil seinen Schatten im Wasser ergreifen und ihn hinunter-„ziehen könne“, so sehen wir leicht ein, wie die Unvereinbarkeit ihrer Ideen so gross ist, dass der nächste Fortschritt in physikalischer Erkenntniss dieselben umgestalten — zu einer Vorstellung vom anderen Ich als von einem weniger substantiellen Wesen führen muss. Oder wenn ferner der Fidschi-Insulaner der Seele einerseits eine so materielle Beschaffenheit zuschreibt, dass er glaubt, dieselbe könne auf ihren Wanderungen nach dem Tode von einem der Götter ergriffen und durch Schlagen gegen einen Stein getödtet werden, und wenn er anderseits der Ansicht ist, dass jeder Mensch zwei Seelen habe, seinen Schatten und sein Spiegelbild, so ist ebenfalls einleuchtend genug, dass seine Anschauungen zu widerspruchsvoll sind, als dass nicht eine genauere Beurtheilung sie schliesslich verändern müsste. Das Bewusstsein von solchen Widersprüchen, das immer deutlicher wird, je selbständiger sich das Denken erhebt, führt zu einer Reihe von Compromissen. Das zweite Ich, das ursprünglich als ebenso substantiell aufgefasst wird wie das erste,

verliert Schritt für Schritt ein Stück von seiner Substantialität; bald ist es halbkörperlich, bald nur noch luftförmig, endlich ätherisch. Und ist diese Stufe schliesslich erreicht, so hören auch die Versuche auf, diesem Wesen noch irgend eine der Eigenschaften beizulegen, vermöge deren wir Existenz erkennen — es bleibt nur noch die Behauptung einer Existenz übrig, die aber durchaus unbestimmt gelassen wird.

XIV. Capitel.

Die Ideen von einem andern Leben.

§. 99.

Der Glaube an Wiederbelebung verknüpft sich nothwendig mit dem Glauben an ein zukünftiges Leben. Der primitive Mensch, unfähig zum freien Denken und ohne für solches Denken geeignete Sprache, sucht sich dies vorzustellen, so gut er eben kann. Daher jenes Chaos von Ideen hinsichtlich des künftigen Zustandes nach dem Tode. Bei denselben Völkern, welche behaupten, dass der Tod vollständige Vernichtung sei, finden wir doch gewöhnlich solche inconsequente Ansichten, wie z. B. diejenigen mancher von SCHWEINFURTH besuchter Africaner, welche gewisse Höhlen vermieden aus Furcht vor den bösen Geistern von Flüchtlingen, die in denselben gestorben waren.

So unzusammenhängend auch die Vorstellungen von einem künftigen Leben nothwendigerweise im Anfang sind, so haben wir hier doch ihre wesentlichsten Züge hervorzuheben und die verschiedenen Stufen ihrer Entwickelung zu innigerem Zusammenhang zu verfolgen. Dieser Glaube gilt ursprünglich nur mit Einschränkungen und theilweise. Im letzten Capitel schon sahen wir, dass manche der Ansicht sind, die Wiederbelebung hänge von der Behandlung des Leichnams ab und die Zerstörung desselben bewirke vollkommene Vernichtung. Ferner kann dieses zweite Leben, nachdem es einmal begonnen hat, doch gewaltsam zerstört werden; des todten Menschen Doppelwesen kann abermals in der Schlacht getödtet oder auf seinem Wege nach dem Lande der Todten vernichtet oder von den Göttern verzehrt werden. Sodann begegnen wir in

manchen Fällen einer Abgrenzung nach Kasten: auf den Tonga-Inseln herrscht der Glaube, dass nur die Häuptlinge Seelen besitzen. Anderswo wird gelehrt, dass die Wiederbelebung von den Handlungen des Menschen und deren Resultaten abhänge. Manche Racen glauben, ein anderes Leben durch Tapferkeit erringen zu können, wie z. B. die Comanches, welche dasselbe für gute Menschen annehmen, d. h. für diejenigen, welche im Erbeuten von Skalps und im Stehlen von Pferden verwegen sind. Im Gegensatze hiezu war, wie uns BRINTON berichtet, „ein sanftes und kriegsunlustiges Volk von Guatemala . . . „überzeugt, dass, wenn Einer eines anderen als eines natürlichen „Todes starb, er damit alle Hoffnung auf ein zukünftiges Leben ver-„scherzte, und deshalb überliessen sie die Leichname von Er-„schlagenen den Raubthieren und Geiern zur Beute". Oder es wird auch als von dem Gutdünken der Götter abhängig gedacht, wie bei den alten Ariern, die um ein anderes Leben beteten und Opfer darbrachten, um dies zu erlangen. Und endlich finden wir in manchen Fällen die stillschweigende Annahme, dass dieses zweite Leben nach einiger Zeit mit einem zweiten und absoluten Tode endige.

Bevor wir auf die übrigen Seiten der primitiven Vorstellungen von einem künftigen Leben näher eingehen, wollen wir auf diese letzte Eigenthümlichkeit, auf seine Dauer, einen Blick werfen.

§. 100.

Eine von den Erfahrungen, welche die Vermuthung von einem andern Leben erwecken, ist zugleich geeignet, eine Grenze desselben vermuthen zu lassen, nämlich die Erscheinung der Todten im Traume. Sir JOHN LUBBOCK war, wie ich glaube, der erste, welcher diesen Umstand hervorhob. Selbstverständlich müssen die im Traume erkannten todten Personen solche gewesen sein, welche den Träumenden bekannt waren, und da man von den längst Gestorbenen allmälig aufhört, zu träumen, so hört man consequenterweise auch auf, sich dieselben als noch existirend zu denken. Wilde, die wie die Manganjas „ihren Glauben an ein zukünftiges Leben ausdrücklich „auf die Thatsache gründen, dass ihre Freunde sie im Schlafe be-„suchen", ziehen natürlich den Schluss, dass, wenn ihre Freunde aufhören, sie zu besuchen, sie auch aufgehört haben müssen, zu existiren. Daher die Widersprüche, welche Sir JOHN LUBBOCK aus den Berichten von DU CHAILLU anführt. Frägt man einen Neger,

„wo der Geist seines Urgrossvaters sei, so sagt er: er wisse es „nicht, es sei aus damit. Frägt man ihn aber nach dem Geiste „seines Vaters oder Bruders, der gestern starb, so ist er voll Angst „und Schrecken“. Und wie wir weiter unten sehen werden, wo es sich um eine andere Frage handelt, rufen die im Traume beobachteten Erscheinungen im Geiste der Amazulu eine ähnliche scharfe Unterscheidung zwischen den Seelen der vor kurzer Zeit und der längst Gestorbenen hervor, welche letzteren sie für ganz und gar gestorben halten.

Wie die Vorstellung von einem zeitweiligen späteren Leben zu der Vorstellung von einem fortdauernden späteren Leben auswächst, müssen wir zunächst ausser Betracht lassen. Für den vorliegenden Zweck genügt es, darauf hinzuweisen, dass die Vorstellung von einem dauernden künftigen Leben stufenweise erreicht wird.

§. 101.

Was ist der Charakter dieses künftigen Lebens, das man sich hier nur unklar und auf verschiedene Weise denkt, das man dort als nur eine kurze Zeit hindurch dauernd, anderswo wieder als ewig betrachtet?

Wie aus mehreren der im vorhergehenden Capitel beschriebenen Begräbnissgebräuche hervorgeht, herrscht mehrfach die Annahme, dass das nach dem Tode anhebende Leben sich in Nichts von diesem Leben unterscheide: die Bedürfnisse und Bestrebungen bleiben dieselben wie zuvor. Die Chinooks behaupten, dass die Todten des Nachts „erwachen und aufstehen, um nach Speise zu suchen“; und es beruht ohne Zweifel auf einem Glauben an die Nothwendigkeit, ihre materiellen Bedürfnisse zu befriedigen, dass die Comanches annehmen, es sei „den Todten gestattet, die Erde des Nachts zu be„suchen, sie müssten aber mit Anbruch des Tages zurückkehren“ — ein Aberglaube, der uns unmittelbar an den früher in Europa herrschenden erinnert. Auch bei den südamericanischen Völkern finden wir Beweise dafür, dass das zweite Leben als eine unveränderte Fortsetzung des ersten aufgefasst wird: der Tod ist, wie die Yucatan-Indianer sagen, „blos einer der Zwischenfälle des Lebens.“ So erfahren wir auch von Southey, dass die Tupis ihre todten Angehörigen im Hause bestatten, „in sitzender Stellung, mit Speise „vor denselben, denn manche von ihnen glaubten, der Geist ginge

„auf den Bergen zu jagen und kehre hieher zurück, um zu essen „und sich auszuruhen.“

Wo man sich das künftige Leben als vom gegenwärtigen durch eine schärfere Grenze geschieden denkt, finden wir dasselbe doch in den übrigen Hinsichten nur wenig oder gar nicht abweichend. Was von den Fidschi-Insulanern gesagt wird, gilt auch noch für viele andere. Nach dem Tode „pflanzen sie, leben in Familien, „kämpfen und thun überhaupt so ziemlich dasselbe wie die Leute „in dieser Welt“. Betrachten wir kurz die allgemeine Übereinstimmung in diesem Punkte.

§. 102.

Die Vorräthe an Lebensbedürfnissen, auf die sie im künftigen Leben rechnen, unterscheiden sich von denen, an die sie hier gewöhnt sind, nur dadurch, dass sie besser und reichlicher sein sollen. Die Innuits erwarten, sich am Renthierfleisch satt essen zu können; der Creek-Indianer geht nach dem Tode „dahin, wo es Wild die „Fülle giebt und Alles sehr billig ist, wo Korn das ganze Jahr „hindurch wächst und die Brunnen voll reinen Wassers nimmer „austrocknen.“ Die Comanches freuen sich auf eine nie verringerte Zahl von fetten Büffeln, während die Patagonier „den seligen Zustand „zu geniessen hoffen, ewig betrunken zu sein.“ Diese Vorstellungen weichen anderwärts nur in soweit ab, als die Nahrung u. s. w. eine andere ist. Die Völker auf den Neu-Hebriden glauben, dass im künftigen Leben „die Cocosnüsse und die Brodfrucht von besserer „Beschaffenheit und in so reichlicher Fülle zu finden sein werden, „dass ihr Vorrath unerschöpflich ist“. Arriaga erzählt, dass die Peruaner „weder in diesem noch im anderen Leben eine grössere „Glückseligkeit kennen als die, eine gute Farm zu besitzen und „von derselben genug zu essen und zu trinken zu haben“. Und Hirtenvölker zeigen uns eine entsprechende Anpassung des Glaubens: die Todas denken sich, dass nach dem Tode ihre Büffel von selbst zu ihnen kommen werden, um ihnen Milch zu spenden wie zuvor.

Natürlich verbinden sich mit gleicher Speise und Trank auch gleiche Beschäftigungen. Die Tasmanier erwarteten, „der Jagd mit „unermüdlichem Eifer und nimmer fehlendem Erfolge obzuliegen“. Manche nordamericanische Indianer, wie die Dakotahs, hegen nicht blos die Erwartung, endlose Mengen von Wild in ihren „seligen „Jagdgründen“ zu tödten, sondern auch „mit ihren früheren Feinden

„zu kämpfen“. Und wenn uns dies an die täglichen Kämpfe und festlichen Mahle erinnert, welche der alte Skandinavier in seinem künftigen Leben erwartete, so ersehen wir daraus, wie solche Ideen bei Völkern übereinstimmend herrschend sein können, die nach Race und Wohnort ausserordentlich weit von einander entfernt sind. Um uns jedoch zu überzeugen, wie lebhaft diese Ideen sind, müssen wir uns die Gebräuche vergegenwärtigen, welche durch sie hervorgerufen worden sind.

§. 103.

Reisebeschreibungen aller Art haben jeden Leser mit der Sitte vertraut gemacht, die Habseligkeiten eines gestorbenen Menschen mit ihm zu begraben. Diese Sitte entwickelt sich weiter, je mehr die sociale Ausbildung über ihre ersten Stufen hinausgeht. Hier nur einige wenige Beispiele nebst den Folgerungen, die wir daran knüpfen müssen.

Der todte Wilde, der jagen und kämpfen soll, muss auch bewaffnet sein. Daher die Beigabe von Waffen und Geräthschaften zum Leichnam. Die Tungusen-Völker pflegen diese nebst anderen Habseligkeiten „auf ihre Gräber zu legen, damit sie zum Gebrauche „in dem Augenblicke bereit seien, wo sie aus dem Zustande er„wachen, den sie blos für ein vorübergehendes Ausruhen halten“. Und mit derselben ausdrücklichen oder stillschweigenden Voraussetzung befolgen ähnliche Gebräuche die Kalmücken, die Eskimos, die Irokesen, die Araucanier, die Binnenlandneger, die Nagas und noch viele andere wilde und halbcivilisirte Völker, welche alle aufzuzählen zu umständlich wäre. Manche von ihnen anerkennen auch die entsprechenden Bedürfnisse von Frauen und Kindern und begraben mit den Frauen ihre häuslichen Geräthschaften und mit den Kindern ihre Spielsachen.

Das abgeschiedene andere Ich wird auch Kleider bedürfen. Deshalb „hängen die Abiponen ein Gewand an einem Baume nahe der „Begräbnissstätte auf, damit er [der Gestorbene] es anziehen könne, „wenn es ihm etwa beliebt, aus dem Grabe hervorzukommen“; und daher verbrennen die Dahomeaner nebst anderem Eigenthum mit dem Todten auch „eine doppelte Kleidung zum Wechseln, wenn er „im Lande der Todten ankommt“. Diese Vorsorge für Kleidungsstücke (manchmal in Gestalt ihrer „besten Anzüge“, in welche sie beim Begräbniss eingehüllt werden, manchmal auch in Gestalt einer

jährlichen Spende von frischen Kleidern, die auf ihre Skelete gelegt werden, wie bei den Patagoniern) findet sich vielfach auch verbunden mit der Beigabe von Juwelen und anderen werthvollen Dingen. Oft wird nur ganz im Allgemeinen über die Bestattung des „Eigenthums“ des Gestorbenen mit diesem berichtet, wie in Betreff der Samojeden, der West-Australier, der Damara, der Binnenlandneger, der Neuseeländer. Bei den todten Patagoniern wird „alle ihre Habe zurückgelassen“, bei den Nagas „alles bewegliche „Eigenthum“, bei den Guyana-Völkern „die wichtigsten Schätze, „welche sie im Leben besassen“, bei dem Papua von Neu-Guinea „seine Waffen und Zieraten“, bei einem peruanischen Ynca „sein „Silbergeschirr und seine Juwelen“, bei dem alten Mexicaner „seine „Gewänder, kostbaren Steine“ u. s. w., bei dem Chibcha sein Gold, seine Smaragden und andere Schätze. Der Leichnam der verstorbenen Königin von Madagascar „wurde in nahezu fünfhundert seidene „„Lambas“ gewickelt, in deren Falten zwanzig goldene Uhren, hun„dert goldene Ketten, Ringe, Brochen, Armbänder und anderer „Schmuck nebst fünfhundert Goldmünzen verborgen waren“. Bei den Mischmis werden alle die Dinge, „welche ein Mensch während „seines Lebens nöthig hat, in einem über dem Grabe erbauten „Hause niedergelegt“. Und Burton sagt, dass in Alt-Calabar ein Haus am Strande gebaut werde, um die Habseligkeiten des Gestorbenen aufzunehmen, „nebst einem Bett, damit der Geist nicht auf „dem blossen Erdboden schlafen müsse“. Diese Vorsorge für das künftige Leben des Gestorbenen wird in vielen Fällen sogar bis zu solchem Umfange getrieben, dass sie für die Überlebenden grosse Unannehmlichkeiten zur Folge hat. Hinsichtlich mancher Stämme von der Goldküste erzählt Beecham: „Ein Begräbniss ist gewöhn„lich der vollständige Ruin für eine arme Familie.“ Low versichert, dass die Dajaks mit dem Todten nicht nur seine gesammte Habe, „sondern manchmal auch grosse Summen Geldes und andere werth„volle Dinge verbrennen, so dass häufig ein Vater, der so unglück„lich war, mehrere Glieder seiner Familie durch den Tod zu ver„lieren, dadurch an den Bettelstab gebracht wird“. Und bei einigen untergegangenen Gesellschaften von America blieb gewöhnlich Nichts als der Grundbesitz des Gestorbenen, den sie nicht in sein Grab zu legen im Stande waren, für seine Wittwe und seine Kinder übrig.

Indem die uncivilisirten Völker diese Auffassung des zweiten

Lebens als einer blossen Wiederholung deş ersten, welches nur durch den Tod unterbrochen wurde, consequent durchführen, kommen sie zu dem Schlusse, dass der Geschiedene nicht nur seine leblose Habe, sondern auch seinen lebenden Besitz brauche. So erklärt sich das Tödten seines Viehes. Der Leiche eines Kirgisenhäuptlings werden „dessen Lieblingspferde“ beigesellt; Gleiches geschieht bei den Jakuten, Comanchen und Patagoniern; zum todten Borghoo legt man dessen Pferd und Hund, zum Beduinen sein Kameel, zum Damara sein Rindvieh, zum Toda „seine ganze Herde“, und in der Todesstunde eines Vateans bindet man ihm seine Schweine mit einem Strick an das Handgelenk und tödtet sie dann. So zeigen denn die Thierschädel, welche man in vielen Fällen um das Grab steckt, deutlich die Anzahl des Viehes an, welches der Verstorbene zu seinem Dienste im anderen Leben mit sich nahm. — Wo dieses erste Leben kein Räuber- oder Hirtenleben, sondern dem Ackerbau gewidmet war, ruft der gleiche Gedanke einen ähnlichen Gebrauch hervor. Tschudi erzählt uns, dass man in Peru „einen kleinen Beutel mit „Cocosnuss, Mais, „Quinua“ und Anderem neben die Todten lege, „damit sie etwas zur Aussaat auf den Feldern der anderen Welt „hätten.“

§. 104.

Bei weiterer Folgerung schliesst aber der primitive Glaube noch mehr in sich — der Todte braucht nicht nur seine Waffen und Geräthe, Kleidung, Schmuck und andere Habe sowie auch seine Hausthiere, sondern auch menschliche Gesellschaft und Bedienung. Seine Dienerschaft, die er vor dem Tode hatte, muss ihm nach seinem Tode wieder ersetzt werden.

Hieraus folgen nun all die Menschenopfer in grösserer oder geringerer Anzahl, welche in weiter Verbreitung gebräuchlich waren und zum Theil noch sind — jenes Hinschlachten von Weibern, Sclaven und Freunden. Dies ist allzu bekannt, um durch Beispiele belegt werden zu müssen; ich will deshalb hier nur darauf aufmerksam machen, wie ein solcher Gebrauch sich zugleich mit dem Fortschritt der Gesellschaft über ihre ersten Stufen hinaus und mit der immer bestimmter werdenden Lehre über das andere Leben weiter entwickelt. — Bei den Feuerländern, den Andamanesen, den Australiern, den Tasmaniern mit ihren so unentwickelten socialen Einrichtungen finden wir das Opfern der Weiber zur Begleitung

ihrer gestorbenen Männer, wo es überhaupt vorkommt, noch nicht so allgemein, dass es in den Berichten über sie bestimmter hervorgehoben wäre. Höher entwickelte Stämme hingegen zeigen uns diesen Gebrauch: in Polynesien, bei den Neu-Caledoniern, den Fidschi-Insulanern und gelegentlich auch bei den weniger barbarischen Tonga-Insulanern, — in America bei den Chinooks, den Cariben, den Dakotahs, — in Africa unter den Congo-Völkern, den Negern des Binnenlandes und der Negerküste, am stärksten unter den Dahomeanern. — Die Cariben, Dakotahs und Chinooks schlachten Kriegsgefangene zur Bedienung des Todten in der anderen Welt; und abgesehen von den wilden und halbwilden Stämmen, welche das Gleiche thun, möchte ich als Beispiel desselben nur noch auf den Fortbestand dieses Gebrauches bei den Homerischen Griechen hinweisen, welche (obwohl hier ein anderer Beweggrund angegeben wird) bei der Verbrennung der Leiche des Patroklos zwölf Trojaner erschlugen. — Ein ähnliches Schicksal trifft die Diener. Die Kyans und die Milanans auf Borneo tödten die Sclaven ihrer Gestorbenen, die Zulus die Diener eines Königs, die Neger des Binnenlandes die Eunuchen eines todten Königs zur Begleitung seiner Frauen; die Bewohner der Negerküste vergiften oder enthaupten die vertrauten Diener eines abgeschiedenen Königs. — In manchen Fällen werden selbst Freunde geopfert. In Fidschi wird der beste Freund eines Häuptlings zu dessen Begleitung getödtet, und gleichen Gebrauch finden wir bei den des Blutvergiessens so gewohnten Horden des tropischen Africa.

In den schon weiter vorgeschrittenen Gesellschaften des Alten America wurde die Sorgfalt für die zukünftigen Bedürfnisse des Todten am weitesten getrieben. In Mexico wurde der Priester eines Grossen erschlagen, damit er im künftigen Leben die religiösen Ceremonien ebenso wie in diesem für ihn ausführen könne. Ximenez erzählt uns in Betreff der Indianer von Vera Paz, dass sie, „wenn „ein Häuptling im Sterben lag, alle Sclaven, welche er besass, „tödteten, damit sie ihm vorausgingen und das Haus für ihren „Herrn zubereiteten“. Nach einem Berichte von Clavigero opferten die Mexicaner ausser anderem Gefolge auch „einige der missgestal„teten Leute, welche der König zu seiner Unterhaltung in seinen „Palästen gesammelt hatte, damit sie ihm in der anderen Welt „gleiche Belustigung verschaffen könnten“. Natürlich brachte diese übertriebene Vorsorge dafür, dass der Geschiedene keine der An-

nehmlichkeiten später vermissen möge, deren er sich hier erfreut hatte, ungeheures Blutvergiessen mit sich. Bei den Mexicanern „war die Anzahl der Opfer stets der Grösse des Begräbnisses ent-„sprechend und stieg manchmal, wie mehrere Geschichtsschreiber „versichern, bis zu zweihundert“; und in Peru wurden, wenn ein Ynca starb, „sein Gefolge und seine liebsten Kebsweiber, deren „Zahl manchmal, wie Einige sagen, eintausend war, auf seinem „Grabmal hingeopfert.“

Wie kräftig der Glaube war, welcher solchen Sitten den Ursprung gab, kommt uns noch deutlicher zur Anschauung, wenn wir finden, dass die Opfer oft selbst bereit, ja sogar begierig sind, zu sterben. Unter den Guaranis „opferten sich in alten Zeiten einige „Getreue aus dem Gefolge selbst am Grabe eines Häuptlings“. Garcilasso erzählt, dass die Weiber eines todten Ynca „freiwillig „den Tod suchten, und ihre Anzahl sei oft so gross gewesen, dass „die Beamten sich ins Mittel legen und erklären mussten, es wären „doch jetzt ihrer genug geopfert“; und nach Cieza „erhängten sich „einige der Frauen, damit ihr treuer Dienst noch höher geschätzt „werde, selbst an ihrem eigenen Haar und tödteten sich auf diese „Weise, wenn ihnen die Errichtung des Grabhügels zu lange dauerte“. Die Chibchas verfuhren auf ähnliche Weise, indem sie, wie uns Simon mittheilt, „die Weiber und Sclaven, welche es am meisten „wünschten, mitbegruben“. In Africa finden wir Gleiches. Bei den Yoruba-Negern werden zum Leichenbegängniss eines Häuptlings nicht nur Sclaven erschlagen, sondern sogar „viele seiner Freunde „vergiften sich selbst“ bei dieser Feier und werden dann mit ihm begraben. Früher herrschte am Congo die Sitte, dass „beim Be-„gräbniss eines Königs ein Dutzend junger Mädchen ins Grab „sprang ..... und lebendig begraben wurde, um ihm in der an-„deren Welt zu dienen. Die Mädchen waren dabei so eifrig in „diesem Dienste gegen ihren verstorbenen Fürsten, dass sie im „Streite darum, welche die erste sein sollte, sich gegenseitig „tödteten“. Und in Dahome „fangen, sobald ein König stirbt, „augenblicklich seine Weiber an, alle seine Geräthe und Werth-„sachen wie auch ihre eigenen zu vernichten und einander zu er-„morden. Bei einer Gelegenheit fanden auf diese Weise 285 Weiber „den Tod, ehe noch der neue König es zu hindern vermochte.“[1]

[1] Hierin liegt auch die Erklärung für jene so sonderbare Thatsache, dass in einigen dieser africanischen Königreiche nach dem Tode eines Königs Alles

Wir müssen noch hinzufügen, dass diese Menschenopfer auch Todesfällen von jungen Leuten folgen. KANE berichtet, dass ein Häuptling der Chinooks seine Frau tödten wollte, damit sie seinen Sohn ins künftige Leben begleite; und in Aneiteum wird die Mutter, Tantė oder Grossmutter beim Tode eines geliebten Kindes erdrosselt, um dieses in die Geisterwelt zu geleiten.

Um solche blutige Sitten besser zu verstehen, müssen wir zugleich im Auge behalten, dass nicht nur Untergebene und Geringere mit oder ohne ihre eigene Zustimmung bei einem Begräbniss geopfert werden, sondern dass auch durch Rang oder Geburt Höhergestellte in einigen Fällen sich dem Tode weihen. Nicht nur auf den Fidschi-Inseln werden Leute vorgeschrittenen Alters von ihren gehorsamen Kindern lebendig begraben: auch in Vate herrscht eine gleiche Sitte; ein alter Häuptling verlangt dort von seinen Kindern, dass sie ihm auf diese Weise den Tod geben.

§. 105.

So gut wie sie sich die Bedürfnisse, Beschäftigungen und Belustigungen der künftigen Welt gleich denen dieses Lebens denken, so stellen sie sich auch die gesellschaftlichen Verhältnisse dort gleich den irdischen vor. Dieselbe Rangordnung im häuslichen und öffentlichen Leben soll dort wie hier herrschen. Zur Beleuchtung dieses Punktes mögen den im Vorigen schon enthaltenen Belegen noch einige speciellere beigefügt werden.

COOK berichtet, dass die Tahitier ihre Gestorbenen in ähnliche Kasten eintheilten, wie diese unter ihnen selbst gebräuchlich waren; oder wie ELLIS seinerseits bestätigt, „wer auf dieser Welt König „oder Areois war, der genoss diese Ehre im Jenseits für immer“. Auch der Glaube der Tonga-Insulaner bringt die Abgeschiedenen in gleiche Rangstufen, wie sie in Tonga üblich sind. Dasselbe gilt auf Fidschi, wo „dem Geiste des Eingebornen der Gedanke ganz „empörend wäre“, dass ein Häuptling in der anderen Welt ohne Gefolge erschiene. Die Chibchas glaubten, sie würden „im künf„tigen Leben so gut als im gegenwärtigen von ihren Untergebenen

---

dem Rauben und Morden preisgegeben ist. Was man von den Aschanti erzählt, bei denen die Verwandten des Königs selbst die Zerstörung vornehmen, zeigt uns, wie diese Sitte blos daraus hervorgeht, dass sie es als Pflicht ansehen, für den Dienst des Königs im künftigen Leben zu sorgen.

„bedient werden“. Ebenso denken auch die Stämme der indischen Bergländer: der Himmel der Karenen „hat seine Beherrscher und „Unterthanen“ und in dem Himmel der Kookies wird der Geist eines jeden Feindes, welchen ein Mann erschlagen hat, dessen Sclave. Die africanischen Racen haben den gleichen Glauben. Forbes erzählt uns, dass nach dem Bekenntnisse der Dahomes die Rangordnung des kommenden Lebens genau mit der des ersten übereinstimme. Shooter erwähnt bei Gelegenheit der religiösen Ansichten der Kaffern, dass diese sich die politischen wie gesellschaftlichen Verhältnisse auch nach dem Tode unverändert denken. Und eine verwandte Auffassung zeigt sich unter den Akkra-Negern verbreitet; diese versichern, dass ihre Schutzgötter während der Regenzeit dem Hof des obersten Gottes einen Besuch abstatten.

Dass eine gleiche Übereinstimmung auch in den Anschauungen der höheren Racen noch fortbesteht, braucht kaum besonders gesagt zu werden. Die Legende von dem Herabsteigen der Ishtar, der assyrischen Venus, zeigt uns, dass auch der Wohnort der assyrischen Todten unter einem Despoten stand und dass seine Beamten Tribute erhoben genau nach dem Vorbilde des assyrischen Staates. — So war es ja auch in der Unterwelt der Griechen. Dort herrschten der furchtbare Aïdes mit seiner Gemahlin Persephone; Minos „sass „zu Rath und gab den Todten Gesetze und die Anderen um ihn, „ihren König geschaart, brachten ihre Klagen vor“; und an Achilles, „den man im Leben wie einen Gott verehrte“, werden die Worte gerichtet: „auch jetzt wieder, da du hier bist, hast du grosse Macht „unter den Todten.“ Und wie die Abgeschiedenen sowohl politisch als social unter den gleichen Verhältnissen leben wie die Lebenden, so auch die Bewohner des Himmels. Zeus steht den übrigen Göttern gegenüber „genau wie ein absoluter Monarch der Aristokratie, deren Oberhaupt er ist.“

Auch in den hebräischen Vorstellungen von einem anderen Leben fehlt der gleiche Parallelismus nicht[1]. Ursprünglich scheint

---

[1] Die primitiven Ideen der Hebräer über den Zustand nach dem Tode stimmten wahrscheinlich mit den heutigen vieler uncivilisirter Stämme überein und sie sind, obwohl ohne klaren Glauben an ein künftiges Leben, doch von Furcht vor den Geistern der Todten erfüllt gewesen. Dass die Hebräer an Geister glaubten, ist erwiesen; und aus dem Glauben an Geister, denen anfänglich nur eine vorübergehende Existenz zugeschrieben wurde, entwickelte sich später wie bei anderen Völkern die Vorstellung von einem dauernden künftigen Leben.

man unter dem Namen Scheol einfach das Grab oder in unklarer Weise den Aufenthalt oder das Reich der Todten verstanden zu haben; später bekommt er die bestimmtere Bedeutung eines elenden Ortes für die Gestorbenen, — eines hebräischen Hades — um sich noch später zu einem Ort der Marter, Gehenna, zu entwickeln, worin bereits der Übergang zu der wohl organisirten Herrschaft des Teufels mit ihren Rangstufen gegeben ist. Und obgleich der hebräische Himmel dem hebräischen Leben nachgebildet war, so war diese Übereinstimmung doch nicht wie bei den Griechen in ihrem häuslichen, sondern in ihrem politischen Leben zu suchen. Wie sich einige Erklärer ausdrücken, lag die Vorstellung von einem „Hofstaat“ der himmlischen Wesen — von einer Hierarchie von Engeln und anderen Geistern mit Würden und Ämtern zu Grunde. Manchmal wird Gott, wie z. B. in der Geschichte des Ahab, als ein Herrscher dargestellt, der mit seinem Gefolge zu Rathe sitzt und auf Vorschläge hört. Es giebt auch himmlische Heerschaaren, welche in Legionen getheilt sind. Ebenso wird von einer Zutheilung der Gewalten gesprochen. Über verschiedene Elemente und Völker sind Erzengel eingesetzt, bevollmächtigte Gottheiten, welche in dieser Hinsicht also den Untergöttern des griechischen Pantheon zu vergleichen sind. Der Hauptunterschied zwischen diesem und dem hebräischen Götterreich besteht, abgesehen von dem Ursprung beider, darin, dass bei dem letzteren die Macht noch strenger geschieden und die Unterordnung grösser ist. Freilich ist diese auch hier noch nicht vollkommen ausgebildet: lesen wir ja doch von himmlischen Kriegen und von aufrührerischen Engeln, welche in den Tartarus hinabgestossen werden. — Wie dieser Parallelismus bis in späte christliche Zeiten fortdauert, ist oft genug erkennbar. Petit, Professor der Theologie an der Pariser Universität, stellte noch 1407 Gott als einen Lehnsherrn dar, den Himmel als Lehnsstaat und Lucifer als einen rebellischen Vasallen. „Er betrog grosse „Schaaren von Engeln und brachte sie auf seine Seite, so dass sie „ihm huldigten und ihm gehorsam sein mussten als ihrem Herrn „und auf keine Weise mehr Gott unterthan waren; und Lucifer „führte seine Herrschaft ähnlich wie Gott ohne die geringste Ab„hängigkeit von ihm ..... Der heilige Michael aber merkte seine „Absichten, kam zu ihm und warf ihm vor, wie unrecht er han„dele“ u. s. f. „Es kam zu einer Schlacht zwischen ihnen und „auf beiden Seiten standen viele Engel, die Mehrzahl aber war für

„den heiligen Michael“. (Siehe MONSTRELET, bk. i., Cap. 39.) Wie MILTON, der Protestant, ähnlichen Vorstellungen nachging, ist bekannt.

§. 106.

Neben diesem Parallelismus in den socialen Verhältnissen der beiden Leben kann füglich auch die innige Verbindung zwischen ihnen erwähnt werden. Das Geisterleben ist ursprünglich mit dem ersten Leben durch häufigen und unmittelbaren Verkehr verknüpft. So hängen jene fortgesetzten Opferungen in Dahome damit zusammen, dass „der gestorbene Häuptling regelmässig mit neuem „Gefolge in der Schattenwelt versehen wird“ und dass „jede Hand„lung des Königs, sei sie noch so geringfügig, seinem Vorfahren „im Geisterreich gebührend mitgetheilt werden muss“. Unter den Kaffern wieder ist das System einer Anrufung der Höhern von Seiten ihrer Untergebenen so weit ausgedehnt, dass es sogar die Bewohner der anderen Welt umfasst: „der abgeschiedene Geist „eines Häuptlings wird manchmal angefleht, er möge die Vorfahren „eines Mannes nöthigen, denselben zu segnen“. Hieran anknüpfend sei auch die noch seltsamere Thatsache erwähnt, dass sogar Handelsverbindungen von einem Leben in das andere hinüberspielen: man leiht in diesem Leben Geld und „will es mit guten Zinsen im zu„künftigen zurückerstatten.“

In dieser wie auch in anderen Hinsichten haben sich die Auffassungen der civilisirten Racen nur langsam von denen der wilden entfernt. Wenn wir lesen, dass, sobald die Stämme der Amazulus unter einander in Feindschaft gerathen, auch die Geister der Stammesvorfahren diejenigen der Abgeschiedenen auf der Gegenpartei zum Kriege rufen, so erinnert uns dies lebhaft an jene überirdischen Wesen bei Homer, welche sich in die griechische und die trojanische Partei schieden und so an dem Kampfe theilnahmen; ebenso wie auch an die Juden, welche der Überzeugung lebten, „die Engel der „verschiedenen Völker föchten im Himmel, wenn ihre Angehörigen „auf der Erde mit einander im Krieg waren“. Ferner erinnert es uns daran, wie auch der schriftliche Glaube in seiner volksthümlichen Form zwischen den Bewohnern dieser und denen der anderen Welt eine enge Verbindung bestehen lässt: die Lebenden beten um die Wohlfahrt der Abgeschiedenen und die heilig gesprochenen Seligen werden um Fürbitte bei Gott für die Lebenden angefleht.

§. 107.

Das zukünftige Leben, wie es ursprünglich eine Wiederholung des ersten in anderen Hinsichten bilden soll, wird nicht minder auch ursprünglich als eine Wiederholung desselben in Hinsicht auf Lebenswandel, Gefühle und ethische Gesetze betrachtet.

In der Kosmogenie der Thibetaner fochten auch die Götter unter einander. Die Gottheiten der Fidschi-Insulaner „sind stolz „und rachsüchtig, bekriegen, tödten und essen einander und sind „in der That Wilde ganz wie diese selbst“. Sie prahlen mit dem Namen „der Ehebrecher“, „der Frauendieb“, „der Hirnfresser“, „der Mörder“. Und der Geist eines Häuptlings von Fidschi empfiehlt sich bei seiner Ankunft in der anderen Welt, indem er sich rühmt: „ich habe viele Orte zerstört und viele Feinde im Kampfe „erschlagen“. Diese Übereinstimmung in den Sittengesetzen beider Leben kann man also geradezu als Typus für jene Übereinstimmung betrachten, die sich auf allen niedrigeren Civilisationsstufen auch in anderen Hinsichten wiederholt; sie erinnert uns aber ebenso gut an die Übereinstimmung in den Sittengesetzen jener ältesten Culturvölker, von denen uns Reste ihrer Literatur erhalten sind.

Das Schattenleben der abgeschiedenen Griechen lässt von der moralischen Seite betrachtet nur sehr unklare Züge unterscheiden. Soviel wir jedoch erkennen können, stimmen diese mit jenen des alltäglichen griechischen Lebens überein. Achilles denkt im Hades an Rache und freut sich über die Berichte von den Schlachtenerfolgen seines Sohnes und über das Fallen seiner Feinde; Ajax zürnt noch darüber, dass ihn Ulysses besiegt hat; und der Schatten von Herkules wird geschildert, als wandere er drohenden Blickes einher zum Schrecken der Geister um ihn. Das Gleiche gilt von der olympischen Welt: „die Kämpfe auf Erden sind nur das Wieder„spiel des Kampfes im Himmel“. Mars wird mit dem Ehrennamen „der Männer mordende“ und „der Blutbeflecker“ dargestellt. Eifersucht und Rache sind die herrschenden Motive. Die Unsterblichen betrügen einander und täuschen die Menschen durch falschen Schein — ja sie verbünden sich, wie Zeus und Athene thaten, wenn es gilt, feierlich geschworene Verträge zu brechen. Sie sind leicht gekränkt und unversöhnlich und man fürchtet sie daher ebenso, wie der primitive Mensch vor seinen Dämonen zittert. Was unfehlbar schwer geahndet wird, das ist Nichtbeachtung der Gebräuche,

welche demüthige Unterwerfung ausdrücken. Wie bei den Amazulus von heute man den Zorn der Geister der Vorfahren nur fürchten muss, wenn diese nicht gebührlich gepriesen oder beim Schlachten von Ochsen übersehen wurden; wie bei den Tahitiern „das einzige „Verbrechen, welches von ihren Gottheiten mit Ungnade bestraft „wurde, die Vernachlässigung irgend eines Ritus oder einer Cere- „monie wie auch einer Lieferung von vorgeschriebenen Gaben war", so wird auch den Bewohnern des Olymps nachgesagt, dass die eine unauslöschliche Beleidigung gegen sie im Unterlassen von Opfern bestehe. Nichtsdestoweniger aber ist doch zu bemerken, dass die unversöhnliche Rohheit, welche uns aus den Geschichten von den älteren Göttern entgegentritt, sich in den Sagen von den späteren beträchtlich mildert. Und hier haben wir abermals ein Beispiel jener Übereinstimmung zwischen dem Sittengesetze dieses Lebens und dem, welches man den Wesen des anderen Lebens (seien sie nun als abgeschiedene Geister aufgefasst oder nicht) untergelegt hat; denn die Handlungsweise der griechischen Gottheiten, wie sie uns die Ilias schildert, zeigt eine Entfaltung höherer Motive ganz entsprechend den höheren Motiven in dem Betragen der homerischen Griechen selbst.

Auch in den ethischen Gesetzen, welche dem hebräischen Jenseits zugeschrieben worden sind, fehlt, soweit wir nach dem Betragen urtheilen können, welches als Gott wohlgefällig bezeichnet wird, eine verwandte, wenn auch nicht ganz vollständige Übereinstimmung nicht. Unterordnung ist auch hier die Haupttugend. Wenn man nur diese zeigt, so werden unrechte Handlungen vergeben oder nicht als unrechte hingestellt. Der gehorsame Abraham wird dafür belobt, dass er Isaak so bereitwillig opfern wollte: es trifft ihn kein Vorwurf deswegen, dass er die blutige Andeutung seines Traumes für einen Befehl des Himmels nahm. Das auf göttlichen Befehl angerichtete Blutbad der Amalekiter wird ohne Widerspruch von dem erbarmungslosen Samuel vollzogen und der milder gesinnte Saul wird stillschweigend verdammt. Wenn aber auch der Gott der Hebräer geschildert wird, wie er Pharaos Herz verhärtet und dem Ahab durch seinen Propheten einen Lügengeist schickt, um ihn zu täuschen, so ist doch anderseits hervorzuheben, dass jene Sittengesetze, welche im Himmel und im Paradiese zu herrschen scheinen, obwohl sie die Sitten eines in vielen Hinsichten noch ganz rohen Volkes wiederspiegeln, dennoch zugleich ein Abbild der Ge-

setze eines in sittlicher Beziehung sehr hochstehenden Volkes sind. Gerechtigkeit und Barmherzigkeit kommen schon in der Moral des Diesseits wie des Jenseits zur Geltung (wenigstens soweit die Propheten darüber predigen), und zwar in einem Grade, wie Ähnliches sich nicht in den Sittengesetzen niedrigerer Völker zeigt.

§. 108.

Dies führt uns direct zu der letzten Thatsache über, welche hier zu erwähnen ist — zur Erhebung der civilisirten über die rohe Auffassung. Natürlich wird die primitive Auffassung des künftigen Lebens als einer einfachen Wiederaufnahme des ersten dem Menschen immer unwahrscheinlicher, je mehr das Wachsen der Kenntnisse und die Aufklärung des Denkens die Widersprüche in derselben deutlich machen. Werfen wir einen Blick auf die Hauptgegensätze.

Das Vorhergehende zeigt uns klar, wie die ursprüngliche Vorstellung von dem anderen Leben natürlich vollständig materiell war, denn eine solche Vorstellung musste sich nothwendig aus der Vorstellung von einem ganz körperlichen zweiten Ich ergeben. Der Abgeschiedene macht sich auf irgend eine Weise unsichtbar, isst indessen, trinkt, jagt und kämpft wie sonst. Wie materiell man sich sein Leben denkt, können wir daraus sehen, dass man bei den Kaffern die Waffen eines Todten „zerbricht oder verbiegt, damit „sein Geist nicht etwa während eines mitternächtlichen Aufenthaltes „in irdischer Luft Jemand mit denselben verletze," und dass der Australier den rechten Daumen eines erschlagenen Feindes abschneidet, damit sein Geist keinen Speer mehr werfen könne. — Allein die Zerstörung des Leichnams durch Feuer oder auf andere Weise, wie sie zu einem höheren Begriffe von dem wiederaufgelebten anderen Ich überleitet, ist auch geeignet, diesen höheren Begriff von dem jenseitigen Leben — physikalisch betrachtet — hervorzurufen; sie bestärkt die Vorstellung von einem weniger substantiellen anderen Wesen, wie es verschiedene Erfahrungen in Träumen vermuthen lassen, und erzeugt den Gedanken an ein ebenfalls weniger substantielles anderes Leben. Wir können die Entstehung dieser höheren Auffassung in der Sitte sehen, dass auch die Sachen, welche zum Gebrauch eines Abgeschiedenen bestimmt sind, verbrannt oder auf andere Weise zerstört werden. Wir erwähnten schon mehrere Fälle (§. 84), wo man zugleich mit der Leiche die

neben sie gesetzte Nahrung verbrannte, und an anderen Orten wieder wird unter dem Antrieb der gleichen Idee das Besitzthum des Todten mit verbrannt. In Africa ist dies ganz allgemein: bei den Koosas verbrennen die Wittwen der Häuptlinge „alles Hausgeräth“; die Bagos (an der Negerküste) thun dasselbe und fügen noch alle ihre Vorräthe hinzu: „sogar der Reis wird nicht von den Flammen „verschont“. Bei den Comanches herrscht die Sitte, dass die Waffen eines Verstorbenen verbrannt werden. In anderen Fällen werden die Geräthschaften und alle beweglichen Güter eines Todten zerbrochen. FRANKLIN sagt von den Tschippewähs: „Kein einziger Gegen„stand wird von diesen Unglücklichen geschont, wenn ein naher „Verwandter gestorben ist; ihre Kleider und Zelte werden in Stücke „zerschnitten, ihre Flinten zerbrochen und jede Waffe wird un„brauchbar gemacht“. Die Bedeutung dieser Gebräuche ist offenbar, dass man glaubt, die Geister dieser Besitzthümer gingen mit den Abgeschiedenen ins Schattenleben über; und in einigen Fällen findet die damit zusammenhängende Vorstellung, dass das zweite Leben in seinem Charakter ein anderes als das erste sei, darin ihren Ausdruck, dass man sagt, der Duft jener Opfer, nicht ihre Substanz, werde von den abgeschiedenen Seelen verzehrt. — Noch bestimmter scheint dieser gedachte Unterschied in jenem seltsamen Gebrauche sich zu zeigen, dass man Abbilder von den Besitzthümern des Todten zerstört. Von dieser Sitte, welche unter den Chinesen herrscht, war noch kürzlich Herr J. THOMSON Augenzeuge; in seinen „Straits of Malacca“ etc., beschreibt er zwei klagende Wittwen eines gestorbenen Mandarinen, welche er „grosse Papier„modelle von Häusern, Möbeln, Böten und Sänften, von Ehren„damen und Kammerpagen“ in die Flammen werfen sah. Es ist klar, dass ein Leben, von dem man glaubt, dort könnten die verbrannten Abbilder von Gegenständen nützlich sein, in der That sehr schattenhaft gedacht sein muss.

Im Laufe der Zeit werden die Beschäftigungen und Freuden des zukünftigen Lebens, welche man sich anfangs als ganz übereinstimmend mit denen des sichtbaren Lebens dachte, mehr oder minder verschieden von diesen gedacht. Abgesehen davon, dass räuberische Völker sich auf eine Zeit freuen, wo alle ihre Überfälle mit Erfolg gekrönt sein werden, und dass jene Racen, welche Ackerbau treiben, Saat und Ernte wie zuvor erwarten, sehen wir auch, dass, wo eine solche höhere sociale Stufe erreicht ist, wie sie

der Gebrauch von Geld anzeigt, doch das Eingraben von Geld mit der Leiche ebenfalls den Glauben bezeugt, es werde auch im anderen Leben Kauf und Verkauf stattfinden; und wo man unächte Münzen aus Flittergold verbrennt, liegt immer noch die gleiche Vorstellung zu Grunde. Allein allmälig hört jene Übereinstimmung auf, eine Abweichung erscheint. Wir wollen dies nicht Schritt für Schritt verfolgen; es genügt, wenn wir kurz zu der heutzutage verbreiteten Darstellung eines Jenseits übergehen, wo nicht die alltäglichen Beschäftigungen und Freuden sein werden, wo es kein Freien noch Freienlassen giebt. Immerhin jedoch, da man sich jenes Leben so vorstellt, als seien dort alle Tage Sonntage, „wo die Versammlungen „der Andächtigen nimmer aufhören," so hat es in dieser Vorstellung doch eine gewisse Ähnlichkeit wenigstens mit einem Theil, wenn auch nicht mit der Gesammtheit des gegenwärtigen Lebens.

Aber auch die jenem Leben zugeschriebene Form der socialen Ordnung wird theilweise der bekannten Form unähnlich. Der Charakter der Regierung, die Unterschiede der Classen, die Verhältnisse der Untergebenen werden zwar ursprünglich aus den Erfahrungen dieser Welt in die Phantasiegebilde vom Jenseits übertragen. Aber wenn auch in den Vorstellungen, welche die höchstcivilisirten Völker sich bilden, die Analogie zwischen den socialen Einrichtungen des ersten und des andern Lebens nicht vollständig verschwindet, so weichen die letzteren doch um ein Beträchtliches von den ersteren ab. Obwohl die Rangordnung, welche in einer Hierarchie von Erzengeln, Engeln etc. herrscht, gewissermaassen mit der uns umgebenden gesellschaftlichen Gliederung verwandt ist, so denkt man sich diese doch auf anderer Grundlage aufgebaut: die Abstufungen, welche man hier wähnt, haben einen verschiedenartigen Ursprung.

Ähnlich ist es auch mit den Sittenanschauungen und den ihnen zu Grunde liegenden Gefühlen. Gleichzeitig mit der Entfaltung des Gemüthslebens, welche im Lauf der Civilisation stattfand, entwickelten sich auch die Glaubenssätze, welche sich auf die sittlichen Anschauungen des künftigen Lebens bezogen und den Maassstab des Guten daselbst enthielten. Die Religion der Feindschaft, welche die Blutrache zur Pflicht macht und eine glücklich erreichte Wiedervergeltung rühmt, wird als durchaus verwerflich hingestellt und unbedingte Herrschaft einer Religion der Liebe geboten. In einigen Hinsichten jedoch bleiben gewisse Gefühle und Motive,

welche hier gelten, auch dort mächtig. Es wird gelehrt, dass der Wunsch nach Anerkennung, der hier Alles beseelt, auch im Jenseits eine herrschende Leidenschaft sei. Lobpreisungen und Beifallsbezeugungen werden als wesentliche Quellen der Glückseligkeit genannt.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, dass beide Leben auch immer geringeren Zusammenhang mit einander behalten. Anfangs glaubt man an einen fortwährenden Verkehr zwischen den Bewohnern des einen und des anderen Lebens. Der Wilde opfert täglich den Todten und glaubt von ihnen, dass sie alltäglich seine Thaten unterstützen oder hindern. Diese enge Verbindung, welche durch alle frühen Civilisationsstufen geht, wird allmälig loser. Wenn auch der Glaube an diesen Austausch von Gegenleistungen allgemein zum Ausdruck kam und heute noch sich darin ausspricht, dass man von bezahlten Priestern Todtenmessen lesen lässt und die Heiligen um Hülfe anfleht; so tritt doch bei den weiter Vorgeschrittenen, welche solche Gebräuche zu unterlassen beginnen, eine strenge Scheidung in ihren Vorstellungen von dem Diesseits und dem Jenseits zu Tage.

Indem sich also die Idee vom Tode nach und nach immer schärfer von jener Idee von einer blos hinausgeschobenen Belebung scheidet und die Erwartung einer Wiederauferstehung immer weiter in die Ferne gerückt wird, tritt die Unterscheidung zwischen dem anderen und dem diesseitigen Leben Schritt für Schritt deutlicher hervor. Die Abweichungen liegen darin, dass man das erstere sich weniger materiell denkt; dass man sich das Wesen der Beschäftigungen anders vorstellt; dass man ihm nicht die gleiche gesellschaftliche Organisation zuschreibt und die Freuden des andern Lebens als weniger sinnliche, den moralischen Maassstab als einen höheren bezeichnet. Auf diese Weise erhält das zukünftige Leben einen anderen Charakter als das gegenwärtige; es löst sich aber auch immer völliger von ihm ab: der Wechselverkehr mindert sich, die Kluft zwischen dem Aufhören des einen und dem Anfang des andern Lebens wird immer grösser.

XV. Capitel.

Die Vorstellungen von einer andern Welt.

§. 109.

In dem vorigen Capitel citirte ich bei der Beschreibung der Vorstellungen von einem andern Leben verschiedene Stellen, welche auch Ideen über eine andere Welt enthielten. Allein diese Ideengruppen hängen so eng mit einander zusammen, dass man nicht die eine durchnehmen kann, ohne nicht auch gelegentlich die andere zu berühren. Jedoch habe ich mir die zweite absichtlich zu besonderer Behandlung zurückbehalten; einmal weil die Frage über den Ort, wo man sich das künftige Leben zugebracht denkt, eine Sache für sich ist, dann aber auch weil die menschlichen Vorstellungen über diesen Ort mannigfache Veränderungen erleiden, deren Entwickelung und Ursachen zu verfolgen sehr lehrreich ist.

Wir werden sehen, wie vermöge eines ganz ähnlichen Processes wie der eben betrachtete der Wohnort der Todten allmälig dem Aufenthalte der Lebenden immer ferner rückt.

§. 110.

Ursprünglich fallen diese beiden in einen Begriff zusammen. Die primitive Lehre von der Seele bringt den Wilden dazu, sich seine gestorbenen Verwandten in seiner unmittelbaren Umgebung zu denken. Wenn er die Speisevorräthe an ihren Gräbern stets erneuert und auch sonst um ihre Gunst sich bemüht, so deutet dies doch auf die Meinung, dass sie nicht weit von ihm seien oder dass sie jeden Augenblick zurückkehren können. Diesem Gedanken folgt er.

Ellis erzählt, dass die Sandwich-Insulaner denken, „der Geist „des Abgeschiedenen schwebe um die Plätze seines früheren Auf„enthaltes“; und in Madagascar glaubt man, die Geister der Vorfahren besuchten ihre Gräber. Bernau berichtet von den Guianastämmen, dass sie sich vorstellen, „jeder Platz, wo Jemand gestorben, „werde von dessen Geiste besucht.“ Dies gilt ebenfalls durch ganz Africa. Nach Cruickshank glaubt man an der Goldküste, „der „Geist bleibe stets in der Nähe des Ortes, wo man den Leichnam „begraben“; und die Ost-Africaner scheinen sich „den Aufenthalt „der Seelen immer nahe dem Begräbnisse“ vorzustellen. Ja Manche denken sich diese Übereinstimmung des Aufenthaltsortes noch vollkommener. Livingstone sagt, dass in dem Landstrich nördlich vom Zambese „Alle meinen, dass die Seelen der Abgeschiedenen inmitten „der Lebenden noch weilen und auf gewisse Weise an ihren Mahl„zeiten Theil nehmen“. So wandeln auch nach einem Berichte Bastian's „auf den Aleuten-Inseln die unsichtbaren Geister oder „Schatten der Todten noch unter ihren Kindern.“

Gewisse Begräbnissgebräuche führen dazu, sich die Seelen an einen bestimmten in der Nähe befindlichen Wohnsitz gebunden zu denken, nämlich an das verlassene Haus oder Dorf, wo der Abgeschiedene gelebt. Die Kamtschadalen „ziehen oft an einen „anderen Ort, wenn Jemand in ihrer Hütte gestorben, ohne den „Leichnam mit sich fortzuschleppen“. Bei den Lepchas wird ein Haus, wo ein Todesfall gewesen, „fast immer von den übrigen Be„wohnern verlassen“. Der Beweggrund dazu, hieraus schon klar ersichtlich, wird in manchen Fällen offen ausgesprochen. Wenn ein Creek-Indianer stirbt und „es ein Mann von hohem Rang ge„wesen ist, so verlässt seine Familie augenblicklich das Haus, wo „er begraben wurde, und baut sich ein neues in dem Glauben, dass „die Stätte, wo die Gebeine ihrer Todten begraben sind, von Ge„spenstern heimgesucht werde“. Verschiedene africanische Völker haben die gleiche Sitte. In Balonda verlässt ein Mann die Hütte und den Garten, wo sein Lieblingsweib gestorben; und wenn er wieder den Platz besucht, „so thut er dies nur, um zu ihr zu beten „und ihr zu opfern“. In manchen Fällen wird ein solches Verlassen der Todesstätte noch weiter ausgedehnt. Kolben erzählt, dass die Hottentotten ihren Kraal ganz aufheben, „wenn ein Be„wohner darin gestorben“. In Betreff der Boobies von Fernando Po berichtet Bastian, dass sie ihr Dorf verlassen, sobald ein

Mensch darin gestorben. Und in THOMPSON's Schilderung der Betschuanen lesen wir, dass „bei dem Tode von Mallahawan die „Stadt (Lattakoo) nach Landessitte aufgehoben wurde."

In diesen Fällen haben wir eine consequente Weiterbildung vor uns. Die primitive Vorstellung, dass das andere Leben im gleichen Raume verbracht werde, in welchem man das sichtbare verbringt, wächst unmittelbar aus den andern primitiven Ideen hervor, welche wir erst verfolgten.

§. 111.

In andern Ländern finden wir kleine Abänderungen: die Region, in welcher die Geister der Todten hausen sollen, wird weiter. Zwar besuchen sie ihre alte Heimath, aber bleiben doch gewöhnlich in einiger Entfernung.

In Neu-Caledonien „glaubt man, dass die Seelen der Menschen „in den Busch gehen"; und TURNER erzählt, „dass man in Samoa „sich vorstelle, die Geister schweiften im Busch einher". Mit einiger Veränderung finden wir denselben Gedanken auch bei manchen Africanern. Die Bewohner der Negerküste sind der Ansicht, es gäbe wildes Volk im Busch, welche ihre Geister zu sich rufen und sie zu Sclaven machen; und die Bulloms wähnen, die untergeordneten Dämonen weilen im Busch in der Nähe der Stadt, die höheren in entfernteren Regionen.

In andern Gegenden wieder ist die Welt der Todten auf einem nahen Berge, also immer noch in der Nähe. Der Ursprung dieses Glaubens ist klar. Die Cariben begruben ihre Häuptlinge auf Hügeln; die Comanchen „auf dem höchsten Hügel in der Um- „gegend;" auch die Patagonier, sagt FITZROY, beerdigten auf den Gipfeln der grössten Anhöhen; und im westlichen Arabien sind die Begräbnissstätten nach BURCKHARDT „gewöhnlich auf Bergspitzen oder in deren Nähe". Diese Sitte und der sie begleitende Glaube haben oft einen unverkennbaren Zusammenhang. Wir sahen, dass die Bewohner von Borneo die Gebeine ihrer Todten auf den am schwersten zugänglichen Spitzen und Gipfeln der Berge bestatteten. Hieraus bildet sich der Glaube der Berg-Dajaks, welchen uns Low mittheilt, dass die Höhen der bedeutenderen Berge von Geistern bevölkert seien; oder wie ST. JOHN sagt: „wenn die Dajaks (des „Binnenlandes) ein zukünftiges Leben bezeichnen wollen, so weisen „sie auf die höchsten Berge, welche zu sehen sind, und denken

„sich dort den Aufenthalt ihrer abgeschiedenen Freunde“. Noch viele andere Stämme haben ihr Jenseits in den Bergen. ELLIS erzählt, dass auf Tahiti „der Himmel nach der verbreitetsten Vor-„stellung . . . . in der Nähe des prächtigen Tamahani, des Wohn-„ortes der abgeschiedenen Geister, eines berühmten Berges im Nord-„westen von Raiatea, lag“. Wie wir vor Kurzem sahen (§. 97), herrscht ein ähnlicher Glaube in Madagascar. Ich kann auch noch den Ausspruch hinzufügen, den Sir JOHN LUBBOCK von DUBOIS citirt, dass „einige Schriftsteller der Hindus hohe Berge im Norden „von Indien als die Stätten der Glückseligkeit nennen“.

Allein eine näher liegende Behausung der Todten muss noch genannt werden. Wo man Höhlen zu Begräbnissen benutzt, da werden diese zum vermeintlichen Aufenthaltsort der Todten; und hieraus entwickelt sich die Vorstellung von einer unterirdischen andern Welt. Ein gewöhnliches Begräbniss, welches mit dem Glauben an ein Doppelwesen in Zusammenhang steht, das beständig herumwandert und wieder zum Grabe zurückkehrt, kann vielleicht zu einer ähnlichen Vorstellung führen, wie sie unter den Khonds allgemein ist, deren Gottheiten (die Geister ihrer Ahnen) alle an den irdischen Raum gebannt sind: „sie sollen in der Erde wohnen „und daraus nach Belieben emportauchen und sich wieder in sie „zurückziehen“. Es ist aber klar, dass das Begraben in Höhlen die Gestalt dieser Auffassung noch weiter zu entwickeln geeignet ist. Professor NILSSON weist in seiner „Steinzeit“ nach, dass die Resultate, welche sich aus jenen Überresten in den Höhlen ergeben, mit den Traditionen und landläufigen Sagen in Europa und Asien zusammenstimmen, bespricht sodann die vollständigen Dörfer von künstlichen Berghöhlen, welche die Menschen machten, als sie zu zahlreich wurden, um in natürlichen Höhlen wohnen zu können, und erinnert daran, dass sich zugleich mit diesem Höhlenleben der Gebrauch der Höhlenbegräbnisse entwickelte; — um endlich die Bemerkung beizufügen, dass „diese Sitte wie alle religiösen Ge-„bräuche . . . . sich noch lange forterhielt, als man schon begonnen „hatte, eigentliche Häuser zu bewohnen“. Diese Verwandtschaft in den Gebräuchen, welche wir in vielen Theilen der Erde verfolgen können, tritt besonders in America hervor, vom Feuerlande an nordwärts bis nach Mexico, wie wir in §. 87 erwähnten. Und zugleich damit finden wir in einigen Fällen die Vorstellung von einer unterirdischen Welt, wohin sich die Todten begeben. So z. B.

bei den Patagoniern, welche glauben, „dass einige von ihnen nach „dem Tode zu jenen göttlichen Höhlen zurückkehren müssen, wo „sie geschaffen wurden und wo ihre Schutzgottheiten weilen.“

§. 112.

Um jedoch vollständig den Ursprung dieses letzteren Glaubens zu verstehen, müssen wir damit die Entwickelung des Glaubens an entferntere Wohnorte der Todten verbinden. Wodurch kommt es, dass man sich die andere Welt erst ganz nahe, später verhältnissmässig entfernt denkt? Die Antwort ist einfach — durch Wanderungen.

Wenn wir an die Gestalt denken, welche Träume leicht bei Solchen annehmen, die vor Kurzem gewandert sind, so werden wir einsehen, wie der Glaube an zukünftige Wohnorte, welche die Todten nach langem Reisen erreichen werden, entstehen musste. Uncivilisirte Menschen, durch Krieg oder Hungersnoth nach anderen Wohnorten vertrieben, werden oft von den Plätzen und Personen träumen, welche sie hinter sich gelassen, da sie doch Anhänglichkeit an ihre Verwandten besitzen und dem Heimweh unterworfen sind (manchmal sogar in ganz ausserordentlichem Grade, wie aus Livingstone's Bericht über einige Neger, welche daran starben, hervorgeht). Ihre Träume, die sie nach ursprünglicher Art wie wirkliche Begebenheiten erzählen und aufnehmen, lassen sie nun glauben, dass sie während des Schlafes in ihrer alten Heimath gewesen seien. Bald der Eine, bald der Andere träumt auf ähnliche Weise: so wird ihnen der Gedanke, dass sie das Heimathland im Traume besuchen, vertraut. Was geschieht nun beim Sterben, so wie es der primitive Mensch auffasst? Das andere Ich ist auf lange abwesend; — wohin ging es? Offenbar nach dem Orte, wohin es oft gegangen und von wo es sonst zurückkehrte. Jetzt kommt es nicht wieder. Es hatte stets den Wunsch, zur Heimath zurückzukehren und sprach oft den Vorsatz aus, es zu thun. Nun ist dieser Vorsatz ausgeführt, wie es gewollt hat.

Diese Erklärung finden wir überall; in einigen Fällen ganz bestimmt ausgedrückt und in anderen liegt sie unzweifelhaft zu Grunde. Bei den Peruanern sagte man, wenn ein Ynca starb, er sei „nach Hause zu den Wohnungen seines Vaters, der Sonne“, gerufen worden. Lewis und Clarke erzählen, dass „die Mandanen

„hoffen, zu den Ursitzen ihrer Ahnen zurückzukehren, wenn sie „sterben". „Glaube nicht, sagte ein neuseeländischer Häuptling, „dass ich von der Erde stamme. Ich komme vom Himmel; meine „Väter sind alle dort; sie sind Götter und ich werde zu ihnen „zurückkehren." Wenn ein Santal zufällig nicht in der Nähe eines Flusses stirbt, so bringt ein Verwandter einen Theil seines Körpers herbei „und versenkt ihn in den Strom, damit dieser ihn nach den „entfernten östlichen Landen trage, aus welchen seine Vorfahren „kamen": ein deutlich ausgesprochener Zweck, welcher in den benachbarten Ländern den ganzen Leichnam in den Fluss legen lässt. Auf ähnlicher Auffassung beruht es, wenn, wie man sagt, „die Stämme der Teutonen sich die Zukunft in der Weise vor- „stellten, dass sie den Tod als ein blosses „Heimgehen" — eine „Rückkehr zum Vater betrachteten". Sehen wir nun zu, ob die aus diesem Gebrauche sich ergebenden Folgerungen auch mit den Thatsachen übereinstimmen.

Nach allen Richtungen haben Wanderungen stattgefunden; somit müssen sich gemäss obiger Hypothese die verschiedensten Ansichten über die Richtung ergeben haben, in welcher die andere Welt liegt. So finden wir es auch in der That. Ich meine damit nicht etwa nur, dass die Ansichten hierüber in weit von einander entfernten Gegenden der Welt abweichen. Innerhalb jedes grösseren Gebietes schon gehen sie auseinander und oft gerade so, wie sich nach eben den Wegen schliessen lässt, welche die Völker zu ihren gegenwärtigen Wohnsitzen wahrscheinlich genommen und wie es sich auch mit ihren Traditionen vereinigen lässt. — So leiten nach Snow die Chonos in Süd-America „ihren Ursprung von westlichen „Nationen jenseits des Oceans" her und erwarten auch, dass sie nach dem Tode wieder in jene Gegenden zurückkehren werden. Von den benachbarten Araucaniern erzählt uns Thomson, „dass sie, „wenn sie gestorben, nach dem Westen über das Wasser gehen „werden". Die herrschende Race der Peruaner legte in der Erwartung, dass sie beim Sterben nach Osten gehen würden, das Gesicht eines Leichnams nach dieser Richtung hin; anders war es bei den Ureinwohnern, welche an der Küste wohnten. Das Paradies der Ottomaken von Guiana liegt im Westen, während das der Central-Americaner dort war, „wo die Sonne aufgeht". In Nord-America suchen die Chinooks, welche in höheren Breiten wohnen, ihren Himmel im Süden, wie auch die Tschippewähs; jene Stämme hin-

gegen, welche in den südlicheren Theilen des Continents leben, haben ihre „glückseligen Jagdgründe“ im Westen. In Asien wieder liegt das Paradies der Kalmücken im Westen, das der Kookies im Norden, dasjenige der Todas dort, „wo die Sonne hinabgeht“. Ähnliche Unterschiede finden wir in den Ansichten der Polynesier. In Eromanga „denkt man, die Geister der Todten wanderten nach „Osten“; während in Lifu „man glaubt, beim Tode gehe der Geist „gen Westen nach einem Orte, welchen sie Locha nennen.“

Man sieht aus einem der oben angeführten Beispiele, dass die Lage des Leichnams in unmittelbarer Beziehung zu der Richtung steht, welche man der Wanderung der Geister nach dem Tode zuschreibt — eine Beziehung, die jenem Brauch offenbar zu Grunde liegt und auch in manchen Fällen klar ausgesprochen wird. So berichtet Smith, dass man unter den Araucaniern die Leiche in sitzender Stellung mit dem Gesichte nach Westen, der Richtung des Geisterlandes, bestatte. Andersson sagt, die Damara legten einen Leichnam mit dem Gesichte nach Norden, „um sie (die Ein„geborenen) daran zu erinnern, von wo sie ursprünglich kamen“, und die Körper der benachbarten Betschuanen werden in der gleichen Richtung hingelegt.

In Zusammenhang mit diesen Vorstellungen, welche je nach den verschiedenen Schicksalen dieser ausgewanderten Stämme variiren, herrschen natürlich auch verschiedene Ideen über die Reise, welche nach dem Tode angetreten werde, mit jeweilig entsprechenden anderen Vorbereitungen dazu. Diese Reise geht nach einer Unterwelt oder über Land, sie führt den Fluss hinab oder über das Meer. Jede dieser Wanderungen hat ihre besonderen mit ihr zusammenhängenden Ideen und Gebräuche.

Wie wir schon oben sagten, bringt die Abstammung von Höhlenbewohnern, welche sich sowohl in sichtbaren Überresten verräth, als auch sogar in den Traditionen fortlebt, eine ganze Gruppe von Vorstellungen über den Ursprung des Menschen und (wenn sich hieran die Erwartung knüpft, nach dem Tode in die Heimath der Ahnen zurückzukehren) eine weitere Gruppe von Vorstellungen über die andere Welt hervor. „Wenigstens die Hälfte der americanischen „Stämme glaubt, dass der Mensch zuerst unter der Erde erschaffen „wurde oder in den Felsenhöhlen der Berge“, sagt Collin. Bei Völkern, deren Ahnen in Höhlen lebten, konnte kaum eine andere Vorstellung entstehen. Ohne jegliche Wissenschaft, ohne eigent-

liches Denkvermögen und ohne eine Sprache, welche den Unterschied zwischen Erzeugen und Schaffen hätte ausdrücken können, werden sie aus ihren Sagen unfehlbar die Darstellung entnommen haben, sie seien in Höhlen erschaffen worden, oder noch unbestimmter, sie seien aus der Erde hervorgekommen. Jenachdem diese Traditionen bestimmter bleiben (was dort der Fall sein wird, wo die betreffenden Höhlen, die früher bewohnt waren, in der Nachbarschaft liegen) oder in allgemeine Begriffe übergehen (wie es bei solchen Stämmen der Fall sein wird, die nach anderen Gegenden ausgewandert sind), wird dieser Glaube die eine oder die andere Form annehmen. In dem einen Falle werden derartige Sagen sich bilden, wie sie im Basuto-Land verbreitet sind, wo es eine Höhle giebt, aus welcher die Eingebornen ihren Ursprung herleiten, oder auch wie jene Legende über eine Höhle bei dem Dorfe Sechele, die LIVINGSTONE erwähnt, welche man für „die Wohnung der Gottheit“ hält. Im anderen Falle werden solche Vorstellungen entstehen, wie sie noch jetzt unter den Todas herrschen; diese meinen, ihre Vorfahren seien der Erde entstiegen; oder jene, wie sie unter den alten historischen Völkern lebten, welche die „Mutter Erde“ als die Quelle aller Wesen ansahen. Wie dem auch sei, so finden wir doch in der That zugleich mit dem Glauben an einen unterirdischen Ursprung den Glauben an eine unterirdische Welt, in welcher die Abgeschiedenen sich wieder mit ihren Vorfahren vereinigen. Wir brauchen uns nicht weiter bei dem Eindruck aufzuhalten, welchen solche weit verzweigte Höhlen wie die Mammuthhöhle in Kentucky oder die Höhle von Bellamar in Florida auf primitive Gemüther hervorrufen; wir haben nur daran zu erinnern, dass das Wasser in jenen über die ganze Erdkugel verbreiteten Kalksteinformationen vielarmige Gänge gebildet hat (welche hier den Erforscher zu einer unübersteiglichen Kluft, dort zu einem unterirdischen Flusse, an einer andern Stelle zu engen Spalten und Rissen führen), um einzusehen, wie der Glaube an eine unermesslich weit ausgedehnte Unterwelt fast mit Nothwendigkeit entstehen musste. Wenn wir dabei an die Leichtgläubigkeit denken, welche unsere Landleute an allen den Orten zeigen, wo ein tiefer Teich oder Sumpf in der Nachbarschaft für unergründlich gilt, so wird es deutlich, dass Höhlen von gar nicht grosser Ausdehnung, welche nicht bis an ihre Endpunkte durchforscht worden sind, leicht für endlos gehalten werden — als führten sie auf dunkeln Wegen zu düsteren Höllenregionen. Und

wo irgend eine solche Höhle, welche ursprünglich bewohnt war, zu derselben Zeit oder später zu Begräbnisszwecken verwendet wurde und man in Folge dessen glaubte, sie sei von den Geistern der Ahnen bevölkert, da musste man zu dem Glauben gelangen, dass die Reise, welche man beim Sterben in die Heimath der Vorfahren antreten werde, mit einem Herabsteigen zum Hades enden würde[1].

Wo nun die Reise, welche auf diese oder andere Weise schliesst, ein weit entlegenes Ziel hat, da müssen geeignete Vorbereitungen dafür getroffen werden. Dies bedingt noch eine andere Verwendung für jene Gegenstände, die man beim Leichnam lässt: — daher die Keule, welche in die Hand des Fidschi-Insulaners gelegt wird, damit er zur Selbstvertheidigung bereit sei; daher der Wurfspeer, den man an den Finger eines todten Neu-Caledoniers befestigte; darum die „Höllen-Schuhe“, für welche bei den Scandinaviern gesorgt wird; darum ein geopfertes Ross oder Kameel, damit darauf die mühselige Reise gemacht werde; darum jene Geleitsbriefe, mit welchen die Mexicaner vor etwelchen Gefahren zu schützen dachten; daher der Hundskopf, den die Eskimos auf das Grab eines Kindes legen, auf dass er diesem als Führer im Land der Seelen diene; daher endlich das Fährgeld und die Geschenke zur Begütigung der etwa entgegenkommenden Dämonen.

Natürlich wird eine gewisse Familienähnlichkeit zwischen allen diesen angeführten Hemmnissen der Heimreise nach dem Tode zu erwarten sein, wo bei den Wanderungen ähnliche Schwierigkeiten zu überwinden waren. Bosman erzählt, der Himmel der Neger an der Goldküste sei „ein Land im Innern, mit Namen Bosmanque“, und auf dem Wege dahin müsse ein Fluss überschritten werden. Dies Überschreiten eines Flusses bildet natürlich ein Hauptereigniss in der Beschreibung der Reise bei allen continentalen Völkern. Eine Wanderung über das Festland kann selten stattgefunden haben, ohne dass man dabei auf irgend einen grossen Fluss gestossen wäre.

---

[1] Seitdem Obiges in Druck gegeben war, wurde ich noch auf eine Bestätigung aufmerksam gemacht. Wenn wir mit der ursprünglichen hebräischen Sitte der Höhlenbegräbnisse (welche uns Abrahams Kauf vor Augen bringt) die Thatsache verbinden, dass „Scheol“ wörtlich „Höhle“ heisst, so dürfen wir wohl schliessen, dass zugleich mit der Entwickelung des Glaubens an einen Geist zu dem an eine unsterbliche Seele sich die Höhlen zu einer Unterwelt gestalten mussten.

Da sie nun keine Böte bei sich hatten, so musste der Übergang über einen solchen Fluss in den Traditionen der Nachkommen als Überwindung eines wichtigen Hindernisses figuriren, und das nochmalige Überschreiten desselben wird als ein wesentliches Hemmniss auf der von den Todten zurückzulegenden Fahrt betrachtet werden. Manchmal auch wird, wie bei einem der nordamericanischen Stämme, die Unmöglichkeit, den Fluss zu überschreiten, geradezu als Grund für eine vermeintliche Wiederkehr der Seele angegeben. So erklären sie sich z. B. das Wiederaufleben aus dem Starrkrampf: das andere Ich vermochte nicht über den Fluss hinüberzukommen und kehrte wieder zurück. Es ist nicht unmöglich, dass die vermeintliche Gefahr dieses Flussüberganges — eine so grosse Gefahr, dass der Abgeschiedene, nachdem er ihr einmal entgangen, sich derselben nicht noch einmal aussetzen will — zu dem Glauben geführt hat, die Geister könnten fliessendes Wasser nicht überschreiten.

Wo ein wandernder Stamm seinen neuen Wohnort nicht durch eine Fahrt über das Festland, sondern dadurch erreicht hat, dass er längs eines Flusses emporstieg, da nimmt die Tradition und die daraus hervorgehende Vorstellung von der Reise zurück nach der Heimath der Vorfahren eine andere Gestalt an und verlangt demgemäss auch andere Vorbereitungen. In manchen Gegenden, wo eine ausserordentlich üppige Vegetation herrscht, bieten ja die Flüsse wenn auch nicht das einzige, so doch weitaus das leichteste Mittel zum Eindringen ins Innere dar. So erzählt uns Humboldt, dass sich die Stämme in Süd-America längs der Ströme und ihrer Nebenflüsse ausbreiten: die dazwischen liegenden Wälder seien vollkommen undurchdringlich. Eine ähnliche Vertheilung findet man in Borneo, wo die höher civilisirten erobernden Racen in nächster Umgebung der Flüsse und der Küsten sich niedergelassen haben und wo man in das Binnenland offenbar nur durch Aufsteigen längs der Flüsse eingedrungen ist. Daraus erklären sich gewisse Begräbnissgebräuche, welche auf Borneo vorkommen. St. John sagt, die Kanawits hätten die Sitte, einen grossen Theil der Habseligkeiten eines gestorbenen Häuptlings in einem gebrechlichen Canoe aufs Gerathewohl den Fluss hinabtreiben zu lassen. Rajah Brooke erzählt uns, dass „die Malanans den Leichnam ihres Häuptlings „nebst seinem Schwerte, einiger Speise, seinen Kleidern u. s. w. in „einem Boote auf die See hinaustreiben liessen und dass oft eine „Sclavin neben ihn an das Boot angefesselt werde“. Es ist sehr

bemerkenswerth, dass er diese Sitte als einen veralteten Brauch beschreibt und hinzufügt, in der Gegenwart „würden diese Gegen-„stände neben ihre Gräber gelegt“: — ein schönes Beispiel dafür, auf welche Weise solche Gebräuche sich umgestalten, bis ihre Bedeutung vollkommen unkenntlich gemacht ist. Einen ähnlichen Beleg, den ich hier noch beifügen möchte, liefern uns die Chinooks, welche den Leichnam in ein Canoe nahe dem Flussufer legen und das Canoe so aufstellen, dass seine Spitze stromabwärts schaut.

Die einen Fluss hinuntergehende Reise in die andere Welt leitet uns fast unmittelbar zu der noch übrig bleibenden Reiseart über, zu der über das Meer. Diese finden wir regelmässig da, wo eine überseeische Wanderung stattgefunden hat. Der Himmel der Tonga-Insulaner ist eine ferne Insel. Wenn es auch nicht ganz klar ist, wo „Bulu“, der Fidschianische Wohnort der Seligen, liegen soll, so beweist doch immerhin „die Thatsache, dass es durchaus „nur in einem Canoe erreicht werden kann, dass es durch Wasser „von dieser Welt getrennt ist“. Turner, der den Eingang zum Hades der Samoa-Insulaner als „am Westende von Savaii gelegen“ beschreibt, fügt hinzu, dass, „um diesen Eingang zu erreichen, der „Geist (sofern er einem auf einer anderen Insel lebenden Menschen „angehört) theils zu Lande dahin reist, theils indem er das zwischen-„liegende Meer oder die Meere durchschwimmt“. Er berichtet ferner, dass die Samoaner „von einem Häuptling, der gestorben ist, zu „sagen pflegen: „Er ist davongesegelt.““

Neben diesen oder an Stelle dieser bestimmten Äusserungen haben wir in anderen Fällen hinlänglich bezeichnende Gebräuche. Ellis erzählt, dass öfters ein Theil von einem Canoe in der Nähe eines Grabes auf den Sandwich-Inseln gefunden wird. Auf Neuseeland, das durch solche von dort eingewanderte Polynesier bevölkert wurde, wird, wie Angas berichtet, ein ganzes Canoe, manchmal sogar mit Segeln und Rudern, oder ein Theil eines Canoes neben oder in das Grab gelegt; während die Schilderung von Thompson, dass die Leichname der neuseeländischen Häuptlinge in Matten gehüllt und in Schreine von der Gestalt eines Canoes gelegt wurden, uns eine Abänderung vorführt, welche ein willkommenes Licht auf andere solche Abweichungen wirft. Haben wir diese Gebräuche bei Völkern gefunden, welche ihre Wohnorte nothwendigerweise mit Böten erreicht haben müssen, so können wir auch nicht darüber im Zweifel bleiben, welche Bedeutung ähnliche

anderswo zu treffende Gebräuche haben. Schon oben wurde darauf hingewiesen, dass die Chonos im westlichen Patagonien, welche ihren Ursprung von einem Volke im Westen jenseits des Oceans herleiten, die Erwartung hegen, nach dem Tode zu demselben zurückzukehren; und hier ist nun beizufügen, dass „sie ihre Todten in „Canoes nahe dem Meere begraben“. Auch von den Araucaniern mit ähnlichen Überlieferungen und ähnlichen Erwartungen lesen wir, dass ein Häuptling manchmal in einem Boote begraben wird. Bonwick erwähnt von den Australiern, dass in früheren Zeiten zu Port Jackson die Leichen in einem Rindencanoe dem Meer preisgegeben wurden; und Angas, gleichsam um uns abermals darzuthun, wie ein Gebrauch mit ursprünglich nicht misszuverstehender Bedeutung in eine Form übergehen kann, deren Bedeutung weit weniger klar ist, erzählt von den Stämmen in Neu-Südwales, dass sie öfters ihre Todten in einem Rindencanoe verbrennen.

Gleiche Erscheinungen treten uns in der nördlichen Hemisphäre entgegen. Ross erzählt, dass bei den Chinooks „alle Todten, aus„genommen die Sclaven, in Canoes oder hölzernen Grabstätten bei„gesetzt werden“; von Bastian erfahren wir, dass die Ostjäken „in „Böten begraben,“ und ähnliche Gebräuche herrschten bei unseren eigenen scandinavischen Vorfahren.

§. 113.

Allein dies giebt uns auch noch eine fernere Erklärung an die Hand. Wir ersehen daraus, wie in einer und derselben Gesellschaft der Glaube an zwei oder mehrere andere Welten entstehen kann und wie er unter gewissen Bedingungen nothwendig entstehen muss. Wenn mit der Wanderung eine Eroberung verbunden war und dabei zwei Völker mit verschiedenen Überlieferungen zu einer Gemeinschaft verschmolzen, so werden sie verschiedene vorälterliche Wohnstätten haben, nach welchen ihre beiderseitigen Todten hingehen. Fast in allen den Fällen, wo physische und geistige Verschiedenheiten auf verschiedenen Ursprung der herrschenden und der beherrschten Classen hinweisen, findet sich auch ein Glaube an verschiedenartige andere Welten für dieselben. Die Häuptlinge von Samoa „sollten, wie man glaubte, einen besonderen Platz für „sich angewiesen bekommen, mit Namen Pulotu“. Von Angas erfahren wir, dass bei den Neuseeländern das Beisetzen in einem

Canoe verbunden mit der Erwartung einer Rückkehr ins Vaterland auf die Häuptlinge beschränkt ist. Nach der Ansicht mancher, wenn auch nicht aller Tonga-Insulaner besitzen nur die Häuptlinge Seelen und gehen nach Bolotoo, in ihren Himmel: — das Wahrscheinlichste ist wohl, dass die Traditionen der in neuerer Zeit erst eingewanderten Eroberer und der Glaube an ihre Rückreise nach dem Tode verhältnissmässig bestimmt und allgemein herrschend sind. Benützen wir nun den dadurch gewonnenen Schlüssel, so können wir auch verstehen, wie die verschiedenen jenseitigen Welten für verschiedene Rangstufen in derselben Gesellschaft, welche ursprünglich keinerlei Beziehung auf ethische Verhältnisse haben, zu jenseitigen Welten für Gute und Böse werden können. Erinnern wir uns nur, dass unser Wort *„villain“* (Bösewicht), das heutzutage so bestimmt einen verabscheuungswürdigen Charakter bezeichnet, früher blos einen Leibeigenen bedeutete, während sich anderseits *„noble“* ursprünglich einfach auf die mit hoher gesellschaftlicher Stellung verbundene Auszeichnung bezog, so können wir kaum in Abrede stellen, dass in der ursprünglichen Auffassung die Tendenz liegt, Unterwerfung mit schlechten und Besitz von Macht mit guten Eigenschaften zu identificiren. Und bedenken wir ferner, dass die Eroberer regelmässig die kriegerische Classe bilden, während die Unterworfenen zu Sclaven werden, welche nicht kämpfen, und dass in Gesellschaften von solcher Zusammensetzung der Werth nach der Tapferkeit bemessen wird, so erkennen wir darin einen ferneren Grund, warum die jenseitigen Welten der Herrscher und der Beherrschten, obgleich ursprünglich blos ihre beiderseitigen vorälterlichen Wohnsitze, mit der Zeit als die Stätten für die Guten und für die Unwürdigen angesehen werden. Es wird daher ganz natürlich dazu kommen, dass in einem Lande, wo die von Höhlenbewohnern abstammenden Ureinwohner durch eine erobernde Race unterworfen worden sind, die bezüglichen Orte, nach welchen die beiden Classen zurückzukehren hoffen, sich in Orte für Böse und für Gute differenciren werden. Es muss sich ein solcher Glaube ausbilden, wie wir ihn beim Volke von Nicaragua treffen, welches behauptete, die Schlechten (diejenigen, welche in ihren Häusern starben) gingen unter die Erde zu Miqtanteot, während die Guten (welche in der Schlacht fielen) zum Dienste der Götter dahin gingen, wo die Sonne sich erhebt, in jenes Land, von wo der Mais kam. Wie uns aber anderseits die Patagonier zeigen,

pflegen die nicht unterjochten Abkömmlinge von Höhlenbewohnern die Unterwelt keineswegs als einen Ort des Elends zu betrachten. Im Gegentheil soll ihnen ihre Rückkehr nach dem Tode in die „göttlichen Höhlen“ ein freudenreiches Leben mit dem Gotte bringen, welcher im Lande des starken Trinkens herrscht. Wo aber, wie in Mexico, eine Eroberung stattgefunden hat, da gilt die Unterwelt wenn auch nicht für einen Ort der Strafe, so doch für einen verhältnissmässig unbehaglichen Aufenthalt.

Natürlich werden die auf solche Weise entstandenen Vorstellungen in jedem einzelnen Falle entsprechend den besonderen Vorbedingungen etwas verschieden sein. Zahllose Modificationen und Widersprüche der Glaubensansichten in Betreff dieser verschiedenen Unterwelten müssen sich ausbilden. Die bemerkenswertheste Thatsache bleibt aber stets die, dass ein vermeintlicher unterweltlicher Aufenthalt, wie der griechische Hades; in der Auffassung primitiver Abkömmlinge von Troglodyten gar kein unerfreulicher Ort, sich allmälig zu einer trübseligen und schliesslich zu einer Stätte der Strafe entwickeln kann und zwar hauptsächlich in Folge des Gegensatzes zu den besseren Wohnstätten, nach welchen andere Seelen wandern: — Inseln des Westens für die besonders Tapfern oder himmlische Wohnorte für die Lieblinge der Götter. Und ferner ist bemerkenswerth, dass jene völlig unwirthlichen Gegenden, in welche gewöhnlich Aufrührer verjagt werden, einen ähnlichen Ursprung für einen Tartarus oder eine Gehenna verständlich erscheinen lassen. [1]

§. 114.

Im Allgemeinen auf ähnliche Weise lässt sich die letzte noch zu besprechende Vorstellungsform von einer andern Welt erklären, die über oder jenseits dieser Welt liegen soll. Der allmälige Über-

---

[1] Während dies unter der Presse ist, finde ich in der ältesten aller uns bekannten Sagen, nämlich in dem babylonischen Bericht von der grossen Fluth, ein Zeugniss dafür, dass der Himmel in der damaligen Auffassung jenes Land war, aus welchem die erobernde Race herkam. Der Herrschersitz der Götter, wohin Xisithrus zum Lohn für seine Frömmigkeit versetzt wird, liegt „am „persischen Golf, zunächst der Mündung des Euphrat“; und Herr George Smith bemerkt hiezu, dass dies das heilige Land war, von wo die Wesen kamen, welche den Babyloniern die Künste lehrten und welche von ihnen verehrt wurden.

gang von einem Aufenthalt auf Bergen zu einem Aufenthaltsort im Himmel, so wie sich die primitiven Menschen den Himmel denken, ist nicht schwierig.

Bei vielen Völkern sind Begräbnisse auf Hügeln gebräuchlich und wir sahen auch schon, dass es Orte giebt, wie auf Borneo, wo zugleich mit der Sitte, die Gebeine eines Häuptlings auf einem schwer zugänglichen Berggipfel zu bestatten, der Glaube herrscht, dass die Geister der Abgeschiedenen die Bergeshöhen bewohnen. Dass diese Sitte solchen Glauben hervorruft, ist in diesem Falle ganz wahrscheinlich; indessen kann ein scheinbar ähnlicher Glaube in einigen Fällen auch anderen Ursprung haben, wie wir gleich sehen werden. Hier haben wir jedoch nur zu berücksichtigen, dass „der höchste Berg, welchen man sehen kann", für die Welt der Abgeschiedenen gehalten und dass in der unentwickelten Sprache der Wilden ein Aufenthalt auf einem himmelhohen Gipfel leicht mit einem Aufenthalt im Himmel verwechselt wird. Wenn man sich erinnert, dass der uncivilisirte Mensch den Himmel ursprünglich für eine Kuppel hält, welche von diesen höchsten Spitzen getragen wird, so wird man sicher erwarten dürfen, dass daraus der Schluss gezogen werde, die Bewohner jener Höhen hätten auch zum Himmel leichten Zutritt. Hat sich dann diese Ansicht einmal festgesetzt, so ergeben sich von selbst gewisse Erweiterungen derselben. Es kann sich leicht die Vorstellung von mehreren Himmeln über einander bilden, welche jeweils von Wesen einer immer höheren Rangstufe bewohnt werden.

Allein, wie schon angedeutet wurde, giebt es ausser dem oben erwähnten Anlass zur Entstehung des Glaubens, dass die Seelen der gestorbenen Menschen auf Bergspitzen oder im Himmel fortleben, noch einen anderen möglichen und in der That auch wahrscheinlichen Anlass, der nicht diese Folgerung nach sich zieht, sondern im Gegentheil dazu führt, dass diese himmlischen Wohnsitze einer ganz anderen Art von Wesen zuerkannt werden. Sehen wir zu, was diesen anderen Glauben hervorruft.

Die Bevorzugung hoch gelegener Stellen zu Vertheidigungszwecken können wir durch die ganze civilisirte Zeit bis hinauf in barbarische Zustände überall verfolgen. Was wir an vielen von unsern eigenen Schlössern sehen, was uns die neuen und alten Festungen am Rhein, was uns so manche mittelalterliche Städte

und Dörfer in Italien zeigen, wo sie die Hügel krönen, oder die zerstreuten Befestigungen in den Ländern des Orients, die manchmal an kaum zugänglichen Berggipfeln hangen, das zeigt sich uns ebenso überall da, wo die Völker in Wohngebieten, welche geeignete Plätze darboten, über primitive Barbarei hinausgekommen sind. Eine Festung auf einer Anhöhe im alten Mexico wird von GODOI beschrieben; die Chibchas machten Verschanzungen auf den Hügeln und die Peruaner befestigten die Spitzen der Berge durch mehrfache Reihen von Wällen und Gräben. Besiegte sowohl wie Sieger pflegen beherrschende Hervorragungen in solcher Weise zu benutzen. Die Überreste von befestigten römischen Lagern auf unseren eigenen Hügeln erinnern uns an diesen letzteren Gebrauch. Natürlich war also auch während der Kämpfe und Unterwerfungen, welche beständig sich abspielten, die Besitzergreifung eines hoch gelegenen festen Punktes durch eine erobernde Race ein keineswegs seltenes Vorkommniss und die Oberherrschaft dieser Race war dann auch später mit dem dauernden Bewohnen dieses festen Punktes verbunden. Die Erzählung, welche Rajah BROOKE von seinem langewährenden Kampfe mit einem Berghäuptling in Borneo giebt, beweist uns schlagend, was wahrscheinlich geschehen sein würde, wenn der feste Punkt in den Besitz der überlegenen Race gekommen wäre. Sein Gegner hatte eine fast unnahbare Spitze auf dem Gipfel des Sadok, eines ungefähr 5000 Fuss hohen und von niedrigeren Rücken umgebenen Berges befestigt. Rajah BROOKE beschreibt denselben als „furchtbar und grossartig," in den Sagen und Gesängen der Dajaks aber figurirt er als „der Grosse Berg, „gegen den kein Feind etwas zu unternehmen wagt". Der erste Versuch, diese Festung zu nehmen, schlug gänzlich fehl; der zweite, bei welchem ein kleiner Mörser verwendet wurde, misslang ebenfalls, und erst mit Hülfe einer Haubitze, welche durch die vereinten Kräfte von hundert schreienden Dajaks hinaufgezogen wurde, glückte der dritte Versuch. — Dieser Häuptling nun, der erst durch die Hülfsmittel einer civilisirten Race vertrieben werden konnte, war natürlich ein Gegenstand der Furcht für die Völker der Umgebung. „Gross„vater RENTAP", wie er gewöhnlich genannt wurde, war furchtbar gewaltthätig; er tödtete gelegentlich seine eigenen Leute, war rücksichtslos gegen die bestehenden Gebräuche und unter anderen Heldenthaten nahm er ein zweites Weib aus einem der Verbindung feind-

lich gesinnten Volke, schleppte sie mit sich auf sein Raubnest, verabschiedete seine alte Frau und machte die junge zur „Ranee“ von Sadok. Mit seinen Anhängern und den ihm untergeordneten Häuptlingen LAYANG, NANANG und LOYIOH, welche als Vorposten dienende kleinere Festungen inne hatten, war er für jede Macht der Eingebornen unbesiegbar. Schon waren abergläubische Erzählungen über ihn im Schwange. „Man glaubte vielfach, die „Schlangen hätten irgend eine geheimnissvolle Beziehung zu RENTAP's „Vorfahren gehabt, oder die Seelen der letzteren sollten in diesen „verhassten Geschöpfen wohnen.“

Denken wir uns nun an Stelle eines solchen eingebornen Herrschers, welcher dergestalt oben in den Wolken thront, (diese hinderten in der That den letzten Angriff) welcher gelegentlich herabsteigt, um eine Rachethat zu vollführen, welcher das ganze Land ringsum in Furcht erhält und zu Geschichten Veranlassung giebt, die bereits sagenhafte Vorstellungen hervorgerufen haben — denken wir uns statt dessen einen Herrscher, der einer erobernden Race angehört, welche den Eingebornen bisher unbekanntes Wissen, Künste, Fertigkeiten und Werkzeuge brachte und deshalb für Wesen von höherer Art angesehen wurde, genau wie dies heutzutage manchem civilisirten Menschen unter den Wilden geschieht, so wird uns begreiflich, dass ganz nothwendigerweise allerhand Sagen in Betreff dieser im Himmel wohnenden höheren Race entstehen müssten. Bei eben diesen Dajaks werden göttliche Wesen als so wenig von den Menschen verschieden gedacht, dass vom obersten Gott und Schöpfer TAPA gesagt wird, er wohne „in einem Hause „gleich dem eines Malayen“ .... „er selbst aber sei wie ein Dajak „gekleidet“. Ziehen wir dies in Betracht, so wird uns einleuchtend, wie es unfehlbar dazu kommen müsste, dass einem Eroberer in solcher Stellung göttliche Eigenschaften beigelegt würden. Und wenn die Gegend zu denen gehört, wo häufige Trocknisse den Glauben an Regenmacher und „Himmelshirten“ begünstigt haben — wenn wie bei den Zulus die Zuversicht besteht, dass es Wetterdoctoren gebe, die „mit Blitz und Hagel zu kämpfen und den Blitz „auf einen anderen Doctor zu lenken im Stande seien, um diesen „zu versuchen“ — dann wird dieser Herrscher, der ja auf einer Felsspitze wohnt, um welche sich die Wolken sammeln und von welcher die Stürme herniederfahren, ohne Zaudern als der Urheber

dieser Veränderungen angesehen werden — er wird für den Donnerer gelten, der die Blitze in seiner Hand hält.[1]

Trotzdem aber, dass man ihm solche Macht zuschreibt, werden nichtsdestoweniger mancherlei Geschichten von seinem Herabsteigen von dieser Stätte im Himmel droben, von seinen Erscheinungen unter den Menschen und seinen Liebesabenteuern mit ihren Töchtern erzählt. Man lasse in Gedanken nur kurze Zeit verstreichen und solche Legenden und Erklärungen werden mannigfach übertrieben und idealisirt sein; — man denke sich die Thatsachen vergrössert, wie wir das ja an der Heldenthat SIMSON's mit dem Eselskinnbacken sehen, oder an der Tapferkeit „des ACHILLES, welcher die Erde mit „Blut tränkt", oder an dem siegreichen Kampf von RAMESES II., der 100,000 Feinde mit eigener Hand erschlug — um zu der Idee zu gelangen, dass der Himmel ein Wohnort übermenschlicher Wesen ist, welche über die Naturmächte gebieten und die Menschen bestrafen.[2]

Ich bin mir nun wohl bewusst, dass diese Erklärung euhemeristisch genannt werden wird und dass die Mythologisten, deren Ansichten gegenwärtig herrschend sind, dieselbe dadurch, dass sie ihr diesen Namen gegeben, für beseitigt halten werden. Da diese Ansicht hier nur nebenbei eingefügt ist, so muss ich sie für den Augenblick noch ohne weitere Stütze lassen. In der ferneren Dar-

---

[1] Eine der Glaubensansichten der alten Mexicaner kann als Beispiel für diese Auffassung dienen, dass höhere Wesen, die dort wohnen, wo die Wolken sich sammeln, selbst die Urheber der letzteren seien. „Tlaloc, oder, wie er „auch genannt wird, Tlalocateuctli (Herr des Paradieses) war der Gott des „Wassers. Sie nannten ihn Befruchter der Erde, ... er hatte seinen Wohn„sitz auf den höchsten Bergen, wo sich gewöhnlich die Wolken bilden . . . . „Die Alten glaubten ferner auch, dass in allen den hohen Bergen viele andere „Götter wohnten, welche dem Tlaloc unterthan wären. Sie . . . . wurden nicht „nur als Götter des Wassers, sondern auch als Götter der Berge verehrt." — CLAVIGERO, VI. Buch, 4. u. 5. Cap.

[2] Wir dürfen wohl hinzufügen, dass eine derartige Vorstellung, wenn sie sich einmal entwickelt hat, nicht auf die ursprüngliche Localität beschränkt zu bleiben braucht. Stürme, die am Himmel losbrechen, ferne von diesem festen Platze auf dem Berge, werden als Beweise dafür angesehen werden, dass der Donnerer auch zu anderen Theilen des Himmels Zugang hat; und wenn dann die betreffende Race Wanderzüge unternahm, so musste dieser Himmelsgott, welcher durch das Vorkommen von Stürmen bezeugte, dass er mit ihnen ging, schliesslich auf andere Berge localisirt werden, von denen die Stürme gewöhnlich herkamen.

stellung jedoch hoffe ich nicht blos zu zeigen, dass sie mit allen den directen Zeugnissen im Einklang steht, welche wir hinsichtlich primitiver Denkweisen überhaupt besitzen, sondern auch anderseits darzuthun, dass die zahllosen Thatsachen, welche uns die heute lebenden uncivilisirten und halbcivilisirten Racen darbieten, den allgemein verbreiteten Theorien der Mythologisten keinerlei Rückhalt gewähren und dass diese Theorien nicht minder mit den Gesetzen der geistigen Entwickelung in Widerspruch stehen.

§. 115.

Die allgemeine Folgerung, zu welcher wir hiemit gelangt sind, ist die, dass die Ideen von einer andern Welt mancherlei Entwickelungsstufen durchlaufen. Der Aufenthaltsort der Todten, den man sich ursprünglich mit dem der Lebenden zusammenfallend denkt, wandert allmälig weiter fort: hier in den benachbarten Wald, dort in einen entfernteren Wald und anderswo wieder nach entlegenen Hügeln und Gebirgen. Der Glaube, dass die Todten sich mit ihren Vorfahren vereinigen, führt zu weiteren Abweichungen, welche je nach den herrschenden Überlieferungen verschieden ausfallen. Festsitzende Abkömmlinge von Höhlenbewohnern glauben, sie kehrten in eine unterirdische Welt zurück, aus der sie einst emporgetaucht seien, während eingewanderte Racen den Wohnort ihrer Väter für ihr Jenseits ansehen, wohin sie nach dem Tode ihre Reise antreten — über Land oder einen Fluss hinab oder über das Meer, jenachdem. Ist eine Gesellschaft aus Eroberern und Besiegten zusammengesetzt, so hat sie entsprechend ihren gesonderten Überlieferungen von ihrem Ursprung auch verschiedene andere Welten, welche sich allmälig in höhere und untergeordnetere Wohnstätten differenciren in Übereinstimmung mit der bezüglichen socialen Stellung der beiden Racen. Unterjochung solcher gemischter Völker durch noch mächtigere Eindringlinge veranlasst noch weitere Verwickelungen, bringt neue andere Welten hinzu von mehr oder weniger abweichender Art. Wo schliesslich die Wohnstätten der Abgeschiedenen oder auch der überlegenen Classe von Menschen Berggipfel sind, da macht sich ein Übergang zum Aufenthalt im Himmel, der zwar zuerst noch nahe und in bestimmter Form gedacht wird, später aber in das Ferne und Unbestimmte übergeht. So wird denn also die vermeintliche Wohnstätte der Todten, die

zuerst eins und dasselbe mit der Wohnstätte der Lebenden war, in Gedanken Schritt für Schritt immer weiter weg verlegt; Entfernung und Richtung werden immer unbestimmter, bis schliesslich jede Localisirung im weiten Raume aufgeht.

Alle diese Vorstellungen also, deren Wurzel in der primitiven Idee vom Tode zu suchen ist, erfahren gleichzeitig ganz ähnlich fortschreitende Umgestaltungen. Wurde ein Wiederaufleben zuerst als unmittelbar bevorstehend erwartet, so wird es später ins Unbestimmte hinausgeschoben; der Geist, der in der ursprünglichen Vorstellung als durchaus substantielles Wesen figurirt, verblasst zu einer ätherischen Existenz; und das andere Leben, zuerst die genaue Wiederholung des diesseitigen, wird mehr und mehr demselben unähnlich und sein Schauplatz verwandelt sich aus der vollständig bekannten, nahe liegenden Stätte in ein unbekanntes und unvorstellbares Irgendwo.

XVI. Capitel.

Die Ideen von übernatürlichen Agentien.

§. 116.

In Zusammenhang mit unserem Denken haben auch unsere Worte eine immer grössere Bestimmtheit gewonnen und daher sind sie gar nicht im Stande, die Gedanken des Wilden getreu wiederzugeben, ja oft drücken sie dieselben vollkommen falsch aus. Das Wort „übernatürlich“ bekommt nur durch den Gegensatz zu „natürlich“ seine eigentliche Bedeutung; bevor aber jene Vorstellung von gesetzmässiger Verursachung erreicht ist, welche wir „natürlich“ nennen, kann gar keine solche vorhanden sein, wie wir sie mit „übernatürlich“ verbinden. Gleichwohl bin ich in Ermangelung eines besseren Wortes genöthigt, dieses zu gebrauchen, allein der Leser muss sich davor hüten, dem primitiven Menschen eine derartige Vorstellung zuschreiben zu wollen, wie sie das Wort in uns erweckt.

Nachdem wir dies vorangeschickt, wollen wir nun, so weit es möglich ist, die eingebildete Umgebung des primitiven Menschen auszumalen versuchen, welche er vermöge der in den letzten vier Capiteln beschriebenen Erklärungen in sich selber entstehen lässt. So widerspruchsvoll auch die Begriffe, die er sich hinsichtlich der Vorgänge in der Aussenwelt bildet, im Einzelnen sein mögen, so stimmen sie doch in ihrer Gesammtheit vollkommen mit den Begriffen zusammen, welche sich uns nach der obigen Darstellung als nothwendige Erzeugnisse seiner Geistesthätigkeit ergeben haben.

§. 117.

In jedem Stamme kommt von Zeit zu Zeit ein Todesfall vor und fügt so zu den vielen Geistern derjenigen, die früher gestorben waren, noch einen Geist hinzu. Wir haben gesehen, dass man sich diese Geister ursprünglich in unmittelbarer Nähe befindlich denkt — wie sie ihre alte Heimath aufsuchen, sich um die Begräbnissstätte herumtreiben, in das benachbarte Gehölz fortwandern. Sie häufen sich aber fortwährend an und bilden eine rings verbreitete Bevölkerung, — für gewöhnlich unsichtbar, aber gelegentlich sieht man doch den einen oder anderen derselben. Hier nur wenige Belege dafür.

Bei den Australiern herrscht der Glaube, die übernatürlichen Wesen solchen Ursprungs seien überall zerstreut: sie umschwärmen die ganze Fläche des Landes — Dickichte, Wasserplätze und Felsen. Die Veddahs, welche auf „die Schatten ihrer Vorfahren und ihrer „Kinder“ vertrauen, „glauben, die Luft sei mit Geistern bevölkert, „jeder Felsen und jeder Baum, jeder Wald und jeder Hügel, kurz „jedes Ding in der Natur habe seinen genius loci.“ Die Tasmanier denken sich „eine Unzahl von böswilligen Geistern und unheil„bringenden Kobolden“ in Höhlen, Wäldern, Schluchten und auf Bergspitzen. Wo Begräbniss innerhalb des Hauses Sitte ist, herrscht die Vorstellung, die Geister der Todten drängten sich um die Lebenden herum; und wo, wie bei den Uaupés, „einige der grösseren „Häuser mehr denn hundert Gräber enthalten“, da muss man sich offenbar denken, als stiessen sie fortwährend an ihre Nachkommen. Sogar wo die Sitte der Hausbestattung nicht herrscht, finden wir diese Vorstellung oft sehr lebhaft ausgebildet, wie z. B. nach Mason's Bericht unter den Karenen. „Für einen Karenen ist die „Welt mit Geistern dichter als mit lebenden Menschen bevölkert. „ . . . . Die Geister der abgeschiedenen Todten sammeln sich haufen„weise um ihn herum“. Und ganz ähnlich „bildeten sich die Tahi„tier ein, sie lebten in einer Welt voll Geister, welche sie Tag und „Nacht umschwärmten und jede Handlung beobachteten.“

Diese vorälterlichen Geister, hier als freundlich gesinnte Mächte, dort als Unheilbringer betrachtet, sucht man in einzelnen Fällen fortzutreiben. So erzählt uns Barbe vom Volke der Nicobaren, dass — „einmal im Jahre und manchmal auch, wenn schwere Krank„heiten herrschen, sie (die Nicobaren) ein grosses Canoe bauen, und

„der Minloven oder Priester lässt das Boot nahe an jedes Haus „bringen und zwingt dann durch grossen Lärm alle bösen Geister, „die Wohnungen zu verlassen und in das Canoe zu gehen; Männer, „Weiber und Kinder helfen ihm bei seiner Beschwörung. Dann „werden die Thüren des Hauses geschlossen und die Leiter wird „weggenommen (die Häuser sind auf Pfosten von 8—9 Fuss Höhe „erbaut); sodann schleppen sie das Boot von dannen bis an die „Meeresküste, wo es bald von den Wellen hinweggeführt wird mit „einer vollen Ladung von Teufeln.“

Bastian erzählt uns, dass eine ähnliche Sitte auf den Malediven-Inseln herrsche. Und einige Indianerstämme in Californien führen ebenso alljährlich eine Austreibung der Geister aus, die sich das Jahr über angesammelt haben.

Diese zahlreichen körperlosen Menschen sind ebenso viele jeden Augenblick zur Verfügung stehende Kräfte, die sich als Antecedentien für alle Vorgänge in der Aussenwelt denken lassen, welche der Erklärung bedürfen. Es ist dabei keineswegs nothwendig, dass sie ihren Charakter als Geister in bestimmt ausgeprägter Form andauernd beibehalten: viele von ihnen werden vielmehr sicherlich diesen Charakter verlieren. Die Schwärme von Dämonen, von denen sich die Juden umgeben dachten, wurden zwar von den Einen für die Geister der gottlosen Todten gehalten, gingen aber in der Anschauung Anderer leicht in die Nachkommenschaft der gefallenen Engel mit den Töchtern der Menschen über. Wenn einmal die genaue Kunde von der Abstammung einer immer mehr sich anhäufenden Geisterschaar verloren gegangen ist, so bleibt Nichts übrig, was einer beliebigen neu aufgebrachten Theorie hinsichtlich ihres Ursprungs sich entgegenstellen könnte. Allein wenn auch der Araber, der sich die Wüste so dicht mit Geistern bevölkert denkt, dass er, so oft er etwas von sich wirft, alle Diejenigen deswegen um Verzeihung bittet, die er etwa getroffen haben möchte, dieselben wahrscheinlich gegenwärtig nicht für die herumwandernden Doppelwesen der Todten hält, so ist doch klar, dass, sofern einmal diese wandernden Doppelwesen der Todten angenommen werden, von denen sich ja der primitive Mensch überall umringt glaubt, damit auch die potentielle Existenz von übernatürlichen Agentien gegeben ist, die an Zahl unbegrenzt sind und fernerer Variation den weitesten Spielraum lassen.

§. 118.

Daraus dürfte denn verständlich werden, wie naturgemäss, ja in der That unvermeidlich jene Erklärungen sich einstellen, welche der Wilde für die Erscheinungen in der Aussenwelt giebt. Mit der Ausbildung der Lehre von den Geistern reift auch eine bequeme Lösung all des Räthselhaften in jenen Veränderungen heran, welche Himmel und Erde stündlich darbieten. Wolken, die sich ansammeln und gleich wieder zergehen, Sternschnuppen, die aufleuchten und verschwinden, plötzliche Verdunkelung der Wasserfläche durch einen Windstoss, Thiermetamorphosen, Verwandlung von Stoffen, Stürme, Erdbeben, vulcanische Ausbrüche — alle diese Dinge werden nun erklärlich. Jene Wesen, denen das Vermögen zugeschrieben wird, sich selbst bald sichtbar und bald unsichtbar zu machen, und für deren Kräfte man keine Grenze kennt, sind eben allgegenwärtig. Indem sie über alle unerwarteten Veränderungen Aufschluss zu geben scheinen, wird dadurch ihre eigene Existenz noch sicherer bestätigt. Andere Ursachen für solche Veränderungen kennt man nicht oder kann man sich nicht vorstellen; daher müssen diese Seelen der Todten die Ursache sein; daher ist das Fortleben der Seelen klar bezeugt: — ein Cirkelschluss, der ausser den Wilden noch manchen Anderen befriedigt.

Jene Versuche zur Naturerklärung, welche den wissenschaftlichen Erklärungen vorausgehen, sind demnach so gut gelungen, als dies überhaupt möglich ist. Wenn die Karenen „unerklärliche „Töne und Seufzer in den Dschungeln", wie Mason berichtet, den Geistern der Verdammten zuschreiben, so nehmen die Karenen damit blos den Ursprung dafür an, welcher, so lange es noch kein verallgemeinertes Wissen giebt, der einzige überhaupt vorstellbare Ursprung ist. Wenn, wie uns Bastian erzählt, die Religion des Volkes auf den Nicobaren einfach darin besteht, dass sie den bösen Geistern die unglücklichen Zufälle zur Last legen, welche sie durch gewöhnliche Ursachen nicht zu erklären im Stande sind, so greifen sie damit blos auf diejenigen noch übrig bleibenden Ursachen zurück, welche sie sich noch vorzustellen vermögen. Welche Alternative stünde ihnen sonst offen? Livingstone schildert uns, wie gewisse Felsen, nachdem sie während des Tages durch die Sonne sehr stark erhitzt worden sind, des Abends äusserlich plötzlich abgekühlt werden und in Folge dessen mit lautem Knallen aus einander brechen;

und dieses Knallen führen die Eingebornen auf böse Geister zurück. Was oder wem sollten sie es sonst zuschreiben? Uncivilisirte Menschen sind weit von der Vorstellung entfernt, dass ein Stein durch ungleichmässige Zusammenziehung zerbrechen könne, und was giebt es in Ermangelung dieser Vorstellung für eine andere nachweisbare Ursache des Zerbrechens als eben einen dieser übelgesinnten Dämonen, die ja überall in der Nähe sind? In seiner Schilderung von den Danákil belehrt uns Major HARRIS, dass „kein Wirbelwind jemals „über den Pfad hinwegfegen kann, ohne dass ihn ein Dutzend Wilde „mit gezogenen Kris (Dolchmessern) verfolgten, welche nach dem „Mittelpunkt der Staubsäule hinstechen in der Absicht, den bösen „Geist zu verjagen, der, wie sie glauben, auf dem Windstoss reite". So lächerlich uns auch diese Auffassung vorkommt, so brauchen wir uns doch blos zu fragen, was die physikalische Erklärung eines Sandwirbelwindes ist, um einzusehen, dass der Wilde eine solche Erklärung durchaus nicht zu fassen vermag und dass eben die einzige für ihn begreifliche Erklärung die ist, welche er aufstellt. Gelegentlich lassen ihn seine Erfahrungen überdies vermuthen, dass derartige Agentien in grosser Anzahl existiren und überall gegenwärtig seien. HUMBOLDT sagt einmal, indem er eine tropische Scene beschreibt: „Die Oberfläche dieser Sandstrecken, welche durch „die Strahlen der Sonne erhitzt ist, scheint gleich der Oberfläche „einer Flüssigkeit hin- und herzuwogen; .... die Sonne belebt die „Landschaft und verleiht der sandigen Ebene, den Stämmen der „Bäume und den Felsen, welche gleich Vorgebirgen in die schein„bare See vorspringen, eine eigenthümliche Beweglichkeit." Was erschüttert die Baumstämme und macht die Felsen erzittern? Es giebt keinen anderen Ausweg, als zahllose unsichtbare Wesen anzunehmen, die überall zerstreut sind. Dass diese Erscheinungen durch Strahlenbrechung verursachte Täuschungen sein sollten, vermag sich der Wilde nun einmal nicht vorzustellen.

Schon einige der oben angeführten Beispiele geben directe Zeugnisse dafür, dass bei manchen auf verhältnissmässig niedriger Stufe stehenden Racen die Geister der Todten ausdrücklich für die Ursachen aller ungewöhnlichen Erscheinungen gelten, und hiefür giebt es noch manche andere Beispiele. So erzählt uns THOMSON, dass die Araucanier dächten, die Stürme würden durch die Kämpfe hervorgerufen, welche die Geister ihrer Landsleute mit ihren Feinden ausföchten. Solche Erklärungen unterscheiden sich von denen

der weiter vorgeschrittenen Racen blos darin, dass sie die individuellen Gestalten der todten Freunde und Feinde in ihrer ursprünglichen Form vorführen; das allmälige Verblassen dieser Individualitäten dagegen lässt Begriffe von persönlichen Agentien in viel weniger bestimmter Art zurück. Ein Wasserstrudel im Flusse, wo daherschwimmende Holzstücke im Kreise herumgerissen und in die Tiefe gezogen werden, befindet sich nicht fern von der Stelle, wo Einer aus dem Stamme ertrank und niemals wieder gesehen wurde. Welcher Gedanke läge also näher, als dass das Doppelwesen dieses ertrunkenen Menschen, übelgesinnt, wie es die Nichtbegrabenen immer sind, dort herum verweilt und diese Dinge unter die Oberfläche hinabzieht, ja sogar, um sich zu rächen, andere Menschen ergreift und hinunter reisst, die sich ihm zu nähern wagen? Wenn dann diejenigen, welche den ertrunkenen Menschen kannten, alle gestorben sind — wenn im Verlaufe der Generationen die Einzelheiten dieser Geschichte von späteren Ereignissen in den Hintergrund gedrängt werden und verloren gehen — und ganz besonders wenn irgend ein erobernder Stamm dahin kommt, in dessen Vorgeschichte diese Localsagen nicht festgewurzelt sind, so erhält sich schliesslich nur noch der Glaube an einen Wasserdämon, der an dieser Stelle haust. Und so überall. Nichts vermag in der Überlieferung die Züge der Ähnlichkeit zwischen dem Geiste und dem Individuum festzuhalten, von welchem jener abstammte. Und neben gar vielen anderen Abweichungen tritt namentlich nicht blos ein Verblassen der individuellen Züge, sondern mit der Zeit auch ein Verblassen menschlicher Züge überhaupt ein: Varietäten werden zu Arten und Gattungen und Familien von übernatürlichen Wesen.

§. 119.

Wenn nun die Geister der Todten, die man sich ursprünglich als individuelle Gestalten vorstellt und die erst allmälig, indem sie sich mehren und differenciren, in zahlreiche, weniger scharf gesonderte, aber doch immer noch persönliche Gestalten übergehen, hienach die Agentien sind, welche für die Urheber all der auffälligen Wirkungen in der Aussenwelt gehalten werden, so werden sie natürlich auch für die Agentien gehalten, welche irgend merkwürdige Erscheinungen in den Angelegenheiten der Menschen herbeiführen. Da sie stets zur Hand und von Gefühlen der Freundschaft oder

Feindschaft bewegt sind, so wäre es geradezu unglaublich, wenn sie ihren Einfluss nicht auch auf die menschlichen Thätigkeiten ausüben sollten. Und offenbar begünstigen oder hindern sie dieselben auch fortwährend. Die Seele eines todten Feindes lauert darauf, wie sie einen Unglücksfall veranlassen könne; die Seele eines verstorbenen Verwandten ist stets bereit, zu helfen und Schutz zu gewähren, so lange sie in guter Stimmung ist, aber auch, wenn man sie beleidigt, irgend etwas schief gehen zu lassen.

Daraus ergeben sich dann von selbst allerhand allgemein anwendbare Erklärungen für Erfolge und Misserfolge. In allen Racen, von den niedrigsten bis hinauf zu den höchsten, sind solche Erklärungen in Geltung gewesen, nur mit dem Unterschiede, dass der hülfreiche oder hinderliche Geist in geringerem oder höherem Grade seinen menschlichen Charakter verloren hat. Auf tiefster Stufe erblicken wir den Veddah, welcher nach dem Schatten seines todten Vaters oder Kindes ausschaut, dass sie ihm Erfolg auf der Jagd verleihen möchten, und welcher einen schlechten Schuss dem Mangel an gebührender Anrufung zuschreibt; dann den Australier, der, „wenn ein Mann von einem Baum herabstürzt und sich den Hals „bricht“, glaubt, „sein Leben sei durch die Boyala-Menschen eines „anderen Stammes fortgehext worden“; wir haben die Aschantis, welche „meinen, die Geister ihrer abgeschiedenen Verwandten seien „mit schützender Sorgfalt um sie bemüht“, und „die Seelen ge„storbener Feinde seien .... böse Geister“, welche Unheil stiften. Etwas höher finden wir die homerischen Helden mit ihren Waffenthaten, welche auf Rechnung des Beistandes der übernatürlichen Wesen gesetzt werden, die sich in die Schlacht mengen. Bei Hektor „ist immer wenigstens einer der Götter gegenwärtig, um „den Tod abzuwehren“, und „Menelaos siegte mit Minervas Hülfe“. Diomedes bleibt unverletzt, weil einer der Unsterblichen „dem „schnellen Speer eine andere Richtung gegeben hat eben in dem „Augenblicke, als er ihn durchbohren wollte“; Paris wäre verloren gewesen, als er am Helme niedergezogen wurde, hätte nicht Venus, „die es sofort bemerkte, für ihn den Riemen durchschnitten“; und Idäus entkam nur, weil Vulcan „ihn zur Seite riss“. Sei es der Araucanier, welcher jeden Erfolg dem Beistand eines besonderen Schutzgeistes zuschreibt; sei es der africanische Häuptling, von dem Livingstone erzählt, wie er glaubte, sich des Todes eines Elephanten, den sie eben angreifen wollten, dadurch versichert zu haben,

dass er seine Schnupftabaksdose als Opfer für den Barimo ausleerte; sei es der Grieche, dessen Speer durch die lenkende Hand der ihn begünstigenden Gottheit tief in die Seite eines Trojaners eindringt; sei es der hülfreiche Engel des Juden oder der Schutzheilige des Katholiken: — überall herrscht im Wesentlichen Übereinstimmung und nur in der Form besteht grössere oder geringere Verschiedenheit. Die Frage kann nur die sein, wie weit diese Entwickelung der Seelen der Todten zu übernatürlichen Agentien fortgeschritten ist.

§. 120.

Zuletzt und hauptsächlich ist hier die Thatsache hervorzuheben, dass diese ganze Maschinerie der Verursachung, welche der primitive Mensch unvermeidlich sich auszudenken gezwungen wird, seinen Geist so anfüllt, dass daneben jede andere Maschinerie ausgeschlossen bleibt. Um die Entwickelung des menschlichen Denkens in allen Beziehungen vollkommen zu verstehen, müssen wir sorgfältig in Erwägung ziehen, dass diese Hypothese von der Geisterthätigkeit thatsächlich das Feld ganz und gar in Beschlag nimmt, lange bevor weder das Vermögen noch die Gelegenheit vorhanden ist, die Erfahrungen zu sammeln und zu organisiren, aus welchen sich die Hypothese von physikalischer Verursachung ergeben würde. Sogar unter uns selbst mit unseren gewaltigen Schätzen von bestimmtem Wissen und unseren grossen Fähigkeiten zur Mittheilung desselben ist die Verdrängung einer alten Lehre durch eine neue immer eine schwierige Sache. Danach möge man die Schwierigkeit abmessen, welche entsteht, wo die wenigen bekannten Thatsachen vereinzelt, unclassificirt und unverglichen stehen bleiben, wo sogar die einfachen Begriffe von Ordnung, Ursache und Gesetz fehlen, wo Kritik und Skepticismus in ihren ersten Anfängen liegen und wo noch nicht einmal die Neugier wach ist, deren es vor Allem bedarf, um Untersuchungen anzuregen. Wenn wir, um eine gewöhnliche Redensart in etwas veränderter Form anzuführen, behaupten können, dass Voreingenommenheit dem Glauben gegenüber das Spiel so gut wie gewonnen habe — wenn dies sogar für den relativ plastischen Geist des civilisirten Menschen gilt, wie vollständig muss das Spiel gewonnen sein, wo der relativ starre Geist des uncivilisirten Menschen den Schauplatz bildet?

Darum ist denn jenes Erstaunen, das man meistentheils diesen

primitiven Erklärungen gegenüber zu äussern pflegt, durchaus unbegründet — ein Erstaunen, das nur möglich ist, indem man die Natur und die Bedingungen des primitiven Denkens gänzlich übersieht. Wenn, wie uns Herr St. John erzählt, die Dajaks niemals die natürliche Erklärung irgend einer Erscheinung, wie z. B. eines Unglücksfalles, annehmen, sondern sich stets „in ihren Aberglauben „zurückflüchten", so flüchten sie eben damit in die einzige Art von Erklärung zurück, welche für sie überhaupt existirt. Das Absurde daran liegt vielmehr in der Voraussetzung, dass der uncivilisirte Mensch von Anfang an eine Idee von „natürlichen Erklärungen" habe. Erst wenn die Gesellschaften grösser werden, die Kunstfertigkeiten sich mehren, die Erfahrungen sich erweitern und constante Beziehungen zwischen den Erscheinungen erkannt, aufgezeichnet und allgemein vertraut werden, wird der Begriff „natürliche „Erklärung" überhaupt möglich. Erst dann kann sogar auch nur der erste Zweifel hinsichtlich dieser frühesten Folgerungen erwachen. Erst dann kann langsam und allmälig der Process einer Verdrängung derselben beginnen.

Sind wir so zur Anerkennung dieses unerschütterlichen Glaubens gelangt, welchen der primitive Mensch in diese Agentien setzt, die er später als übernatürliche unterscheidet, die aber zu allererst die einzigen für ihn überhaupt vorstellbaren Agentien sind, so wollen wir nun dazu übergehen, eine andere Reihe von Erklärungen, die er aufstellt, näher zu betrachten. Haben wir im Obigen gesehen, wie er dazu kommt, sich die Vorgänge in seiner Umgebung von den Geistern der Todten geleitet zu denken, so haben wir nun zu untersuchen, wie er in ähnlicher Weise dazu kommt, den Geistern der Todten einen leitenden Einfluss auch auf die Vorgänge innerhalb seines Körpers und des Körpers anderer Menschen zuzuschreiben.

XVII. Capitel.

Übernatürliche Agentien als die Ursachen von Epilepsie und krankhaften Bewegungen, von Delirium und Wahnsinn, von Krankheit und Tod.

§. 121.

Die bei der Entwickelung sich zeigenden Erscheinungen können nicht in reihenweiser Anordnung zusammengestellt werden. Stets finden Abweichungen und abermals Abweichungen statt. Indem wir von den primitiven Ideen von Bewusstlosigkeit, vom Tod und vom Geiste ausgingen, verfolgten wir die sich ausbildenden Ideen von einem anderen Leben und einer anderen Welt längs gewisser Linien, und in anderer Richtung gingen wir den sich ausbildenden Ideen von übernatürlichen Agentien nach, die auf allen Seiten existiren sollten. Indem wir nun zum empfindungslosen Körper als unserem Ausgangspunkte zurückkehren, haben wir zunächst zu untersuchen, wie sich mit Hülfe derjenigen Ideen, die wir bereits besprochen haben, eine fernere Classe von Ideen gleichfalls entwickelt hat.

Im Schlafe, in der Ohnmacht, in der Verzückung, in der Apoplexie finden wir beinah vollkommene Ruhe, und im Tode wird die Ruhe absolut. Gewöhnlich also pflegt der Körper während der vermeintlichen Abwesenheit des anderen Ich nichts zu thun. Allein manchmal kommen doch Fälle vor, wo der Körper, während er mit geschlossenen Augen auf dem Boden liegt, gewaltige Bewegungen ausführt und wo das Individuum, nachdem der gewöhnliche Zustand wieder eingetreten ist, es durchaus in Abrede stellt, dass es Krämpfe gehabt habe, bestimmt behauptet, es wisse nichts

von jenen Thätigkeiten seines Körpers, welche die Zuschauer sahen. Offenbar also ist sein anderes Ich nicht dabei gewesen. Allein wie kam sein Körper dazu, sich während der Zwischenzeit so wunderbar zu benehmen?

Die auf diese Frage gegebene Antwort ist die allervernünftigste, die der primitive Mensch überhaupt geben kann.

§. 122.

Wenn die Seele während Bewusstlosigkeiten aller Art herumwandert und nach ihrer Rückkehr den Körper veranlasst, seine gewöhnliche Thätigkeit wieder aufzunehmen, — wenn die Seele sonach nicht allein aus dem Körper herausgehen, sondern auch in denselben wieder hineingehen kann, — kann dann nicht auch der Körper von irgend einer anderen Seele besucht werden? Der Wilde glaubt allerdings, dies könne der Fall sein.

Daraus ergiebt sich die Erklärung der Epilepsie. — Reade erzählt uns, dass die Völker am Congo die Epilepsie einer dämonischen Besessenheit zuschreiben. Unter den Ost-Africanern ist die fallende Sucht ganz ausserordentlich gemein, und wie Burton sagt, hat dies ohne Zweifel der dort herrschenden Auffassung von der Besessenheit den Ursprung gegeben. Unter den asiatischen Racen mögen die Kalmücken genannt werden, bei welchen nach Pallas' Bericht die Epileptischen für besessen gehalten werden. Und Bastian bemerkt, dass die arabische Sprache für Epilepsie und Besessenheit durch Teufel ein und dasselbe Wort habe. Es wäre unnöthig, die allbekannte Thatsache noch näher zu beleuchten, dass dieselbe Erklärung auf allen Stufen der Civilisation in Geltung war und dass sie bis in verhältnissmässig neue Zeiten noch fortdauerte.

Ohne Zweifel läuft der ursprüngliche Schluss darauf hinaus, dass, während das andere Ich des Kranken weggegangen ist, irgend ein des Körpers entbehrender Geist seinen Platz eingenommen habe und nun seinen Körper in dieser gewaltsamen Weise missbrauche. Solche körperlose Geister werden freilich weder in den Beispielen aus der heiligen Schrift, welche hiefür angeführt werden könnten, noch in den oben erwähnten Fällen näher beschrieben. Wo wir aber eine genaue Darlegung dieser Vorstellung auf ihren frühesten Stufen haben, da erfahren wir auch, dass das angenommene über-

natürliche Agens ein Geist ist. Aus den Antworten der Amazulu, welche durch CANON CALLAWAY genau befragt wurden, liess sich deutlich die Behauptung herausbringen, dass, wenn ein Wahrsager im Begriff stehe, durch die „Itongo“ (die Geister der Vorfahren) besessen zu werden, „er schwache Convulsionen bekomme.“ Dazu kommt das Zeugniss eines Anderen, der „zu einer Person mit einem „bekannten Geiste ging, um dieselbe wegen eines Knaben zu be- „fragen .... welcher Krämpfe hatte“, worauf die Antwort erfolgte: „Er wird von den vorälterlichen Geistern geplagt.“

§. 123.

Eine fernere Frage stellt sich dem primitiven Geiste entgegen und eine fernere vernünftige Folgerung wird daraus gezogen, welche sich zu einer ganzen Reihe von zwar sonderbaren, aber doch in sich consequenten Ideen entwickelt.

Gelegentlich kann ein Mensch, während er zwar bei vollem Bewusstsein bleibt, doch die Thätigkeiten seines Körpers nicht mehr vollständig controliren. Er sieht sich selbst Dinge thun, die er nicht will, oder sogar gegen seinen Willen. Beruht nun dies darauf, dass eine andere Seele in ihn eingegangen ist, selbst trotzdem dass seine eigene Seele nicht weggegangen war? Dies ist die einzige vorstellbare Erklärung. Wenn während der Abwesenheit des anderen Ich eintretende Körperverzerrungen auf dem Eindringen irgend eines anderen Geistes beruhen, welcher von dem Körper Besitz ergriffen hat und denselben Dinge thun lässt, welche sein Eigenthümer nicht verursachte, so müssen doch wohl, wenn zu anderen Zeiten der Körper Dinge thut, die ebenfalls nicht durch seinen Eigenthümer verursacht wurden, obgleich derselbe sich noch in demselben be- findet, diese Dinge durch einen von aussen eingedrungenen Geist verursacht sein. Die Bestätigung dieser Ansicht ist unvermeidlich.

Daraus entspringt die Erklärung der Hysterie mit ihren gewaltsamen Bewegungen, ihrem uncontrolirbaren und sinnlosen Lachen, Schluchzen und Schreien. Bei den Amazulu werden hyste- rische Symptome als Eigenthümlichkeiten desjenigen betrachtet, welcher ein „Inyanga“ oder Wahrsager werden soll — welcher der Besessenheit verfällt. Die von PARKYNS hinsichtlich der Abyssinier gemachte Bemerkung, dass „der grössere Theil der ‚Besessenen‘ „Weiber seien“, deutet auf eine entsprechende Erklärung hin: Frauen

sind ja so ausserordentlich viel mehr zu Hysterie geneigt als Männer. Und wenn wir bei MARINER noch lesen, dass unter den Tonga-Insulanern Inspiration nicht auf die Priester beschränkt ist, sondern gelegentlich auch bei Anderen, ganz besonders bei weiblichen Personen vorkommt, so dürfen wir wohl mit vollem Rechte schliessen, dass einfach Anfälle von Hysterie es sind, auf welche man sich hier als auf Zeichen der Besessenheit bezieht. In der That, gewährt uns nicht eines der Symptome der Hysterie den schlagendsten Beweis hiefür? Was soll man anders von dem Globus hystericus sagen — von einer Kugel, die plötzlich innerhalb des Körpers gefühlt wird — als dass dies der vermeintliche Geist des Besessenen sei?

Ist die Erklärung einmal soweit versucht worden, so führt sie selbst noch einen Schritt weiter. Wenn diese gewaltsamen Thätigkeiten, welche dem Willen zum Trotze ausgeführt werden, sich einem eingedrungenen Dämon zuschreiben lassen, so muss dies auch von den weniger gewaltsamen Thätigkeiten dieser Art gelten. Daher die primitive Theorie vom Niessen und Gähnen. Die Amazulu betrachteten diese Thätigkeiten, welche das Individuum nur sehr schwer oder überhaupt nicht zu verhindern vermag, als durch die Itongo veranlasst, — als Zeichen der Besessenheit. Wenn ein Mensch im Begriff steht, ein „Inyanga“ zu werden, — „so fängt „sein Kopf an, Zeichen von dem zu geben, was gleich geschehen „soll. Er verräth, dass er im Begriffe ist, ein Wahrsager zu „werden, indem er immer und immer wieder gähnt und in einem „fort niesst. Und die Menschen sagen: ‚Nein! Wahrhaftig es sieht „aus, als ob dieser Mensch im Begriff wäre, von einem Geiste be„sessen zu werden‘“.

In anderen Fällen haben wir Beweise, dass nicht dauernde, sondern zeitweilige Besessenheit aus dem Niessen erschlossen wird. Die Khonds schütten Gefässe voll Wasser über den Priester, wenn sie ihn zu befragen wünschen. Er niesst und wird vom Geiste besessen. Natürlich ist kein Anzeichen vorhanden, das bestimmen könnte, ob diese Besessenheit von einem freundlichen oder von einem feindlichen Geiste herrührt: es kann, wie bei den Zulus, ein voräterlicher Geist sein, oder aber, wie bei manchen anderen Völkern, ein böswilliger Dämon. Mag aber das Niessen wie bei den Moslems als Anlass angesehen werden, Allah zu bitten, er möge sie gegen den Satan als die angenommene Ursache in Schutz nehmen,

oder mag man dasselbe wie bei den Christen als Gelegenheit zu einem „Gesegn' es Gott!" von Seiten der Umstehenden nehmen, oder auch der Ansicht sein, man dürfe auf eine dabei gethane Äusserung festen Glauben setzen, weil sie inspirirt sei, — die uns hier allein angehende Voraussetzung ist überall die, dass unwillkürliche Thätigkeiten dieser Art als Anzeichen dafür betrachtet werden, dass irgend ein Eindringling den Körper zu thun veranlasst habe, was sein Eigenthümer nicht zu thun beabsichtigte.

Zwei andere Erklärungen von entsprechender Natur mögen noch beigefügt werden. COCHRANE erzählt uns, dass die Jakuten bei einer Gesundheitsstörung, welche von gewaltsamem Schlucksen begleitet ist, „fest auf dem Glauben beharren, dass ein Teufel im „Körper der davon befallenen Person stecke". Ein benachbartes Volk, die Kirgisen, liefern ein noch sonderbareres Beispiel. Frau ATKINSON sagt, dass die Leute von einer in Kindsnöthen befindlichen Frau glauben, sie sei von einem Teufel besessen, und es soll sogar die Sitte bestehen, dieselbe dann zu schlagen, um eben den Teufel aus ihr hinauszutreiben.

In diesem letzten wie in allen übrigen Fällen handelt es sich um unwillkürliche Muskelzusammenziehungen. Diese können mit vollem Rechte einer Besessenheit zugeschrieben werden, wenn man dasselbe schon mit denjenigen der Epilepsie gethan hat; und wie wir sehen, ist die Erklärung der Epilepsie durch Besessenheit eine einfache Folge der ursprünglichen Geistertheorie.

§. 124.

Gewisse verwandte Erscheinungen, welche in ähnlicher Weise erklärlich und anderweitig unerklärlich sind, bestätigen noch mehr die Lehre von der Besessenheit. Ich meine die Erscheinungen von Delirium und Verrücktheit.

Was ist in den Mann gefahren, der steif ausgestreckt daliegt, sich weigert, zu essen, und die um ihn Stehenden nicht erkennt; der bald unzusammenhängende Dinge murmelt oder Unsinn spricht, bald ein Wesen anredet, das die Umstehenden nicht sehen können, bald wieder in Angst zusammenfährt vor einem unsichtbaren Feinde, bald ohne Ursache in Lachen ausbricht? Und wie kommt es, dass, wenn er nach einigen Tagen wieder ruhig geworden ist und in seiner gewöhnlichen Weise mit denen in seiner Umgebung spricht,

er nun entweder gar nichts mehr von diesen seinen sonderbaren Thaten weiss oder von Dingen erzählt, die sonst Keiner hat beobachten können? Offenbar ist eben einer jener Geister oder Gespenster, die rings herumschwärmen und von denen manche fortwährend auf der Lauer stehen, um Unheil zu bringen, bei Nacht in seinen Körper eingetreten, während er fort war, und hat denselben so missbraucht. Dass die Wilden den Thatsachen diese Auslegung geben, wird uns freilich nicht sehr häufig bestätigt, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil die Reisenden nur selten bei denselben Zeugen dieser Art geistiger Störung sind. Immerhin berichtet uns PETHERICK, dass die Araber glaubten, „wenn eine Person „von starkem Fieber ergriffen im Delirium liegt, sie sei vom Teufel „besessen". Und dazu kommt das Zeugniss von SOUTHEY hinsichtlich der Tupis: er betrachtet das Delirium als eine der Quellen ihrer abergläubischen Vorstellungen.

Gehen wir aber von zeitweiliger Irrsinnigkeit zu länger dauerndem oder fortwährendem Wahnsinn über, so begegnen wir überall Belegen dafür, dass diese Auslegung versucht wird. TURNER erzählt uns, dass die Samoa-Insulaner die Verrücktheit der Gegenwart eines bösen Geistes zuschrieben, und MARINER sagt dasselbe von den Tonga-Insulanern. Die Sumatraner sind ebenfalls, nach dem Berichte von MARSDEN, der Ansicht, dass Mondsüchtige Besessene seien. Bei weiter vorgeschrittenen Racen ist die Auffassung eine ähnliche gewesen und ist es meist noch heut zu Tage. Wenn uns der Verfasser der „Streifzüge in Syrien" („Rambles in Syria") erzählt, dass „im Orient Wahnsinn für dasselbe gilt wie Inspiration", so erinnert uns dies daran, dass, wenn es überhaupt irgend eine Verschiedenheit zwischen dieser Vorstellung und den aus alten Zeiten berichteten Auffassungen giebt, dieselbe sich doch nur auf die Natur des die Besessenheit verursachenden Geistes, nicht auf seine Existenz bezieht. Auch diese früheren Berichte stützen unsere Ansicht, dass die ursprüngliche Form des Glaubens eben jene Form war, welche sich uns folgerichtig aus dem Früheren ergab. Wenn auch in den Tagen von Josephus nur noch einzelne Juden annahmen, dass die Dämonen, welche in die Menschen eingehen, „nichts Anderes seien als die Seelen der Verruchten", so pflegte man doch allgemein zu sagen, dass die Besessenen sich am liebsten auf Begräbnissplätzen herumtrieben und dass die Dämonen Grabstätten zu ihrem Lieblingsaufenthalte machten, was uns guten

Grund giebt, zu vermuthen, dass die Geister der Besessenen ursprünglich als abgeschiedene Geister aufgefasst wurden.

Die Fortdauer dieser Ansicht von der Irrsinnigkeit durch die Zeit des Mittelalters hindurch bis herab zu der Zeit, wo der 72. Canon unserer Kirche dieselbe stillschweigend in das Glaubensbekenntniss aufnahm, indem er das Austreiben von Teufeln ohne besondere Erlaubniss hiezu verbot, ist nicht schwer zu verstehen. Erst seitdem die Wissenschaft in ihrer weiteren Entwickelung allmälig die Idee zum Gemeingut gemacht hat, dass geistige Zustände aus nervösen Vorgängen entspringen, welche durch physische Ursachen in Unordnung gebracht werden können, wurde es möglich, die erstaunlichen Ideen und Leidenschaften des Verrückten auf andere Weise zu begreifen, als indem man sie für die Äusserungen eines anderen, ihm fremden Wesens hielt.

Wir dürfen hier nicht eine Bestätigung übersehen, welche das Benehmen des Wahnsinnigen dem Glauben an rings ihn umgebende Geister oder Gespenster darbietet. Der uncivilisirte oder halbcivilisirte Mensch ist durchaus unfähig, sich die Visionen des Wahnsinnigen als subjective Täuschungen zu denken. Er ist ja durch einen unmessbaren Abstand von dieser Auffassung getrennt: weder sein Verstand, noch seine Sprache, noch sein Wissen genügen, um dieselbe zu erreichen. Welche Folgerung muss er also aufstellen, wenn er einen Wahnsinnigen in wüthenden Worten mit einer unsichtbaren Person sprechen hört oder wenn er sieht, wie derselbe ein Wurfgeschoss nach einem für die Anderen unsichtbaren Wesen wirft, das er fortzujagen sucht? Es ist ihm offenbar schrecklich Ernst dabei. Seine krampfhaften Gebärden, seine funkelnden Augen, seine schreiende Stimme machen es unmöglich, an der Bestimmtheit seines Glaubens zu zweifeln. Offenbar also sind übelwollende Dämonen um ihn herum; ihm sind sie sichtbar, wenn auch nicht den Umstehenden. Wenn irgend einer von diesen die Existenz übernatürlicher Agentien bezweifelte, — jetzt kann er nicht länger daran zweifeln.

Noch eine fernere bemerkenswerthe Idee drängt sich in ähnlicher Weise dem primitiven Menschen auf. In ihren Wuthanfällen sind die Wahnsinnigen häufig ausserordentlich stark — stark genug oft, um es ganz allein mit mehreren Männern aufzunehmen. Was folgt daraus? Der Dämon des Besessenen hat eine übermenschliche Kraft. Der Glaube, der in solcher Weise hervorgerufen wird, führt

zu weiteren Ausbildungen, die im Späteren noch näher beleuchtet werden sollen.

§. 125.

Hat sich diese Art von Erklärung aussergewöhnlicher körperlicher und geistiger Vorgänge einmal festgesetzt, so gewinnt sie an Ausbreitung. Ganz unmerklich greift sie von abnormen Vorkommnissen der oben erwähnten Art auf andere von ähnlicher Art über. Gewöhnliche Krankheiten werden bald mit in die Theorie einbegriffen. Es wird beobachtet, dass körperliche Störungen häufig mit geistiger Störung zusammen vorkommen (wie z. B. im Fieber, das von Delirium begleitet wird), und so ergiebt sich der Schluss, dass dasselbe Agens beides zugleich verursachte. Und wenn die einen Krankheitszustände durch innewohnende Dämonen hervorgerufen wurden, so geschieht dies wohl auch bei anderen solchen Zuständen. Ein eingedrungener Geist steckt entweder in dem Körper oder er schwebt um denselben herum und fügt ihm Übles zu, — wenn nicht aus eigener böswilliger Absicht, dann wenigstens auf das Geheiss irgend eines Feindes.

Die primitive Form dieser Auslegung zeigt sich uns bei den Amazulu. Diese erklären sogar ein Stechen in der Seite auf solche Weise: „Wenn die Krankheit längere Zeit andauert“, so sagen sie, „er ist von dem Itongo geplagt. Er wird von seinen Leuten be„unruhigt, die gestorben sind.“ Wie uns TURNER berichtet, glaubten die Samoa-Insulaner, dass die Geister der Todten „die Macht hätten, „zurückzukehren und Krankheit und Tod bei anderen Gliedern der „Familie zu verursachen“. Wie wir in §. 92 sahen, halten die Neu-Caledonier „alle weissen Menschen für die Geister der Todten, „die ihnen Krankheit bringen“. Die Dajaks, welche ebenso wie die Australier jede Krankheit der Einwirkung von Geistern zuschreiben, pflegen wie diese die Krankheiten auch zu personificiren. Sie nennen z. B. die Pockenkrankheit niemals bei ihrem Namen, sondern fragen nur: „Hat er Dich noch verschont?“ Manchmal nennen sie dieselbe auch „den Häuptling“. In diesen Fällen sind Geister die angenommenen Agentien und in einzelnen derselben wird körperliche Besessenheit des Leidenden behauptet oder stillschweigend vorausgesetzt. In anderen Fällen dagegen scheint das übernatürliche Agens, dessen Ursprung nicht näher bezeichnet wird, für mehr äusserlich gehalten zu werden. Bei den Arawaks wird

Schmerz „der Pfeil des bösen Geistes“ genannt, und die Land-Dajaks glauben, dass Krankheit gelegentlich „durch Geister ver-„ursacht werde, welche den Leuten mit unsichtbaren Speeren „unsichtbare Wunden beibringen“. Überall aber wird die angenommene Ursache persönlich gedacht. In Asien schreiben die Karenen „Krankheiten dem Einflusse unsichtbarer Geister zu“; bei den Lepchas werden alle körperlichen Leiden für die Folgen der „Thätigkeit von Teufeln gehalten“, und die Bodo und Dhimals glauben, dieselben beruhten ebenfalls auf dämonischer Thätigkeit. In Africa schieben die Völker von der Negerküste jede Unpässlichkeit auf irgend eine Zauberei oder auf die Einwirkung der Götter; die Kaffern halten sie für die Folge von Feinden oder bösen Geistern, und der beleidigte Vorfahre eines Zulukaffers wird durch die Worte charakterisirt: „Ich will mich durch Krankheit offenbaren“. In America glauben die Comanches, eine Krankheit werde durch den wehenden Athem eines Feindes verursacht und die Mundurucús betrachten dieselbe als das Zauberwerk eines unbekannten Feindes.

Wenn wir an Stelle von „Geist“ einfach „übernatürliches Agens“ setzen, so wird die Theorie des Wilden zu derjenigen des halbcivilisirten Menschen. Der älteste Held der Babylonier, von dem uns berichtet wird, Isdubar, wird von der beleidigten Göttin Ischtar mit einer schweren Krankheit geschlagen; im ersten Buch der Ilias werden die Griechen, welche an der Pestilenz sterben, so geschildert, als seien sie von Apollo's Pfeilen getroffen — eine Idee, die ganz einer der oben erwähnten Ideen der Wilden parallel läuft; bei den Juden herrschte der Glaube, dass Taubheit und Blindheit aufhörten, wenn die sie verursachenden Teufel ausgetrieben wären, und in späteren Zeiten beschrieben die Kirchenväter die Dämonen als die Urheber der Krankheiten.

Welch zähes Leben diese Art der Erklärung gehabt hat, zeigt sich uns endlich in der Thatsache, dass die Erzeugung von Krankheit durch Hexen, welche Teufel dazu anstacheln, selbst heute noch bei den Ungebildeten geglaubt wird, und in der anderen Thatsache, dass auch die Gebildeten vielfach noch den Glauben festhalten, dass Krankheiten auf teuflische Weise verursacht werden. Eine staatlich autorisirte Äusserung dieser Theorie wird häufig von den Priestern wiederholt. In der Liturgie für die Besuche bei Kranken heisst es in einem der Gebete: „Lass den Feind keine Gewalt über „ihn haben“; und in einem anderen heisst es: „Erneuere in ihm . . .

„Alles, was durch die List und Bosheit des Teufels zerstört wor-
„den ist."

§. 126.

Haben wir uns überzeugt, auf wie naturgemässe Weise die vorerwähnten Glaubensansichten entstehen, so kann uns auch der Glaube nicht länger überraschen, welchen sich der primitive Mensch hinsichtlich der Ursachen des Todes bildet. Er ist eine nothwendige Folge aus dem ersteren.

Wenn beobachtet worden ist, wie zeitweilige oder länger dauernde Bewusstlosigkeit in Folge eines Schlages von einer Keule auftritt, so liegt die Folgerung nahe, dass nun diese andauernde Bewusstlosigkeit ebenfalls von irgend einer solchen Beschädigung herrühre, welche ein unsichtbarer Feind ihm beigefügt habe. In der einen oder anderen Form tritt uns diese Vorstellung fast überall entgegen. Wie uns WALLACE erzählt, „scheinen die Uaupès kaum „zu glauben, dass der Tod in natürlicher Weise eintreten könne"; und HEARNE sagt, die Tschippewäh-Indianer schrieben den Tod ihrer Häuptlinge der Zauberei zu, gewöhnlich von Seiten der Eskimos. Die Kalmücken glauben, dass „der Tod durch irgend einen Geist „auf das Gebot der Gottheit hin verursacht werde"; die Kookies schreiben den Tod sowohl wie alle irdischen Übel übernatürlichen Ursachen zu, und die Khonds sind der Ansicht, „dass der Tod nicht „das nothwendige und vorher bestimmte Loos des Menschen sei, „sondern dass er ihm nur als besondere Strafe für Beleidigungen „gegen die Götter aufgelegt werde". ARBOUSSET behauptet, die Buschmänner hegten den Glauben, dass der Tod wesentlich auf der Einwirkung von Zauberei beruhe; BURCHELL erzählt von den Betschuanen, dass der Tod, selbst im höheren Alter, irgend welcher Hexerei zugeschrieben werde; die Völker an der Negerküste halten, wie uns WINTERBOTTOM versichert, „keinen Todesfall für natürlich „oder zufällig". Der Glaube der Fans, wie er durch BURTON uns überliefert wird, ist der, dass „kein Mensch, wie alt er auch sein „möge, eines natürlichen Todes sterbe", und ASTLEY versichert, dass die Loango-Völker nicht an natürlichen Tod glaubten, selbst nicht in Folge Ertrinkens oder eines anderen Zufalls. Die Tahitier halten die Wirkung von Giften „vielmehr für die Wirkung des „Missfallens der Götter .... als für die Wirkung der Gifte selbst. „.... Diejenigen, welche in der Schlacht getödtet wurden, glaubte

„man ebenfalls in Folge des Einflusses der Götter gestorben". Und entsprechende Ansichten herrschen bei den Sandwich-Insulanern, den Tannesen, den Australiern u. s. w.

Hier sei noch eine fernere Folgerung erwähnt. Schliesslich verschmelzen die Individualitäten der besonderen Dämonen, welche als die Ursachen des Todes betrachtet werden, zu einer allgemeinen Individualität, zu einem personificirten Gotte, und diese Personificirung beginnt wahrscheinlich überall mit der Überlieferung von irgend einem aussergewöhnlich wilden Feinde, dessen unmittelbar gesehene Racheacte sehr häufig empfunden und dem dann später auch andere, nicht selbst gesehene Racheacte mehr und mehr zugeschrieben wurden. Mag dies sich jedoch so oder anders verhalten, jedenfalls können wir die Entwickelung dieser primitiven Auffassung bis zu derjenigen herab verfolgen, welche in der classischen Zeit und im Mittelalter in Geltung war. Butler erzählt uns, dass bei dem Begräbniss eines Naga seine Freunde sich bewaffnen und den Geist herausfordern, welcher seinen Tod verursachte. Von den Tasmaniern berichtet Herr Davis, dass „während der „ganzen ersten Nacht nach dem Tode eines Angehörigen ihres „Stammes Alle rings um den Körper herumzusitzen pflegen und „möglichst rasch einen tiefen, unaufhörlichen Gesang ableiern, um „zu verhindern, dass der böse Geist den Todten wegnehme. Ein „solcher böser Geist wäre die Seele irgend eines Feindes." Auf der anderen Seite ist bei den Hottentotten diese Vorstellung theilweise verallgemeinert worden. Lichtenstein behauptet, sie personificirten den Tod und pflegten zu sagen: „der Tod sieht Dich". — In diesen verschiedenen Thatsachen erkennen wir zum mindesten die Wurzel des Glaubens, der sich dann in der Geschichte vom Tode des Alcestis ausspricht, welcher den Händen des starken Todes durch den noch stärkeren Herkules entrissen wird, und ebenso die Wurzel des Glaubens, der in den alten Darstellungen des Todes als eines Skeletes mit einem Wurfspiess oder einer anderen Waffe in der Hand zum Ausdruck kam. — Haben wir uns aber von diesem unmittelbaren Zusammenhang überzeugt, so werden wir wohl auch bemerken, dass im Geiste Vieler diese primitive Auffassung noch heute fortbesteht. Wenn wir mit Erstaunen lesen, dass manche Wilde einen natürlichen Tod nicht anerkennen, sondern alle Todesfälle übernatürlichen Agentien zuschreiben, so vergessen wir, dass selbst heute noch übernatürliche Agentien angenommen werden in

all den Fällen, wo die Ursache des Todes nicht erkennbar ist, ja sogar in manchen Fällen, wo sie sehr wohl aufzufinden wäre. Wir lesen immer noch gelegentlich den Ausspruch des Leichenbeschauers: „Gestorben in Folge göttlicher Heimsuchung“ [die in England übliche Formel im Bericht über aufgefundene Leichname, deren Todesursache nicht bekannt geworden ist. Der Übers.]; und noch begegnen wir Leuten, welche glauben, dass gewisse Todesfälle (wie etwa das Ertrinken von solchen, welche am Sonntag Boot gefahren sind) unmittelbar in Folge göttlicher Rache eintreten, — ein Glaube, der sich von demjenigen der Wilden einzig und allein durch eine geringe Abänderung in der Vorstellung von dem übernatürlichen Agens unterscheidet.

§. 127.

Wenn man diese Folgerungen auf solche Weise in ihrer directen Ableitung aus der primitiven Erklärung der Träume und der daraus sich entwickelnden Theorie von Gespenstern, Seelen oder Geistern betrachtet, so erscheinen sie in der That durchaus consequent.

Wenn Seelen ihre Körper verlassen und wieder in dieselben zurückkehren können, warum sollten nicht auch fremde Seelen in ihren Körper eindringen können, während sie selbst abwesend sind? Wenn wie bei der Epilepsie der Körper Thätigkeiten ausführt, welche der Eigenthümer desselben gethan zu haben leugnet, so bleibt keine andere Wahl, als ein solches Agens anzunehmen. Und wenn gewisse nicht controlirbare Bewegungen wie diejenigen eines Hysterischen nebst den bekannteren des Niessens, Gähnens und Schluchzens gegen den Willen des Betreffenden eintreten, so muss daraus geschlossen werden, dass auch hier irgend ein in den Menschen eingedrungener Geist die Thätigkeiten seines Körpers entgegen seinem eigenen Willen lenke.

Diese Hypothese erklärt auch das sonderbare Benehmen der mit Delirium und Wahnsinn Behafteten. Dass der Körper des Irrsinnigen von einem Feinde in Besitz genommen worden ist, wird namentlich auch durch die Thatsache bewiesen, dass er sogar zur Selbstbeschädigung getrieben wird. Sein wirklicher Eigenthümer würde sicherlich nie den Körper sich selbst beissen und zerfleischen lassen. Ferner kann man ja hören, wie der Dämon des Besessenen

Unterredungen hält mit anderen Dämonen, die er wohl sieht, die aber die Umstehenden nicht sehen können.

Und wenn diese auffallenden Störungen des Körpers und Geistes auf solche Weise bewirkt wurden, so liegt der Schluss nahe, dass auch Krankheiten und andere Störungen von weniger auffälliger Art in ähnlichen Ursachen begründet sind. Steckt nicht ein Dämon in dem Körper des Betreffenden, so muss doch auf jeden Fall irgend ein unsichtbarer Feind die Hand im Spiele haben, welcher diese sonderbaren Verwirrungen in demselben bewirkt.

Auch der Tod, der ja so oft nach länger dauerndem Unwohlsein oder Krankheit eintritt, muss durch dasselbe Agens verursacht sein, was die Krankheit verursachte. So oft der Tod kein sichtbares Antecedens hat, ist dies sogar die einzig mögliche Annahme, und selbst wenn ein sichtbares Antecedens vorhanden ist, so besteht immer noch die Wahrscheinlichkeit, dass irgend ein dämonisches Wesen dazwischen getreten sei. Dass gerade jener Stützpunkt nachgab, welcher einen Menschen zum tödtlichen Falle in einen Abgrund brachte, oder jene besondere Bewegung ausgeführt wurde, welche einen Speer in sein Herz trieb, war höchst wahrscheinlich durch den böswilligen Geist eines Feindes bedingt.

So stehen denn diese Erklärungen durchweg ganz mit den Thatsachen in Übereinstimmung. Ist einmal die anfängliche Idee davon gegeben, so folgt daraus die ganze Reihe von selbst.

XVIII. Capitel.

Inspiration, Wahrsagen, Beschwörung und Zauberei.

§. 128.

Wenn der Körper eines Menschen von der „verruchten Seele „des todten Feindes“ in Besitz genommen werden kann, sollte da nicht auch eine befreundete Seele in denselben eintreten können? Wenn die krankhaften Bewegungen des Epileptischen, die Raserei des mit Delirium Behafteten, die Selbstverstümmelungen eines Wahnsinnigen durch einen innewohnenden Dämon verursacht werden, muss nicht auch jene übermenschliche Kraft oder jene wunderbare Geschicklichkeit, die gelegentlich zum Vorschein kommt, von einem innewohnenden wohlwollenden Geiste herrühren? Wenn, selbst während der Betreffende bei vollem Bewusstsein ist, der Geist eines Feindes als zweiter Besitzer seines Körpers auftritt und seine Thätigkeiten ihm zum Trotze lenken kann, indem er so Hysterie, Niessen und Gähnen hervorbringt, darf dann nicht solche doppelte Besitzergreifung auch für einen vorälterlichen Geist angenommen werden, welcher mit dem eigenen zusammenwirkt, statt ihm entgegenzuarbeiten, und ihm so aussergewöhnliche Kraft oder Kenntniss oder Schlauheit verschafft?

Diese Fragen beantwortet der Wilde ganz consequent im bejahenden Sinne. Daraus ergeben sich die Ideen, auf die wir hier noch einen Blick werfen wollen.

§. 129.

Im letzten Capitel wurde als eine der Thatsachen, welche zu bemerkenswerthen Folgerungen führen, erwähnt, dass Wahnsinnige

während ihrer Anfälle von Raserei stärker sind als Menschen in ihrem normalen Zustande. Daraus folgern diejenigen, welche der Theorie von der Besessenheit huldigen, nothwendigerweise, dass jene übernatürlichen Agentien es seien, die solche übermenschliche Kräfte besitzen.

Dass Kundgebungen von aussergewöhnlicher körperlicher Kraft auf solche Weise erklärt werden, wird uns durch manche Überlieferungen aus älterer Zeit bestätigt. Minerva sucht den Diomedes zu ermuthigen und sagt zu ihm: „In Deine Seele habe ich jene „unerschrockene Gewalt der Vorfahren gesendet, wie sie der schilder-„schwenkende Held Tydeus zu besitzen gewohnt war“: — Worte, die offenbar eine gewisse Art von Inspiration voraussetzen, irgend ein Einhauchen einer Seele, welche von einem Vorfahren ausgehaucht worden war. Noch deutlicher geht dies aus manchen viel älteren sagenartigen Erzählungen der Ägypter hervor. In Professor LUSHINGTON's Übersetzung des dritten Papyrus Sallier, der von einer Eroberung berichtet, ruft Ramses II., der Eroberer, seinen „Vater Ammon“ an und erhält die Antwort: „Ramses Miamon, „ich bin mit Dir, ich Dein Vater . . . . . Ich bin Dir so viel werth „wie Hunderttausende zu Einem verbunden“. Und als Ramses von seiner eigenen Armee verlassen sich dazu anschickt, ganz allein die Armee seiner Feinde mit eigener Hand zu schlagen, so wird von diesen gesagt, sie riefen aus: „Kein sterblich Geborener ist „es, der so unter uns haust.“

Hier treten noch verschiedene bemerkenswerthe Punkte hervor. Der Geist eines Vorfahren war der in den betreffenden Menschen eingetretene Geist, welcher ihm übermenschliche Stärke verlieh. Mit der allmäligen Umbildung dieses Geistes eines Vorfahren zu einer verallgemeinerten und idealisirten Gottheit musste aber auch eine Steigerung dieser Kraft von etwas kaum das menschliche Maass Übersteigendem bis zu etwas unmessbar über menschliche Verhältnisse Hinausgehendem eintreten. Allen diesen alten Völkern, — den Ägyptern, Babyloniern, Assyrern, Juden, Griechen — war die Vorstellung gemeinsam, dass die Götter, im Übrigen ziemlich den Menschen ähnlich, doch sich durch Kräfte auszeichneten, welche diejenigen der Menschen weit überstiegen; und diese Vorstellung, die keiner Einschränkung unterworfen war, breitete sich denn ganz von selbst bis zu der Vorstellung von der Allmacht aus. Ferner erweckte jede Äusserung von körperlicher Kraft, welche das ge-

wöhnliche Maass überstieg, im Geiste der Augenzeugen naturgemäss die Vermuthung, entweder dass eine Besessenheit durch ein übernatürliches Wesen stattgefunden habe oder dass ihnen geradezu ein übernatürliches Wesen in verstellter Gestalt gegenüberstehe.

§. 130.

Ausserordentliche Geisteskräfte müssen natürlich auf gleiche Weise erklärt werden. Wenn ein sich verkörpernder Geist, mag derselbe den primitiven Charakter eines vorälterlichen Geistes oder irgend eine abgeänderte und weiter ausgebildete Eigenthümlichkeit besitzen, übermenschliche Körperkräfte zu verleihen vermag, so kann er auch übermenschliche Intelligenz und übermenschliche Leidenschaften verleihen. Die allgemeine Lehre von geistiger Inspiration ist die einfache Folgerung hieraus.

Wir freilich fühlen uns gegenwärtig dieser Lehre so ferne, dass es uns Schwierigkeiten bereitet, uns dieselbe in der Form vorzustellen, wie sie einstens buchstäblich anerkannt war. Noch lebende primitive Racen jedoch, wie die Tahitier, zeigen uns in der That noch in seiner ursprünglichen Form den Glauben, dass der Priester, wenn er inspirirt sei, „aufhöre, als willkürliches Wesen „zu handeln oder zu sprechen, sondern sich nun vollständig unter „übernatürlichem Einfluss bewege und spreche“. Und so bringen sie uns in Wirklichkeit den Glauben des Alterthums vor die Augen, dass Propheten und andere solche Menschen die Canäle für göttliche Äusserungen seien. Etwas weniger deutlich dagegen erkennen wir die Wahrheit, dass auch die Inspiration des Dichters ursprünglich derselben Quelle zugeschrieben wurde. „Singe, o Göttin, den „vernichtenden Zorn des Achilles!“ — war nicht etwa wie die Anrufung der Musen in späteren Zeiten eine blosse rhetorische Form, sondern eine thatsächliche Bitte um Besessenheit. Der homerische Glaube bestand, nach den Worten von Professor Blackie, darin, dass „alle grossen und ruhmreichen Gedanken . . . . von „einem Gotte kommen.“ Natürlich gestattet diese Art und Weise, Ideen und Gefühle zu interpretiren, eine unbegrenzte Ausdehnung und Vermannigfaltigung. Es giebt gar kein Mittel, um zu entscheiden, welcher Grad der Abweichung von dem gewöhnlichen geistigen Zustande oder den gewöhnlichen Fähigkeiten die Annahme einer übernatürlichen Ursache verbürgt, und daher wird

denn eine solche Annahme von einer übernatürlichen Ursache, bei der geringsten Vermuthung aufgestellt, schliesslich geradezu gewohnheitsmässig. In der Ilias wird von Helena erzählt, wie in ihr eine gewöhnliche Gemüthsbewegung durch Iris hervorgerufen wird: „die Göttin flösste ein sanftes Begehren in ihren Geist, so„wohl nach ihrem früheren Gatten, als nach ihrer Heimatstadt „und ihren Ältern!“ Auch erstreckt sich eine solche Erklärung nicht blos auf stärkere Regungen des Gemüths oder des Verstandes. Vom homerischen Gesichtspunkte aus sind, wie Professor Blackie nachweist, „nicht der Thäter einer üblen That, sondern vielmehr „die Götter, welche die Absicht zu einer solchen That einflössen, „die wirklichen Verbrecher“, und sogar einen ganz gewöhnlichen Irrthum im Urtheil erklärte der alte Grieche, indem er sagte: „Ein „Gott betrog mich, dass ich diese That ausführte.“

Es wäre überflüssig, hier im Einzelnen zeigen zu wollen, wie diese Theorie von jener Form ihren Ausgang nimmt, die sich uns immerhin bei manchen Wilden zeigt, z. B. bei den Congo-Negern, welche die Verzerrungen des Priesters der Inspiration des Fetischs zuschreiben; wie sie sich dann, wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, bis zu Inspirationen göttlicher und teuflischer Art differencirt und wie sie auf solche Weise beständig fortdauerte und sich weiter entwickelte. Es wird genügen, die Thatsache hervorzuheben, dass sie immer noch im geistlichen und weltlichen Verkehr fortlebt. In der That ist auch die Verschiedenheit zwischen den ältesten und neuesten Ansichten in dieser Beziehung viel geringer, als wir gewöhnlich annehmen. Wenn wir bei Brinton lesen, dass „unter den Tahkalis der Priester gewohnt ist, seine Hände auf den „Kopf des nächsten Verwandten des Verstorbenen zu legen und ihm „die Seele des Abgeschiedenen einzublasen, von der man sich denkt, „sie komme dann in seinem nächsten Kinde zum Leben,“ so erinnert uns dies lebhaft daran, wie in der heiligen Handlung zur Ordinirung der Geistlichen die Worte gebraucht werden: „Empfange den heiligen „Geist für das Amt und das Werk eines Priesters in der Kirche „Gottes, der nun durch die Auflegung unserer Hände auf dich „übertragen wird.“ Nicht allein in der Theorie von der Apostolischen Succession erkennen wir diese modificirte Form des Glaubens der Wilden an Inspiration, sondern wir finden sie auch mit einer geringen Verschiedenheit in den Ideen der allerunpriesterlichsten von unseren Secten, der Quäker: denn das vom Geiste Bewegtsein,

wie sie es auffassen, ist nichts Anderes als eine vorübergehende Besessenheit oder Inspiration. Und in ihrer weltlichen Anwendung lässt sich die primitive Auffassung sogar noch in dem qualitativen Unterschied nachweisen, der immer noch von Manchen zwischen Genie und Talent aufgestellt wird.

§. 131.

Es besteht kaum mehr als eine bloss wörtliche Verschiedenheit zwischen den Thatsachen, die wir soeben unter dem Titel Inspiration zusammengestellt haben, und denjenigen, welche man als Fälle von Wahrsagerei bezeichnet. Der Wahrsager ist einfach der inspirirte Mensch, der seine übernatürliche Fähigkeit für besondere Zwecke braucht.

Wir können abermals die Ideen der Amazulu, welche so sorgfältig ermittelt und so deutlich wiedergegeben sind, als ein typisches Beispiel der Ideen in ihrer ursprünglichen Gestalt nehmen. Zunächst ist bemerkenswerth, dass körperliches Unwohlsein, welches sodann zu geistiger Störung führt, die gewöhnliche Vorstufe bildet. Fasten ist ein wesentliches Erforderniss. Sie sagen, „der beständig „vollgestopfte Körper vermag nicht geheime Dinge zu sehen“. Überdies „pflegt ein Mensch, der ein Inyanga zu sein beginnt .... „nicht zu schlafen..... Sein Schlaf findet blos auf Augenblicke „statt“. „Er wird eine Behausung der Träume.“ Sodann ist wichtig, dass geistige Störung, die sich bis zu einem gewissen Grade steigert, als Beweis für die Inspiration genommen wird. Wo der Beweis nicht deutlich genug ist, „stellen es Einzelne in Abrede „und sagen: ‚Nein, der Mann ist blos verrückt. Es ist kein Itongo „(vorälterlicher Geist) in ihm.‘ Andere aber sagen: ‚O, es ist ein „Itongo in ihm; er ist bereits ein Inyanga‘.“ Und endlich sei hervorgehoben, dass die angenommene Besessenheit geradezu durch ihren Erfolg bewiesen wird; die Zweifler sagen — „Wir möchten „schon zugeben, dass er ein Inyanga sei, wenn Ihr Dinge verborgen „hättet, die er finden sollte, und er hätte entdeckt, was Ihr ihm „verborgen hattet.“

Die hier so deutlich ausgesprochene Vorstellung lässt sich aber in allen übrigen Fällen verfolgen, wenn auch mit geringerer, so doch immerhin mit genügender Klarheit, wobei die wesentliche Verschiedenheit immer nur in der angenommenen Natur des inne-

wohnenden übernatürlichen Agens liegt. Fasten und andere dergleichen Vorkehrungen, welche abnorme Erregung hervorrufen, bilden stets die Vorbereitungen für das Amt des Wahrsagers. Überall wird auch diese Erregung dem Geiste, dem Dämon oder der Gottheit des Besessenen zugeschrieben und die ausgestossenen Worte sind eigentlich die seinigen. So erzählt WILLIAMS von dem inspirirten Fidschianischen Priester: „Alle seine Worte und Hand„lungen werden von nun an nicht mehr für seine eigenen, sondern „für diejenigen der Gottheit gehalten, welche in ihn eingegangen „ist. . . . . Während der Priester die Antwort ertheilt, treten seine „Augen hervor und rollen wie in einem Anfalle von Raserei; seine „Stimme ist unnatürlich, sein Antlitz blass, seine Lippen triefen, „sein Athem ist unterdrückt und sein ganzes Aussehen gleicht dem „eines rasenden Wahnsinnigen.“ — Und genau denselben Einzelheiten des Glaubens begegnen wir bei den Santals. Der Santal-Priester hungert viele Tage hindurch und bringt es so zu einem Zustande halber Wildheit. Er beantwortet dann an ihn gerichtete Fragen durch das Vermögen des ihn besessen habenden Gottes. Und in dem von SHERWILL erzählten Falle war dieser Gott „früher „ein Häuptling unter ihnen gewesen“.

Die Ansichten der halbcivilisirten und civilisirten Völker bedürfen hier der Erwähnung blos deshalb, um ihre unmittelbare Verwandtschaft damit zu zeigen. Wie die Götter im Homer dargestellt werden, „unterhalten sie einen Wechselverkehr mit dem „Menschen, der einen wesentlichen Bestandtheil der gewöhnlichen „Vorkehrungen ihrer Vorsehung bildet, und dieser Wechselverkehr „besteht hauptsächlich in Offenbarungen des göttlichen Willens und ganz besonders der künftigen Ereignisse, welche dem Menschen „durch Orakelstimmen kund gegeben werden,“ u. s. w. Wenn wir „uns dieser Thatsachen erinnern, so wird begreiflich, dass in der That eine Ähnlichkeit im Wesen, wenn auch eine gewisse Verschiedenheit in der Form zwischen den Äusserungen des griechischen Orakels und denjenigen des Inyanga der Zulukaffern besteht, zu welchem der vorälterliche Geist sagt: „Du wirst nicht mit dem „Volke sprechen; es wird ihnen von uns Alles gesagt werden, um „was sie zu fragen herkommen.“ Trotz der grösseren Abweichung in unwesentlichen Dingen sind endlich dieselben wesentlichen Elemente doch auch in den vom Christenthum festgehaltenen Begriffen zurückgeblieben, von den „inspirirten Schreibern“ angefangen, deren

Worte für diejenigen eines in ihnen wohnenden heiligen Geistes gehalten wurden, bis herab zum Papste, der behauptet, seine unfehlbaren Weissagungen hätten einen gleichen Ursprung.

§. 132.

Unvermeidlich kommt es sodann zu einer ferneren Ausbildung dieser Ideen. Wenn der Geist eines Feindes in den Körper eines Menschen eingedrungen ist, kann er nicht wieder herausgetrieben werden? Sollte man ihn nicht wieder wegzuschrecken oder ihm den Aufenthalt im Körper unleidlich zu machen vermögen? Oder wenn dies nicht sonst geschehen kann, sollte es nicht wenigstens durch übernatürliche Hülfe möglich sein? Wenn manche Menschen zu ihrem Schaden durch böse Geister besessen werden können, während andere zu ihrem Vortheile von freundlichen Geistern heimgesucht werden, die ebenso mächtig oder noch mächtiger sind, ist es dann nicht möglich, mit Hülfe der guten Geister das Unheil aufzuheben, was die bösen angerichtet haben, ja sogar sie vielleicht zu bekämpfen und auszutreiben? Diese Möglichkeit ergiebt sich als ganz vernünftiger Schluss aus dem Vorhergehenden. Daher die Geisterbeschwörungen.

Mit dem Glauben, dass Störungen des Geistes und des Körpers durch innewohnende Dämonen verursacht werden, hat sich von jeher und überall der Glaube verknüpft, dass diese Dämonen wieder hinausgetrieben werden können, sei es mit oder ohne die Hülfe höher stehender Dämonen. Der Medicinmann des Wilden ist in erster Linie ein Geisterbeschwörer. Was ROWLATT uns von den Mischmis erzählt, dass in Krankheitsfällen nach einem Priester gesandt wird, damit er den bösen Geist hinwegtreibe, wird uns direct oder in etwas anderer Form in einer Unzahl von Fällen berichtet. Wo nicht eine befreundete übernatürliche Macht zur Hülfe herbeigerufen wird, ist die befolgte Methode die, den Körper des Patienten zu einer so unangenehmen Behausung zu machen, dass der Dämon nicht länger in ihr soll bleiben können. In manchen Fällen werden höchst heroische Mittel angewendet, um dies durchzuführen, wie z. B. nach MARSDEN's Bericht bei den Sumatranern, welche in Fällen von Wahnsinn den Geist dadurch zu vertreiben suchen, dass sie die wahnsinnige Person in eine Hütte sperren, welche sie in Brand setzen, und es dann dem Menschen

überlassen, dem Tode zu entrinnen, so gut er eben kann. Wahrscheinlich haben noch mancherlei andere aussergewöhnliche Maassregeln, von denen uns berichtet wird, mit Einschluss des Verschluckens von schrecklichen Dingen und der Verbreitung unerträglicher Gerüche, alle den Zweck, dem Eindringling seinen Wohnort zu verleiden. Allgemein versucht auch der Geisterbeschwörer, den unheilbringenden Insassen durch Rufe und Gesticulationen und fürchterliche Grimassen zu erschrecken. Bei den californischen Stämmen „hockt sich der Doctor dem Patienten gegenüber auf die Erde „nieder und bellt ihn ganz wie ein wüthender Kettenhund mehrere „Stunden lang an“; und ein Doctor bei den Koniagas hat einen weiblichen Assistenten, der für ihn das Heulen und Knurren verrichtet. Manchmal wird mit anderen Mitteln auch physische Kraft verbunden. Bei den Okanagans „versucht der Medicinmann den „bösen Geist aus dem kranken Menschen hinauszudrängen, indem „er beide geballte Fäuste mit aller Macht auf seine Magengrube „presst“. Als Typus solcher Maassregeln können wir diejenigen nehmen, welche HERRERA von den Indianern von Cumana beschrieb:

„Wenn die Krankheit zunahm, so sagten sie, der Kranke sei „von Geistern besessen; sie schlugen ihn am ganzen Körper, stiessen „dabei Beschwörungsworte aus, leckten einige seiner Gelenke und „sogen daran, indem sie sagten, sie zögen die Geister heraus; dann „nahmen sie einen Zweig von einem bestimmten Baume, dessen „Wirksamkeit Niemand als der Arzt kannte, kitzelten ihre eignen „Kehlen damit, bis sie sich erbrachen und Blut spieen; sie seufzten, „schrieen, quakten, stampften, schnitten tausend Gesichter, schwitzten zwei Stunden lang und brachten endlich eine Art von dickem „Schleim heraus, mit einem kleinen harten, schwarzen Knollen inmitten desselben, welchen die nächsten Angehörigen der kranken „Person ins Feld hinausführten und dabei sagten: „Packe Dich fort, „Du Teufel!“

In den Fällen aber, die wir für die weiter ausgebildeten Formen der Geisterbeschwörung halten können, wird der eine Dämon verwendet, um den anderen auszutreiben. Der Medicinmann oder Priester bekämpft den Dämon in seinem Patienten mit Hülfe eines Dämons, von dem er selbst besessen ist, oder aber er citirt eine befreundete übernatürliche Macht zu seinem Beistand herbei.

Jedermann weiss, dass die Geisterbeschwörung in dieser letzteren Form auch auf dem Boden der Civilisation sich forterhalten

hat. Die Juden pflegten in ihren früheren Zeiten irgend einen physikalischen Process anzuwenden, analog den Maassregeln, die wir bei den Wilden finden, wie z. B. die Verbreitung eines schrecklichen Gestankes durch Verbrennen des Herzens und der Leber eines Fisches: — durch solche Geisterbeschwörung, welche der Engel Raphael lehrt, wurde der Dämon Asmodeus ausgetrieben, der nach Ägypten floh, als er den Rauch „gerochen“ hatte. Später aber, wie z. B. bei den Geisterbeschwörungen von Christus, wurde der physikalische Process durch die Herbeirufung eines überlegenen übernatürlichen Agens ersetzt. In dieser Form besteht ja die Geisterbeschwörung in der römisch-katholischen Kirche noch fort, welche ihre besonders ordinirten Geisterbanner hat, und sie wurde auch tagtäglich in der Kirche von England ausgeführt bis zum Jahre 1550, indem an den Säuglingen vor ihrer Taufe mit den Worten eine Beschwörung vorgenommen wurde: — „Ich gebiete „Dir, unreiner Geist, im Namen des Vaters, des Sohnes und des „heiligen Geistes, dass Du herauskommst und von diesen Kindern „weichest“. Gelegentlich kamen Beschwörungen noch bis zum Jahre 1665, wenn nicht noch später vor: ein Geistlicher, Namens Ruddle, der vom Bischof von Exeter die Erlaubniss hatte, die Geister zu beschwören, war damals nach seinem eigenen Berichte im Stande, den Geist einer Frau mit Hülfe derjenigen Mittel zu bannen, welche für den Verkehr mit Dämonen angegeben sind, mit dem magischen Kreis, dem „Pentagramma“ u. s. w.[1] Ja noch mehr: Es ist ein kirchlich autorisirter Gebrauch gewesen, der bis in die Zeiten des Protestantismus herab fortdauerte, das bei geistlichen Handlungen verwendete Wasser zu beschwören, — eine Praxis, welche die ursprüngliche Ansicht in sich schliesst, dass unsichtbare Dämonen überall rings um uns herumschwärmen.

In diesen wie in andern Fällen vermögen wir immer noch auf das Wesen des übernatürlichen Agens zurückzugehen. Böswillige Geister, welche nun die Lebenden belästigen, weil ihre Körper einstens schlecht behandelt worden waren, unterscheiden sich nur wenig von bösen Geistern, welche die Lebenden plagen, indem sie sie besessen machen. Gerade das oben erzählte Beispiel weist deutlich darauf hin, dass das Bannen von Geistern und die Beschwörung von Dämonen nur Modificationen einer und derselben Sache sind.

---

[1] Siehe „Glimpses of the Supernatural“, Vol. I, p. 59—69.

Die Amazulu zeigen uns beide Processe in noch nicht unterschiedener Form. Von einer Frau, welche durch den Geist ihres verstorbenen Gatten verfolgt wurde, erzählt uns Canonicus CALLAWAY Folgendes:

„Wenn er sie plagt, sofern sie zu einem andern Manne ge„gangen ist, ohne wieder verheirathet zu sein, und wenn sie die „Kinder ihres Gatten zurückgelassen hat, so folgt ihr der gestor„bene Gatte und fragt sie: ‚Bei wem hast Du meine Kinder ge„‚lassen? Was hast Du hier zu thun im Sinne? Geh zurück zu „‚meinen Kindern. Wenn Du nicht folgst, so werde ich Dich „‚tödten.‘ Der Geist wird dann sogleich aus diesem Dorfe verbannt, „weil er die Frau quält.“

Natürlich erleiden diese Ideen und Maassregeln mit dem Fortschritte der Civilisation mancherlei Umwandlungen, indem man namentlich nur böse Geister, welche deutlich als Feinde bezeichnet werden, verbannt oder beschwört, während man die Gespenster, welche für weniger bösartig gelten, einfach zu beruhigen sucht, indem man ihre Forderungen erfüllt. Da aber die Bedeutung der Namen: Gespenst, Geist, Dämon, Teufel, Engel ursprünglich eine und dieselbe war, so dürfen wir mit vollem Rechte schliessen, dass, was schliesslich zum Hinaustreiben eines Teufels wurde, ursprünglich nur die Vertreibung des böswilligen Doppelwesens eines verstorbenen Menschen vorstellte.

§. 133.

Die Macht über die Geister, welche der Geisterbeschwörer erlangt haben soll, erweitert sich bald zu einer Macht auch für andere Zwecke. Ein Medicinmann, der, von befreundeten Geistern unterstützt, die Geister von Feinden austreibt, fragt sich natürlich selbst, ob er nicht solche Hülfe von Geistern auch für andere Zwecke bekommen könnte. Kann er nicht mit ihrer Hülfe sich an seinen Feinden rächen oder Ziele erreichen, die ihm sonst unzugänglich wären? Der Glaube, dass er dies kann, bildet den Ursprung für die Zauberei.

Eine primitive Form dieses Glaubens zeigt sich uns bei den Kaffern, welche sich vorstellen, „todte Körper würden von schlech„ten Leuten wieder ins Leben zurückgerufen und zu Kobolden ge„macht, welche ihnen bei ihren bösen Thaten helfen müssten“. Hier begegnen wir einer directen Identificirung des bekannten

Dämons mit dem gestorbenen Menschen. Wenn wir in ELLIS' „Polynesia" von dem Glauben der Tahiti-Insulaner lesen, dass Krankheit und Tod durch die Zauberformeln der Priester hervorgerufen werden, welche die bösen Geister veranlassen, in den Kranken einzudringen; oder wenn wir lesen, dass bei den Australiern die meisten Unglücksfälle der Macht zugeschrieben werden, welche feindliche Stämme über die Geister und Dämonen besitzen, die jede Ecke des Landes unsicher machen; so erkennen wir darin dieselbe, wenn auch weniger deutlich ausgesprochene Auffassung wieder. In der Thatsache, dass von den jüdischen Schriftstellern „ein Schwarz-„künstler als ein Mann bezeichnet wird, der fastet und zur Nacht-„zeit zwischen den Gräbern sich aufhält, damit der böse Geist „über ihn kommen möge", erblicken wir einen Hinweis auf einen verwandten Glauben bei einer alten historischen Race. Und so begreifen wir auch den Zusammenhang zwischen diesen ursprünglichen Formen der Vorstellung und den abgeleiteten Formen derselben, welche bei den höher civilisirten Völkern sich forterhalten haben.

Die Maassregeln des Zauberers, deren nächstliegender Zweck darin besteht, über eine lebende Person Gewalt zu erhalten, und die in zweiter Linie beabsichtigen (was schliesslich zum vorwaltenden Zwecke wird), die Seelen der Gestorbenen oder anderweitig gedachte übernatürliche Agentien in seine Gewalt zu bekommen, werden von einer Vorstellung geleitet, welche zuerst etwas näher zu betrachten von Vortheil sein dürfte.

Schon oben in §. 52 wurde darauf hingewiesen, dass, bevor die analytische Betrachtung einigermaassen vorgeschritten ist, das besondere Vermögen oder die eigenthümliche Eigenschaft eines Dinges für in allen seinen Theilen anwesend gehalten wird, die man dann auch erlangen zu können glaubt, indem man irgend einen seiner Theile in seine Gewalt bringe. Diese Denkweise führte nun, wie wir sahen, zu Handlungen, für die ich hier noch einige Belege geben muss. Als fernere Kundgebungen der Idee, dass man sich die Eigenschaften irgend eines Individuums zu eigen machen könne, indem man es esse, kann ich die Äusserung von STANBRIDGE anführen, dass die Australier, wenn sie einen Säugling tödten, ein vorzeitig gebornes Kind damit speisen, indem sie glauben, „dieses „letztere, wenn es so viel als nur möglich von dem gerösteten „Säugling verzehre, werde die Kraft von Zweien bekommen". Und

ich kann Zeugnisse für die noch bemerkenswerthere Thatsache hinzufügen, dass anderswo die gestorbenen Verwandten aufgezehrt werden auf Grund eines entsprechenden Glaubens. GARCILASSO erzählt von den Cucamas, dass, „sobald irgend ein Verwandter starb, „diese Leute zusammenkamen und ihn gebraten oder gesotten ver„speisten, jenachdem er mager oder fett war“. WALLACE erzählt uns, dass gewisse benachbarte Racen, die Tariánas und Tucános, welche die Asche ihrer verstorbenen Verwandten trinken, „den „Glauben hegen, dass auf solche Weise die Tugenden der Verstor„benen auf die Trinkenden übertragen würden“. Und von einer anderen verwandten Race, den Arawaks, wird uns durch WAITZ berichtet, dass es „die höchste Ehrenbezeugung war, welche sie „einem Todten erweisen konnten, wenn sie seine gepulverten Ge„beine mit Wasser gemischt tranken“. Nicht minder bedeutsam ist eine Sitte bei den walfischfangenden Koniagas. „Wenn ein „Walfischfänger stirbt, so wird der Körper in kleine Stücke zer„schnitten und unter seine Schiffsgenossen vertheilt, von denen ein „Jeder, nachdem er die Spitze seiner Lanze an seinem Stücke ge„rieben hat, dasselbe trocknet und als eine Art von Talisman auf„bewahrt. Oder der Körper wird in eine entfernte Höhle gebracht, „wo sich die Walfischfänger vor dem Aufbruch zu einer Jagdreise „sämmtlich vereinigen, den Leichnam herausnehmen, ihn zu einem „Strome bringen, daselbst untertauchen und dann von dem Wasser „trinken.“

Ausserdem herrscht der Glaube, dass die irgend einem Aggregate zukommende besondere Kraft nicht allein allen Theilen desselben innewohne, sondern sich auch auf Alles ausdehne, was mit demselben verknüpft war. Selbst seine Erscheinung wird für eine Eigenschaft gehalten, welche nicht gesondert von seinen übrigen Eigenschaften existiren kann. Daher das Missbehagen, was die Wilden oft verrathen, wenn man Bildnisse von ihnen verfertigt. Sie glauben, mit dieser lebendigen Darstellung müsse irgend ein Theil ihres Lebens von ihnen gehen. Ein Glaube wie der der Chinooks, welche, wenn man sie photographirte, „die Ansicht aus„sprachen, dass ihr Geist auf solche Weise in die Gewalt Anderer „überginge, welche denselben nun nach ihrem Belieben quälen „könnten“, oder wie derjenige der Mapuchès, welche glaubten, dass der Besitz eines Bildnisses eine verderbliche Macht über die abgebildete Person gebe, soll weiter unten in einem anderen Abschnitt

noch eingehender erörtert werden. Für den Augenblick genügt es, diesen Glauben als ferneren Beweis dafür zu nennen, auf welchen Wegen, nicht näher analysirte Vorstellungen von Dingen sich weiter verbreiten können.

Damit ist aber die Zahl solcher Möglichkeiten noch nicht erschöpft. Nicht allein mit dem Bildnisse, sondern sogar mit dem Namen verknüpft sich eine solche Association. Der unter unsern eigenen ungebildeten Classen herrschende Glaube, dass irgend eine innere Verbindung zwischen dem Worte und dem Dinge bestehe (ein Glaube, dessen sich nicht einmal die Gebildeten unter den Griechen zu entledigen vermochten), tritt uns noch viel deutlicher bei den Wilden entgegen. Aus allen Theilen der Welt bekommen wir Belege für das Bestreben, einen Namen geheim zu halten. Burton bemerkt von dem nordamericanischen Indianer im Grossen und Ganzen, dass er nur ungern seinen Namen verrathe, und was die Südamericaner betrifft, so erzählt uns Smith, dass die Mapuchès dieses selbe Widerstreben zeigen, und zwar in Folge des Glaubens, dass Kenntniss ihres Namens eine verderbliche Macht über sie verleihe. Der Beweggrund für diese Geheimhaltung wurde deutlich von jenem Chinook ausgesprochen, welcher glaubte, Kane's Wunsch, seinen Namen kennen zu lernen, entspringe aus der Absicht, denselben zu stehlen. In der That, um der Darstellung von Bancroft zu folgen: — „Für sie gewinnt der Name eine gewisse Persönlich-„keit, er ist der Schatten oder der Geist oder ein anderes Ich der „mit Fleisch und Blut begabten Person.“ Eine ähnliche Interpretation finden wir bei den Land-Dajaks, welche häufig die Namen ihrer Kinder wechseln, ganz besonders wenn dieselben kränklich sind, — „indem eben die Idee vorherrscht, dass sie, indem sie „diese Praxis befolgen, die feindseligen Geister betrügen könnten“. Und nach etwas anderer Richtung entwickelt sich dieser Glaube zu dem weit verbreiteten Widerstreben, den Namen des Todten auszusprechen. Was uns Dove von den Tasmaniern erzählt, dass sie sich fürchten, „den Namen auszusprechen, unter dem ein ge-„storbener Freund bekannt war, als ob sein Schatten dadurch „beleidigt werden könnte“, wird uns mit oder ohne das angegebene Motiv von Reisenden aus allen möglichen Gegenden wiederholt.

Bei solcher Zusammenstellung machen die Thatsachen selbst die Entstehung des Glaubens und der Handlungsweise eines Zauberers deutlich genug. Überall beginnt er damit, dass er sich einen Theil

vom Körper seines Opfers oder irgend etwas mit seinem Körper innig Verbundenes verschafft oder aber indem er sich irgend eine Nachbildung von ihm macht, und dann nimmt er mit diesem Theile oder dieser Nachbildung etwas vor, von dem er glaubt, es werde dadurch seinem Opfer angethan. Die Vorstellung, welche FITZROY den Patagoniern zuschreibt, welche glauben, dass der Besitz der Haare oder Nägel eines Menschen den Zauberer in den Stand setze, ihnen Übles zuzufügen, ist geradezu die allgemeine Auffassung. Die Neuseeländer „fürchten sich alle, ihre Nägel abzuschneiden", aus eben diesem Grunde. Canonicus CALLAWAY versichert ganz ausdrücklich von den Amazulu, dass dort „der Glaube herrsche, die Zauberer „vernichteten ihre Opfer, indem sie irgend einen Theil ihres Körpers „wie die Haare oder Nägel nähmen oder etwas Anderes, das in „unmittelbarster Nähe ihres Körpers abgenutzt wurde, wie ein „Stück von einer alten Kleidung, und indem sie dann dazu gewisse „Medicinen fügten, welche an einem geheimen Platze verbrannt „würden". Die alten peruanischen Zauberer vernichteten ihr Opfer, indem sie das demselben entnommene Blut bearbeiteten. Bei den Neu-Caledoniern wird diese verderbliche Macht über einen Menschen dadurch ausgeübt, dass die Überbleibsel seiner Mahlzeiten dazu verwendet werden. Wahrscheinlich ist die zu Grunde liegende Idee die, dass diese Überbleibsel immer noch in Verbindung mit den Theilen der Speise bleiben, die jener verzehrt hat und die dadurch ein Bestandtheil von ihm selbst geworden sind. Sie glauben, dass „die Menschen Krankheiten und Tod durch Verbrennen dessen, „was Nahak genannt wird, hervorrufen könnten. Nahak bedeutet „Auswurf, ganz besonders aber Abfälle von Speisen. Alles von „dieser Art pflegen sie zu verbrennen oder in die See zu werfen, „damit nicht die Krankheitsmacher davon Besitz ergreifen. . . . . „Der Glaube an dieses System des Nahak-Verbrennens war ebenso „lebendig innerhalb der Zunft der Priester wie ausserhalb derselben. „Wenn ein Krankheitsmacher selbst krank war, so glaubte er voll„kommen sicher zu sein, dass irgend Jemand seinen Nahak ver„brenne".

Für Zauberei, welche von dem Glauben ihren Ursprung nahm, dass eine bildliche Darstellung physisch mit dem Dargestellten zusammenhänge, lassen sich Beispiele aus Gesellschaften von allen Entwickelungsgraden angeben. KEATING erzählt uns von den Tschippewähs, ein Zauberer pflegte dort eine Krankheit dadurch überzutragen,

dass er „ein hölzernes Bild von dem Feinde seines Patienten“ macht, welches er dann ins Herz sticht und Pulver in dasselbe legt. Und die Übereinstimmung dieser Methode mit den Gebräuchen, welche in den Erzählungen von europäischen Hexereien angegeben werden, brauchen wir nicht näher darzulegen.

Wenden wir uns von dieser einfacheren Form der Zauberei zu derjenigen, in welcher übernatürliche Agentien verwendet werden, so treten uns zunächst die interessanten Fragen entgegen: Welcher Zusammenhang besteht zwischen diesen beiden Formen? Und entwickelt sich nicht die zweite aus der ersteren hervor? Wir haben guten Grund zu glauben, dass dies der Fall sei. Wenn wir uns erinnern, welch eine geringe Verschiedenheit der primitive Mensch zwischen dem Lebenden und dem Todten erkennt, so steigt in uns die Vermuthung auf, dass er auch glauben werde, beide könnten in gleicher Weise beeinflusst werden. Wenn der Besitz eines Theiles von einem lebenden Menschen Gewalt über ihn verleiht, wird nicht auch der Besitz eines Theiles von einem todten Menschen Gewalt über denselben verleihen? Es ist schon oben gezeigt worden, dass bei manchen Völkern der Glaube herrscht, der Todte bedürfe aller seiner Theile. Wir sahen in §. 88, dass die Mexicaner Sorge trugen, seine Gebeine da zu lassen, wo er sie bei der Wiederauferstehung leicht finden könnte, und dass auf Grund derselben Ansicht die Haare und Nägel eines gestorbenen Peruaners an einer bestimmten Stelle aufbewahrt wurden. Wie uns Bastian berichtet, kehrt die gleiche Sitte mit demselben ausgesprochenen Grunde bei den Binnenlandnegern in Ardrah wieder. Liegt dem nun nicht die Anschauung zu Grunde, dass Einer, der von solchen Überbleibseln Besitz ergreift, dadurch auch Macht über den todten Eigenthümer gewinne, wie er sie gewonnen haben würde, wenn der Eigenthümer noch lebte? Man versetze sich nur in diese Anschauung und die Bedeutung der Hexenkünste wird uns klar werden. Gewöhnlich wird dabei Feuer verwendet und meistens sind die verbrannten oder gekochten Dinge Bruchstücke von gestorbenen Wesen, thierischen oder menschlichen, ganz besonders aber von menschlichen. In seiner Schilderung der alten Peruaner erzählt Arriaga, dass „vermittelst eines gewissen „Pulvers, das aus den Knochen der Todten gerieben wurde, ein „Zauberer alle Menschen im Hause betäuben konnte“. In früheren Zeiten wurde es für gefährlich gehalten, „Leichname unbewacht zu „lassen, weil sie von den Hexen verstümmelt werden könnten,

„welche von denselben die trefflichsten Ingredientien nehmen würden, „um ihre Zaubermittel daraus zu brauen". Waren es ursprünglich Theile von todten Menschen, welche als solche Ingredientien verwendet wurden, so boten sich im Weiteren, da solche Theile als auffälligste Eigenthümlichkeit im Allgemeinen eine widerwärtige Beschaffenheit haben, von selbst abstossende Dinge jeder Art als solche Gegenstände dar, welche das „Höllengebräu" zu verstärken geeignet schienen. Gehen wir von der Bezwingung des todten Menschen mit Hülfe eines ihm gehörenden Theiles aus, so sehen wir leicht ein, dass mit der Differencirung von Gespenstern in Gruppen von Geistern und Dämonen nothwendigerweise eine Differencirung der Hexereien und Zauberformen einhergehen musste. Besonders wenn Thierseelen oder die Seelen von umgewandelten menschlichen Wesen beschworen werden mussten, so mochte sich die Verwendung jener wunderlichen Mischungen von „Aug' vom „Molch und Zeh' vom Frosch" u. s. w. einstellen, welche der Hexenkessel enthalten musste. [1]

---

[1] Während die obige Stelle sich im Drucke befindet, kommt mir eine schlagende Bestätigung der darin gezogenen Schlüsse zu. In einem Dankbriefe an Herrn Bancroft für den ersten Band seines Werkes „Native Races of the Pacific States" hatte ich ausgesprochen, dass ich seine mühevolle Zusammenstellung für meine eigenen Zwecke sehr hoch schätze, worauf Herr Bancroft so freundlich war, mir sogleich die Probebogen eines grossen Theils der folgenden Bände zuzuschicken. In denjenigen des dritten Bandes beschreibt ein Abschnitt auf Seite 147 die Einweihung eines Schamánen bei den Thlinkeets. Derselbe geht in die Wälder und nährt sich mehrere Wochen lang „blos von den „Wurzeln von *Panax horridum;*" er wartet daselbst, bis „der König der „Geister" (welcher ein vorälterlicher Schamán ist) ihm „eine Flussotter sendet, „in deren Zunge man die ganze Macht und das Geheimniss des Schamánismus „verborgen glaubt" . . . . . „Wenn jedoch die Geister den Schamán-Candidaten „nicht besuchen wollen und ihm auch keine Gelegenheit geben, die Otterzunge „in der oben beschriebenen Weise zu erlangen, so besucht der Neophyt das Grab „eines todten Schamánen und hält daselbst eine grauenvolle Wache eine Nacht „hindurch, indem er in seinen warmen Mund einen Finger des todten Menschen „oder eine seiner Zehen nimmt; das soll nämlich die Geister in höchst wirk„samer Weise dazu zwingen, die nothwendige Otter zu senden."

Hier mag besser als irgend anderswo am Platze sein, darauf hinzuweisen, dass wir dadurch auch eine Erklärung der Amulete bekommen. Theile von todten Menschen und todten Thieren sind, wenn sie auch nicht ausschliesslich als Zaubermittel verwendet werden, doch die gewöhnlichsten Gegenstände dieser Art. In Folge der oben beschriebenen Auffassung glaubt man, sie gäben den Besitzern eine gewisse Macht, welche dem todten Wesen zukam, oder eine Macht

Für die Vermuthung, dass irgend eine solche Verwandtschaft zwischen den Künsten des Zauberers und dieser Idee des Wilden bestehe, finden wir fernere Gründe in der überall zu treffenden Annahme einer besonderen Wirksamkeit der Namen. Die ursprüngliche Auffassung, dass ein Name eine ihm innewohnende Kraft habe, und die davon abgeleitete Ansicht, dass das Anrufen des Todten bei seinem Namen ihn beeinflusse und ihn beleidigen könne, wecken den Glauben des Zauberers an das „Berufen". Sei es in der jüdischen Legende von Samuel, dessen Gespenst fragt, warum es aus seiner Ruhe aufgestört worden sei, oder sei es in einer isländischen Sage, wo von den Geistern erzählt wird, wie sie einzeln bei ihren Namen gerufen werden und jeder auf diesen Ruf antwortet, überall finden wir Beweise dafür, dass der Besitz des

---

über dieses selbst oder Beides. Was der Zauberer als ein Mittel der Beschwörung anwendet, wird, wenn es als Talisman getragen wird, für ein Mittel gehalten, das Einen der guten Dienste des Geistes oder auch des Schutzes gegen denselben versichere. Die so vielen wilden Racen gemeinsame Sitte, die Gebeine todter Verwandten mit sich herumzutragen, hat wahrscheinlich diese Bedeutung, und wie wir sahen, liegt derselben eine solche Anschauung eingestandenermaassen bei den Koniaga-Walfischfängern zu Grunde, die als Zaubermittel Stückchen des Fleisches von einem gestorbenen Genossen aufbewahrten. Diese Auffassung ergiebt sich auch deutlich aus der von Beecham erzählten Thatsache, dass „ein Aschanti-Herrscher den Kopf seines Vorgängers mit sich „in die Schlacht führte, als Talisman"; und die Neu-Caledonier, welche „die „Nägel und Zehen der Todten als Zaubermittel bewahren", verrathen uns dieselbe Ansicht. Racen, welche häufig der Gefahr von wilden Thieren ausgesetzt sind, benutzen vielfach als Amulete die conservirbaren Theile dieser Thiere. Von den Damaras berichtet Anderson, „dass ihre Amulete gewöhnlich" die Zähne von Löwen und Hyänen, die Eingeweide von anderen Thieren u. s. w. seien; und an einer anderen Stelle beschreibt er die Namaqua-Amulete, welche „meistentheils aus den Zähnen und Klauen von Löwen, Hyänen und anderen „wilden Thieren beständen, aus Stückchen von Holz und Knochen, von getrock„netem Fleisch und Fett, von Pflanzenwurzeln u. s. w." In ähnlicher Weise schildert uns Boyle im Folgenden die Zaubermittel, welche zur Ausrüstung eines Medicinmannes bei den Dajaks gehören: — Mehrere Zähne vom Alligator und vom Honigbär, einige Stosszähne vom Eber, Stücke von Hirschhorn, Theile von gefärbten Fäden, Klauen mehrerer Thiere und allerlei Kleinigkeiten europäischen Ursprungs. Offenbar spielen die conservirbaren Theile von Thieren darunter die Hauptrolle. Anderswo wird das Motiv deutlich ausgesprochen. Bei der Aufzählung der Amulete der brasilianischen Indianer nennen Spix und Martius auch die „Augenzähne von Unzen und Affen", und sie fügen hinzu, der Indianer hege den Glauben, dass diese Amulete neben anderen wohlthätigen Folgen „ihn auch gegen die Angriffe von wilden Thieren schützen werden."

Namens für eine Handhabe gilt, welche über den Todten einen gewissen Einfluss zu geben vermag, ähnlich demjenigen, welchen er über den Lebenden ausüben soll. Die durch Kenntniss des Namens erlangte Macht spricht sich nicht minder auch in den Geschichten aus, wie wir sie aus dem „Sesam, thu' dich auf!" der arabischen Nächte kennen, und die häufig behauptete Wirkung des Anrufens beim Namen erkennen wir in der noch gangbaren, wenn auch jetzt nur noch in scherzhaftem Sinne gebrauchten Redeweise: „Wenn man vom Teufel spricht, so kommt er."

Lassen wir jedoch solche Erläuterungen der Einzelheiten bei Seite, so bleibt die allgemeine Erklärung hinlänglich selbstverständlich. Die ursprüngliche Geister-Theorie, welche nur eine geringe Verschiedenheit zwischen dem Todten und Lebenden anerkennt, begünstigt die Auffassung, dass auf den Todten durch dieselben Künste eingewirkt werden könne, welche auf den Lebenden einwirken, und daraus ergiebt sich jene Art von Magie, welche in ihrer frühesten Form nichts Anderes ist als ein Anrufen des Todten, um von ihm Belehrung zu erhalten; wie ja z. B. die Hexe von Endor den Geist Samuels citirt; während sie in ihrer späteren Form ein Citiren von Dämonen zur Mithülfe bei unheilvollen Handlungen geworden ist.

§. 134.

Geisterbeschwörung und Zauberei gehen unmerklich in Wunderthaten über. Die zwischen ihnen bestehende Verschiedenheit bezieht sich eigentlich weniger auf das Wesen der zu Stande gebrachten Wirkung als auf die Eigenthümlichkeiten der dieselbe hervorbringenden Agentien. Wenn die wunderbaren Resultate einem übernatürlichen Wesen zugeschrieben werden, das in feindseligem Sinne dem Beobachtenden gegenübersteht, so ist die Kunst Zauberei; werden sie aber einem freundlich gesinnten übernatürlichen Wesen zugeschrieben, so pflegt man die wunderbaren Resultate als Wunder hinzustellen.

Dass dieses die zwischen den beiden bestehende Relation ist, zeigt sich schon in dem Streite zwischen den hebräischen Priestern und den Magiern von Ägypten. Von Pharao's Standpunkt aus war Aaron ein Zauberer, der mit Hülfe eines ihm selbst feindlich gegenüberstehenden Geistes arbeitete, während seine eigenen Priester mit der Hülfe seiner ihn begünstigenden Götter ihre Werke voll-

brachten. Im Gegensatz dazu waren vom Standpunkt der Israeliten aus die Wunderthaten ihrer eigenen Anführer göttlicher Natur, diejenigen ihrer Gegner aber Teufelswerk. Völlige Übereinstimmung zwischen beiden aber herrschte hinsichtlich des Glaubens, dass dabei übernatürliche Agentien in Anwendung kämen und dass das mächtigere übernatürliche Agens den Sieg davon tragen werde.

Für die Erzählungen von Wunderthaten einer anderen Art aus der alten Zeit finden wir Parallelen, hinsichtlich ihrer Bedeutung wenigstens, in sogenannten Wundern, die heute noch alltäglich in Südafrica verübt werden. Die Betschuanen halten die zu ihnen kommenden Missionäre für eine andere Art von Regenmachern, und bei den Yoruba-Negern „pflegt ein alter Farmer, wenn er eine „Wolke sieht, einen Missionar zu bitten: ‚Lassen Sie für uns „regnen‘“! Da nun der Regen in diesen trockenen Gebieten mit segensreichen Dingen überhaupt synonym ist, so begegnen wir auch Kämpfen zwischen verschiedenen Regendoctoren oder „Himmels-„hirten“, gleich denjenigen zwischen Elias und den Priestern des Baal. Ganz ähnliche Kunststückchen und ebenso entsprechende Strafen für die Unterliegenden treten uns hier entgegen. Zu einer Zeit, wo „der Himmel heiss und trocken war, sagte ein Regen-„doctor, Umkquekana: ‚Lasst das Volk zu einer solchen Zeit nach „dem Himmel emporsehen, es wird regnen.‘ . . . . Und wenn es „regnete, so sagte das Volk: ‚In der That, er ist wirklich ein „Doctor.‘ . . . . Im folgenden Jahre war der Himmel unbarmherzig „und es regnete nicht. Das Volk verfolgte jenen deshalb aufs „äusserste. . . . Es wird sogar behauptet, sie hätten ihn vergiftet“. Gewöhnlich finden wir auch anderwärts diese selbe Vorstellung von den Wetterdoctoren, wie in den Worten des Canonicus Callaway: — „ein Priester, welchem die Macht der obersten Vermittlung an-„vertraut ist“; und zumeist finden wir sowohl diese vermittelnde Gewalt als die Macht des übernatürlichen Agens, auf welches er Einfluss ausübt, durch das Resultat bestätigt. So erzählt uns der alte Reisende Hans Stade in dem Berichte von seiner Gefangenschaft unter den brasilianischen Indianern, unter der Überschrift: „Gott that ein Wunder durch mich,“ wie er auf das Ansuchen zweier Wilden durch sein Gebet einen herannahenden Sturm aufgehalten habe, welcher drohte, sie im Fischen zu hindern, und dass „darauf der wilde Parwaa gesagt habe: ‚Nun sehe ich, dass Du „mit Deinem Gotte gesprochen hast.‘“ — Der Heide und der Christ

begegnen sich somit in vollkommener Übereinstimmung wenigstens hinsichtlich ihrer Erklärung der Sache.

Die einzige bedeutendere Verschiedenheit liegt also eigentlich nur in der Ausdehnung und dem Grade, wie weit das übernatürliche Agens, welches die wunderbare Wirkung auf Anregung des Medicinmannes, des Regenmachers, des Propheten oder Priesters hervorbringt, hinsichtlich der ihm zugeschriebenen Natur von dem ursprünglichen vorälterlichen Geist abgewichen ist.

§. 135.

Damit haben wir uns bereits einer andern Gruppe von Erscheinungen genähert, welche sich gleichzeitig mit den in diesem und dem vorhergehenden Capitel beschriebenen Formen entwickelt hat.

Der ursprüngliche Glaube besagt, dass die Geister der Todten in die Körper der Lebenden eintreten und daselbst krampfhafte Thätigkeiten, Wahnsinn, Krankheit und Tod hervorrufen; und je weiter sich dieser Glaube entwickelt, desto mehr gehen diese ursprünglichen übernatürlichen Agentien, welchen eben die Ursache solcher Übel zugeschrieben wird, in übernatürliche Agentien von mannigfaltiger Art und Macht auseinander. Im Obigen haben wir bereits gewisse Folgerungen aus dieser Theorie der Besessenheit betrachtet. Mit dem Glauben an eine bösartige Besessenheit verbindet sich ein Glaube an wohlthätige Besessenheit, um welche sogar gebetet wird, unter den Formen übernatürlicher Kraft, Inspiration oder Kenntniss. Ferner entwickelt sich aus der Ansicht, dass bösartige Dämonen, wenn sie in den Körper eintreten können, auch ausgetrieben werden können, die Geisterbeschwörung. Und dann im weiteren Verfolg der Idee, dass Dämonen ausgetrieben werden könnten, drängt sich die Idee auf, dass man sie auch anderweitig unter seine Herrschaft bringen, — dass man sie zu Hülfe rufen könne, woraus dann Zauberei und Wunderthaten entspringen.

Wenn aber Geister der Todten oder abgeleitete übernatürliche Agentien von anderer Art in solcher Weise dem Menschen Übles zufügen können, sofern sie in Feindschaft mit ihm stehen, oder, wenn sie ihm freundlich gesinnt sind, ihm Hülfe und Schutz gewähren, ist es dann nicht weise, sich so gegen sie zu verhalten, dass man ihrer Zuneigung sicher sein kann? Mancherlei Verhaltungs-

weisen ergeben sich hieraus. Da man sich die Seelen oder Geister ursprünglich so denkt, als ob sie dem lebenden Menschen hinsichtlich ihrer Wahrnehmungen und ihres Verstandes ähnlich wären, kann man ihnen also entwischen und sie betrügen. Oder, wie schon in den oben beschriebenen Proceduren zur Anschauung kam, man kann sie in feindlichem Sinne behandeln, sie hinwegtreiben und besiegen. Oder endlich man kann im Gegentheil versuchen, sie zu beruhigen, wenn sie zornig, und ihnen zu gefallen, wenn sie freundlich sind.

Dieses letztere Verfahren, welches den religiösen Gebräuchen im Allgemeinen den Ursprung giebt, haben wir nun zu betrachten. Wir werden finden, dass das gesammte Aggregat von Ideen und Handlungen, welches einen Cultus zusammensetzt, dieselbe letzte Wurzel hat wie das Aggregat von Ideen und Handlungen, das bereits oben beschrieben wurde, und dass sich jenes nur ganz allmälig von diesem entfernt.

XIX. Capitel.

Geheiligte Plätze, Tempel und Altäre; Opfer, Fasten und Sühne; Lobpreisung, Gebet u. s. w.

§. 136.

Auf Grabsteinen beginnen die Inschriften häufig mit den Worten: „Geheiligt dem Andenken von . . . .“ Die hiedurch dem Grabe zugeschriebene Heiligkeit erstreckt sich dann aber auf Alles, was in näherem Zusammenhang mit dem Todten steht oder gestanden hat. Das Schlafzimmer, welches seinen Leichnam enthält, wird möglichst geräuschlos betreten; Worte werden leise flüsternd geäussert, und durch das ganze unterwürfige Benehmen giebt sich ein Gefühl kund, welches, wie sehr es auch in anderen Hinsichten verschiedenartig sein mag, doch stets das Gefühl der Scheu in sich schliesst.

Diese in uns durch den Tod, durch die Stätte der Todten und durch die unmittelbare Umgebung der Todten wachgerufenen Gefühle mögen ja ohne Zweifel zum Theil sehr von denjenigen des primitiven Menschen verschieden sein, stimmen aber doch im Wesentlichen mit diesen überein. Wenn wir vom Wilden im Allgemeinen, wie z. B. von den Dakotahs lesen, dass sie „in grösster Scheu vor „den Geistern der Todten leben“, und dass viele Stämme glauben, die Geister der Menschen hielten sich an den Stätten der Todten auf und in Folge dessen, wie die Hottentotten, „die Hütte ruhig „stehen lassen, in welcher Einer von ihnen gestorben ist“, und den ganzen Inhalt unberührt lassen, so zeigt sich uns deutlich genug, dass Furcht ein wesentlicher Bestandtheil des Gefühls ist. Das Zurückschrecken vor dem Zimmer eines Todten, was wir selbst

unter uns beobachten können, gleich der Scheu vor dem Betreten eines Kirchhofs bei Nacht, entspringt theilweise aus einer unbestimmten Furcht. Den uncivilisirten wie den civilisirten Völkern gemeinsam, prägt dieses Gefühl all den Ideen, welche die Todten sonst wachrufen, seinen Stempel auf.

Dem sei übrigens, wie ihm wolle, so haben wir doch reichliche Beweise dafür, dass die Stätte, wo die Todten sind, in den Wilden eine der Furcht ähnliche Gemüthsbewegung hervorruft, dass man sich derselben nur mit Scheu nähert und dass sie den Charakter der Geheiligtheit annimmt. MARINER erzählt uns, dass auf den Tonga-Inseln die Kirchhöfe, welche die grossen Häuptlinge bergen, für heilig gehalten werden. Wir erfahren von ANGAS, dass, wenn ein Neuseeländischer Häuptling in einem Dorfe begraben ist, das ganze Dorf sofort „tapu“ wird: Keinem ist es bei Strafe des Todes gestattet, sich demselben zu nähern. Die Tahitier pflegen nach COOK's Bericht niemals das Haus eines Genossen, der gestorben ist, wieder herzustellen oder darin zu leben: dieses und Alles, was ihm gehörte, ist tapu. Speise für den Abgeschiedenen wird von den Neuseeländern in „geheiligten Calabassen“ zurückgelassen; in Aniteum, wo sie „die Geister ihrer Vorfahren verehren“, sind die Grotten, in welchen sie Speiseopfer für dieselben zurücklassen, „geheiligte Grotten“; und bei den Aschantis „gilt die Stadt von „Bantama für geheiligt, weil sie das Fetischhaus enthält, welches „das Mausoleum der Könige von Aschanti ist.“

Hauptsächlich erwähnenswerth ist hier die Thatsache, dass diese durch die Todten hervorgerufene Scheu zu einem Gefühl sich ausbildet gleich demjenigen, welches die für religiöse Zwecke dienenden Stellen und Dinge erregen. Ihre innere Verwandtschaft drängt sich unserer Aufmerksamkeit noch mehr auf, wenn wir in der Darstellung, welche COOK von den Sandwich-Insulanern giebt, unter Anderem lesen, dass das Morai ihr Pantheon sowohl als ihr Begräbnissplatz zu sein scheine, und aus einer anderen entsprechenden Schilderung erfahren, dass die Morais oder Begräbnissplätze der Tahitier ebenfalls Stätten der Verehrung seien. Allein am allerdeutlichsten können wir diese innere Beziehung erkennen, wenn wir auf den ersten Ursprung von Tempeln und Altären zurückgehen.

§. 137.

Von den höhlenbewohnenden Veddahs erzählt uns BAILEY, dass bis in die neueste Zeit der todte Mensch da liegen gelassen wurde, wo er eben starb. Die Überlebenden suchten sich eine andere Höhle auf und überliessen diejenige, in welcher der Todesfall vorgekommen war, dem Geiste des Verstorbenen. SCHWEINFURTH berichtet von einem Fall, der bereits im Zusammenhang mit einem anderen Glauben erwähnt wurde, dass die Bongo-Leute nicht dazu gebracht werden konnten, in eine gewisse Höhle einzutreten, von der sie sagten, sie sei von den Geistern von Flüchtlingen bewohnt, welche in derselben gestorben waren. Und in einem anderen Falle erzählt uns LIVINGSTONE, dass „Niemand den Lohaheng oder die Höhle zu „betreten wagte, denn es herrschte allgemein der Glaube, dass sie „die Wohnstätte der Gottheit sei". Erinnern wir uns dabei, dass die primitiven Menschen zur selben Zeit in Höhlen lebten, wo sie auch ihre Todten in denselben zu begraben pflegten, und fügen wir noch dazu die Thatsache, dass, als sie bereits aufhörten, diese Höhlen als ihre Wohnstätten zu benutzen, sie doch noch fortfuhren, sie als Begräbnissstätten zu verwenden; und denken wir ferner an die allgemeine Sitte, wiederholt Opfergaben nach den Stellen zu bringen, wo die Gestorbenen liegen, so erkennen wir leicht, auf welche Weise die geheiligte Höhle oder der Höhlentempel entsteht.

Dass die Höhlentempel von Ägypten auf solche Weise entstanden, ist ziemlich klar ersichtlich. In verschiedenen Theilen der Welt findet man natürliche Höhlen mit rohen Fresken geschmückt, die an ihren Wänden gemalt sind, und in ähnlicher Weise hatten jene künstlichen Höhlen, in denen viele ägyptische Könige begraben wurden, lange Gänge und Todtenkammern, die mit Gemälden bedeckt wurden. Wenn wir nun annehmen, dass auch den aufbewahrten Körpern dieser Könige ebenso wie denjenigen der Ägypter im Allgemeinen Opfer dargebracht wurden, so müssen wir von selbst den Schluss ziehen, dass die geheiligte Grabhöhle dadurch zu einem Höhlentempel geworden ist. Und erfahren wir dabei, dass anderswo in Ägypten Höhlentempel von einer höher entwickelten Art gefunden werden, welche nicht zum Begräbniss dienten, so dürfen wir sicherlich diese letzteren als abgeleitete Bildungen ansehen; denn man kann doch nicht wohl annehmen, dass die Menschen angefangen hätten, die Stätten ihrer Gottesverehrung aus dem festen Gestein

herauszuhauen, ohne dass sie die vorhergehende Sitte besessen hätten, welche sie dazu führte.

Für eine andere Classe von Tempeln finden wir einen anderen Ursprung, der durch eine etwas andere Begräbnissweise veranlasst wurde. Schon früher wurde der weitverbreiteten Sitte Erwähnung gethan, einen gestorbenen Menschen in seinem eigenen Hause zu begraben. Die Arawaks legen, wie uns SCHOMBURGK erzählt, den Leichnam in ein „kleines Corial (Boot) und begraben dasselbe in „der Hütte". HUMBOLDT berichtet uns, dass bei den Stämmen von Guiana „eine Grube innerhalb der Hütte ausgegraben und der Kör-„per in dieselbe gelegt wird", und unter den Creek-Indianern wird die Behausung eines todten Kriegers auch seine Begräbnissstätte. Ähnliches finden wir in Africa. Bei den Fantees „wird die ge-„storbene Person in ihrem eigenen Hause begraben"; die Daho-meaner begraben „im eigenen Hause des Abgeschiedenen oder in „der Wohnstätte gewisser Vorfahren"; und ähnliche Hausgräber finden wir bei den Fulahs, den Bagos und den Völkern an der Goldküste. — Ob nun das hiezu verwendete Haus geeignet ist, zum Tempel zu werden, hängt davon ab, ob es verlassen wird oder nicht. In den Fällen, wie sie oben in §. 117 citirt wurden, wo die Überlebenden fortfahren, das Haus selbst nach einer oder mehreren Bestattungen zu bewohnen, wird dadurch natürlich die Erlangung eines geheiligten Charakters verhindert. Wenn LANDA uns von den Central-Americanern von Yucatan erzählt, dass sie „ganz regel-„mässig das Haus verliessen und nach dem Begräbniss unbewohnt „liessen, sofern wenigstens nicht sehr viele Leute in demselben wohn-„ten, welche die Furcht vor dem Tode durch ihre gegenseitige Gesell-„schaft zu überwinden vermöchten", so zeigt uns dies deutlich den Ursprung des Gefühls sowohl, als auch was die Folge desselben ist, wo es nicht zurückgedrängt wird. Wenn wir also von den Cariben lesen, dass „der Leichnam in der Mitte seiner eigenen „Wohnung begraben wurde (wenn er Herr des Hauses war) und „dann die Verwandten das Haus insgesammt verliessen und für sich „ein anderes an einer entfernteren Stelle errichteten"; wenn wir von den brasilianischen Indianern lesen, dass ein Todter „in seiner „Hütte begraben wird, welche dann, wenn er ein Erwachsener war, „die Überlebenden verlassen und statt ihrer eine andere bauen"; wenn wir lesen, dass „die alten Peruaner häufig ihre Todten in „ihren Behausungen begruben und dann sich entfernten". — so

wird deutlich genug die zu Grunde liegende Anschauung ersichtlich, dass das verlassene Haus, welches also dem Geiste des Verstorbenen überlassen bleibt, zu einer mit Scheu betrachteten Stätte wird. Da überdies wiederholte Spenden von Speisen meistens dorthin gebracht werden und da mit solchen Darbringungen sich häufig andere Sühnungsacte verbinden, so nimmt dann das ursprüngliche Wohnhaus, das zu einem Begräbnisshaus geworden ist, allmälig die Attribute eines Tempels an.

Wo solche Hausbestattungen nicht ausgeführt werden, da stellt das schützende Gebäude, welches über dem Grabe oder über dem den Leichnam tragenden Gerüst errichtet wird, den Keim eines geheiligten Hauses dar. Earl erzählt uns, dass bei den Neu-Guinea-Völkern „ein Dach von Atass über dem Begräbnissplatz errichtet „werde“. Als Cook zu den Tahitiern kam, pflegten dieselben, wie er uns erzählt, die Körper ihrer Todten auf eine Art von Bahre zu legen, welche von Stäben gestützt und unter ein Dach gestellt war, und die Verwendung eines solchen schützenden Daches erhielt sich bis zu der Zeit, als Ellis dieselben beschrieb. Ähnliches finden wir in Sumatra, wo „ein Schutzdach über das Grab gebaut“ wird; Ähnliches auch auf den Tonga-Inseln, wo die Begräbnissstätte nicht blos das Grab und den Hügel, in welchen der Leichnam versenkt wurde, sondern zugleich auch eine Art von Schutzdach über demselben in sich begreift. Natürlich kann nun dieses Schutzdach in verschiedener Weise vergrössert oder vervollkommnet werden. Brooke erzählt uns, dass die Dajaks an manchen Stellen Monumente für die Todten bauen ähnlich den gewöhnlichen Häusern, 18 Fuss hoch, mit zierlichem Schnitzwerk geschmückt und inwendig hohl, um die Besitzthümer des Todten aufzunehmen: sein Schwert, seinen Schild, sein Ruder u. s. w. Wenn wir also in der „United States Exploring Expedition“ lesen, dass die Fidschi-Insulaner die Leichname ihrer Häuptlinge und anderer Personen von Rang in kleine Mbures oder Tempel stellen, so werden wir nicht irre gehen mit der Vermuthung, dass diese sogenannten Tempel einfach etwas weiter entwickelte schützende Gebäude darstellen. Die Ceremonien, welche in diesen zur Aufnahme der Todten bestimmten Gebäuden beobachtet werden, geben uns fernere Beweise für ihr eigentliches Wesen. Ellis, der uns die Feierlichkeiten beim Begräbniss eines Tahitischen Häuptlings beschreibt, erwähnt unter Anderem, dass sein Leichnam unter ein Schutzdach gebracht, mit Kleidern ange-

than „und in sitzender Lage aufgestellt wurde; ein kleiner Altar „wurde vor ihm errichtet und Opfer von Früchten, Speisen und „Blumen wurden alltäglich durch seine Verwandten oder den zur „Bewachung seines Körpers ausersehenen Priester dargebracht". Hier ist das Schutzgebäude geradezu zur Stätte der Verehrung geworden.

Noch deutlicher zeigt sich uns, dass das über dem todten Körper errichtete Gebäude sich zu einem Tempel entwickelt, durch die Gebräuche der Peruaner. Acosta erzählt, dass „die Schätze, „der Grundbesitz und die Einkünfte eines jeden Ynca-Königs auch „nach seinem Tode sein Eigenthum blieben, um die Capelle zu er-„halten, wo sein Leichnam beigesetzt war, nebst der grossen Zahl „von Dienern und seiner ganzen Familie, welche sich seiner Ver-„ehrung widmeten."

Allein nicht nur bei diesen niedrig stehenden Racen sind wir im Stande, eine derartige Entstehung des Tempels aus dem speciell für den Todten bestimmten Hause nachzuweisen. Dasselbe, was die alten spanischen Reisenden uns von den Peruanern erzählen, berichten uns alte griechische Reisende von den Ägyptern. Cieza drückt sein Erstaunen darüber aus, „zu sehen, wie wenig die Collas „sich bemühten, grosse und bequeme Wohnungen für die Lebenden „zu haben, während sie den Gräbern, wo die Todten begraben wurden, „so ausserordentlich viel Mühe widmeten;" und in ganz ähnlicher Weise sucht Diodorus den Grund für die Unscheinbarkeit der ägyptischen Wohnungen im Gegensatz zum Glanze ihrer Gräber anzugeben, indem er sagt: „Sie nennen die Häuser der Lebenden „blos Herbergen, weil sie in denselben nur eine kurze Zeit sich „aufhalten; die Gräber der Todten aber nennen sie ihre ewige Be-„hausung." Da aber diese ägyptischen Gräber, in ihrer ganzen Bauart den Häusern ähnlich, wenn auch in ihrer Beschaffenheit denselben weit überlegen, die Stätten waren, wo den Todten Opfer dargebracht wurden, so waren sie also in Wirklichkeit Tempel. Nicht selten vereinigten auch diese Begräbnissgebäude im Orient den Charakter des Höhlentempels und des Wohnhaustempels. Wie in einzelnen Theilen von Ägypten, wie in Petra und wie in Cyrene, so wurden auch in Etrurien die Gräber längs eines Felsens angebracht, „gleich Häusern in einer Strasse", und „jedes derselben „war eine Nachahmung eines Wohnzimmers". So ist auch das Grab des Darius, welches in den Felsen gehauen wurde, „eine

„genaue Wiederholung seines Palastes“ in demselben Maassstabe. Indem ich diese Variation nur im Vorbeigehen noch anführe, will ich mit der Bemerkung von Herrn Fergusson abschliessen, der in seiner Beschreibung der chaldäischen Tempel auf die Ähnlichkeit des Grabes von Cyrus mit einem Tempel hinweist und sagt: „Das „berühmteste Beispiel dieser Form wird ebenso oft [von den alten „Schriftstellern] das Grab wie der Tempel des Belus genannt, und „bei einem turanischen Volke kann man das Grab und den Tempel „geradezu als ein und dasselbe Ding betrachten.“

In späteren Zeiten hat sich vielfach die Neigung geäussert, die Tempel ganz de novo auf diese Weise entstehen zu lassen. In den Oasen der Sahara werden Capellen über den Überresten von Marabuts oder mohammedanischen Heiligen erbaut, und nach diesen Capellen machen die Frommen ihre Wallfahrten und bringen daselbst Opfer dar. Offenbar ist auch die Capelle, welche das Grab eines Heiligen innerhalb einer römisch-katholischen Kirche bedeckt, eigentlich ein kleiner Tempel innerhalb eines grossen. Und jedes besondere Mausoleum, welches die Gebeine eines hervorragenden Mannes enthält, wird mit Gefühlen besucht, welche den religiösen Gefühlen nächst verwandt sind, und bildet damit schon den Anfang für eine Stätte der Verehrung.

§. 138.

Wenn wir nun von dieser Untersuchung des Ursprungs der heiligen Kammer, mag sie Höhle oder verlassenes Haus oder besonderes Bestattungshaus oder Tempel sein, dazu übergehen, den Ursprung des heiligen Baues innerhalb desselben, nämlich des Altars, zu verfolgen, so stossen wir zunächst auf ein Gebilde, was gewissermaassen die Mitte zwischen beiden hält. In Indien finden wir hoch entwickelte heilige Bauten, welche die Attribute beider vereinigen.

Indem der Grabhaufen zum Hügel anwächst, welcher mit der Würde des Todten an Grösse zunimmt, entwickelt er sich auch von einer einfachen Erdanhäufung zu einer Erhöhung, die theilweise aus Stein und theilweise aus Erde errichtet wird, und schliesslich zu einem steinernen Gebäude, immer noch solid wie ein Hügel und immer noch etwas hügelförmig, aber schon in architektonischer Beziehung sehr fein ausgearbeitet. Statt eines heiligen

Gebäudes, das sich aus der Begräbnisskammer hervorgebildet hat, finden wir nämlich in dem indischen „Tope“ ein geheiligtes Gebäude, das sich aus dem Grabeshügel selbst entwickelte. „Der „Tope ist der unmittelbare Abkömmling des Grabhügels,“ sagt Herr FERGUSSON; oder wie es Herr CUNNINGHAM in seinem ausgezeichneten Werke beschrieben: „Es ist ein regelmässig gebauter Cairn,“ wie schon sein Name besagt. Von diesen indischen Topes enthalten manche Reliquien von Sakyá-muni; andere enthalten Reliquien von seinen angesehensten Schülern, von Priestern und Heiligen: — hier nur Reliquien, weil, was Sakyá-muni betrifft, die verschiedenen Theile seiner Überreste nach vielen Orten hinweggeführt wurden und weil in den übrigen Fällen, nachdem die Verbrennung der Todten durch die indischen Buddhisten einmal angenommen worden war, „das Grab nicht mehr zur Aufnahme eines „Leichnams, sondern blos seiner Überreste diente“.

So weit es also überhaupt dieser Wechsel der Gebräuche gestattet, ist auch der Tope noch ein Grab, und die an den Topes dargebrachten Gebete, die um dieselben herum ausgeführten Processionen und die an sie gerichteten Anbetungen (von denen uns die auf ihren Aussenflächen angebrachten Sculpturen selbst Kunde geben) beweisen, dass sie einfache solide Tempel an Stelle von Höhlentempeln sind. Ihre nahe Verwandtschaft ergiebt sich ferner aus der bedeutsamen Thatsache, dass der Name „Chaitya“, welcher einzelnen von denselben beigelegt worden ist, im Sanskrit „sowohl „einen Altar oder einen Tempel als auch irgend ein an der Stelle „eines Begräbniss-Scheiterhaufens errichtetes Monument bezeichnet“.

Kehren wir von dieser eigenthümlichen Ausbildung des Grabhügels zu seiner ursprünglichen Form zurück, so haben wir uns zunächst der Thatsache zu erinnern (§. 85), dass unter den Wilden, welche ihre Todten zu begraben und denselben Nahrungsvorräthe darzubringen pflegen, der Grabhügel schon dadurch zu der Stelle gemacht wird, auf welcher die Opfer abgelegt werden. Hier aus Erde oder Rasen, dort theilweise aus Stein, anderwärts ganz und gar aus Steinen aufgeführt, hat er für den Todten dieselbe Beziehung zu den Darbringungen, welche für eine Gottheit der Altar zu den ihr dargebrachten Opfern hat.

Wo die Leichname auf Plattformen niedergelegt werden, welche ebenfalls die für den Todten bestimmten Erfrischungen tragen, da werden diese Plattformen in Wirklichkeit zu Altären; und wir

haben Beweise, dass in manchen Fällen die bei der Verehrung der Gottheiten gebräuchlichen Altäre von solchen Gebilden sich ableiten. Cook erzählt uns, dass auf Tahiti die Altäre, auf welchen die Eingebornen ihre Opfer für die Götter niederlegen, ähnlich sind den Bahren, auf welchen sie ihre Todten aufstellen: beides sind kleine Gerüste, die auf hölzernen Pfeilern von fünf bis sieben Fuss Höhe errichtet sind. Und auf den Sandwich-Inseln wurde ein ähnliches Gebäude verwendet, um die Vorräthe zu tragen, welche die Leute zum Grabe eines von Cook's Matrosen brachten. Anderswo wieder spielt weder der einfache Grabhügel noch das errichtete Gerüste unmittelbar die Rolle einer Stätte für die Opfer. Ximenez erzählt uns von den Central-Americanern, dass, „nachdem die „Sclaven neben ihren Herren ins Grab gelegt worden waren, bis „gar kein Raum mehr übrig war, sie dasselbe mit Erde ausfüllten „und dem ebenen Boden gleich machten. Nachher errichteten sie „einen Altar über dem Grabe, eine Elle hoch, von Kalk und Stein, „auf welchem in der Regel sehr viel Weihrauch verbrannt und die „Opfer dargebracht wurden." Und endlich wird bei anderen Völkern, welche den Grabhügel vergrössern, jenes Gebilde, das zur Aufnahme der Speisen und Getränke bestimmt ist, an seiner Seite errichtet, wie wir es z. B. vor dem kolossalen Grabhügel eines chinesischen Kaisers stehen sehen.

Bei den alten orientalischen Völkern hatte der Altar einen ähnlichen Ursprung. Eine der Cermonien bei einem ägyptischen Feste war die, dass „das Grab des Osiris mit Blumen bekränzt wurde", und in gleicher Weise pflegten sie Guirlanden auf die Sarkophage der Todten zu legen. Ferner wissen wir von Wilkinson, dass die Ägypter Altäre hatten „ausserhalb der Thore der Katakomben von Theben." Auf diesen Altären „sind in Basrelief die verschiedenen Opfer dar„gestellt, welche sie trugen, und es sind dies dieselben, wie sie „auch auf den Malereien in den Gräbern dargestellt sind"; — ein Beispiel, das uns deutlich zeigt, wie der Altar auch da, wo er sich zu einer Art von Tisch für die angesichts der Todten niedergelegten Opfer entwickelte, doch noch die Spuren an sich trug, dass er ursprünglich zur Aufnahme des Todten selbst gedient hat. Noch ein Beispiel ähnlicher Art. Soweit wir die Hebräer aus ihren ältesten Überlieferungen kennen lernen können, zeigen sie uns blos etwas modificirte Formen ihrer ursprünglichsten Gebräuche; allein obwohl mit ihrem Fortschritt über den ihrem Hirtenvolksstadium

vorausgehenden Zustand hinaus wahrscheinlich auch einige Abweichungen von ihren ursprünglichen Gebräuchen bei'm Begräbniss und Opfer verbunden waren, so deuten doch die Äusserungen über ihre Altäre auf den hier angenommenen Ursprung hin. Sie bestanden entweder aus Rasen und waren also auch insofern einem Grabhügel ähnlich, oder sie waren aus unbehauenen Steinen aufgeführt und auch darin ähnlich einem Grabhügel. Behalten wir im Sinne, dass, wie es ja auch der Gebrauch des Feuersteinmessers für die Beschneidung beweist, religiöse Gebräuche gerade diejenigen sind, welche sich am allerlängsten unverändert forterhalten, so dürfen wir wohl die Vermuthung aussprechen, die Ursache der Beschränkung auf unbehauenen Stein habe darin gelegen, dass ihr Gebrauch von jener Zeit her sich fortvererbt hat, wo sie das primitive Grabdenkmal bildeten. Es ist richtig, dass die ältesten hebräischen Sagen auf Höhlenbegräbnisse hinweisen und dass später Bestattungen in künstlichen Höhlen oder Gräbern stattfanden. Allein Hirtenvölker, die über weite Ebenen dahin wanderten, konnten unmöglich stets in solcher Weise begraben. Die gewöhnliche Art war höchst wahrscheinlich diejenige, wie sie heute noch manche wilde Semiten ausführen, z. B. die Beduinen, für deren Todte, wie uns BURKHARDT erzählt, „Steine über dem Grabe auf„gehäuft werden“, und die nach PALGRAVE's Bericht „Opfer dar„bringen, bei welchen Schafe oder Kameele in unterwürfigster „Weise auf den Gräbern ihrer todten Genossen geschlachtet „werden“, — wobei dann offenbar die aufgehäuften Steine als Altar dienen.

Die Sitten europäischer Racen geben uns weitere Beweise für diese Ableitung an die Hand. Hier seien nur einige von diesen Thatsachen theilweise aus BLUNT's „Dictionary of Theology“ und theilweise aus anderen Quellen angeführt. Der älteste uns bekannte Altar ist „ein hohler Kasten, auf dessen Deckel oder Mensa das „heilige Abendmahl gefeiert wurde“. Diese Form stand in Verbindung mit „der altchristlichen Sitte, die Reliquien heiliger Märtyrer „unter den Altären aufzubewahren;“ und heute noch ist es eine in der katholischen Kirche feststehende Regel, die Reliquien eines Heiligen in den Altar einzuschliessen. „Steinconstruction wurde „durch die Concilien des vierten Jahrhunderts befohlen in Folge „der inneren Verbindung des Altars mit dem Grabe von Christus.“ Überdies „hielten die ersten Christen ihre Versammlungen haupt-

„sächlich an den Gräbern ihrer Märtyrer, und sie feierten die „Mysterien ihrer Religion auf denselben“. Und der Behauptung von Herrn Fergusson, dass „im Mittelalter in Europa der Sarkophag „zu einem Steinaltar wurde“, kann die Thatsache beigefügt werden, dass unsere alten Kirchen immer noch „Altargräber“ enthalten.

Was wir also deutlich aus den Gebräuchen der primitiven Menschen ersehen, erhellt ebenso auch aus den Gebräuchen civilisirter Menschen. Der ursprüngliche Altar ist dasjenige, was die Nahrung für den Todten trägt, und daraus entspringen seine mannigfaltigen Formen — ein Haufen von Rasen, ein Steinpfeiler, ein erhabenes Gerüst, ein steinerner Sarg.

§. 139.

Altäre setzen nothwendig Opfer voraus und so gehen wir naturgemäss von der Entstehung des einen zu der der anderen über.

Schon in §. 84 bin ich weitläufig auf die Sitte eingegangen, Speisen für den Todten zurückzulassen, und ich könnte, wenn es der Raum gestattete, die Zahl der Beispiele leicht verdoppeln. Ich könnte ebenso die verschiedenartigen Motive aufzählen, die uns bei den einzelnen Völkern gegenübertreten: — bei den Bewohnern von Unter-Californien z. B., wo „der Priester Vorräthe fordert für die „Reise des Geistes;“ bei den Coras von Mexico, welche nach dem Tode eines Menschen „einiges Fleisch auf Stöcken in den Feldern „herum aufstellten, aus Furcht, er möchte wiederkommen und das „Vieh zurückverlangen, was er früher besass“; bei den Damara, welche, indem sie Vorräthe nach dem Grabe eines Verwandten bringen, „ihn bitten, davon zu essen und sich lustig zu machen“, und ihn dafür „um seinen Segen“ und seine Hülfe anrufen. Allein es wäre überflüssig, hier noch weiter darauf einzugehen, und so erinnere ich den Leser blos daran, dass uncivilisirte Racen im Allgemeinen, so sehr sie auch in den von ihnen angegebenen Gründen verschieden sein mögen, doch darin übereinstimmen, dass sie Darbringungen von Fleisch und Getränken für die Todten machen. Eine ebenso oben schon beleuchtete Wahrheit (§. 85), die aber, weil sie in unmittelbarem Zusammenhang mit unserer vorliegenden Beweisführung steht, passender Weise wohl hier noch einmal beleuchtet wird, ist diejenige, dass diese Darbringungen in gewissen Zwischenräumen wiederholt werden; an einigen Stellen nur für kurze Zeit, an anderen aber bis lange nachher. Von der Bevölkerung des

Nootka-Sundes erzählt man uns, dass „mehrere Tage nach dem „Todesfall die Verwandten etwas Lachs oder Wildpret vor dem „Grabe verbrennen“; und unter den Mosquito-Indianern „war die „Wittwe verbunden, das Grab ihres Gatten ein Jahr hindurch mit „Vorräthen zu versorgen“. Es sind dies extreme Fälle, zwischen welchen verschiedene Grade von Fortdauer dieser Sitte ihren Platz finden. Und wenn wir mit Gebräuchen dieser Art andere Sitten und Erklärungen in Verbindung bringen, wie z. B. diejenigen des Karenen, der sich beständig von den Geistern der abgeschiedenen Todten umringt glaubt, „welche er durch mannigfaltige und unauf-„hörliche Darbringungen zu befriedigen hat“, so erkennen wir ganz von selbst den allmäligen Übergang von Grabspenden zu religiösen Opfern.

Diese Verwandtschaft tritt uns noch deutlicher entgegen, wenn wir beachten, dass in beiden Fällen neben den Darbringungen der gewöhnlichen Art festliche Opferspenden vorkommen. Die ebengenannten Karenen, welche gewöhnlich solche Darbringungen machen, haben auch alljährlich wiederkehrende Feste für die Todten, bei welchen die Priester sie auffordern, zu essen und zu trinken. Ebenso erzählt uns Hodgson von den Bodo und Dhimals, dass sie, „wenn ihre Ernte eingeheimst ist, Früchte und ein Huhn für die ab-„geschiedenen Ältern opfern“. Solche alljährliche Darbringungen, die im November bei den Eingebornen des Thales von Mexico gebräuchlich waren, welche dann Thiere, Esswaaren und Blumen auf die Gräber ihrer verstorbenen Verwandten und Freunde zu legen pflegten, und die bei den Pueblos im August vorgenommen wurden, welche zu dieser Zeit Korn, Brod, Fleisch u. s. w. in den „von „den Todten gewöhnlich bewohnten Schlupfwinkeln“ niederlegten — solche Darbringungen also haben weite Verbreitung erhalten: die heute lebenden Chinesen bieten ebenso ein Beispiel dafür, wie es in der früheren Zeit die alten Peruaner und Azteken thaten.

Abgesehen von der Darbringung solcher Opfer für die abgeschiedenen Personen in wechselnden Perioden nach dem Tode, und abgesehen von diesen alljährlich wiederkehrenden Festen für die Todten haben wir noch Darbringungen bei besonderen Gelegenheiten, die gerade dazu Veranlassung geben. St. John erzählt uns, dass „die See-Dajaks, wenn sie an einem Begräbnissplatz vorüber-„gehen, irgend Etwas auf denselben werfen, von dem sie glauben, „dass es dem Abgeschiedenen angenehm sei“; und nach Ander-

SON's Bericht werfen auch die Hottentotten beim Vorübergehen an einem Begräbnissplatze ein Opfer darauf und bitten um den Schutz des Geistes. Auf den Samoa-Inseln, wo man sich die Geister der Todten im Busch herumstreifend denkt, „pflegen Leute, „welche weit in's Innere zur Arbeit gehen müssen, da oder dort „Speisen zu vertheilen als ein besänftigendes Opfer für die Geister, „wobei sie ein Wort oder zwei als Bitte um Schutz hinzufügen". Die Ausbildung der Grabspenden zu gewohnheitsmässigen Opfern ist schon eine Stufe weiter gediehen in dem Gebrauch, für den Todten einen Theil von jeder Mahlzeit bei Seite zu legen. Von den Fidschi-Insulanern erzählt uns SEEMAN, dass „oft, wenn die Ein- „gebornen irgend etwas essen oder trinken, sie einen Theil davon „wegwerfen, wobei sie sagen, es sei für ihre abgeschiedenen Vor- „fahren bestimmt". MALCOME sagt von den Bhils, dass sie stets, wenn man ihnen irgend Etwas zu trinken giebt, ein Dankopfer auf den Boden ausgiessen, bevor sie einen Tropfen davon trinken; und da ihre todten Vorfahren zugleich ihre Gottheiten sind, so ist die Bedeutung dieses Gebrauchs gar nicht misszuverstehen. Ebenso erfahren wir von SMITH, dass die Araucanier ein wenig von ihrem Trank vergiessen und Einiges von ihrer Speise wegwerfen, bevor sie essen und trinken; und nach DRURY pflegen die Virzimbers von Madagascar, wenn sie zu ihren Mahlzeiten niedersitzen, „ein Stück „Fleisch zu nehmen und dasselbe über ihren Kopf zurückzuwerfen, „wobei sie sagen: ‚Da ist ein Bissen für den Geist'." Alte historische Racen hatten ganz ähnliche Sitten.

Das Motiv für diese Spenden, welche ursprünglich dem Leichnam des todten Menschen und später seinem Grabe dargebracht wurden — das Motiv für diese gelegentlichen Feste und für diese alltäglichen Zutheilungen von der Mahlzeit ist überall dasselbe und wird häufig offen ausgesprochen. Wir lesen bei LIVINGSTONE, dass ein Berotse, der Kopfschmerz hatte, sagte: „‚Mein Vater ist zornig „‚auf mich, weil ich ihm nichts von der Speise gegeben habe, die „‚ich esse'. Ich frug ihn, wo sein Vater sei. ‚Bei den Barimo' „(den Göttern), war die Antwort." Die Kaffern, von denen GARDINER schreibt, dass sie jeden widerwärtigen Zufall dem Geiste einer abgeschiedenen Person zuschrieben und „ein Thier schlachteten, „um seine Gunst zu erwerben", zeigen uns dieselben Sitten. Ebenso die Amazulu. „Hier ist also Eure Speise" — sagen sie: — „all „Ihr Geister von unserem Stamme, ruft einander herbei. Ich sage

„nicht etwa: ‚Du der und der, hier ist Deine Speise', denn Ihr „seid eifersüchtig auf einander. Aber Du der und der, der Du „diesen Menschen krank gemacht hast, rufe alle Geister herbei; „kommt alle herzu, um diese Speise zu essen."

Mit diesen Spenden von Speise und Trank für den todten Menschen geht als ein Gebrauch, der aus gleichen Motiven hervorwächst und die gleiche Methode befolgt, die Darbringung von Speise und Trank für eine Gottheit einher. Beachten wir ihre übereinstimmenden Seiten.

Die Spendung von Theilen der Mahlzeit ist beiden gemeinsam. Cook erzählt uns, dass die Sandwich-Insulaner, bevor die Priester eine Mahlzeit beginnen, eine Art von Gebet verrichten und dann Etwas von ihren Vorräthen der Gottheit darbringen. Wie bei diesen Polynesiern, so war es auch bei den homerischen Griechen: „Der „Antheil, welcher den Göttern vom Weine dargebracht wird und „vom Fleische, das am festlichen Herde brät", entspricht dem Antheil, der von den Wilden für die Geister ihrer Vorfahren bei Seite geworfen wird. — Dasselbe gilt hinsichtlich der grösseren Opfer bei besonderen Gelegenheiten. Opfer, die bestimmt sind, eine besondere Gunst zu erwerben oder gewisse Übel abzuwehren, werden hier den Geistern und dort den Göttern dargebracht. Wenn ein Kafferhäuptling einen jungen Ochsen tödtet, um sich dadurch die Hülfe eines todten Vorfahren im Kriege zu erwerben, so erinnert uns dies daran, dass auch „König Agamemnon einen fetten Ochsen „opferte, fünf Jahre alt, dem mächtigen Sohne des Saturn". Wenn bei den Amazulu nach „einer reichlichen Ernte manchmal das Ober„haupt des Dorfes träumt, dass ihm gesagt worden sei: ‚Wie „‚kommt es, wenn Euch so viel Speise gegeben worden ist, dass „‚Ihr mir nicht Dank sagt?'" und wenn er in Folge dessen den Amatongo (den Geistern der Todten) opfert, so unterscheidet sich dieser Act in keiner Hinsicht von demjenigen der Spendung der Erstlingsfrüchte für die Gottheiten. Und wenn zu einer andern Zeit „er seinen Traum erzählt und dabei sagt: ‚Lasst uns ein Sühn„‚opfer darbringen, damit die Itongo nicht zornig werden und uns „‚tödten'", so erinnert uns dies an die Sühnopfer, welche bei so vielen verschiedenen Völkern dargebracht werden, um die göttliche Rache abzuwenden.

Ein nicht minder vollkommener Zusammenhang besteht zwischen den Opfern, welche zu bestimmten Zeiten gebracht werden. Wie

oben schon gezeigt wurde, finden wir neben den übrigen Darbringungen für die Todten auch alljährlich wiederkehrende Spenden, und diese entsprechen den Festlichkeiten zu Ehren von Gottheiten. Überdies pflegt in beiden Fällen eine gewisse Führung durch astronomische Ereignisse einzutreten.

Die Vergleichung gilt sogar auch hinsichtlich der dargebrachten Dinge: sie sind identisch, soweit es überhaupt die Producte der verschiedenen Gegenden gestatten. In beiden Fällen haben wir Ochsen, Ziegen u. s. w.; in beiden Fällen kommen Brod und Kuchen vor; in beiden Fällen wird das örtlich gebräuchliche Getränk dargebracht — besonders Wein, wo derselbe vorkommt, Chicha bei den americanischen Racen, Bier bei verschiedenen africanischen Völkern; in beiden Fällen finden wir auch Weihrauch dabei verwendet und in beiden Fällen Blumen. Kurz, alle irgend verwendbaren Lebensbedürfnisse, die am meisten geschätzt sind, bis herab sogar zum Tabak. Wie wir schon oben sahen, erwartet ein africanischer Häuptling Hülfe zu erlangen, indem er seine Schnupftabaksdose für die Götter ausleert, und unter den Kaffern pflegt man, wenn die Geister „zum Essen eingeladen werden, gewöhnlich auch Bier und „Schnupftabak beizufügen“. Auch hinsichtlich der Art der Zubereitung besteht kaum irgend welche Verschiedenheit. Für die Geister sowohl wie für die Götter finden wir ungekochte und ebenso auch gekochte Opferspenden.

Aber noch eine fernere Ähnlichkeit muss hier erwähnt werden. Es herrscht allgemein der Glaube, dass Geister wie Götter in ähnlicher Weise von den Opfern Vortheil hätten und sich in ähnlicher Weise darüber freuten. Nach der Darstellung der Ilias ist der Grund Zeus's für die Begünstigung der Trojaner der, dass „dort meine „Altäre niemals des geziemenden Festes und der Dankopfer und „eines guten Geruchs entbehrten“. Und in der Odyssee wird Athene geschildert, wie sie in Person kommt, um das geröstete junge Rind in Empfang zu nehmen, was ihr dargebracht wurde, und wie sie den Opfernden belohnt. So dass also die den Göttern und den Vorfahren dargebrachte Speise, welche in ähnlicher Weise verwendet wird, auch ähnliche Wirkungen nach sich zieht.

Endlich haben wir noch die bedeutsame Thatsache, dass in manchen Fällen die Opfer für die Geister und für die Götter in noch gar nicht unterscheidbarer Form neben einander vorkommen. Bei den Sandwich-Insulanern werden Nahrungsvorräthe vor den

Todten und vor den Bildern der Gottheiten niedergelegt. Unter den Ägyptern „pflegten die den Todten dargebrachten Spenden ähnlich „zu sein den gewöhnlichen Opfern zu Ehren der Götter". Die Mumien wurden in Behältnissen aufbewahrt, „aus denen sie durch „die untergebenen Opferdiener herausgenommen wurden zu einem „kleinen Altar, vor welchem der Priester seines Amtes wartete", und auf diesem Altar machten sie „Opfer von Weihrauch und von „Getränken, nebst Kuchen, Blumen und Früchten."

So besteht denn also ein ununterbrochener Zusammenhang zwischen den für den Todten hingestellten Erfrischungen und religiösen Opfern im Allgemeinen. Die Ableitung der letzteren von den ersteren, welche hinlänglich deutlich aus dem nachweisbaren Übergang hervorgeht, wird noch unzweifelhafter durch das Fortbestehen derselben wesentlichen Eigenthümlichkeiten.

§. 140.

Es giebt mancherlei Gründe für die Vermuthung, dass noch eine andere religiöse Sitte zufällig neben den vorhergehenden Sitten sich ausbildete. So wenig wir auch einen solchen Ursprung für dieselbe zu finden erwarten sollten, so treten uns doch zahlreiche Thatsachen entgegen, welche darauf schliessen lassen, dass das Fasten als religiöser Gebrauch eine Folge von Begräbnissgebräuchen ist. Wahrscheinlich entsteht dieser Gebrauch auf verschiedene Weise. Da die Entbehrung von Speise so häufig ganz unwillkürlich bei den primitiven Menschen vorkommt und da sie dann lebhafte Träume hervorzurufen pflegt, so werden solche Entbehrungen mit der Zeit ein absichtlich angewendetes Mittel, um Unterredungen mit den Geistern zu erhalten. Bei manchen wilden Racen ist dies gegenwärtig eines der hauptsächlichsten Motive für das Fasten, wie es auch bei den Juden der talmudischen Zeiten der Fall war. In anderen Fällen finden wir das nah verwandte Motiv, dass dadurch jene übernatürliche Erregung hervorgerufen wird, welche man als Inspiration betrachtet. Allein neben dem Fasten von dieser Art finden wir auch ein Fasten, welches die Folge der Spendung von übermässig grossen Vorräthen für die Todten ist. Dies nun wird auf einfachem Wege leicht zu einem allgemein gültigen Zeichen der Ehrerbietung gegen den Todten und schliesslich zu einem religiösen Act.

In §. 103 wurde gezeigt, bis zu welchem Umfang in manchen

Fällen die Zerstörung von Eigenthum, von Vieh, von Speisen am Grabe getrieben wird. Ich habe die Thatsache citirt, dass in Folge dessen bei den Dajaks die Begräbnissgebräuche häufig die Überlebenden in äusserste Armuth stürzen und dass an der Goldküste „ein Begräbniss ganz gewöhnlich den absoluten Ruin für eine arme „Familie herbeiführt“. Wenn, wie dies bei manchen ausgestorbenen americanischen Gesellschaften gebräuchlich war, alles und jedes, was ein Mann besass, mit Ausnahme seines Grundeigenthums mit ihm ins Grab wanderte; wenn beim Tode eines Toda „seine ge„sammte Herde“ von Ochsen geopfert wurde, so ist die einfache Folge, dass sein Weib und seine Kinder grossen Mangel zu leiden hatten. Wenn wir von den Tschippewähs erfahren, dass „von diesen „unglückseligen Menschen nicht das Geringste verschont wird, wenn „ein naher Verwandter stirbt“; — wenn wir erfahren, dass bei den Bagos die Wittwe eines Häuptlings ihre gesammten Vorräthe an Nahrung bei seinem Begräbniss verbrennt, so können wir nicht anders vermuthen, als dass Mangel an Nahrung die Folge sein wird. Und so finden wir es denn auch in der That. Bancroft erzählt uns, dass „die Indianer der Rocky Mountains mit dem Abgeschie„denen alle seine Habe verbrennen, ja selbst diejenige seiner aller„nächsten Verwandten, so dass es nicht selten vorkommt, dass seine „Familie geradezu in Hunger und Elend gestürzt wird“; und von den oben erwähnten Bagos berichtet Caillié: „Die Familie des Ge„storbenen, welche durch diese Acte des Aberglaubens (das Ver„brennen seines Eigenthums) ruinirt ist, muss bis zur nächsten Ernte „von den übrigen Einwohnern des Dorfes ernährt werden.“

Wenn wir nun mit diesen Thatsachen, welche uns so deutlich als Ursache und Wirkung in Verbindung gebracht werden, die andere Thatsache verknüpfen, welche Cruikshank erzählt, dass die Völker der Goldküste zu den übrigen Begräbnissgebräuchen auch das Fasten hinzufügen, und ferner berücksichtigen, dass, wie Burton erzählt, bei den Dahomes „die weinenden Verwandten fasten müssen“, so können wir den Schluss kaum umgehen, dass, was ursprünglich das naturgemässe Resultat der grossen Opfer für den Todten war, allmälig sich zu einem Gebrauch ausbildet, der ein solches Opfer andeutet und dann als ein solcher Gebrauch fortdauert, wenn er auch nicht mehr durch jene Verarmung nothwendig gemacht wird. Wir werden noch stärkere Gründe in der Erkenntniss finden, dass Fasten ein Begräbnissgebrauch auch bei jenen ausgestorbenen Völkern

war, deren Aufmerksamkeiten gegen die Todten bis zum Äussersten gingen. Nach LANDA's Bericht „fasteten die Yucatanesen zu Ehren „ihrer Todten", und das Gleiche kam bei den Ägyptern vor: während der Trauerzeit für ihren König wurde ein feierliches Fasten ausgeschrieben. Selbst bei den Hebräern war das Fasten stets mit dem Anlegen von Trauerkleidern verbunden.

Dieser Zusammenhang zwischen Gebräuchen und Ideen wird noch verstärkt durch den ähnlichen Zusammenhang, der sich aus den täglichen Spenden für die Todten ergiebt. Die Sitte, einen Theil jeder Mahlzeit für die Geister bei Seite zu werfen, muss gar häufig den Gedanken an Opfer mit dem an Fasten in Verbindung bringen. Da der unbedachtsame Wilde so oft Mangel an Nahrung leidet, so vermindert die Darbringung eines Theiles seiner Mahlzeit für die Geister seiner Vorfahren das Wenige, was er hat, und zieht Hunger nach sich; dieser absichtlich erduldete Hunger aber wird nun auf solche Weise zu einem lebhaft eindrücklichen Symbol der Verpflichtung gegen den Todten. Auf welche Weise dieselbe dann von hier aus in den Begriff einer Verpflichtung gegen die Götter übergeht, zeigt sich deutlich durch die Sage der Polynesier von Maui und seinen Brüdern. Nachdem Maui einen grossen Erfolg beim Fischen gehabt hat, sagt er zu ihnen: „Wenn ich weggegangen „bin, so seid muthig und geduldig; esst keine Speise, bis ich wieder „zurückkehre, und lasst auch nicht zu, dass unser Fisch aufgeschnitten „werde, sondern lasst denselben vielmehr ruhig liegen, bis ich den „Göttern für diesen grossen Fischzug ein Opfer dargebracht habe . . . „Ich will dann zurückkehren und wir können diesen Fisch in Ruhe „aufschneiden." Und die Erzählung beschreibt dann die Katastrophe, welche in Folge des Zorns der Götter eintritt, weil die Brüder sich an's Essen gemacht hatten, bevor das Opfer dargebracht worden war.

Naturgemäss kommt es bald dazu, dass das auf solche Weise entstandene Fasten, welches von selbst die Gelegenheit zur Selbstzucht giebt, auch als Mittel zur Selbstzucht verwendet wird, nachdem der ursprüngliche Zweck längst vergessen ist. Es hängt demselben jedoch auch dann immer noch die Auffassung an, dass dadurch der Beifall irgend einer übernatürlichen Macht gewonnen werden könne, und dieses Fortleben einer solchen Auffassung unterstützt gleichfalls unsere Annahme, die sich auch aus andern Gründen als die wahrscheinlichste bezeichnen lässt.

§. 141.

Kehren wir aber von diesem beiläufigen Ergebniss zurück, das nur in Parenthese angeführt werden sollte, und nehmen wir unsere Untersuchung der Art und Weise wieder auf, in welcher die Spenden bei Begräbnissen sich zu religiösen Opfern entwickeln, so kommen wir nun zunächst zu Gebräuchen, die kaum von den oben beschriebenen zu sondern sind, aber doch passender Weise für sich zusammengestellt werden können. Ich habe dabei die Sühn-Opfer im Auge, bei welchen menschliche Wesen für die Todten geopfert werden oder bei welchen diejenigen, welche sich nicht selbst als Opfer darbringen, doch wenigstens Theile von sich opfern.

Wir haben gesehen, dass für die Abschlachtung menschlicher Opfer bei Begräbnissen zwei Motive bestehen: das eine ist, den Todten Vorräthe an Speisen zu liefern, während das andere darin besteht, zum Dienste im künftigen Leben genügende Dienerschaft zu liefern. Wir wollen die beiden Punkte in dieser Ordnung näher betrachten.

Bedenken wir, wie allgemein bei den primitiven Menschen Cannibalismus vorkommt, und erinnern wir uns, dass überall der Glaube herrscht, das andere Ich eines Menschen liebe immer noch die Speise, welche es vor dem Tode gern hatte, so erkennen wir von selbst, dass bei Cannibalen die Opferung von Menschenfleisch für den Todten als ein Mittel zur Versöhnung etwas ganz Natürliches ist. Jene grausamen Menschenfresser, die Fidschi-Insulaner, bei denen Schlachtopfer mit dem Leichnam verbrannt werden und deren vergötterte Häuptlinge sich den übrigen Göttern zugesellen, für welche „Menschenfleisch immer noch die geschätzteste Opfer-„gabe ist“, zeigen uns die ganze Reihe dieser Entwickelungsstufen: — Cannibalismus bei Lebzeiten, cannibalische Geister, cannibalische Gottheiten und endlich Menschenopfer, welche als von der Religion gebotener Brauch vollzogen werden. Ganz Ähnliches fand sich bei den alten Mexicanern. Die menschenfressenden Gewohnheiten ihrer herrschenden Race waren verbunden mit dem Schlachten von Sclaven u. s. w. bei Begräbnissen, sowie auch mit dem Schlachten von Kriegsgefangenen vor ihren Göttern; und obwohl die Hinrichtungen bei den Gräbern in ihren späteren Zeiten eingestandenermaassen nicht Spenden als Nahrung für die Todten darstellten, so dürfen wir doch wohl die Vermuthung hegen, dass sie in früheren Zeiten dafür

galten, namentlich wenn wir beachten, wie ein Opfer, das den Göttern geschlachtet werden sollte, buchstäblich zum Speiseopfer hergerichtet wurde: das Herz wurde herausgerissen, dem Götzenbild in den Mund gesteckt und seine Lippen mit dem Blute bestrichen. Wenn uns ferner PIEDRAHITA von den Chibchas erzählt, dass sie den Spaniern Menschen als Speise darreichten, und wenn ACOSTA bemerkt, dass die Chibchas selbst zwar nicht Cannibalen gewesen seien, aber die Frage hinzufügt: „Können sie etwa geglaubt „haben, dass die Spanier als Söhne der Sonne, wie sie von ihnen „genannt wurden, an diesen barbarischen Brandopfern Vergnügen „finden möchten, welche sie jenem Gestirn darbrachten?“ — so dürfen wir wohl vermuthen, dass ihre Hinrichtungen bei Begräbnissen wie ihre Hinrichtungen zu Ehren der Sonne nur Überbleibsel eines früher herrschenden Cannibalismus waren. Und führen wir uns noch andere Thatsachen vor Augen, wie z. B., dass manche Khonds glauben, die Götter ässen die menschlichen Wesen auf, welche für sie getödtet worden sind, ferner, dass die Tahitier der Ansicht waren, ihre Götter nährten sich von den Geistern der Todten, und daher dieselben durch häufige Schlachtopfer mit solchen Geistern versahen, und dass die Tonga-Insulaner ihre Kinder als Opfer für ihre Götter darbrachten, welche nichts Anderes als vergötterte Häuptlinge waren, so können wir nicht länger daran zweifeln, dass Menschenopfer auf den Gräbern ursprünglich den Zweck hatten, der Seele des Abgeschiedenen nebst anderen Speisen auch einen Vorrath von Menschenfleisch zu liefern, und dass die Opferung von menschlichen Wesen als religiöser Gebrauch eine blosse Folge-Erscheinung davon war.

Dasselbe gilt von der Abschlachtung von Menschen zur Dienerschaft. Wir haben schon oben gesehen (§. 104), wie allgemein bei uncivilisirten wie bei halbcivilisirten Gesellschaften das Tödten von Kriegsgefangenen, Sclaven, Weibern und Freunden vorkommt, damit dieselben dem Gestorbenen folgen sollen; und in manchen Fällen treffen wir auch eine Wiederholung des Gebrauches. Bei den Mexicanern z. B. wurde abermals eine Anzahl von Sclaven am fünften Tage nach dem Begräbniss geschlachtet, dann wieder am zwanzigsten, am vierzigsten, am sechzigsten und am achtzigsten Tage. In Dahome finden häufige Enthauptungen statt, weil die Opfer, welche in die andere Welt gehen, um dem todten König zu dienen, auch Botschaften von seinen lebenden Nachkommen hinüber-

bringen sollen. Auf solche Weise wiederholte menschliche Opfer, um die Geister der Verstorbenen zu versöhnen, gehen offenbar ohne Unterbrechung in die periodischen Menschenopfer über, welche bekanntlich in den primitiven Religionen allgemein verbreitete Elemente waren.

In §. 89 wurden von Völkern aus allen Theilen der Erde Beispiele zusammengestellt von Blutspenden für die Todten. So unverständlich solche Opfer sonst erscheinen mögen, so gewinnen sie doch eine Bedeutung, wo sie von primitiven Cannibalen dargebracht werden. Dass irgend ein Mensch ebenso wie nur die allerblutdürstigsten Raubthiere Freude daran finden sollte, Blut zu trinken, ganz besonders das Blut seiner eigenen Art, erscheint uns allerdings beinah unglaublich. Wenn wir aber lesen, dass in Australien Menschenfleisch „von den Bluträchern — roh gegessen wird“; — dass der Fidschi-Häuptling Tanoa den Arm seines Vetters abschnitt, das Blut heraustrank, sodann den Arm kochte und denselben in Gegenwart seines früheren Besitzers verzehrte; dass die cannibalischen Vateans Leichname ausgraben, kochen und aufessen, welche schon länger als drei Tage begraben gewesen sind, dass ferner bei den Haidahs der Pacifischen Staaten der Toramish oder der inspirirte Medicinmann „auf die erste beste Person, welcher er be„gegnet, losspringt und einen oder mehrere Bissen aus dem lebenden „Fleisch des Menschen, wo er immer seine Zähne einschlagen kann, „herausreisst und dieselben verschlingt, um sodann auf einen andern „und einen dritten loszustürzen“, und dass bei den benachbarten Nootkas der Medicinmann, statt das Ebengenannte zu thun, „sich „mit dem Bissen begnügt, welchen seine Zähne aus dem Leichnam „auf dem Begräbnissplatz herauszureissen im Stande sind“, so sehen wir freilich, dass Greuel, die das Vermögen unsrer Einbildungskraft weit übersteigen, von primitiven Menschen begangen werden, und dazu gehört denn auch das Trinken von warmem Menschenblut. Wir können in der That sogar annehmen, dass die Vampyr-Legenden der europäischen Volkssagen wahrscheinlich aus solchen Thaten der primitiven Cannibalen sich entwickelt haben, indem der ursprüngliche Vampyr jenes vermeintliche andere Ich eines grausamen Wilden war, das immer noch seine blutdürstigen Neigungen zu befriedigen sucht. Und wir können auch kaum daran zweifeln, dass jene in §. 89 schon beschriebenen Blutspenden für die Todten ursprünglich, wie sie es nach Burton's Versicherung heute noch in

Dahome sind, das „Getränk für den Abgeschiedenen“ darstellten. In der That besteht ja kein grösserer Unterschied zwischen dem Trinken von Thierblut und dem Trinken von Menschenblut, als zwischen dem Essen von Thierfleisch und dem Essen von Menschenfleisch, und so wird endlich jeder Zweifel gehoben werden, wenn wir lesen, dass heute noch die Samojeden mit grösster Vorliebe das warme Blut von Thieren trinken, und wenn wir uns daran erinnern, dass Odysseus die Geister im griechischen Hades beschreibt, wie sie in Schaaren herbeiziehen, um das Opferblut zu trinken, welches er für sie dargebracht hatte, und wie sie davon erfrischt werden.

Wenn also das bei einem Begräbniss vergossene Blut ursprünglich zur Erfrischung des Geistes bestimmt war; wenn es sodann bei mehreren spätern Gelegenheiten vergossen wurde, wie es bei den blutdürstigen Dahomes geschieht, um die Hülfe des Geistes eines gestorbenen Königs im Kriege zu erlangen, und es dadurch ein Blutopfer für ein übernatürliches Wesen zum Zweck besonderer Begütigung wurde, so kann kein Zweifel bestehen, dass die Opferung von Menschenblut für eine Gottheit mit gleichen Motiven nur eine Weiterentwickelung dieser Sitte ist. Als Typus hiefür können die Mexicaner angeführt werden. Ihre herrschende Race stammte von erobernden Cannibalen ab; sie hatten selbst cannibalische Götter, deren Götzenbilder mit menschlichen Herzen genährt wurden; ihre Priester pflegten, wenn in der letzten Zeit kein Opfer stattgefunden hatte, die Könige daran zu mahnen, dass die Götterbilder „Hunger „leiden müssten“; es wurden besondere Kriege geführt. um Kriegsgefangene zu bekommen, „weil ihre Götter etwas zu essen ver„langten“, und Tausende wurden alljährlich aus diesem Grunde hingeschlachtet. Wenn wir die Thatsachen hinzufügen, dass oft auch blos das Blut der Schlachtopfer für sich allein dargebracht wurde; dass „die Indianer ihren Götzenbildern von ihrem eigenen Blute zu „trinken gaben, was sie aus ihren Ohren abzapften;“ „dass die „Priester und die höher stehenden Personen ebenfalls an ihren „Beinen sich zur Ader liessen und die Tempel damit bestrichen“, und dass „ein solcher Aderlass für manche Priester häufig, ja sogar „täglich vorgeschrieben war“, so erkennen wir darin eine unzweifelhafte innere Verknüpfung.

Selbst in den Urkunden der alten Nationen des Orients finden wir Blutopfer als gemeinsamen Bestandtheil beider Arten von Ge-

bräuchen erwähnt. Dass Selbstverletzungen bei Begräbnissen unter den Hebräern gebräuchlich waren, wenn auch nicht als eingeborne Sitte, so doch in Folge der Übernahme von ihren Nachbarn her, geht schon aus der Thatsache hervor, dass ihnen im Deuteronomion verboten wird, sich für den Todten selbst zu schneiden. Und dass Selbst-Aderlässe zu den religiösen Ceremonien bei ihren Nachbarn gehörten, geht daraus hervor, dass zur Versöhnung ihres Gottes die Propheten des Baal sich selbst zerfleischten, „bis das Blut aus „ihnen hervorströmte."

Die einzige Frage ist nun noch, inwiefern diese Art von Sühnopfer auch in diejenige übergegangen ist, welche wir zunächst zu besprechen haben: die Aufopferung eines Theiles des Körpers als Zeichen der Unterwürfigkeit. In §. 89 wurden mancherlei Fälle von Verstümmelungen angeführt, welche als Gebrauch beim Begräbniss üblich sind, und dieselben könnten leicht ums Vielfache vermehrt werden. Bei den Nateotetains von Nord-America „pflegt „eine Frau ein Glied eines Fingers beim Tode eines nahen Ver„wandten abzuschneiden. In Folge dieser Sitte kann man manche „alte Frau finden, bei welcher zwei Glieder an jedem Finger beider „Hände fehlen". Beim Tode eines Salish-Häuptlings besteht die Sitte, dass das tapferste Weib und der Mann, welcher der Nachfolger des Häuptlings werden soll, einander Stücke ihres Fleisches herausschneiden und dieselben nebst anderem Fleisch und einer Wurzel ins Feuer werfen. Zum Vergleich mit diesen Verstümmelungen bei Begräbnissen finden wir anderswo in America Verstümmelungen als religiöse Gebräuche. Manche Mexicaner übten die Beschneidung oder etwas dem Ähnliches und Verstümmelungen von noch viel ernsterer Art als die Beschneidung zur Versöhnung ihrer Gottheiten. Die Guancavilcas, eine peruanische Race, zogen ihren Kindern drei Zähne in jedem Kinnbacken aus, welche sie als „eine sehr annehm„bare Gabe für ihre Götter" ansahen; während, wie wir schon früher sahen, das Herausschlagen eines der Vorderzähne ein Gebrauch bei dem Begräbniss eines Häuptlings auf den Sandwich-Inseln ist.

Aber noch eine fernere Verstümmelung ist den beiden Classen von Gebräuchen gemeinsam. Es wurde eine Fülle von Beweisen dafür gegeben, dass bei Begräbnissen das Abschneiden des Haars für manche Wilde geboten ist; dasselbe kommt aber auch als religiöses Opfer vor. Auf den Sandwich-Inseln wurden bei Gelegenheit des vulcanischen Ausbruchs von 1799, um die Götter zu versöhnen,

zahllose Opfer erfolglos dargebracht, und dabei wird uns erzählt, dass schliesslich auch der König Tamehameha einen Theil seines eigenen Haares, welches für geheiligt galt, abgeschnitten und es in den Feuerstrom geworfen habe, als das allerwerthvollste Opfer. Alltäglich pflegten die Peruaner als ein Zeichen der Verehrung etwas Haar darzubringen. „Indem sie ihr Opfer niederlegten, rissen sie „sich ein Haar aus ihren Augenbrauen aus", sagt Garcilasso, und Jos. d'Acosta beschreibt ebenso die Darbringung von Augenwimpern oder Augenbrauen für ihre Gottheiten. Selbst unter den Griechen können wir noch eine verwandte Sitte nachweisen: bei der Hochzeit opferte die Braut eine Locke ihres Haares für Aphrodite.

So erkennen wir denn in gleicher Weise aus dem Hinschlachten menschlicher Opfer, aus der Darbringung von Blut, das dem Lebenden sowohl wie dem Sterbenden entnommen wird, aus dem Opfern von Theilen des Körpers und selbst aus der Darbringung von Haaren, dass mit den Begräbnissgebräuchen entsprechende religiöse Gebräuche Hand in Hand gehen.[1]

---

[1] Da es zum Mindesten noch einige Jahre dauern wird, bis ich zu jener Abtheilung dieses Werkes komme, welche von der Ceremoniellen Herrschaft handeln wird, so mag es wohl am Platze sein, hier schon in Kürze eine Folgerung hinsichtlich der körperlichen Verstümmelungen im Allgemeinen anzudeuten, zu deren Unterstützung sich eine grosse Zahl von Thatsachen vereinigen. Alle Verstümmelungen beginnen nämlich mit der Erbeutung von Siegeszeichen im Kriege, von Trophäen, welche durch die Sieger nach Hause gebracht werden, um ihre Tapferkeit zu beweisen. Wenn der besiegte Mann erschlagen und entweder liegen gelassen oder verzehrt worden ist, so pflegt die Trophäe natürlich ohne Rücksicht auf die zerstörende Wirkung der Verstümmelung genommen zu werden. Wenn aber der besiegte Mann zum Sclaven gemacht wird, so darf selbstverständlich das Entnehmen einer Trophäe denselben weder tödten noch auch seine Verwendbarkeit ernstlich schädigen. Verstümmelungen von Kriegsgefangenen, die also ursprünglich eine Folge des Tragens von Trophäen waren, bedingen später nothwendigerweise wenigstens irgend welche Zeichen, die dem Unterjochten als Merkmal seiner Unterwerfung aufgedrückt werden. Ursprünglich nur zur Kennzeichnung der im Kriege Besiegten bestimmt, werden solche Zeichen dann auch zu Merkmalen der Unterordnung für ganze unterjochte Stämme und für Solche, die als Sclaven geboren werden. Sind sie aber einmal als Zeichen der Unterwerfung unter den Sieger und als Zeichen der Classen-Unterordnung eingebürgert, so kommen sie auch als Zeichen der Unterwürfigkeit gegen einen Todten in Gebrauch, wo sie dann absichtlich angebracht werden, um den Geist des Todten zu versöhnen, — zunächst nur die Geister grausamer abgeschiedener Häuptlinge, die sehr gefürchtet waren, — dann aber die Geister überhaupt, indem sich eben die Sitte weiter nach unten verbreitete,

§. 142.

Giebt es nun kein anderes Mittel mehr, um den guten Willen jener unsichtbaren Wesen sich geneigt zu machen? Wenn die Wilden im Allgemeinen glauben, wie es z. B. die Bewohner der Aleuten-Inseln thun, dass die Schatten der Abgeschiedenen versöhnt werden müssen, „weil sie fähig sind, Gutes und Schlimmes zuzufügen", werden sie dann nicht diese Frage stellen und darauf eine bejahende Antwort finden? So lange ihre Verwandten lebten, gereichte ihnen Beifall zum Vergnügen, und jetzt, wo sie, wenn auch in unsichtbarem Zustande, hin- und herwandern, oft innerhalb des Bereichs des Schalles ihrer Rede, werden ihnen Lobpreisungen wohl immer noch angenehm sein. Daraus entspringt denn eine andere Gruppe von Gebräuchen.

In seinem Werke: „Native Races of the Pacific States" citirt Bancroft den Bericht eines Augenzeugen über ein Begräbniss, bei welchem ein Mann, der auf seinem Rücken den Leichnam seines Weibes nach der Begräbnisshöhle trug, seine Gefühle über den Verlust durch Besingen ihrer mannigfaltigen Tugenden ausdrückte, während Andere seines Stammes ihm folgten und seine Äusserungen wiederholten. Diese Sitte, welche im Grossen und Ganzen der naturgemässe Ausdruck beim Verlust der Angehörigen ist, bildet sich zu einer allgemein vorherrschenden Sitte aus, in welche auch die Idee von Versöhnung mit hineinspielt. Von den Tupis erzählt uns Southey, dass bei ihren Begräbnissfeierlichkeiten „Gesänge zum „Preise des Gestorbenen gesungen werden". Bei den Unter-Californiern besteht eine der dem Abgeschiedenen erwiesenen Ehrenbezeugungen darin, dass „ein Quama oder Priester sein Lob singt", und bei den Tschippewähs werden solche Lobpreisungen permanent

---

wie dies ja mit allen ceremoniellen Gebräuchen zu geschehen pflegt. Am Ende werden sie zu politisch-kirchlichen Gebräuchen, mit denen immer noch unbestimmte Begriffe von Unterwerfung und Heiligkeit sich verbinden, nachdem ihre besondere Bedeutung schon längst verloren gegangen ist. Und wie dies denn in manchen Fällen vorkommt, die wir auch im civilisirten Leben beobachten können, entwickeln sich diese Merkmale der Unterordnung oft sogar zu Quellen des Stolzes und erlangen einen auszeichnenden Charakter. Wunden werden vielfach absichtlich eingeschnitten, um eine bewunderte Zusammenstellung von Narben hervorzurufen, und das Tätowiren entwickelt sich bis zur zierlichsten Ornamentik.

gemacht, indem man auf dem Grab einen Pfosten anbringt, welcher „Wappenfiguren trägt, auf denen angegeben ist, wie oft er in der „Schlacht war und wie viele Scalps er erbeutet hat“: also genau so, wie bei uns selbst Lobpreisungen permanent gemacht werden durch Inschriften auf den Grabsteinen. Bei theilweise civilisirten americanischen Völkern waren diese Grabeslobpreisungen noch viel mehr ins Einzelne ausgearbeitet. Palacio erzählt uns, dass in San Salvador „sie die Abkunft und die Thaten des Verstorbenen besangen“ vier Tage und Nächte hindurch; und vom Pater Simon erfahren wir, dass die Chibchas „Grablieder und Schilderungen der grossen „Heldenthaten des Abgeschiedenen sangen“. Ebenso sagt Cieza in der Beschreibung der peruanischen Begräbnissfeierlichkeiten: sie durchschritten das Dorf, „indem sie in ihren Gesängen die Thaten des „verstorbenen Häuptlings erzählten“. Ähnliche Gebräuche kommen in Polynesien vor. Ellis giebt an, dass bei Gelegenheit eines Todesfalles auf Tahiti „elegische Balladen, die von bestimmten Sän- „gern gedichtet waren, zum Troste der Familie gesungen wurden“. Wir können dieselbe Sitte auch in Africa verfolgen. Nach Caillié's Bericht pflegen die Mandingoes bei einem Begräbniss eine Lobrede auf den Abgeschiedenen zu halten; und bei der grossen historischen Race in Africa war derselbe Gebrauch in einem bedeutend hohen Grade entwickelt, entsprechend der eigenartigen Ausbildung ihres socialen Lebens. Nicht nur pflegten die Ägypter bei Gelegenheit des Todes eines Königs Gedächtnisshymnen zu singen, sondern ähnliche Lobpreisungen waren bei allen Todesfällen gebräuchlich. Es gab ja dort gemiethete Klageweiber, welche die Tugenden des Verstorbenen aufzuzählen hatten; und wenn ein alter Ägypter von hohem Range in sein Grab gelegt wurde, so las der Priester aus einem Papyrus einen Bericht von seinen guten Thaten ab, und die Menge stimmte in dessen Lobpreisungen ein, — sie sangen gleichsam die Responsorien dazu.

In vielen Fällen hören dergleichen Lobreden mit dem Begräbniss nicht auf. Heriot bemerkt von den brasilianischen Indianern, dass sie „zu Ehren ihrer Verstorbenen so oft Gesänge singen, als „sie in der Nähe der Gräber vorbeikommen“. Ebenso lesen wir bei Bancroft, dass „lange Zeit nach dem Tode noch die Verwandten „sich allgemein bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang in die „Nachbarschaft des Grabes begeben, um Trauer- und Preislieder zu „singen“. Garcilasso erzählt uns, dass sie in Peru während eines

ganzen Monats nach dem Tode „laut die Thaten des gestorbenen „Ynca im Kriege ausriefen und das Gute, was er den Provinzen „gethan hatte . . . . . Nach Verlauf des ersten Monats setzten sie „dieselben alle vierzehn Tage fort, bei jeder Phase des Mondes, „und dies dauerte dann ein ganzes Jahr hindurch fort". Und PRESCOTT sagt, dass „Sänger und Dichter bezeichnet wurden, um seine Helden- „thaten zu verkünden, und ihre Gesänge wurden bei hohen Festlich- „keiten regelmässig wiederholt."

Das Motiv hiezu entspricht ganz einem religiösen Motiv. Bei den Amazulu werden diese Lobpreisungen der Todten mit der eingestandenen Absicht wiederholt, ihre Gunst zu erwerben oder ihrer Strafe zu entgehen. Ein Zulukaffer, der auf die Vorwürfe des zornigen Geistes seines verstorbenen Bruders antwortet, sagt dabei: „Ich „rufe Dich an und ich preise Dich mit Deinen Ehrennamen." Ebenso, „wenn Krankheit im Dorfe herrscht, so lobpreist ihn (den Vater) „sein ältester Sohn mit den Ehrennamen, welche er sich erworben, „als er gegen den Feind kämpfte, und zu gleicher Zeit preist er „alle übrigen Amatongo" (die vorälterlichen Geister). Überdies finden wir, wie den Geistern eine Vorliebe für solche Lobpreisungen zugeschrieben wird. Nach einer guten Ernte, für welche das Volk sich den Geistern gegenüber verpflichtet hält, wird der Häuptling des Dorfes zu einem Act der Verehrung veranlasst, indem er träumt, dass ein Geist zu ihm sagt: „Wie kommt's, wenn Euch so viel „Nahrung gegeben worden ist, dass Ihr keinen Dank dafür dar- „bringt?" Und sodann haben wir auch Beweise dafür, dass diese vorälterlichen Geister in ihrem Streben nach Lobpreisungen eifersüchtig auf einander sind. Canonicus CALLAWAY zeigt uns, dass, wenn durch einen Wahrsager bestimmt worden ist, welcher vorälterliche Geist eine Krankheit auferlegt hat, dieser Geist durch Lobpreisungen ausgezeichnet wird. Es seien hier die Äusserungen eines Zulus mit Namen Umpengula Mbanda angefügt:

„Darum wird er zuerst angerufen und wird gesagt: ‚Du, der „‚Du der Sohn von dem und dem bist', wobei er mit seinen Ehren- „namen gelobt wird; darauf gehen sie zu seinem Vater über und „auch er wird im Zusammenhang mit der Krankheit erwähnt, und „so kommen sie mit der Zeit bis zum letzten, womit die Sache dann „ihr Ende erreicht, wobei gesagt wird: ‚Ihr, Volk von Gwala, die „‚Ihr das und das thatet (wobei ihre grossen Thaten aufgezählt „‚werden), kömmt Ihr alle herzu'."

So können wir also, von dem Lobe des Todten bei der Begräbnissfeierlichkeit ausgehend, von da zu den Lobpreisungen aufsteigen, welche eine Zeit lang wiederholt werden, dann zu Lobpreisungen übergehen, die sowohl gelegentlich als in periodischer Wiederholung gebräuchlich sind, um endlich bei den Eigenthümlichkeiten religiöser Lobpreisungen anzukommen. Überdies sind beide Formen einander auch darin ähnlich, dass angenommen wird, die übernatürlichen Wesen forderten dieselben; ferner darin, dass sie in der Aufzählung grosser Thaten bestehen, und sodann in dem Motiv zu denselben als zu einem Mittel, um Wohlthaten zu erlangen oder Übel zu vermeiden.

§. 143.

Noch ein anderer Parallelismus aber steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem eben erwähnten. Neben den Lobpreisungen des Todten werden auch Gebete an denselben gerichtet. LIVINGSTONE erzählt uns von den Banyai, dass sie „zu den abgeschiedenen Häupt-„lingen und Verwandten beten“, und von READE erfahren wir, dass im äquatorialen Africa zu Zeiten des Unglücks das Volk in den Wald geht und die Geister derjenigen anruft, welche abgeschieden sind. Die Amazulu, deren Motiv für die Lobpreisungen wir soeben kennen gelernt haben, verbinden Gebete mit ihren Opferfeierlichkeiten. Einer von ihnen schilderte dies folgendermaassen:

„Der Eigenthümer des Ochsen betet zu den Amatongo, indem „er sagt: ‚Hier ist Euer junger Ochse, Ihr Geister unseres Volkes‘; „und indem er betet, nennt er seine Grossväter und Grossmütter, „die gestorben sind, indem er sagt: ‚Hier ist Eure Speise; ich bitte „‚um einen gesunden Körper, dass ich angenehm leben möge; und „‚Du, der und der, behandle mich mit Barmherzigkeit; und auch „‚Du, der und der,‘ wobei er alle aus seiner Familie, die gestorben „sind, mit Namen nennt.“

Ähnliches findet sich bei den Veddahs. Sie glauben sich von den Geistern „ihrer Vorfahren und ihrer Kinder“ bewacht, und „in „jedem Unglück, bei jedem Bedürfniss rufen sie dieselben um Hülfe „an“. Sie „rufen ihre abgeschiedenen Vorfahren mit Namen: „‚Kommt und nehmt an diesem Theil! Gebt uns Euren Beistand, „‚wie Ihr es thatet, als Ihr noch am Leben wart!‘“ — Nach SCHOOLCRAFT's Bericht spricht ein Dakotah, bevor er auf die Jagd geht, folgendes Gebet: „Geister oder Gespenster, seid mir barm-

„herzig und zeigt mir, wo ich ein Jagdthier finden kann.“ TURNER beschreibt die Vateans, welche „die Geister ihrer Vorfahren ver-„ehren“ und sagt, „sie beten zu ihnen über der Kava-Schüssel [1] „um Gesundheit und Wohlergehen“, und in seiner Beschreibung der benachbarten Neu-Caledonier sagt er, dass der lebende Häuptling, indem er die Erstlingsfrüchte den todten und vergötterten Häuptlingen opfert, laut das folgende Gebet spricht: „Mitleidiger Vater, „hier ist etwas Speise für Dich; verzehre dieselbe und sei uns um „derselben willen gnädig.“

Blos in der Natur des übernatürlichen Wesens, an welches die Gebete gerichtet werden, unterscheiden sich die Gebete dieser Art von den Gebeten höher civilisirter Racen an ihre Gottheiten. In der Ilias heisst es von Chryses, dem Priester des Apollo, dass er sagt: „O Sminthios, wenn ich jemals das Dach Deines herrlichen „Tempels gedeckt oder wenn ich überdies zu irgend einer Zeit vor „Dir die fetten Lenden von Ochsen oder Ziegen verbrannt habe, — „erfülle diese Bitte für mich. Lass die Griechen für meine Thränen „büssen, mit Hülfe Deiner Pfeile.“ Ebenso wird berichtet, wie Rameses den Ammon in der Schlacht um Hülfe anruft und ihn dabei an die 30,000 Ochsen erinnert, die er ihm geopfert habe. Diese Forderung von Hülfe als Gegenleistung für die dargebrachten guten Dinge ist im Wesentlichen vollkommen gleich den oben erwähnten Forderungen. Zwischen dem Trojaner oder Ägypter und dem Zulu oder Neu-Caledonier besteht eigentlich gar keine Verschiedenheit im Fühlen oder Denken.

Natürlich kommt es dann mit der geistigen Höherentwickelung auch zu Abänderungen in den Gebeten so gut wie in den damit verbundenen Vorstellungen. Die jüdischen Propheten, welche in den späteren Zeiten den jüdischen Gott so darstellen, als wenn er an dem Geruch der Dankopfer keine Freude hätte, sind offenbar weit genug vorgeschritten, um zugleich jene grobe Art religiöser Bestechung zu verlassen, welche materielle Wohlthaten fordert als Gegengewicht für materielle Opfer; — obschon es zugleich aus den Anklagen dieser Propheten deutlich genug erhellt, dass das jüdische Volk im grossen Ganzen noch keineswegs über die primitiven Glaubensansichten und Gebräuche hinausgekommen war. Während aber die Auffassung der theilweise Civilisirten in der Form nicht

---

[1] Berauschendes Getränk aus der Wurzel von *Macropiper methysticum*.

mehr dieselbe ist wie die Auffassung der Uncivilisirten, so ist sie es doch noch ihrem wirklichen Inhalte nach. Der Ritter des Mittelalters, der die heilige Jungfrau oder irgend einen Heiligen um Hülfe anruft und dabei eine Capelle gelobt, wenn ihm diese Hülfe gewährt wird, verfolgt dabei genau dieselbe Praxis wie der Wilde, welcher mit seinem vorälterlichen Geiste darüber schachert, dass er ihn als Gegenleistung für die ihm dargebotenen Vorräthe seines Schutzes versichere.

§. 144.

Es giebt noch mehrere andere Vergleichspunkte, welche aber hier im Einzelnen auseinanderzusetzen zu viel Raum in Anspruch nehmen würde. Es kann daher einem jeden derselben nur je ein Paragraph gewidmet werden.

LIVINGSTONE erzählt uns von den Ostafricanern, dass sie glaubten, „die Geister ihrer Abgeschiedenen wüssten, was die hienieden Zurück-„gebliebenen thun, und dass jene Freude oder Schmerz empfänden, „je nachdem ihre Thaten gut oder schlecht seien". Und von SCHOOLCRAFT erfahren wir, dass die Dakotahs sich bei ihren Todtenklagen an den Geist des Gestorbenen wenden und ihm versprechen, sich gut aufführen zu wollen. Hier wird also eine Missbilligung von Seiten des vorälterlichen Geistes gefürchtet, ganz wie bei den civilisirten Racen göttliche Missbilligung gefürchtet wird, und mit entsprechenden Motiven wird der Beifall des Betreffenden zu erlangen gesucht.

Auch dafür haben wir Beweise, dass Gefühle der Reue durch die vermeintliche Unzufriedenheit der Geister verursacht werden. Was die Ideen und Gefühle der Turkomanen betrifft, so erzählt uns VAMBÉRY, dass „keine grössere Strafe einen lebenden Menschen „treffen kann, als wenn er vor dem Schatten seines abgeschiedenen „Vaters oder Vorfahren angeklagt wird. Dies geschieht, indem man „eine Lanze auf der höchsten Stelle des Grabes des Betreffenden „aufpflanzt. . . . . Sobald Oraz die Lanze auf dem hohen „Yoska" „seines Grossvaters aufgesteckt sah, brachte er in der Stille der „folgenden Nacht das gestohlene Pferd zurück nach dem Zelt des „Mollah und band es an seinem früheren Platze fest. Dieser Act „der Zurückgabe wird ihn, wie er mir selber erzählte, noch eine „lange Zeit hindurch schmerzen. Aber es ist besser, in der

„schwarzen Erde zu liegen, als die Ruhe eines seiner Vorfahren „gestört zu haben".

In Morgan's Bericht von den Irokesen lesen wir, dass „ein „wesentlicher Theil des ceremoniellen Klagens für die Sachems in „der Wiederholung ihrer alten Gesetze bestand." Darin dürfen wir wohl eine Analogie zu der Wiederholung der göttlichen Gebote als einem religiösen Gebrauch erkennen.

Das Anzünden eines Feuers auf dem Grabe zum Wohle des Abgeschiedenen fanden wir schon früher als eine nicht seltene Begräbnisssitte, und in manchen Fällen wurde das Feuer eine längere Zeit hindurch unterhalten oder wieder angezündet. Verbinden wir diese Thatsachen mit dem Factum, dass in ägyptischen Gräbern Lampen brennend erhalten wurden, wie dies ja auch in den Grabgewölben der Römer Sitte war, so erkennen wir, dass die Unterhaltung eines geheiligten Feuers in einem Tempel abermals nur ein Beispiel der Weiterbildung von Begräbnissgebräuchen zu religiösen Gebräuchen darstellt.

Äusserungen des Grams, welche von selbst demjenigen entschlüpfen, welcher einen Verwandten verloren hat, charakterisiren ganz naturgemäss eine Leichenfeier, und sie entwickeln sich daher zum Begräbnissgebrauch; manchmal, in weiter gebildeten Gesellschaften, schwellen sie bis zu den Klagerufen gemietheter Klagemänner an. So finden wir es bei den alten Ägyptern; — und bei denselben alten Ägyptern war das Klaggeheul ein religiöser Gebrauch. Einmal jedes Jahr opferten sie Erstlingsfrüchte auf dem Altar der Isis mit „schmerzlichem Klagegeschrei". In Busiris, wo man die Begräbnissstätte des Osiris befindlich glaubte, wurde alljährlich ein Fest gefeiert, bei welchem die Geweihten, nachdem sie gefastet und Klagegewänder angezogen hatten, ein Klagelied singend rund um ein Brandopfer herumzogen; der Tod des Osiris bildete den Gegenstand der Klage. Die Anhänger der Theorie von Naturmythen werden natürlich eine symbolische Bedeutung in diesem Gebrauche erkennen; uns aber erscheint es höchst bedeutsam, dass diese fernere Übereinstimmung zwischen Begräbnissgebräuchen und religiösen Gebräuchen bei einem Volke vorkommt, welches mit so ausgebildeter Sorgfalt seinen gewöhnlichen Todten zu opfern pflegte und welches sich durch die ganz ausserordentliche Fortdauer seiner Sitten auszeichnete.

Mit dem Missbehagen über die Nennung seines Namens, welche

den Wilden seiner Ansicht nach in die Gewalt desjenigen bringt, der den Namen erfährt, verbindet sich ganz gewöhnlich auch eine Abneigung dagegen, die Todten zu nennen. Es herrscht eben der Glaube, dass die Ausübung der dadurch über sie gewonnenen Gewalt ihren Zorn hervorrufe. So lebhaft ist dieses Gefühl bei den Malagassen, dass DRURY sagt, „sie nennen es geradezu ein Ver-„brechen, dieselben (die Todten) mit ihren Namen zu nennen, welche „sie bei Lebzeiten besassen". Ebenso ist bei verschiedenen halbcivilisirten Racen das Anrufen der Gottheiten bei ihren wahren Namen streng verboten oder wenigstens für unrecht gehalten worden. So bei den Hindus, welche es vermeiden, den heiligen Namen Om auszusprechen; so war es aber auch bei den Juden, deren Aussprache des Worts Jehovah aus diesem Grunde uns nicht bekannt ist, und Herodot vermeidet es regelmässig, Osiris mit Namen zu nennen.

Im Lande der Kaffern ist das Grab eines Häuptlings eine Zufluchtsstätte, und in MARINER's Bericht von den Tonga-Inseln lesen wir, dass die Begräbnissstätten, wo die grossen Häuptlinge begraben liegen, eine solche Heiligkeit besitzen, dass Feinde, welche sich dort begegnen, einander als Freunde begrüssen müssen. In dieser Erscheinung erkennen wir den Anfang des Rechts eines Heiligthums, welches sich dann bei höher entwickelten Völkern an die Tempel der Gottheiten anklammert.

Ein Besuch des Grabes, um Speisen dahin zu bringen, um Lobpreisungen zu wiederholen und um Hülfe zu erbitten, erfordert immer eine grössere oder kleinere Reise, und diese Reise, wenn auch kurz, sofern das Grab nahe liegt, wird zu einer Pilgerfahrt, wenn dieses weit entfernt ist. Dass Wallfahrten auf solche Weise entstehen, dafür giebt uns VAMBÉRY in seiner Beschreibung gewisser Jagdvölker unter den Turkomanen Beweise; diese letztern nämlich, indem sie jeden aus ihrer Mitte für einen Märtyrer halten, der getödtet worden ist, pflegen sein Grab zu schmücken und „Wallfahrten nach der heiligen „Stätte zu veranstalten, wo sie mit Thränen der Zerknirschung die „hülfereiche Vermittlung des geheiligten Räubers anflehen." Indem die kindliche Pietät eine etwas allgemeinere Form annimmt, je mehr der Geist des Vorfahren von dem Geiste irgend eines ausgezeichneten Mannes verdunkelt wird, verwandelt sich die Wallfahrt nach dem Begräbnissplatze eines Verwandten in die religiöse Wallfahrt. Durchweg freilich bleibt ein Grab stets das Endziel der Reise: sei es die

Stadt, wo Mahommed begraben, sei es die, in welcher er geboren wurde, das Grab des Baha-ed-din, der als ein zweiter Mahommed verehrt wurde, die Stätte, welche die Reliquien von Buddha enthält, oder das Grab Christi. Überdies erinnert uns die Canterbury-Wallfahrt daran, dass die Gräber der Heiligen früher und auf dem Continent auch heutzutage noch das Ziel der Wallfahrten bei den Christen gebildet haben.

Noch sei eine fernere Analogie hinzugefügt. In manchen Fällen werden Theile der Todten von den Lebenden verschlungen, welche auf solche Weise sich die guten Eigenschaften der Gestorbenen einzuimpfen streben; und wir sahen (§. 133), dass der Glaube herrscht, die Todten würden durch diesen Act geehrt. Der dieser Anschauung zu Grunde liegende Begriff verbindet sich, wie gezeigt wurde, mit dem ferneren Begriff, dass das innere Wesen eines andern Dinges, indem es allen Theilstücken seines Körpers anhängt, ebenso auch in dem noch nicht verzehrten Theile von Etwas stecke, das im Übrigen in den Körper aufgenommen wurde, so dass dann irgend welche Behandlung, die man den Überbleibseln seiner Speise angedeihen lässt, zu einer Behandlung wird, die man mit der verschlungenen Nahrung und sonach auch mit dem Verzehrer derselben vornimmt. Noch eine andere darin liegende Voraussetzung ist aber die, dass zwischen jenen, welche verschiedene Theile derselben Speise verzehren, dadurch eine gewisse Wesensgemeinschaft hergestellt werde. Daraus ergiebt sich jener Glaube, wie er z. B. von Bastian manchen Negern zugeschrieben wird, welche der Ansicht sind, dass sie, „indem „sie geheiligte Speisen essen und trinken, zugleich den Gott selbst „essen und trinken“ — den Gott, der nichts Anderes ist als einer ihrer Vorfahren, welcher seinen Antheil auch davon genommen hat. Mancherlei sonderbare Ceremonien bei den Wilden werden durch diese Vorstellung veranlasst, wie z. B. das Wählen eines „Totem“. Bei den Moskito-Indianern „bestand die Methode, sich dieses Schutz-„mittel zu verschaffen, darin, dass man nach irgend einem ver-„borgenen Ort ging und da ein Opfer darbrachte; mit dem wilden „Thiere oder dem Vogel, welcher bei dieser Gelegenheit erschien, „sei es nur im Traum oder in der Wirklichkeit, wurde dann ein „Bündniss für's Leben geschlossen, indem man Blut aus ver-„schiedenen Theilen des Körpers fliessen liess“. Dieses Blut, das man sich von dem ausgewählten Thiere getrunken dachte, verband die beiden mit einander und „das Leben des Thieres wurde auf

„diese Weise so mit ihrem eigenen verbunden, dass der Tod des „einen den Tod des anderen nach sich zog“.[1]

Bemerkenswerth ist nun, dass in denselben Gegenden diese Idee auch als religiöse Anschauung wiederkehrt. Sahagun und Herrera beschreiben eine Ceremonie der Azteken, welche das „Essen des „Gottes“ genannt wurde. Mendieta beschreibt dieselbe Ceremonie und sagt: „Sie hatten auch eine Art von heiligem Abendmahl. . . . „Sie machten sich eine Art kleiner Götzenbildchen aus Samen, . . . „und verzehrten dieselben dann als den Leib oder das Gedächtniss- „bild ihrer Götter“. Da aber diese Samen theilweise durch das Blut von geopferten Knaben zusammengeklebt wurden; da ferner ihre Götter menschenfressende Götter waren, und da Huitzilopochtli, zu dessen Verehrung dieser Gebrauch gehörte, gerade der Gott war, welchem am allermeisten Menschenopfer dargebracht wurden, so ist es klar, dass ihr Bestreben dahin ging, eine gewisse Wesensgemeinschaft mit ihm herzustellen, indem man gemeinschaftlich mit ihm Blut verzehrte. So dass denn also dasjenige, was bei einzelnen dieser unter einander verwandten americanischen Racen ein Begräbnissgebrauch war, vermittelst dessen die Überlebenden sich die Tugenden der Gestorbenen anzueignen und sich mit ihren Geistern zu verbinden strebten, unter den höher Civilisirten sich umänderte und zu einem Gebrauch wurde, welcher eine Inspiration durch eine ihrer Gottheiten und eine Art von Lehensverhältniss zu derselben nach sich ziehen sollte.

§. 145.

So rechtfertigen denn mancherlei Beweise in reichlichster Fülle und von verschiedenster Art die am Schluss des letzten Capitels

---

[1] Wir gewinnen daraus auch einen Schlüssel für den Ursprung von verschiedenen sonderbaren Ceremonien, durch welche Menschen sich mit einander zu verbinden pflegen. Michelet schreibt in seinen „Origines du Droit Fran- „çais“: — „Boire le sang l'un de l'autre, c'était pour ainsi dire se faire même „chair. Ce symbole si expressif se trouve chez un grand nombre de peuples“; und er giebt Beispiele dafür von verschiedenen alten Racen. Allein wie wir sehen, wird dieser Gebrauch nicht ursprünglich als eine symbolische Handlung genommen (denn in der That beginnt kein Gebrauch als Symbol), sondern er wird durch den Glauben hervorgerufen, dass auf solche Weise eine Wesensgemeinschaft hergestellt werde und zugleich eine Gemeinschaft der Macht des einen über den andern. Offenbar entspringt der Austausch der Namen zwischen Wilden aus einem ähnlichen Glauben.

aufgestellte Behauptung. Es war dort dargethan worden, dass die Seelen der Todten von den Wilden manchmal als wohlthätige Agentien, hauptsächlich aber als die Ursache von Übeln angesehen werden, weshalb denn auch in verschiedenster Weise mit ihnen verfahren wird. Man kann sie betrüben, ihnen Widerstand leisten, sie austreiben oder sie in einer Weise behandeln, welche geeignet ist, ihren guten Willen zu sichern und ihren Zorn zu mildern. Es wurde behauptet, dass aus diesem letzteren Gebrauche alle religiösen Gebräuche ihren Ursprung nähmen. Wir haben hier gesehen, dass dies in der That der Fall ist.

Die ursprüngliche geheiligte Örtlichkeit ist die Stätte, wo die Todten sind und wo nach allgemeinem Glauben auch ihre Geister zu hausen pflegen. Die schützende Höhle oder das Haus oder irgend eine andere Kammer für den Todten wird zu der geheiligten Kammer oder dem Tempel, und dasjenige, worauf die Opfergaben für den Todten gestellt werden, wird zur geheiligten Unterlage des Opfers — zum Altar. Speise und Trank und andere Dinge, die vor den Todten gelegt werden, entwickeln sich zu Opfer- und Weihgaben für die Götter, während die Hinrichtung von Schlachtopfern, Blutopfer, körperliche Verstümmelung, Abschneiden von Haaren, was Alles ursprünglich beim Grabe vorgenommen wurde, später vor den Götterbildern und als Zeichen der Huldigung zu Ehren einer Gottheit vorkommt. Das Fasten als Gebrauch bei einem Begräbniss geht über ins Fasten als religiöser Gebrauch; und auch die Klagelieder kommen unter beiden Formen vor. Lobpreisungen des Todten, welche beim Begräbniss und später gesungen und bei Festlichkeiten wiederholt werden, gehen allmälig in Lobgesänge über, welche einen wesentlichen Bestandtheil der religiösen Verehrung bilden; und die Gebete, die man an den Todten richtet, um seine Hülfe, seinen Segen, seinen Schutz zu erflehen, werden zu Gebeten an die Gottheiten um derselben Vortheile willen. Die Geister der Vorfahren, von denen man glaubt, sie verursachten Krankheiten, ebenso wie die Götter die Pestilenz senden können, werden in ähnlicher Weise durch besondere Opfer versöhnt, wobei die den Geistern und den Göttern zugeschriebenen Motive von genau derselben Art sind, ebenso wie die Art und Weise, wie man an diese Motive appellirt. Ja, die Vergleichung trifft noch in den mannigfaltigsten Einzelheiten zu. Die Geister sowohl wie die Götter beaufsichtigen gewissermaassen das Betragen der Überlebenden. Beiden wird ein guter Lebenswandel versprochen;

vor den einen wie vor den andern werden Gelöbnisse der Reue abgelegt. Wir finden eine Wiederholung der Gebote, welche die Todten gaben, ebenso wie eine Wiederholung der göttlichen Gebote. Wir finden eine Unterhaltung des Feuers auf Gräbern und in Grabkammern, gleich wie dies in Tempeln gebräuchlich ist. Begräbnissstätten werden manchmal wie die Tempel als Zufluchtsstätten benutzt. Ein gewisses Geheimniss wird hinsichtlich des Namens der Todten beobachtet, wie in vielen Fällen auch hinsichtlich des Namens einer Gottheit. Es finden Wallfahrten nach den Gräbern der Verwandten statt und Wallfahrten ebenso nach den Gräbern der für göttlich gehaltenen Personen. Und in America haben gewisse wenig civilisirte Racen eine Methode angenommen, vermöge deren sie die Lebenden mit den Todten zu verbinden und dadurch an den Eigenschaften der Geister Theil zu nehmen suchen, — wozu eine höher civilisirte americanische Race die Parallele liefert in Gestalt einer Methode, um sich mit einer Gottheit vermöge einer ähnlichen Ceremonie zu verbinden, welche eine Wesensgemeinschaft mit derselben herzustellen sucht.

Können so zahlreiche und so mannigfaltige Ähnlichkeiten ohne jede genetische Verwandtschaft entstanden sein? Man denke sich einmal, die beiden Gruppen von Erscheinungen seien nicht mit einander verbunden — man denke sich, die primitiven Menschen besässen, wie manche in der That glauben, das Bewusstsein von einer universalen Macht, von welcher sie und alle andern Dinge herstammten. Welche Wahrscheinlichkeit bestünde dann wohl dafür, dass sie einer solchen Macht gegenüber von selbst ganz dieselben Gebräuche beobachteten, wie sie sie dem todten Körper eines wilden Genossen gegenüber beobachten? Und wenn auch nur ein Fall von solcher Übereinstimmung unter dieser Voraussetzung höchst unwahrscheinlich wäre, welche Wahrscheinlichkeit bestünde dann gar dafür, dass zwei solche Gebräuche gemeinsam wären? Welche Wahrscheinlichkeit für vier? — welche für die ganze Menge von Übereinstimmungen, wie sie oben dargelegt wurden? Wenn eine causale Beziehung nicht vorhanden wäre, so würde die Wahrscheinlichkeit gegen eine solche Übereinstimmung beinah unendlich gross gegen eins gewesen sein.

Wenn dagegen die beiden Gruppen von Gebräuchen eine gemeinschaftliche Wurzel haben, so können wir auch erkennen, wie es möglich wurde, dass sie neben einander existiren, und zwar unter Formen, die blos hinsichtlich des Grades ihrer Ausbildung im Einzelnen von

einander abweichen. Sonst aber, wie sollte es dazu gekommen sein, dass in vielen Gesellschaften die beiden Gruppen von Gebräuchen in ähnlicher Weise gleichzeitig beobachtet worden sind oder es noch werden? In Ägypten wurden die Todten bei einem Begräbniss und später in ihren Gräbern gelobt und ihnen Opfer dargebracht, ebenso wie ihren Gottheiten Lobgesänge und Opfer dargebracht wurden. Alltäglich fanden in Mexico Grabspenden in Gestalt von Darbringung von Speise und Trank, Abschlachtung von Sclaven und Opferung von Blumen statt, genau wie die täglichen Gebräuche ähnlicher Art ihren Göttern gegenüber üblich waren; und stellvertretende Abbilder der Todten wurden aufbewahrt und verehrt, wie es mit den Bildern der Götter geschah. Die Peruaner vergossen Menschenblut auf den Gräbern und gaben es den Götterbildern zu trinken; sie opferten Schlachtopfer ihren gestorbenen Häuptlingen und Schlachtopfer ihrer Gottheit; sie schnitten ihr Haar für den Todten ab und boten ihr Haar der Sonne dar; sie sangen Lobgesänge und beteten vor dem einbalsamirten Leichnam, wie sie Lobgesänge und Gebete ihren Gottheiten darbrachten, und sie verrichteten ihre Verbeugungen vor den einen wie vor den andern. Wenn zwischen dem Vater als Vorfahren gedacht und dem Vater als Gottheit gedacht kein innerer Zusammenhang ist, so bleibt diese Übereinstimmung der Gebräuche durchaus unerklärlich.

Allein dies ist noch nicht Alles. Bestünde nicht diese Abstammung der religiösen Gebräuche von den Begräbnissgebräuchen, so wäre es geradezu unmöglich, die Entstehung von anscheinend so absurden Ceremonien zu begreifen. Wie könnten die Menschen auf irgend eine Weise dazu gekommen sein, zu glauben, wie dies bei den Mexicanern der Fall war, dass eine steinerne Schale voll Menschenblut der Sonne gefallen könnte? Oder dass die Sonne durch Verbrennen von Weihrauch geehrt werde, wie die Ägypter glaubten? Auf welche irgendwie denkbare Weise wurden die Peruaner zu der Ansicht gebracht, dass die Sonne versöhnt werden könne, indem man die Haare der Augenbrauen gegen sie bliese, oder wie konnten sie annehmen, dass die Ausübung einer ähnlichen Ceremonie auch die See in ihrem Zorne besänftigen werde? Welchen Ursprung sollte denn eine so sonderbare Idee haben, wie sie die Santals hegen, welche den „Grossen Berg“ verehren und demselben Thiere, Blumen und Früchte opfern? Oder warum sollte irgend ein altes Volk glauben, dem Schöpfer zu gefallen, indem es auf einem Altar Brod, Wein

und Weihrauch niederlegte, genau dieselben Dinge, welche von einem benachbarten alten Volke auf die vor ihren Mumien errichteten Altäre gelegt wurden? Die Annahme, dass der primitive Mensch ganz willkürlich auf unvernünftige Weise handle, ist durchaus unzulässig. Haben sich aber diese religiösen Gebräuche, die scheinbar so unvernünftig sind, aus Begräbnissgebräuchen entwickelt, so brauchen wir uns in der That nicht länger über ihre Absonderlichkeit zu wundern.

Wir erkennen sonach zahlreiche Beweisfäden, welche alle auf einen Brennpunkt hinweisen und so für sich selbst schon genügen, um jeden Zweifel hinsichtlich dieser natürlichen Entstehung der religiösen Gebräuche zu zerstreuen. Indem sich die Ausbildung der Begräbnissgebräuche zur Verehrung der Todten und schliesslich zur religiösen Verehrung in so mannigfaltiger Hinsicht deutlich verfolgen lässt, wird uns der ganze Zusammenhang klar. Wir werden aber finden, dass derselbe noch klarer wird, wenn wir andere Thatsachen unter anderen Gesichtspunkten zunächst in Betracht ziehen.

XX. Capitel.

Ahnenverehrung im Allgemeinen.

§. 146.

Aus den verschiedensten Theilen der Welt und von Zeugen der verschiedensten Nationen und der mannigfaltigsten Glaubensansichten erhalten wir die Belege dafür, dass es Völkerstämme giebt, welche entweder ganz der Vorstellungen von übernatürlichen Wesen entbehren oder deren Ideen hievon wenigstens ausserordentlich unbestimmt sind. „Als Pater Junípero Serra die Mission von Dolores „im Jahre 1776 errichtete, waren die Küsten von San-Francisco-Bay „noch dicht von den Ahwashtees, Ohlones, Altahmos, Romanons, „Tuolomos und andern Völkerstämmen besetzt. Der gute Pater „fand das Feld vollständig unbearbeitet, denn im Wörtervorrath „dieser Völker fand sich kein Wort für Gott, Engel oder Teufel; „sie hatten keine Theorie über ihren Ursprung noch über ihre Be„stimmung.“ — Dieses Zeugniss, welches Bancroft hinsichtlich der Indianer von Californien citirt, stimmt überein mit den Zeugnissen älterer spanischer Schriftsteller hinsichtlich vieler südamericanischer Völker. Garcilasso sagt, dass „die Chirihuanas und die Eingebornen „vom Cape de Pasau . . . . . keine Neigung zeigten, irgend etwas „Höheres oder Niedriges zu verehren, weder aus eigennützigen Mo„tiven noch aus Furcht“. Balboa erwähnt mehrere Volksstämme ohne irgend welche Religion, denen der Ynca Yupanqui begegnet sein soll; und Avendano versichert, dass zu seiner Zeit die Antis keinerlei Verehrung kannten. Zahlreiche verwandte Beispiele werden von Sir John Lubbock aufgeführt, und noch mehr kann der Leser in Herrn Tylor's „Primitive Culture“ („Anfänge der Cultur“) finden.

Allein ich stimme mit Herrn Tylor darin ganz überein, dass die Berichte gewöhnlich auf irgend einen wenn auch noch so unbestimmten und unzusammenhängenden Begriff von einem wieder auflebenden anderen Ich schliessen lassen. Wo sich dieser nicht zu einem bestimmten Glauben gestaltet hat, da ist doch der Kern eines solchen Glaubens erkennbar, aus den Begräbnissgebräuchen sowohl wie aus der Furcht vor den Todten.

Indem wir die Frage unerledigt lassen müssen, ob es Menschen giebt, in denen ihre Träume gar nichts Derartiges wie eine Vorstellung von einem wandernden Doppelwesen und die daraus sich ergebende Idee, dass das wandernde Doppelwesen im Tode weit hinweggegangen sei, hervorgerufen habe, bleibt es doch unzweifelhaft wahr, dass die erste nachweisbare Vorstellung von einem übernatürlichen Wesen die Vorstellung von einem Geiste ist. Diese findet sich, wo noch keine andere Idee von derselben Ordnung existirt, und sie findet sich anderseits auch da, wo eine ganze Fülle anderer Ideen von derselben Ordnung vorhanden sind.

Dass der Glaube an ein überlebendes Doppelwesen bei den Wilden von selbst entsteht und unter den Civilisirten fortwährend von Neuem hervorgerufen wird, ist eine Thatsache von grösster Bedeutung. Selbst für sich allein genügt dieselbe beinah, um zu beweisen, dass der Geist in der That den primitiven Typus eines übernatürlichen Wesens darstellt. Dasjenige Element, welches dem Verstand des Menschen auf allen Entwickelungsstufen gemeinsam ist, muss offenbar tiefer in seinem Denken wurzeln als irgend ein anderes Element, das dem Verstand des Menschen auf besonderen Stufen eigenthümlich zukommt; und wenn das spätere Erzeugniss von der Art ist, dass es durch blosse Modificationen und Erweiterungen aus dem ersteren Erzeugniss hervorgehen kann, so darf wohl geschlossen werden, dass es in der That so entstanden ist. Anerkennen wir diese Folgerung, so werden wir sehen, wie vollkommen die nun zunächst zu betrachtenden Thatsachen die Annahme derselben rechtfertigen.

§. 147.

Je mehr die Vorstellung von einem Geiste aus jenem ersten Stadium der Unbestimmtheit und Veränderlichkeit, wie es oben geschildert wurde, zu einem bestimmten und klar ausgesprochenen Glauben sich empor entwickelt, desto stärker macht sich natürlicher-

weise der Wunsch und das Bestreben geltend, den Geist zu begütigen. Daher dürfen wir eine mehr oder weniger entwickelte Ahnenverehrung in beinah ebenso weiter Verbreitung zu finden erwarten wie den Glauben an Geister überhaupt. Und dies bestätigt sich in der That.

Schon in den vorhergehenden Capiteln und ganz besonders im letzten wurde eine Fülle von indirecten Belegen dafür angeführt, dass nicht allein in uncivilisirten Gesellschaften, welche zu Racen gehören, die in ihrem Typus weit von einander entfernt sind, Vorfahrenverehrung vorherrschend ist, sondern dass dieser Gebrauch auch in nicht näher mit einander verwandten civilisirten Gesellschaften vorkommt oder vorgekommen ist. Ich will daher hier nur in kürzester Form noch die directen Belege hiefür angeben.

Wo das Niveau der menschlichen Natur und des gesellschaftlichen Fortschrittes am allerniedrigsten steht, da finden wir gewöhnlich verbunden mit dem Mangel von religiösen Ideen im Allgemeinen auch einen Mangel oder wenigstens eine sehr geringe Ausbildung der Ahnenverehrung. Ein typischer Fall ist derjenige von den Juángs, einem wilden Stamme in Bengalen, von dem die Beschreibung sagt, dass sie kein Wort für Gott, keine Idee von einem künftigen Zustande, keine religiösen Ceremonien hätten, wozu noch die Bemerkung gefügt wird, dass sie „auch keinen Be„griff von einer Verehrung ihrer Vorfahren besässen“. Cook, der uns schildert, in welchem Zustande die Feuerländer sich befanden, bevor die Berührung mit den Europäern fremde Ideen eingeführt hatte, sagt u. A., es wäre keine Spur von Religion bei ihnen zu entdecken gewesen, und weder er noch irgend ein Anderer erwähnt etwas darüber, dass sie Vorfahrenverehrer gewesen seien. Soweit wir uns auf die spärlichen Berichte verlassen dürfen, scheint dasselbe der Fall zu sein mit den Andamanesen. Die Australier, deren Verkehr mit den civilisirten Menschen ihre Vorstellungen ohne Zweifel beeinflusst hat, die aber offenbar einen eingebornen Glauben an Geister besitzen, zeigen uns nicht gerade viel Ausdauer in der Versöhnung der Geister. Auch die Tasmanier glaubten zwar an die bösartigen und gutartigen Einwirkungen der Geister, scheinen aber doch nur wenige Versuche gemacht zu haben, sich ihren guten Willen zu erwerben. Unter den Veddahs dagegen finden wir allerdings, obgleich sie sonst ausserordentlich niedrig stehen, eine lebhafte, wenn auch einfache Vorfahrenverehrung als die einzige oder

beinah die einzige Spur von Religion; allein hier ist wahrscheinlich die Berührung mit den höher civilisirten Cingalesen ein mitbestimmender Factor gewesen.

Wenn wir aber nun von den herumwandernden Horden, welche beständig jene Stellen, wo ihre Mitglieder begraben liegen, weit hinter sich lassen, zu fest angesiedelten Stämmen übergehen, deren Begräbnissplätze in ihrer Mitte sich befinden und bei welchen auf solche Weise erst eine höhere Ausbildung der Begräbnissgebräuche möglich gemacht wird, so finden wir auch, dass die Geisterversöhnung bereits zu den feststehenden Gebräuchen gehört. Alle Varietäten des Menschen zeigen uns dies. — Nehmen wir zunächst die Negrito-Racen, so lesen wir, dass „bei den Fidschianern die geliebten Ver-„wandten, sobald sie ihren letzten Athemzug gethan haben, ihre „Stelle unter den Familiengöttern einnehmen. Bures oder Tempel „werden zu ihrem Andenken errichtet“; u. s. w. Gleichermaassen erzählt uns Turner von den Tannesen: „Ihr allgemeiner Name für „die Götter scheint „Aremba“ zu sein, was auch einen todten Menschen „bedeutet.“ Und dasselbe wird uns von anderen Neu-Caledonischen Völkerschaften berichtet.

Für die höher entwickelten Malayo-Polynesier gilt noch dasselbe, mit der Ausnahme blos, dass neben einfacher Vorfahrenverehrung gewöhnlich noch eine höher entwickelte Verehrung von entfernteren Vorfahren vorkommt, welche Gottheiten geworden sind. Die Tahitier, die ihren Göttern opfern, pflegen den Geistern ihrer abgeschiedenen Häuptlinge und Verwandten ebenfalls Opfer darzubringen. Entsprechende Schilderungen erhalten wir hinsichtlich der Sandwich-Insulaner, der Samoaner, der Malagassen und der Sumatraner, von welchem letzteren Volke uns Marsden erzählt, dass sie, obwohl sie „weder Gott noch den Teufel noch irgend ein Bild ver-„ehren“, doch „die Gräber und die Manen ihrer abgeschiedenen „Vorfahren beinah bis zum Punkte der Verehrung heilig halten“. — Dasselbe kommt auch in Africa vor. Livingstone bestätigt es, dass das Volk von Angola „fortwährend den Zorn der abgeschiedenen „Seelen zu besänftigen suche;“ und von den Bambiri sagt er, sie „beteten zu den abgeschiedenen Häuptlingen und Verwandten“. So auch sind bei den Kaffern nach Shooter's Bericht die Geister der Todten „thatsächlich zum Range von Gottheiten erhoben“. Und ähnliche Zeugnisse erhalten wir hinsichtlich des Volkes von Balonda, der Wanika und der Congo-Neger.

So verschieden auch ihrem Typus nach die niedrigsten asiatischen Racen von einander sind, so liefern sie uns doch alle ähnliche Beispiele. Von den Bhils, den Bghais, den Karenen und den Khonds finden wir Berichte über Ahnenverehrung. HUNTER versichert von den Santals, deren „Verehrung auf die Familie begründet“ ist, dass „jeder Haushalt neben dem Familiengotte noch die Geister „seiner Vorfahren anbetet.“ Und sollte noch irgend ein Zweifel darüber bestehen, wie der Familiengott entstand, so würde derselbe durch die Darstellung MACPHERSON's beseitigt werden, welcher hinsichtlich der Vorfahrenverehrung der Khonds sagt: „Die hervor„ragendsten Väter des Stammes oder seiner Zweige oder seiner „Unterabtheilungen werden alle von den Priestern im Gedächtniss „behalten, und ihre Heiligkeit wächst mit der Entfernung ihres „Todesjahres.“ Von den nordasiatischen Völkern bieten die Kirgisen und die Ostjäken noch fernere Beispiele, und die Turkomanen sind ja vor Kurzem als Beleg dafür angeführt worden, wie diese Verehrung der Todten sogar verbunden mit einem wenigstens dem Namen nach bestehenden Monotheismus sich forterhält.

Gehen wir dann hinüber nach America, so tritt uns dieselbe Erscheinung vom äussersten Norden bis zum tiefsten Süden entgegen, von den Eskimos bis zu den Patagoniern; und zwar hat sie, wie wir gesehen haben, bei den höchst civilisirten Racen eine ausserordentlich weitgehende Ausbildung erlangt.

Wie in der alten Welt die Ahnenverehrung vorherrschend war und sich bei den Völkern, welche im Nilthale zuerst die Civilisation auf eine höhere Stufe brachten, in höchst complicirter Weise entwickelte, ist bereits gezeigt worden. Wie sodann im fernen Osten eine andere ausgebreitete Gesellschaft, welche schon eine beträchtliche Höhe der Cultur erreicht hatte, während Europa noch mit barbarischen Völkern besetzt war, Vorfahrenverehrung ausgeübt hat und dieselbe heute noch pflegt, braucht kaum näher erörtert zu werden. Und dass diese Verehrung für die ganze Hindu-Civilisation charakteristisch war und noch ist, ist ebenfalls eine unbestrittene, wenn auch weniger bekannte Thatsache. Neben dem hochentwickelten religiösen System von Indien findet sich nämlich eine tagtägliche Wiedererzeugung von Gottheiten aus gestorbenen Menschen. Wie Herr A. C. LYALL in seiner Arbeit: „Religion einer indischen Provinz“ (Fortnightly Review, Februar 1872) zeigt, ist Vergötterung ein ganz normaler Process, welcher dort fort-

während beobachtet werden kann. Er sagt: „Soweit ich im Stande „gewesen bin, den Ursprung der am besten bekannten geringeren „Provincialgottheiten zurück zu verfolgen, sind dieselben gewöhnlich „Menschen aus vergangenen Generationen gewesen, welche ganz „besondere Auszeichnung und höheren Rang unter den körperlosen „Geistern erlangt haben, jedenfalls durch irgend welche besondere „Handlungen oder Zwischenfälle in ihrem Leben oder bei ihrem „Tode. . . . . Die Bunjâras, ein Stamm, der sehr der Strassenräuberei „ergeben ist, verehrt auf solche Weise einen berühmten Banditen. „. . . . . Herr Raymond, der französische Commandeur, der in „Hyderabad starb, ist dort in solcher Weise canonisirt worden. . . . . „Von den zahlreichen Localgöttern, von denen man weiss, dass sie „lebende Menschen gewesen sind, verdankt die bei weitem grösste „Mehrzahl ihren Ursprung der gewöhnlichen Canonisirung heiliger „Personen. . . . . Die Zahl der heiligen Schreine, welehe demgemäss „zu Berar allein für diese Anachoreten und andere im Geruch der „Heiligkeit verstorbene Personen errichtet worden sind, beläuft „sich sehr hoch und wächst fortwährend noch an. Manche derselben „haben bereits den Rang von Tempeln erlangt.“

Nun aber, nachdem wir die natürliche Entstehung der Vorfahrenverehrung beobachtet und ebenso ihre weite Verbreitung über die ganze Welt und ihre Fortdauer bei höher entwickelten Racen in unmittelbarster Berührung mit weiter ausgebildeten Formen der Verehrung kennen gelernt haben, wollen wir von dieser ihrer äusserlichen Betrachtung zu ihrer innern Seite zurückkehren. Wir wollen, soweit dies überhaupt möglich ist, dieselbe vom Standpunkte derjenigen ins Auge fassen, welche sie ausüben. Glücklicherweise sind uns zwei Schilderungen davon, eine in ihrer weniger entwickelten und eine in ihrer höher entwickelten Form, mit den Worten der Ahnenverehrer selbst überliefert worden.

§. 148.

Unsere alten Bekannten, die Amazulu, deren Ideen durch den Canonicus CALLAWAY so sorgfältig ihrem eigenen Munde abgelauscht worden sind, bieten uns das erste Beispiel dar. Hier sollen zunächst einige in geringfügigen Punkten zwar von einander abweichende, aber doch ähnliche Äusserungen verschiedener Zeugen wiedergegeben werden.

„Die Alten sagen, dass es Unkulunkulu war, welcher den „Menschen den Ursprung gab und Allem ausser ihnen, sowohl „dem Vieh als den wilden Thieren."

„Die Sonne und den Mond haben wir auf Unkulunkulu zurück- „geführt, nebst allen Dingen dieser Welt; und jenen Himmel haben „wir auf Unkulunkulu zurückgeführt."

„Wenn die schwarzen Menschen sagen, ‚Unkulunkulu' oder „‚Uthlanga' oder der Schöpfer, so meinen sie ein und dasselbe Ding." [1]

„Es wird gesagt, Unkulunkulu kam ins Dasein und zeugte „Menschen; er gab ihnen das Leben; er zeugte sie."

„Er zeugte die Alten vor längst vergangener Zeit; sie starben „und liessen ihre Kinder zurück; diese zeugten andere, ihre Söhne, „und starben; die zeugten wieder andere, und so haben wir schliess- „lich von Unkulunkulu gehört."

„Unkulunkulu kennt man jetzt nicht mehr. Er ist es, welcher „der erste Mensch war; er kam im ersten Anfange hervor."

„Unkulunkulu erzählte den Menschen und sagte ihnen: ‚Auch „‚ich entsprang einer Wiese von Schilfrohr.'"

„Unkulunkulu war ein schwarzer Mann; denn wir sehen, dass „alle die Leute, von denen wir abstammen, schwarz sind, und auch „ihr Haar ist schwarz."

Indem wir nur nebenbei erwähnen, dass hier und in andern nicht citirten Stellen einige Inconsequenzen vorkommen (wie z. B. die, dass manchmal ein Schilfrohr und manchmal eine Wiese von Schilfrohr als die Ursprungsstätte von Unkulunkulu bezeichnet wird), und indem wir blos andeuten, dass verschiedene Variationen dieses ursprünglichen Glaubens seit der europäischen Einwanderung entstanden sind, wie z. B. aus einer der Äusserungen hervorgeht, dass „zuerst zwei Frauen in einem Bette von Schilf gewesen seien; die „eine gebar einen weissen und die andere einen schwarzen Mann", — wollen wir nun zusehen, welche Bedeutung Unkulunkulu eigentlich hat. Dieses Wort, sagt uns Canonicus Callaway, „bezeichnet

---

[1] Canonicus Callaway erzählt uns, dass „Uthlanga" im eigentlichen Sinne „des Wortes ein Schilfrohr bedeutet und zwar eine Art, welche im Stande ist, „‚auszuschlagen', Ableger auszusenden"; und er glaubt, dass es eine Folge dieser Metapher sei, dass dieses Wort „eine Quelle aller Wesen bedeute". Wir werden im Späteren guten Grund finden, zu glauben, dass diese Überlieferung nicht in einer solchen weit hergeholten Metapher wurzelt, sondern auf viel einfachere Weise entstanden ist.

„Alterthümlichkeit, Alter, buchstäblich das Ururalte, wie wir etwa „Ur in Urgrossvater gebrauchen.“ Kurz gefasst also ist der Glaube der, dass aus einem Schilfrohr oder einer Wiese von Schilfrohr der entfernteste Vorfahre entsprang, welcher dann allen übrigen Dingen den Ursprung gab. Bei den Amazulu jedoch wird dieser entfernteste Vorfahre nur dem Namen nach anerkannt. Die Versöhnung ist auf ihre näheren Vorfahren beschränkt, welche gleichsam secundäre Unkulunkulus sind, welche aber in manchen Fällen selbst Unkulunkulus genannt werden. Die hinsichtlich der entfernteren und näheren Vorfahren herrschenden Vorstellungen und das Benehmen gegen dieselben lassen sich leicht aus den folgenden Äusserungen erschliessen:

„Sie sagen, dass Unkulunkulu, welcher aus der Wiese von „Schilfrohr entsprang, todt sei.“

„Dadurch wurde es offenbar, dass Unkulunkulu nicht länger „einen Sohn hatte, der ihn verehren konnte; .... die Ehrennamen „von Unkulunkulu sind verloren gegangen.“

„Alle Nationen (d. h. Stämme) haben ihre eigenen Unkulun„kulus. Jeder hat seinen eigenen.“

„Utshange ist der Ehrenname unseres Hauses. Er war der „erste Mensch unserer Familie, unser Unkulunkulu, welcher unser „Haus gründete.“

„Wir pflegten diejenigen zu verehren, welche wir mit unsern „eigenen Augen gesehen haben, ihren Tod und ihr Leben unter uns.“

„Alles was wir wissen ist, dass die Jungen und Alten sterben „und ihr Schatten davon geht. Der Unkulunkulu von uns schwarzen „Menschen ist derjenige, zu dem wir um unser Vieh bitten und „ihn mit den Worten verehren: ‚Vater!‘ Wir sagen: ‚Udhlamini! „‚Uhhadebe! Umutimkulu! Uthlomo! Lass mich erlangen, was ich „‚wünsche, Herr! Lass mich nicht sterben, sondern leben und lange „‚auf der Erde wandeln.‘ Alte Leute sehen ihn des Nachts in ihren „Träumen.“

So sehen wir denn hier eine Vorfahrenverehrung in nur wenig entwickelter Form, gleichsam eine unhistorische Vorfahrenverehrung. Es sind offenbar keine Persönlichkeiten aufgetreten, die hervorragend genug waren, um ihre gesonderte Individualität viele Generationen hindurch zu behaupten und die unbedeutenderen, in der Überlieferung ebenfalls fortlebenden Individualitäten Anderer sich unterzuordnen.

§. 149.

Andere Völker, welche fester angesiedelt und weiter entwickelt sind, zeigen uns auch hierin einen Fortschritt. Neben der Verehrung späterer und localer Vorfahren findet sich eine Verehrung von Vorfahren, die vor längerer Zeit starben und die, weil sie durch ihre Macht oder ihre Stellung sich im Gedächtniss forterhielten, auf diese Weise im Geist des Volkes eine gewisse Oberherrschaft erlangt haben. Für diese Wahrheit brauchen eigentlich nur wenige Belege gegeben zu werden, denn schon die Gewohnheiten der alten Völker, wie sie uns in den ältesten Urkunden beschrieben und dargestellt werden, machen uns mit derselben vertraut.

So sagt z. B. Herr GROTE: „In dem rückschauenden Glauben „eines Griechen verschmolzen die Ideen von Verehrung und Glauben „an die Vorfahren mit einander: jede Gemeinschaft von Menschen, „mochte sie gross oder klein sein, in welcher das Gefühl einer „gegenwärtigen Vereinigung lebte, verfolgte diese Vereinigung bis „zu einem gemeinsamen ursprünglichen Erzeuger zurück, und dieser „Erzeuger seinerseits war entweder der gemeinsame Gott, welchen „sie verehrten, oder irgend ein halbgöttliches Wesen, das nahe mit „ihm verwandt war."

Und diese Entwickelungsstufe, auf welcher unmittelbar neben der Verehrung der Ahnen, welche deutlich eine gewisse Anzahl von Generationen hindurch rückwärts verfolgt werden konnte, eine andere noch weiter verbreitete Verehrung von gewissen Personen einherging, hinsichtlich deren sich die Kenntniss der Verwandtschaft in der fernen Vergangenheit verloren hatte, finden wir an anderen Stellen in ähnlicher Weise ausgebildet, wie z. B. in Peru. Sonnenverehrung und Ynca-Verehrung waren dort mit einer lebhaften localen Verehrung der Vorväter verbunden. AVENDANO sagt, indem er die bejahenden Antworten auf seine Fragen wieder giebt: — „Jeder von Euren Vorfahren . . . . verehrte also den „Marcayocc", „welcher der Gründer oder der Älteste des Dorfes ist, aus dem Ihr „abstammt. Er wurde nicht von den Indianern irgend eines an„dern Dorfes verehrt, denn sie hatten einen andern Marcayocc."

Vor Allem aber sei hervorgehoben, dass diese sesshaften Racen von America, deren Überlieferungen auch besser erhalten sind, in ihrem Glaubensbekenntniss die Kunde von der Umwandlung ihrer entferntesten Vorfahren in Gottheiten noch deutlich bewahrt haben.

Bei den Amazulu wird jener überlieferte Ur-ur-Alte nicht verehrt, obwohl er als derjenige angesehen wird, der ihnen und allen andern Dingen den Ursprung gab; er ist eben schliesslich gestorben und seine Söhne, welche ihn einst verehrten, sind auch gestorben und so ist die Verehrung von jenen späteren Abkömmlingen in Beschlag genommen worden, von denen das Gedächtniss als von den Gründern der Stämme noch fortlebt. Allein bei jenen weiter vorgeschrittenen Völkern von America genossen die allerältesten Menschen, von denen man glaubt, dass sie noch anderswo fortleben, schon eine Verehrung, welcher sich die Verehrung der unmittelbaren Vorfahren unterordnete. Dies wird z. B. deutlich aus Bruder Bobadilla's Kreuzverhör mit einigen Nicaragua-Indianern ersichtlich. Hier nur einige dieser Fragen und Antworten: —

„Bruder: Weisst Du, wer Himmel und Erde gemacht hat?"

„Indianer: Meine Ältern erzählten mir, als ich ein Kind „war, dass dies Tamagastad und Cipattoval waren." . . .

„Bruder: Wo sind diese?"

„Indianer: Ich weiss nicht, aber sie sind unsere grossen „Götter, die wir Teotes nennen." . . .

„Bruder: Von wem werden diese Teotes bedient?"

„Indianer: Ich habe alte Leute sagen hören, dass es Menschen „giebt, welche sie bedienen, und dass die Indianer, welche in ihren „Häusern sterben, unter die Erde gehen und dass jene, welche in „den Schlachten sterben, hingehen, um die Teotes zu bedienen."

„Bruder: Was ist besser, unter die Erde zu gehen oder die „Teotes zu bedienen?"

„Indianer: Es ist besser, hinzugehen und den Teotes zu „dienen; denn sie gehen dort zu ihren Vätern."

„Bruder: Allein wenn ihre Väter im Bette gestorben sind, „wie können sie dieselben dort sehen?"

„Indianer: Unsere Väter sind diese Teotes."

Hier noch einige Stellen aus der Unterredung mit einem andern Zeugen, dem Caziken Avagoaltegoan: —

„Bruder: Wer schuf Himmel und Erde, und die Sterne und „den Mond, und den Menschen und alles Übrige?"

„Indianer: Tamagastad und Cipattoval; der erstere ist ein „Mann und die letztere ein Weib."

„Bruder: Wer schuf aber diesen Mann und dieses Weib?"

„Indianer: Niemand; im Gegentheil, alle Männer und Weiber „stammen von ihnen ab. . . .

„Bruder: Sind jene Götter, von denen Ihr sprecht, aus Fleisch „oder aus Holz, oder aus was für einem andern Stoff gemacht?“

„Indianer: Sie sind aus Fleisch und Blut, Mann, Weib und „Kinder, und sind stets dieselben; und sie sind von brauner Farbe „wie wir Indianer selbst, und sie wandelten auf der Erde bekleidet „und assen, was die Indianer essen.“ . . .

„Bruder: Von was leben sie jetzt?“

„Indianer: Sie essen, was die Indianer essen; denn die Pflanze „(der Mais?) und alle andern essbaren Dinge kommen ja von dort, „wo die Teotes wohnen.“

Ein anderer Zeuge, Taçoteyda, ein Priester, dem Anscheine nach etwa 60 Jahre alt, welcher es ablehnte, ein Christ zu werden, gab einen ähnlichen Bericht von diesen Vorfahren-Göttern, indem er die Fragen folgendermaassen beantwortete: —

„Bruder: Sind sie Menschen?“

„Indianer: Sie sind Menschen.“

„Bruder: Wie wisst Ihr das?“

„Indianer: Meine Vorfahren erzählten es mir.“

„Bruder: Wo sind diese Eure Götter?“

„Indianer: Meine Vorfahren erzählten mir, dass sie dort sind, „wo die Sonne aufgeht.“ . . .

„Bruder: Pflegten sie zu . . . Euren Schreinen zu kommen „und mit Euch zu sprechen?“

„Indianer: Unsere Vorfahren sagten, dass sie vor langer Zeit „zu kommen und mit ihnen zu sprechen pflegten, aber jetzt kommen „sie nicht mehr.“

„Bruder: Essen diese Teotes auch?“

„Indianer: Ich habe meine Vorfahren sagen gehört, dass sie „das Blut und die Herzen von Menschen und manchen Vögeln essen, „und wir geben ihnen Leuchtholz, Weihrauch und Gummi; das ist „es, was sie essen.“

Von andern ähnlichen Zeugnissen, welche die dreizehn Caziken und Häuptlinge und Priester gegeben haben, will ich nur noch die folgenden anführen: —

„Bruder: Wer sendet Euch den Regen und alle Dinge?“

„Indianer: Das Wasser wird uns von Quiateot gesendet, wel- „cher ein Mann ist und Vater und Mutter hat; und der Vater wird

„Omeyateite und die Mutter Omeyateçigoat genannt. Und diese „wohnen . . . . wo die Sonne am Himmel aufgeht."

Ganze Seiten könnten mit Belegen von gleicher Bedeutung angefüllt werden. Was aber bereits gegeben wurde, beweist ebenso wie alles Übrige, dass die ältesten Vorfahren, deren man sich überhaupt noch erinnert, zu Gottheiten geworden sind, die zwar in ihren physischen und geistigen Attributen menschlich geblieben sind, wie dies mit allen ursprünglichen Gottheiten der Fall zu sein pflegt, und nur hinsichtlich ihrer Macht sich auszeichnen; dass sie sodann in der Überlieferung als die Erzeuger oder Verursacher der lebenden Menschen anerkannt werden, bis es denn allmälig dazu kommt, dass sie, als die einzigen bekannten Verursacher *eines* Dinges, stillschweigend auch für die Verursacher aller übrigen Dinge angesehen werden; und dass sie in der Gegend wohnen, woher die betreffende Race kam und welche, wie wir im Früheren sahen, die andere Welt ist, nach der die Verstorbenen wanderten. Die bestimmten Behauptungen dieser Völker lassen uns unmittelbar auf jene Verwandlung der Vorfahren in Gottheiten schliessen, welche wir schon indirect aus der Ausbildung von Begräbnissgebräuchen zur Verehrung der Todten und endlich zu religiöser Verehrung erschliessen durften.[1]

§. 150.

Es wird jedoch behauptet, dass Ahnen-Verehrung ausschliesslich den niedrigeren Racen eigenthümlich sei. Ich habe die Behauptung zwischen den Zeilen lesen können, ich habe sie in der Unterhaltung gehört und ich habe sie nun deutlich gedruckt vor mir, dass „keine indo-europäische oder semitische Nation, soweit

---

[1] Während ich die Probebogen dieses Capitels corrigire, bin ich auf eine klare Andeutung des Weges gestossen, auf welchem die unzureichend differencirten Ideen und Worte primitiver Völker zu Verwechslungen dieser Art führen können. In seinen „Sanskrit Texts" legt Dr. Muir die Vorstellung dar, welche die alten Rishis von den Vedischen Hymnen, als von einer von ihnen selbst geschaffenen Dichtung hatten, und stellt die mannigfaltigen Fälle zusammen, in welchen ein auf diese Dichtung hindeutendes Wort gebraucht wird. Die verschiedenen in solcher Weise verwendeten Worte sind „Machen", „Herstellen", „Zeugen" oder „Hervorbringen". Wenn nun aber in einer verhältnissmässig so hoch entwickelten Sprache diese Worte noch so unvollkommen specialisirt sind, dass sie unterschiedslos auf denselben Act Anwendung finden können, so verstehen wir wohl leicht, wie unfähig vollends die ganz rohen Sprachen sein müssen, einen Unterschied zwischen Zeugen, Machen und Schaffen auszudrücken.

„wenigstens unsere Kenntniss reicht, jemals eine Religion auf die „Verehrung der Todten gegründet zu haben scheint". Und die damit bezweckte Folgerung scheint darauf hinauszulaufen, dass diese höheren Racen, welche in ihren ältesten uns bekannten Zeiten höhere Formen der Verehrung besassen, selbst in ihren frühesten Zeiten niemals Ahnen-Verehrer gewesen seien.

Dass Diejenigen, welche eine andere Theorie zu stützen suchen, die Thatsachen auf solche Weise auszulegen bestrebt sind, ist keineswegs unnatürlich: jede Hypothese arbeitet darauf hin, die Thatsachen sich zu assimiliren, welche ihr Stütze gewähren, und die entgegenstehenden Thatsachen bei Seite zu schieben. Dass aber Anhänger der Entwickelungslehre zugeben und sogar behaupten können, dass ein so tief greifender Unterschied zwischen dem Geiste der verschiedenen menschlichen Racen bestehe, muss einigermaassen überraschen. Diejenigen, welche an eine Entstehung der Dinge durch die Hand eines Schöpfers glauben, können wohl consequenter Weise behaupten, dass Arier und Semiten in übernatürlicher Weise mit höheren Vorstellungen begabt worden seien als die Turanier; denn wenn die einzelnen Arten der Thiere gesondert geschaffen worden sind mit allen ihren fundamentalen Verschiedenheiten, so muss dies auch für die Varietäten des Menschen gelten. Allein behaupten zu wollen, dass der menschliche Typus sich aus niedrigeren Typen hervor entwickelt hat, und dann es in Abrede zu stellen, dass die höheren menschlichen Racen sich in geistiger sowohl als physischer Hinsicht aus den niedrigeren entwickelt und also auch einstens jene allgemeinen Vorstellungen gehabt haben müssen, welche die niedrigen noch haben, ist eine höchst wunderbare Inconsequenz. Selbst wenn uns jeder directe Beleg dafür fehlte, so wäre die Sache mindestens sonderbar; angesichts der gegentheiligen Thatsachen aber ist sie noch viel erstaunlicher.

Wenn die Hauptgruppen der verschiedenen arischen Völker in ihren weiter vorgeschrittenen Zeiten gewöhnlich neben der Verehrung ihrer grösseren Gottheiten auch der Verehrung ihrer Vorfahren oblagen, welche entsprechend ihrem verschiedenen Alter als göttliche, halbgöttliche und menschliche Wesen angesehen wurden, — müssen wir dann etwa daraus schliessen, dass sie im Laufe ihres weiteren Fortschrittes diese Ideen und Gebräuche von niedrigeren Racen angenommen hätten? Oder haben wir z. B. gefunden, dass bei den Griechen die Heroen, von denen die Bevölkerung jedes einzelnen

Ortes ihre Abstammung herleitete, zum Gegenstande religiöser Gebräuche gemacht wurden, genau so wie bei den Ureinwohnern von Peru und andern; — werden wir dann sagen, dass sie, während sie sich civilisirten, diesen niedrigen Glauben auf ihren höheren Glauben aufgepfropft hätten? Wenn wir uns der bekannten Thatsache erinnern, dass die Römer nicht nur den Geistern ihrer neuesten Todten opferten, sondern auch den Geistern derjenigen, welche vor längerer Zeit schon gestorben waren und welche für die Gründer ihrer Familien galten, genau so wie die Amazulu in gegenwärtiger Zeit es noch thun, — haben wir dann daraus den Schluss zu ziehen, dass sie, so lange sie noch asiatische Nomaden waren, eine solche Verehrung nicht kannten, dann aber, als sie nur noch gewisse personificirte Naturkräfte zu verehren pflegten, die Religion von weniger cultivirten Völkern angenommen hätten, je weiter sie selbst in der Cultur vorgeschritten seien?

Solche Annahmen würden unzulässig sein, selbst wenn wir keine Andeutung hinsichtlich der ursprünglichen Glaubensansichten der Arier hätten, und sie sind noch viel unzulässiger, da gezeigt werden kann, welches der ursprüngliche arische Glaube war. Soweit derselbe in ihren geheiligten Schriften niedergelegt ist, erweist er sich als im Wesentlichen derselbe wie derjenige von existirenden barbarischen Völkern. „Der Held Indra, welcher sich des Lobes „freut“ und vor welchem der Hymnus „beim Opfer gesungen wird“, in der Hoffnung, „den Grossmächtigen, den Lautdonnernden“ zu bewegen, „uns Hülfe zu leisten“, ist nichts Anderes als der Vorfahre in bedeutend erweiterter Gestalt; und aus dem Munde des Zuluhäuptlings, der sich zum Opfer anschickt, könnten ebenso gut die Worte des arischen Rishi gekommen sein: — „Freunde treiben „hieher die Milchkuh mit einer neuen Hymne“. Wenn die menschliche Herkunft von Indra noch weiterer Beweise bedarf, so haben wir dieselben in den Sätzen, welche sich auf ein berauschendes Getränk beziehen, das aus der geheiligten Pflanze gemacht wurde: — „Die Soma erfreut Indra nicht, wenn nicht davon ausgegossen „wird“, — ein Glaube, der genau mit dem eines Africaners hinsichtlich des als Trankopfer für einen vorälterlichen Geist gespendeten Bieres übereinstimmt. Aus den Rig-Veda erfahren wir, dass Menschen, welche vermöge ihrer Tugenden den Zugang in den Himmel erlangten, dort eine Existenz führten ähnlich derjenigen der Götter, und diese „alten frommen Weisen“, welche „an den

„Ergötzungen der Götter theilnahmen“, wurden darum angefleht, ihre „Vermittler“ zu sein und sie zu schützen. Noch mehr in's Einzelne gehen gewisse Stellen aus den Gesetzen des Menu. Wir haben hier den Satz, dass die Manen vom Begräbnissmahle essen; wir haben den an das Haupt der Familie gerichteten Befehl, ein tägliches Opfer darzubringen, um sich des guten Willens der Manen zu versichern, und ebenso ein monatliches Opfer. Und die Ideen von Wilden, deren höhere Götter auch stets mächtigere Geister sind, finden eine unzweifelhafte Parallele in der ferneren Anweisung: um nämlich die den Manen dargebrachten Dinge für diese zu sichern, muss der Herr des Hausen mit einem Opfer für die Götter beginnen, damit diese sich nicht zueignen möchten, was dann für die Manen bestimmt ist!

Sollten denn nun die semitischen Racen eine ganz allein stehende Ausnahme bilden? Schlagende Beweise müssten erst vorgebracht werden, bevor man dies zugeben könnte; allein von solchem beweiskräftigem Material ist nichts aufzutreiben. Im Gegentheil, alle die positiven Thatsachen, die wir finden können, haben eine entgegengesetzte Bedeutung. Erinnern wir uns, dass nomadische Gewohnheiten der Entwickelung der Geistertheorie ungünstig sind, so leuchtet von selbst ein, dass, wenn die alten Hebräer ähnlich manchen heute lebenden Völkern noch nicht die Vorstellung von einem dauernd fortlebenden Geist erreicht hatten, sie natürlich auch keine feststehende Ahnen-Verehrung besitzen konnten, — nicht weil dieselbe unter ihrem Niveau lag, sondern weil die Bedingungen zur Ausführung derselben nicht gegeben waren. Ferner ist ziemlich selbstverständlich, dass das Stillschweigen ihrer Sagen über diesen Punkt nur eine negative Thatsache ist, welche ebenso irreführend sein kann, wie es überhaupt negative Thatsachen gewöhnlich sind; aber abgesehen von diesem allgemeinen Grunde haben wir noch besondere Gründe, um die Möglichkeit einer solchen Täuschung zu vermuthen. Denn unter mehreren andern Völkern finden wir Überlieferungen, welche uns nicht das Geringste von Gebräuchen mittheilen, die doch nicht blos unter ihnen vorhanden, sondern sogar herrschend waren, und der Grund hiefür liegt einfach darin, dass eben nur aussergewöhnliche Vorkommnisse in denselben erzählt werden und nicht das, was alltäglich geschieht. Interessante persönliche Abenteuer bilden ihren Hauptgegenstand und nicht sociale Sitten, welche sich am besten zwischen den Zeilen verfolgen

lassen, in einer zusammengedrängten Erzählung aber überhaupt keine Spur zurücklassen könnten. Um nur einen Fall herauszugreifen, so berichten uns die Sagen der Polynesier kaum mehr von der Verehrung der Vorfahren, als dies in der Bibel geschieht, und dennoch stand die Vorfahren-Verehrung bei ihnen in vollster Blüthe.

Ferner muss man sich erinnern, dass die geheiligten Bücher einer Religion, zu der man sich dem Namen nach bekannte, noch sehr unrichtige Ideen hinsichtlich des wirklichen Glaubens ihrer Bekenner geben können. Zwei schon einmal erwähnte Thatsachen zeigen uns das nebenbei. Die Turkomanen sind sehr strenge Muhammedaner und dennoch machen sie Wallfahrten nach den Gräbern ihrer vergötterten Räuber, um daselbst zu ihren Geistern zu beten. Gleicherweise verhindert die Annahme des Muhammedanismus die Beduinen keineswegs, an den Gräbern ihrer Vorväter zu opfern. In beiden Fällen wird gerade das ganz gewöhnlich gethan; was wir als unmögliches Vorkommniss erschliessen müssten, wenn wir unsere Schlüsse nur aus dem Koran abzuleiten hätten. Wenden wir uns nun, nachdem wir so gewarnt sind, zu den Anklagen der hebräischen Propheten zurück, welche dieselben gegen gewisse Formen der Verehrung schleuderten, die die Hebräer mit anderen Racen gemeinsam hatten, so weist uns eben dies deutlich darauf hin, dass die in der Bibel niedergelegte Religion ganz wesentlich von der volksthümlichen Religion abwich. Neben der Götzenbildverehrung, welche ungeachtet aller Vorwürfe fortdauerte, findet sich auch Baumverehrung, und gewisse Ceremonien, welche ebenso niedriger Art waren wie diejenigen von halbcivilisirten Völkern im Allgemeinen, waren sogar mit Prostitution in den Tempeln verbunden. Überdies deutet die Verbindung von Trauerkleidern mit dem Fasten ebensowohl wie das Gesetz gegen Selbstverwundungen und Abschneiden des Haares für die Todten darauf hin, dass die ursprünglichen Begräbnissgebräuche ganz mit denjenigen der Vorfahren-Verehrer im Allgemeinen übereinstimmten. Allein noch nicht genug: demjenigen, der Jehovah ein Opfer von Erstlingsfrüchten darbringt, ist geboten, zu sagen, dass er „davon noch nichts den „Todten gegeben habe“.[1] Somit kann unser Schluss kein anderer sein, als dass die Ahnen-Verehrung sich soweit entwickelt hatte,

[1] Deuteronomion, Cap. XXVI, V. 14. Man vergleiche ferner im Ecclesiasticus, Cap. VII, V. 33 und Tobias, Cap. IV, V. 17.

wie es die nomadische Lebensweise überhaupt gestattete, bevor sie durch eine höhere Verehrungsform unterdrückt wurde.

Gleichviel jedoch, ob ausreichende Gründe dafür bestehen, den Hebräern eine theilweise entwickelte Ahnen-Verehrung zuzuschreiben, so haben wir Zeugnisse genug dafür, dass eine solche bei andern semitischen Völkern existirt hat und bis auf den heutigen Tag fortdauert. Eine Fülle von Beweisen liefern uns die heute in Arabien lebenden Völker. In einer Schrift unter dem Titel: „Le „culte des ancêtres divinisés dans l'Yémen", welche in den „Comptes Rendus" der französischen Akademie enthalten ist, sagt Herr LENORMANT, nachdem er über einige Inschriften sich ausgelassen:

„Hier sehen wir also eine ganze Reihe von menschlichen Per-„sonen zweimal wiederholt, die bestimmt verstorbene Vorfahren „oder Verwandte des Urhebers der Widmung waren. Ihre Namen „sind mit den Titeln ausgestattet, welche sie zu ihrer Lebenszeit „trugen. Sie werden von ihren Nachkommen zu derselben Zeit, „in demselben Grade (Rang), mit derselben Absicht angerufen wie „die Götter (die in derselben Gebetsformel erwähnt werden); kurz „sie sind vollkommen auf gleichen Fuss gestellt mit den Bewohnern „des Himmels. . . . . Sie sind in unzweifelhafter Weise vergötterte „Personen, Gegenstand einer Familienverehrung und zugleich Götter „oder Geniuse im Glauben des Volkes ihrer Race."

Ähnliches ergiebt sich aus der folgenden Stelle aus einem „Essai sur l'histoire des Arabès" von Herrn CAUSSIN DE PERCEVAL. Wo er von der Zeit Mahommets spricht, sagt er:

„Der grösste Theil der Nation (d. h. Alle, welche nicht ent-„weder Juden oder Christen waren) waren Heiden. . . . . Sie hatten „eine grosse Zahl von Gottheiten; ein jeder Stamm und beinah eine „jede Familie hatte aber eine, welche sie ganz besonders verehrte. „Sie gaben jedoch die Existenz eines obersten Gottes (Allah) zu, „bei welchem die übrigen Gottheiten mächtige Vermittler waren. . . . „Manche glaubten auch, dass mit dem Tode Alles ein Ende habe, „Andere aber glaubten an eine Auferstehung und ein anderes Leben."

Hierin erkennen wir mehrere bedeutsame Andeutungen. Die letzterwähnte Thatsache erinnert uns an den alten Glauben oder vielmehr Nichtglauben der Hebräer. Ferner stimmt diese Verschiedenheit der Ansichten unter den Arabern, von denen die einen sesshaft waren, die andern herumwanderten, vollkommen mit der oben aufgestellten Vermuthung überein, dass nomadische Lebens-

weise für eine andauernde Geisterversöhnung mit allen ihren Consequenzen weit weniger günstig sei als die Lebensweise eines sesshaften Volkes. Was endlich die Vorstellung von einer obersten Gottheit betrifft, welche die Ahnen-Verehrung bei ihnen begleitet, so ist selbstverständlich, dass wandernde Horden, welche in häufige Berührung mit grossen und verhältnissmässig civilisirten Völkern kommen, eine solche Vorstellung unvermeidlich von diesen annehmen müssen, wie sie ja auch manche Wilde gegenwärtig von ihren europäischen Besuchern angenommen haben. Allein dass der so überkommene Glaube sehr unbestimmt und oberflächlich ist, zeigen uns die heute lebenden Beduinen, deren Muhammedanismus, wie uns Herr PALGRAVE berichtet, von höchst schattenhafter Art ist, während die Thatsächlichkeit ihrer Ahnen-Verehrung durch die Opfer bewiesen wird, welche sie höchst „andächtig“ bei ihren Gräbern darbringen. Demnach darf man also jedenfalls den Semiten so wenig als den Ariern Ahnen-Verehrung absprechen.

§. 151.

Manche Mythologen scheinen jedoch der Ansicht zu sein, diese Gebräuche hätten eher einen moralischen als einen religiösen Charakter, sie bildeten nicht einen Bestandtheil dessen, was man im eigentlichen Sinne Verehrung nennt. Betrachten wir also einmal diese vorgeschlagene Unterscheidung vom concreten Gesichtspunkt aus.

Wenn von den Indianern von Nicaragua berichtet wird, sie hätten die Teotes angebetet, welche sie selbst als die alten Menschen bezeichneten, von denen sie abstammten, so dürfen wir wohl diese Thatsache so entgegennehmen, wie sie sich uns darbietet; denn dieses Volk gehörte einer niedrigen Race an; wenn wir aber dann in den „Geboten des Menu“ lesen, dass „die Söhne von Maríchi und „von all den andern Rishis (den alten Weisen), welche die Nach-„kommenschaft des Menu, des Sohnes von Brahmá bilden, auch die „Gefährten von Pitris oder die Vorväter genannt werden“,[1] so dürfen wir diese Vorväterschaft ja nicht etwa buchstäblich, sondern blos metaphorisch verstehen, — denn diese Völker waren Arier. Wenn einer unter den Amazulu, indem er einen jungen Ochsen opfert, damit beginnt, „den ersten Itongo, der bekannt ist“ (den

[1] Sir W. JONES' Werke, Vol. III, p. 146.

ältesten vorälterlichen Geist) einzuladen oder in anderen Fällen dafür Sorge trägt, zu allererst einen Geist zu nennen, von dem er glaubt, derselbe möchte zornig werden, weil er nicht begütigt worden war, so bezeugt diese Thatsache, die rohen Vorstellungen einer Race, welche für höhere Civilisation unfähig ist. Wenn aber die „Gebote des Menu“ sagen: — „Lasst ein Opfer für die Götter „zu Anfang und zu Ende des „Sráddha“ dargebracht werden: es darf „aber nicht mit einem Opfer für die Vorfahren anfangen und „endigen, denn der, welcher dasselbe mit einer Darbringung für „die Pitris anfängt und endigt, geht sofort mit seinem ganzen „Hause zu Grunde,“ [1] — so sollen wir freilich angesichts der erwiesenen Fähigkeiten des arischen Geistes einen grossen Unterschied machen zwischen dem religiösen Gefühle, welches den einen Theil des Opfers hervorruft, und dem moralischen Gefühle als Ursache des anderen. Die Neger, welche bei gewissen Leiden in die Wälder gehen und dort die Geister von todten Verwandten um Hülfe anrufen, verrathen durch die darin ausgesprochenen Vorstellungen die niedrige Natur ihrer Race, und wir dürfen diese bei Leibe nicht mit jenen Vorstellungen der Iranier zusammenwerfen, welche in der „Khorda Avesta“ ausgesprochen sind, wo die Seelen der Vorväter im Gebete angerufen werden. [2] Diese drücken einfach kindliche Zuneigung aus. Offenbar bildeten die häufigen Opfer, durch welche die alten Ägypter ihre Todten ehrten, nämlich drei „Feste der Jahreszeiten,“ zwölf „Feste der Monate“ und zwölf „Feste „der Halbmonate“, einen wesentlichen Bestandtheil ihrer Religion, denn waren sie nicht Turanier und Ahnen-Verehrer? Ganz im Gegentheil dazu müssen wir die Opfer, welche die Römer ihren Laren an den Calenden, Nonen und Iden jedes Monats darbrachten, durchaus anders erklären, denn diese waren ja blos der Ausdruck der schuldigen Ehrfurcht vor ihren Vorfahren. Die Handlungsweise eines Wilden, welcher bei jeder Mahlzeit etwas Speise und Trank für die Geister der Todten bei Seite wirft, beweist uns seinen Wunsch, Jemand zu versöhnen, — einen Wunsch, den die Römer unmöglich gefühlt haben können, die zwar ebenfalls bei jeder Mahlzeit ihren Laren ein Stück darbrachten. Und wenn der Römer, bevor er über Land reiste, seine Laren um eine glückliche Rückkunft anflehte, so fiel es ihm nicht ein, denselben eine solche Macht

[1] Ibid. p. 147.

[2] Spiegel's Übersetzung des *Zend Avesta*, Vol. III, p. 131.

zuzuschreiben, wie sie den Geistern der Verwandten von den Indianern oder den Veddahs zugeschrieben wird, welche um ihre Hülfe bitten, wenn sie auf die Jagd gehen. Noch weniger dürfen wir irgend eine Ähnlichkeit annehmen zwischen den Ideen der blutdürstigen Mexicaner, Peruaner, Chibchas, Dahomeaner, Aschantis und Anderer, welche Schlachtopfer bei den Begräbnissen hinrichteten, und den Ideen jener alten Römer, welche ebenfalls Menschenopfer vor den Gräbern darbrachten.[1] Indem wir berücksichtigen, dass ja diese zu einem jener edlen Typen des Menschengeschlechts gehörten, dürfen wir doch natürlich nicht anders schliessen, als dass sie diese Gewohnheit nur von niedrigen Typen in ihrer Umgebung angenommen haben.

Was sollen wir von einer solchen Erklärungsweise halten? Wir können zum Mindesten behaupten, dass, wenn eine solche Leichtfertigkeit in der Behandlung der Thatsachen gestattet wird, der schlechteste Dialektiker getrost unternehmen kann, jede beliebige Behauptung zu vertheidigen, welche überhaupt aufgestellt werden könnte.

§. 152.

Wie wenig die Lehre begründet ist, dass die höheren Racen nicht durch diesen niedrigen Cultus hindurchgegangen seien, wird vollends klar werden, wenn wir daran denken, dass bis herab zur gegenwärtigen Zeit die Ahnen-Verehrung sogar unter den am höchsten civilisirten Abtheilungen derselben sich noch fort erhält. In ganz Europa zeigt sie sich immer noch, hier schwach und dort mit ziemlicher Lebenskraft, ungeachtet des zurückdrängenden Einflusses des Christenthums.

Sogar unter den Protestanten sind die ursprünglichen Ideen und Gefühle und manche der damit verbundenen Handlungen noch nachweisbar übrig geblieben. Ich habe dabei nicht allein die Ausschmückung der Gräber mit Blumen im Auge, welche uns an die Darbringung von Blumen auf den Gräbern erinnert, wie sie bei den ihre Vorfahren verehrenden Völkern gebräuchlich war, welche zugleich ihren Gottheiten Blumen opferten; denn dieser Gebrauch, der sich mit der ritualistischen Reaction immer weiter verbreitet, kann ebensowohl auch als ein Theil des wieder auflebenden Katholicismus betrachtet werden. Ich beziehe mich vielmehr auf gewisse

---

[1] Smith's Dictionary of Greek and Roman Antiquities, p. 559, 560.

weniger augenfällige Thatsachen. Offenbar denkt man sich unter uns die gestorbenen Ältern häufig so, als ob sie noch ihre Billigung oder Missbilligung ausdrücken könnten. Die von ihnen ausgesprochenen Wünsche erlangen eine Heiligkeit, welche sie während ihres Lebens niemals hatten. Sie gestalten sich im Geiste ihrer Verwandten so aus, als ob sie wüssten, was fortwährend geschieht, und als ob sie durch Missachtung ihrer Befehle beleidigt werden könnten. Gelegentlich tritt auch die Vorstellung zu Tage, ein Bild blicke vorwurfsvoll auf einen Nachkommen hernieder, welcher sich Überschreitungen zu Schulden kommen liess, und die Angst, gegen den Wunsch eines Sterbenden nicht ungehorsam zu sein, wirkt ganz bestimmt als ein Abschreckungsmittel. So unbestimmt also auch die ursprünglichen Begriffe von Unterordnung und Versöhnung der Geister in ihren Formen allmälig geworden sind, so sind sie doch offenbar immer noch nicht vollständig verschwunden.

Ganz besonders jedoch sind es die katholischen Völker von Europa, unter denen sich diese primitive Religion noch am allerdeutlichsten zeigt. Die kleinen Capellen auf den Kirchhöfen, welche die reicheren Katholiken zu bauen pflegen, sind unzweifelhaft den kunstvoll ausgestatteten Grabmälern der alten Racen zu vergleichen. Wenn die Errichtung einer Capelle für die heilige Jungfrau ein Act der Verehrung ist, so kann doch wohl dieses Gefühl der Verehrung nicht vollständig ausser Spiel bleiben, wenn die errichtete Capelle über dem Grabe des gestorbenen Verwandten steht. Und obgleich die Gebete in solchen Capellen oder an den Gräbern meist nur für die Todten sind, so erfahre ich doch von zwei französischen Katholiken, dass ausnahmsweise, wenn man einen frommen Verwandten nicht im Fegefeuer, sondern im Himmel befindlich glaubt, auch Gebete an den Todten um seine Vermittlung gerichtet werden. Ein anderer französischer Correspondent zieht dies in Frage, allein er giebt gleichzeitig zu, dass Männer und Frauen, welche im Geruche der Heiligkeit gestorben sind, sofort von der Volksmeinung canonisirt und angebetet werden. „Ainsi j'ai vu, „en Bretagne, le tombeau d'un prêtre très-pieux et très-charitable: „il était couvert de couronnes; on s'y rendait en foule le prier de „procurer des guérisons, de veiller sur les enfants," etc. etc. Selbst wenn wir nur diese letztere Behauptung als zuverlässig anerkennen wollen, so beweist sie uns doch, dass die primitive Religion heutzutage noch fortlebt.

Noch klarerern Beweis dafür gewinnen wir aus den noch herrschenden Gebräuchen, die Todten zu speisen, sowohl alljährlich als auch zu anderen Zeiten. Wenn wir von periodischen Festen zu Ehren der Todten bei alten Nationen oder bei den heutigen Chinesen lesen und solche Gebräuche mit Recht als Bestandtheile ihres Vorfahrencultus betrachten, und wenn wir dann erfahren, dass das Fest „Aller Seelen“ und mannigfache ähnliche Gebräuche in verschiedenen Theilen von Europa sowohl bei Teutonen als bei Celten immer noch gefeiert werden, — können wir dann in Abrede stellen, dass auch diese mit Bestimmtheit auf eine ursprüngliche Vorfahren-Verehrung hindeuten?[1]

§. 153.

Vergegenwärtigen wir uns nun noch einmal, wie vollständig die Induction unsere Deduction rechtfertigt und die im letzten Capitel dargelegte Folgerung bestätigt.

Nehmen wir die Gesammtheit der menschlichen Völker, die Stämme, Gesellschaften, Nationen, so finden wir, dass beinah alle, wenn nicht sogar buchstäblich alle einen Glauben, bald unbestimmt und hin- und herschwankend, bald fest ausgestaltet und deutlich,

---

[1] Die folgende sehr bezeichnende Stelle ist für mich übersetzt worden: — „Römisch-katholische Bauern vergessen während des ganzen Jahres „nicht, für die Wohlfahrt der Seelen ihrer Gestorbenen zu sorgen. Die Brosamen „vom Tische werden die Woche hindurch gesammelt und am Samstag Nachts „in das Herdfeuer geworfen, auf dass sie den Seelen am darauffolgenden heiligen „Tage zur Speise dienen möchten. Wenn etwas Suppe auf dem Tisch vergossen „worden ist, so wird sie für die armen Seelen liegen gelassen. Wenn eine „Hausfrau den Teig zurecht macht, so wirft sie eine Handvoll Mehl hinter sich „und steckt ein Stück Teig in den Ofen; wenn sie kleine Kuchen bäckt, so „thut sie etwas Fett in die Pfanne und wirft den ersten Kuchen ins Feuer. „Die Holzhauer legen kleine Stückchen Brod, welche zu trocken geworden sind, „auf die Baumstümpfe . . . . Alles zum Besten der armen Seelen . . . . Wenn „dann der Aller-Seelentag herannaht, so zeigt sich dieselbe Sorgfalt für die „Verstorbenen noch viel lebhafter. In jedem Hause lässt man ein Licht die „ganze Nacht hindurch brennen; die Lampe wird nicht mehr mit Öl, sondern „mit Fett gefüllt; eine Thüre oder wenigstens ein Fenster bleibt offen stehen „und das Abendessen wird auf dem Tische gelassen, sogar mit einigen Zugaben; „die Leute gehen früher zu Bett — Alles zu dem Zwecke, um die lieben kleinen „Engel hereinkommen zu lassen, ohne dass sie gestört würden . . . . . Solchen „Brauch finden wir bei den Bauern in Tyrol, in Alt-Bayern, der Oberpfalz und „Deutsch-Böhmen.“ — Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch. I. Band, Seite 323—324.

an ein wiederauflebendes anderes Ich des todten Menschen festhalten. Innerhalb dieser Classe von Völkern, die beinah gleichen Umfangs ist mit der ganzen Menschheit überhaupt, finden wir eine nicht ganz so grosse Classe, deren Angehörige ebenfalls bestimmt an das andere Ich eines todten Menschen glauben, sich aber vorstellen, dasselbe lebe noch eine beträchtliche Zeit lang nach dem Tode fort. Fast ebenso zahlreich ist die in dieser Classe eingeschlossene Gruppe von Völkern, welche uns Geisterversöhnung zeigt, und zwar nicht blos beim Begräbniss, sondern auch in bestimmten darauf folgenden Zwischenräumen. Dann kommt die noch kleinere, in der letztgenannten inbegriffene Classe von sesshafteren und weiter vorgeschrittenen Völkern, welche uns neben dem höher ausgebildeten Glauben an einen Geist, welcher dauernd fortlebt, eine wohl entwickelte Ahnen-Verehrung zeigen. Sodann begegnen wir einer abermals etwas engeren, obgleich noch keineswegs sehr kleinen Classe von Völkern, deren Verehrung von ausgezeichneten Ahnen diejenige der weniger hervortretenden sich unterzuordnen beginnt. Und endlich, indem diese Unterordnung immer schärfer sich ausprägt, tritt sie da am deutlichsten hervor, wo die Vorfahren zugleich die Anführer von erobernden Racen waren.

Selbst die in höher vorgeschrittenen Gesellschaften für die verschiedenen Rangstufen der übernatürlichen Wesen verwendeten Bezeichnungen weisen durch ihre ursprüngliche gemeinsame Bedeutung darauf hin, dass dieses ihre Entstehungsgeschichte gewesen ist. Die oben citirte Thatsache, dass bei den Tannesen das einen Gott bezeichnende Wort buchstäblich nur einen todten Menschen bedeutet, ist typisch für dergleichen Erscheinungen, welche man überall finden kann. Gespenst, Geist, Dämon — lauter Namen, welche anfänglich ohne Unterschied in ihrer Bedeutung zur Bezeichnung des anderen Ichs verwendet wurden — werden allmälig in etwas verschiedener Weise gebraucht, je mehr man anfängt, den Geistern gewisse Verschiedenheiten des Charakters zuzuschreiben: der Schatten eines Feindes wird zu einem Teufel, ein befreundeter Schatten dagegen zu einer Gottheit; hier bleibt derselbe untergeordnet und local, dort breitet er sich aus und wird allgemein. Wo die Vorstellungen sich nicht weit entwickelt haben, da finden sich auch keine entsprechend differencirten Ausdrücke und die von uns gemachten Unterscheidungen lassen sich dann gar nicht wiedergeben. So kamen die ersten spanischen Missionäre in America in

grosse Verlegenheit, als sie fanden, dass das einzige Wort der Eingebornen, welches sie für Gott brauchen konnten, zugleich Teufel bedeutet. Im Griechischen lassen sich *δαίμων* und *θεός* für einander verwenden. Bei Äschylus werden Agamemnons Kinder dargestellt, wie sie den Geist ihres Vaters wie einen Gott anrufen. Dasselbe gilt von den Römern. Neben dem nicht weiter specialisirten Gebrauch von „daemon", welches sowohl einen Engel als einen Genius von guter oder schlechter Art bezeichnen kann, finden wir den unterschiedslosen Gebrauch des Wortes „Deus" für Gott und Geist. An den Gräbern wurden die „manes" als Götter angerufen und ein Gesetz bestimmte, dass „die Rechte der „Manes-Götter" für heilig „gehalten werden sollen". Ähnliches finden wir bei den Hebräern. Jesaias (Cap. VIII. V. 19) erzählt z. B. von sich selbst, dass ihm geboten worden sei, den landläufigen Glauben zu verwerfen, der eben auf ein solches Zusammenwerfen hindeutet: — „. . . Wenn „sie zu Euch sagen: ‚Ihr müsst die Geisterseher und Zauberer „‚fragen, die da zirpen und murmeln; soll nicht ein Volk seine „‚Götter fragen? ja sogar die Todten zu Gunsten der Lebendigen?'" u. s. w. Wenn Saul hingeht, um den Geist Samuels zu befragen, so drückt sich die Hexe so aus: — „Ich sahe Götter (Elohim) „aus der Erde hervorsteigen." — Gott und Geist werden also auch hier als äquivalente Bezeichnung gebraucht.[1]

[1] Was die erste dieser beiden Stellen betrifft, welche in der Form citirt wurde, wie sie Cheyne in seinem Werke über Jesaias wiedergiebt, so erklärt dieser die Götter als die Geister der abgeschiedenen Nationalhelden. Hinsichtlich der zweiten Stelle sagt „The Speakers Commentary": „Es ist möglich, dass „*Elohîm* hier in allgemeinerem Sinne gebraucht wird für irgend eine über„natürliche Erscheinung, sei es Engel oder Geist." Und was das Wort Elohîm betrifft, so bemerkt Kuenen hiezu (I. Band, Seite 224): „Es erleidet keinen „Zweifel, dass ursprünglich die höheren Wesen, als Gegenstände der Furcht des „Menschen *(elóah)*, hiedurch (durch den Namen *elohîm*) bezeichnet wurden, so „dass auch dieser Name selbst als ein Argument zu Gunsten einer früheren „Mehrheit von Göttern betrachtet werden darf."

Anmerkung d. Übers. Zum Vergleich erlaube ich mir, der oben gegebenen Übersetzung jener Stelle aus Jesaias, welche, als einem Specialwerk entnommen, wohl auf buchstäbliche Genauigkeit Anspruch erheben darf, diejenige Form gegenüberzustellen, die sich in der Luther'schen Bibelübersetzung findet: — „Wenn sie aber zu Euch sagen: Ihr müsset die Wahrsager und „Zeichendeuter fragen, die da schwatzen und disputiren: [so sprecht:] Soll „nicht ein Volk seinen Gott fragen? Oder soll man die Todten für die Leben„digen fragen?" — eine Fassung, in welcher allerdings der eigentliche Sinn nicht allein verdunkelt, sondern sogar (durch die Einschiebung) verdreht wird.

Selbst bis auf unsere Tage herab lässt sich diese ursprüngliche Verwandtschaft verfolgen. Der Satz, dass Gott ein Geist ist, zeigt uns die Anwendung eines Wortes, welches im gewöhnlichen Sprachgebrauche blos eine menschliche Seele bezeichnet. Und nur durch sein auszeichnendes Beiwort unterscheidet sich die Bedeutung des Namens „Heiliger Geist“ von der Bedeutung des Wortes „Geist“ im Allgemeinen. Wir pflegen also immer noch ein göttliches Wesen durch ein Wort zu kennzeichnen, das ursprünglich nichts Anderes bedeutete als den Athem, welcher den menschlichen Körper im Tode verlässt und von dem man sich dachte, dass er den überlebenden Theil desselben darstelle.

Sind nun diese mannigfaltigen Beweise nicht eine Bürgschaft für unsere Vermuthung, dass aus dem Geiste, wie er einst allgemein und gleichförmig vorgestellt wurde, diese verschiedenartig vorgestellten übernatürlichen Wesen hevorgegangen sind? Auf Grund des Entwickelungsgesetzes dürfen wir a priori schliessen, dass mancherlei Ausbildungen der auf solche Weise entstandenen Vorstellung stattgefunden haben müssen. Die Geister der Todten, welche in der Anschauung eines primitiven Stammes eine ideale Gesellschaft bilden, deren Glieder sich nur wenig von einander unterscheiden, müssen immer mehr und mehr verschiedenartig werden. Wenn dann die Gesellschaften an Grösse, Organisation und Mannigfaltigkeit zunehmen und wenn die localen und allgemeinen Überlieferungen sich anhäufen und compliciren, so gewinnen auch diese einst einander ähnlichen menschlichen Seelen im Volksgeiste allmälig eine gewisse Verschiedenheit ihres Charakters und ihrer Bedeutung, und sie differenciren sich endlich so weit von einander, bis die Gemeinsamkeit ihrer Natur beinah unkenntlich geworden ist.

So dürfen wir denn wohl von vornherein ausserordentlich von einander abweichende Modificationen solcher Geistergestalten erwarten, welche im Denken sich vermehrt haben, je weiter die Zahl der Menschen anwuchs, welche dabei auch beständig in immer mannigfaltigere Wohngebiete sich ausbreiteten und fortwährend bestrebt waren, jeden Platz in der Natur auszufüllen, der ihnen überhaupt zugänglich war. Von diesen wollen wir nun zunächst einige der auffälligsten Typen in Betracht ziehen.

XXI. Capitel.

Bilderanbetung und Fetischverehrung.

§. 154.

Zahlreiche bereits erwähnte Thatsachen zeigen uns, wie Opfer für den vor Kurzem verstorbenen Menschen mit der Zeit zu Opfern werden für seinen conservirten Leichnam. In §. 137 sahen wir, dass dem Leichnam eines Tahitier-Häuptlings auf einem Altar durch einen Priester tägliche Opfer dargebracht wurden, und die alten Central-Americaner übten gleiche Gebräuche vor Körpern, welche durch künstliche Hitze ausgetrocknet waren. Dass diese Sitte in Verbindung mit einem ausgebildeten Einbalsamirungssystem zur Mumien-Verehrung sich entwickelte, dafür haben uns die Peruaner Beweise geliefert. Die hier hervorzuhebende Eigenthümlichkeit ist die, dass diese Völker zwar glaubten, der Geist des gestorbenen Menschen sei von dannen gegangen, trotzdem aber in ihren unklaren Begriffen daran festhielten, entweder dass er in der Mumie noch vorhanden sei, oder dass die Mumie sogar Bewusstsein habe. Unter den Ägyptern finden wir diese Anschauung ganz deutlich in der von Einigen geübten Sitte ausgesprochen, ihre einbalsamirten Todten zu Tische zu setzen. Die Peruaner, welche durch einen ähnlichen Gebrauch einen ähnlichen Glauben verriethen, bezeugten denselben auch noch in anderer Weise. Manche von ihnen pflegten den ausgetrockneten Leichnam eines Verwandten rings um die Felder herumzuführen, damit er den Zustand der Feldfrüchte sehen möge. Wie der Vorfahre, dessen Gegenwart in solcher Weise anerkannt wird, auch als im Besitz einer gewissen Autorität befindlich galt, das erkennen wir aus der folgenden von Santa Cruz erzählten Geschichte.

Als seine zweite Schwester sich weigerte, ihn zu heirathen, „ging „Huayna Ccapac mit Geschenken und Opfern zum Leichnam seines „Vaters und bat ihn, ihm dieselbe als sein Weib zu geben; allein „der todte Körper gab keine Antwort, während schreckliche Zeichen „am Himmel erschienen."

Die primitive Idee, dass irgend welche einem Aggregat eigenthümliche Eigenschaft allen seinen Theilen anhänge, veranlasst eine fernere Schlussfolgerung aus diesem Glauben. Die Seele ist nicht nur in dem vollständigen Körper des aufbewahrten todten Menschen gegenwärtig, sondern auch in den conservirten einzelnen Theilen seines Körpers. Daraus erwächst der Glaube an Reliquien.

Ellis erzählt uns, dass auf den Sandwich-Inseln Knochen der Beine und Arme und manchmal auch die Schädel von Königen und obersten Häuptlingen von ihren Nachkommen herumgetragen werden, in dem Glauben, dass die Geister derselben in Folge dessen ihre Schutzherrschaft über sie ausüben. Die Crees tragen Knochen und Haare von todten Personen drei Jahre lang mit sich herum. Die Cariben und manche Guyana-Stämme pflegen ihre gesäuberten Knochen „nach dem Tode unter die Anverwandten zu vertheilen". Die Tasmanier zeigen „grossen Eifer, sich selbst in den Besitz irgend „eines Knochens vom Schädel oder von den Armen ihrer verstor„benen Verwandten zu setzen". Die Wittwen der Andamanesen „kann man mit den Schädeln ihrer gestorbenen Ehehälften sehen, „die sie von ihrem Nacken herunter hängen lassen."

Dieser Glaube an die Macht von Reliquien führt in manchen Fällen zu unmittelbarer Verehrung derselben. Erskine erzählt uns, dass die Eingebornen von Lifu auf den Loyalitäts-Inseln, welche „die Geister ihrer abgeschiedenen Häuptlinge anriefen", auch „Re„liquien ihrer Todten aufbewahrten, wie etwa einen Fingernagel, „eine Zehe, einen Büschel Haare u. s. w. . . . . und denselben „göttliche Verehrung weihten". Von den Neu-Caledoniern sagt Turner: „In Krankheitsfällen und bei anderem Missgeschick bieten „sie den Schädeln der Abgeschiedenen Opferspeisen dar". Überdies haben wir die Belege, welche sich aus den Gesprächen mit den Reliquien ergeben. Lander sagt: „In der privaten Fetischhütte „des Königs Adolée in Badagry wird der Schädel des Vaters dieses „Monarchen in einem Thongefässe aufbewahrt, welches in die Erde „eingesenkt ist." Er „macht demselben sanfte Vorwürfe, wenn „seine Erfolge zufällig nicht seinen Erwartungen entsprechen".

In ähnlicher Weise beschreibt uns CATLIN, wie die Mandanen die Schädel ihrer Todten in einem Kreise herum stellen. Jedes Weib kennt den Schädel ihres früheren Mannes oder ihres Kindes, — „und selten vergeht ein Tag, dass sie denselben nicht besuchte, „mit einer Schüssel der bestgekochten Speise . . . . Es mag kaum „eine Stunde an einem schönen Tage geben, wo man nicht mehr „oder weniger von diesen Weibern bei dem Schädel ihres Kindes „oder ihres Gemahls sitzen oder liegen sehen kann; sie sprechen „mit demselben in den freundlichsten und zärtlichsten Ausdrücken, „die sie nur finden können (wie sie es in früheren Tagen zu thun „gewohnt waren), und fast scheint es, als ob sie eine Antwort „zurückerhielten."

So führt denn also die Versöhnung des soeben erst gestorbenen Menschen zur Versöhnung eines aufbewahrten Körpers oder eines aufbewahrten Theiles desselben, und den Geist denkt man sich in einem Theile sowohl als im Ganzen gegenwärtig.

§. 155.

Wäre uns die Aufgabe gestellt, uns einen Übergang von der Verehrung des aufbewahrten Leichnams oder eines aufbewahrten Theiles desselben zu der Bilder-Verehrung auszudenken, so möchte das wahrscheinlich unmöglich fallen; allein Übergänge von solcher Art, wie sie sich die Einbildungskraft kaum auszumalen vermag, kommen thatsächlich vor.

Das verehrte Object ist manchmal eine Figur des Gestorbenen, die theilweise aus seinen Überbleibseln und theilweise aus anderen Gegenständen zusammengesetzt worden ist. So erzählt LANDA, dass die Yucatanesen den „alten Herren von Cocom die Köpfe abschnitten, „wenn sie starben, und dieselben, als ob sie sie kochen wollten, „vom Fleische reinigten. Dann sägten sie die Hälfte des Schädel-„daches ab, indem sie den vordern Theil mit den Kinnbacken und „den Zähnen verbunden liessen, und zu diesen halben Schädeln „fügten sie dann mit Hülfe eines gewissen Cements hinzu, was an „Fleisch daran fehlte, und machten dieselben so vollkommen als „irgend möglich denjenigen ähnlich, denen sie angehörten, und so „bewahrten sie dieselben auf mit den Statuen und mit den Aschen-„krügen. Alle wurden in den Sprechzimmern ihrer Häuser neben „ihren Götterbildern aufbewahrt und genossen grosse Verehrung

„und beständige sorgfältige Pflege. Bei allen ihren Festlichkeiten „boten sie ihnen Speise dar“. . . . . In anderen Fällen „machten „sie für ihre Väter hölzerne Statuen“, liessen „den Hinterkopf hohl“, legten in denselben die Asche des verbrannten Körpers und befestigten darüber „die vom Leichname genommene Haut des Hinterkopfes.“

Die Mexicaner hatten eine etwas verschiedene Methode, einen Theil der Masse des Gestorbenen mit einem Abbilde desselben zu vereinigen. Wenn ein todter Häuptling verbrannt worden war, erzählt Camargo, so „sammelten sie sorgfältig seine Asche, und nach„dem sie dieselbe mit Menschenblut durchgeknetet hatten, formten „sie aus derselben ein Bildniss des Verstorbenen, welches zum An„denken an ihn aufbewahrt wurde“. Und gleichfalls von Camargo erfahren wir ferner noch, dass solche Bildnisse der Verstorbenen angebetet wurden.

Es kommt auch eine den Übergang vermittelnde Combination von theilweise etwas anderer Art vor: manchmal nämlich wird die Asche in einem der Menschengestalt ähnlichen Thongefässe aufbewahrt. Von den Yucatanesen versichert uns der oben schon erwähnte Schriftsteller, dass — „die Leichname der Häuptlinge und „der Männer von höherer Stellung verbrannt wurden; die Asche „wurde in grosse Urnen gebracht und über denselben Tempel er„richtet. . . . . Handelte es sich aber um sehr grosse Herren, so „wurde die Asche in hohle thönerne Statuen eingeschlossen“. Und in noch andern Fällen verbindet sich eine Verehrung der Reliquien mit einer solchen den Todten darstellenden Figur nicht vermittelst der Einschliessung, sondern einfach durch Nebeneinanderstellung. So pflegten die Mexicaner nach Gomara's Zeugniss „den Schrein „(in welchem etwas vom Haar und die Zähne des verstorbenen „Königs enthalten waren) zu verschliessen und über demselben eine „hölzerne Figur aufzustellen, welche dem Todten ähnlich gestaltet „und verziert war“. Dann „machten sie grosse Opfer und stellten „dieselben dahin, wo er verbrannt worden war, und vor den Schrein „und seine Figur.“

Zum Schlusse mag noch die Sitte der Ägypter erwähnt werden, welche, wie uns ihre Fresken noch zeigen, oft die Mumie verehrten, ohne dass dieselbe dem Anblicke ausgesetzt wurde; sie blieb vielmehr in einem Gehäuse eingeschlossen, das in solcher Weise gestaltet und bemalt war, dass es ungefähr den todten Menschen darstellte.

§. 156.

Von diesen Beispielen des Übergangs können wir uns nun zu solchen wenden, in welchen die bei den Begräbnissen üblichen Versöhnungsgebräuche vor einem an die Stelle des Todten gesetzten Bildnisse vorgenommen werden.

Die Mexicaner übten die Verbrennung der Leichen, und wenn in der Schlacht gefallene Männer vermisst wurden, so machten sie Figuren von denselben und verbrannten diese, nachdem sie ihnen die gebührende Ehre erwiesen, und vergruben die Asche. Hier nur zwei Auszüge aus CLAVIGERO und TORQUEMADA:

— „Wenn irgend einer der Kaufleute auf seiner Reise starb . . . „so formten seine Verwandten . . . . eine unvollkommene hölzerne „Statue zurecht, welche den Todten darstellen sollte, und erwiesen „sodann dieser alle die Begräbnissehren, welche sie dem wirklichen „todten Körper erwiesen haben würden."

„Wenn irgend Jemand durch Ertrinken oder auf eine andere „Weise umkam, welche die Verbrennung und das erforderliche Be„gräbniss ausschloss, so machten sie ein ihm gleichendes Bildniss „und stellten dasselbe auf den Altar ihrer Götzenbilder nebst einem „grossen Opfer von Wein und Brod."

In Africa kommen ähnliche Gebräuche vor. Während man mit der Einbalsamirung eines verstorbenen Königs von Congo beschäftigt ist, erzählt BASTIAN, wird ein hölzernes Bild in den Palast gesetzt, welches ihn darstellen soll, und demselben täglich Speise und Getränke gereicht. PARKYNS berichtet uns, dass unter den Abyssiniern die Trauer erst am dritten Tage eintritt; da aber der Gestorbene an dem Tage seines Todes gleich begraben worden ist, so nimmt ein Abbild seines Körpers an seiner Stelle die Verehrungen entgegen. Von manchen Bewohnern der Papua-Inseln berichtet EARL, dass, wenn das Grab mit Erde gefüllt ist, sie sich um ein Bildniss herum versammeln und demselben von ihren Vorräthen darbieten. Hinsichtlich mancher Javaner erfahren wir von RAFFLES, dass nach einem Todesfalle ein Festmahl gehalten wird, bei welchem eine menschenähnliche Figur, rings am ganzen Körper von den Kleidern des Verstorbenen umgeben, eine wichtige Rolle spielt.

Diese Sitten erscheinen uns sehr sonderbar; allein fast noch sonderbarer ist es, dass wir so rasch die ähnlichen Gebräuche civilisirter Nationen vergessen haben. In MONSTRELET's „Chronicles"

im ersten Buche wird das Begräbniss Carl's VI. von Frankreich folgendermaassen beschrieben:

— „Über dem Sarge befand sich ein Bildniss des gestorbenen „Königs, das eine reiche Krone von Gold und Diamanten trug und „zwei Schilde hielt, einen von Gold und einen von Silber. Die „Hände hatten weisse Handschuhe an und die Finger waren mit „sehr kostbaren Ringen geschmückt. Dieses Bildniss war mit einem „golddurchwirkten Gewande bekleidet", u. s. w. . . . . „In diesem „Zustande wurde er in feierlichem Zuge nach der Kirche von Notre „Dame getragen."

Dieser Gebrauch wurde auch bei Todesfällen von Prinzen beobachtet. Mme. DE MOTTEVILLE sagt, wo sie vom Vater des grossen Condé spricht: — „Das Bildniss dieses Prinzen wurde drei Tage „lang verehrt (servit), wie es Sitte war"; ursprünglich aber waren vierzig Tage die Zeit gewesen, während welcher man einem solchen Bildnisse zu den gewöhnlichen Stunden Speise darzureichen pflegte. MONSTRELET beschreibt ein ähnliches Bildniss, welches beim Begräbnisse Heinrich's V. von England verwendet wurde, und die Bilder zahlreicher englischer Monarchen, die in gleicher Weise bei ihren Begräbnissen verehrt wurden, sind noch heutzutage in der Westminsterabtei aufbewahrt; die älteren freilich sind in Stücke zerfallen.

Angesichts solcher gegenwärtiger Mahnungen dürfte es vielleicht für uns keine Schwierigkeiten haben, die primitiven Ideen hinsichtlich solcher Darstellungen zu verstehen. Wenn wir lesen, dass die Völker der Negerküste in manchen Bezirken „gewisse irdene „Bildnisse auf die Gräber stellen"; dass die Araucanier über einem Grabe einen aufrechten Holzblock errichten, „der in roher Weise „zurechtgeschnitzt wurde, um eine menschliche Gestalt darzustellen"; dass nach dem Tode von neuseeländischen Häuptlingen hölzerne Bildnisse von 20 bis 40 Fuss Höhe als Denkmäler aufgerichtet wurden, so können wir unmöglich unsere Augen der Thatsache verschliessen, dass das Abbild des todten Menschen der Anfang zu einem Götzenbilde ist. Wäre noch irgend ein Zweifel darin möglich, so müsste derselbe vollends verschwinden, wenn wir sehen, dass diese Figur andauernde Verehrung empfängt. J. D'ACOSTA erzählt uns von den Peruanern, dass — „jeder König zu seinen Lebzeiten . . . . . eine „steinerne Figur besass, welche ihn selbst darstellte und welche er „Guanquí (huanque), d. h. Bruder nannte. Diese Figur musste

„gleich dem Ynca selbst verehrt werden, zu seinen Lebzeiten sowohl „wie nach seinem Tode“. Ebenso nach ANDAGOYA's Bericht: „Wenn „ein Häuptling starb, so blieben sein Haus und seine Weiber und „Sclaven ganz wie zu seinen Lebzeiten und eine Statue von Gold „wurde dem Häuptlinge ähnlich gemacht und bedient, als ob er „noch am Leben wäre; und bestimmte Dörfer wurden bezeichnet, „welche ihn mit Kleidern und allen übrigen Lebensbedürfnissen zu „versorgen hatten“. In ähnlicher Weise bezeugt auch COGOLLUDO, dass die Yucatanesen „das Abbild eines Mannes verehrten, von dem „sie behaupteten, er sei einer ihrer grossen Häuptlinge gewesen.“

§. 157.

Um noch besser die Gefühle verstehen zu können, mit denen ein Wilder eine solche einen andern Menschen wiedergebende Figur anblickt, wollen wir uns der ähnlichen Gefühle erinnern, welche unter uns durch dergleichen Darstellungen hervorgerufen werden.

Wenn ein Liebhaber das verkleinerte Abbild seiner Geliebten küsst, so wird er offenbar durch eine bestimmte Gedankenverbindung zwischen der Erscheinung und der Wirklichkeit beeinflusst. Noch sonderbarer wirken derartige Associationen in manchen andern Fällen. Eine mir bekannte junge Dame behauptete, dass sie es nicht ertragen könne, in einem Zimmer zu schlafen, an dessen Wänden Porträts hingen, und für ein solches Widerstreben finden sich auch anderwärts zahlreiche Beispiele. In dergleichen Fällen genügt das Bewusstsein, dass diese Porträts doch nur aus Malerfarbe und Leinwand bestehen, keineswegs, um die Vermuthung von irgend etwas Dahintersteckendem zu vertreiben. Die genaue Darstellung erregt die Gedanken an eine lebendige Persönlichkeit so lebhaft, dass diese letztere nicht aus dem Bewusstsein zu verbannen ist.

Denken wir uns nun jede Cultur fort — denken wir uns, es fehlten noch all' die Ideen von Eigenschaften, Gesetzen, Ursachen — es sei noch kein Unterschied zwischen natürlich und unnatürlich, zwischen möglich und unmöglich gemacht. Dann wird dieses durch Association hervorgerufene Bewusstsein von der Gegenwart eines Lebenden fortdauern. Da gar kein Widerspruch mit feststehenden Kenntnissen sich erhebt, so wird die Vermuthung unbehindert zum festen Glauben.

In §. 133 wurde beiläufig auf die Glaubensansichten aufmerk-

sam gemacht, welche in solcher Weise bei Wilden hervorgerufen werden. Hier will ich nur noch einige fernere Beispiele davon anführen. KANE versichert, dass die Chinooks ein Porträt für ein übernatürliches Ding halten und dasselbe mit gleicher Feierlichkeit ansehen wie einen todten Menschen. Nach BANCROFT haben die Okanagans „denselben Widerwillen, der schon an der Küste zu „bemerken war", gegen die Aufnahme ihrer Porträts. Wir erfahren von CATLIN, dass die Mandanen glaubten, das in ein Gemälde hineingebrachte Leben sei nichts Anderes als ein Theil des dem Original entnommenen Lebens. An einer andern Stelle erzählt er: „Sie nannten mich den grössten Medicinmann der Welt, denn sie „sagten, ich hätte lebende Wesen gemacht; — sie sagten, sie „könnten ihre Häuptlinge an zwei Orten lebendig sehen: — die„jenigen, welche ich gemacht, seien ein wenig lebendig — sie „könnten dieselben ihre Augen bewegen sehen".

Allein auch in weiter vorgeschrittenen Racen fehlt es nicht an ähnlichen Thatsachen. Was die Malagassen betrifft, so bezeugt ELLIS, dass Freunde des Fürsten, als sie eine Photographie desselben erblickten, ihre Hüte vor derselben abnahmen und sie mit Worten begrüssten.

Was nun aber von einer gemalten Darstellung gilt, das gilt ebenso von einer geschnitzten oder geformten Wiedergabe, ja es gilt von solchen natürlich in noch erhöhtem Maasse, indem ja die geschnitzte Darstellung aus fester Masse besteht und dadurch sich der Wirklichkeit noch mehr annähert. Wo das Bildniss überdies bemalt und mit eingesetzten Augen versehen ist, da wird jene Auffassung, dass es am Leben der nachgeahmten Person Theil habe, in dem unkritischen Geiste des Wilden erst recht fest begründet. Jeder, der sich des Schreckens eines Kindes erinnert, wenn dasselbe einen Erwachsenen mit einer grimmigen Maske vor dem Gesicht erblickt, selbst wenn die Maske demselben vorher besonders gezeigt wurde, wird sich das Grauen vorstellen können, welches ein rohes Abbild in dem primitiven Geiste erregen muss. Das ausgehauene Bildniss des todten Menschen erweckt den Gedanken an den wirklichen todten Menschen, was denn allmälig zur Überzeugung führt, dass derselbe leibhaftig zugegen sei.

§. 158.

Und warum sollte dies auch nicht geschehen? Wenn das andere Ich den lebenden Körper verlassen und wieder in ihn zurückkehren kann — wenn der Geist zurückzukommen und von Neuem den bereits todten Körper zu beleben vermag — wenn der einbalsamirte Peruaner in dem Augenblicke, wo er durch sein herumwanderndes Doppelwesen wieder erweckt werden soll, seiner sorgfältig aufbewahrten Haare und Nägel bedarf, — wenn man erwarten konnte, die Seele des Ägypters werde nach ihren Herumwanderungen, welche etliche tausend Jahre in Anspruch nahmen, sich wieder in ihre Mumie versenken, — warum sollte ein Geist nicht auch in ein Bildniss hineingehen können? Ein lebender Körper unterscheidet sich schliesslich noch viel mehr von der Beschaffenheit einer Mumie als eine Mumie von einem hölzernen Bildnisse.

Dass aber die Wilden sich ein solches Bildniss wirklich bewohnt denken, dafür besitzen wir zahlreiche Beweise. LANDER erzählt in seiner Beschreibung des Yoruba-Landes, dass eine Mutter lange Zeit ein hölzernes Bildniss ihres gestorbenen Kindes herumtrage und, wenn sie esse, einen Theil ihrer Speise an dessen Lippen bringe. Die Samojeden pflegen nach BASTIAN's Bericht „die hölzernen „Bildnisse ihrer Todten zu füttern". Die Anverwandten eines Ostjaken — „machen eine rohe hölzerne Figur, welche den Todten „darstellt und zu seiner Ehre bestimmt ist. Dieselbe wird dann „in der Jurte aufgestellt und empfängt göttliche Ehrenbezeugungen „eine längere oder kürzere Zeit hindurch, wie es der Priester be„stimmt. . . . . Bei jeder Mahlzeit stellen sie ein Speisopfer vor das „Bildniss und sofern dasselbe einen gestorbenen Gatten darstellt, „so umarmt die Wittwe dasselbe von Zeit zu Zeit. . . . . Diese Art „der Verehrung eines Todten dauert ungefähr drei Jahre lang, und „nach Ablauf dieser Zeit wird das Bildniss verbrannt".

ERMAN, welcher uns dies erzählt, fügt die bedeutsame Thatsache hinzu, dass die Nachkömmlinge verstorbener Priester die Bildnisse ihrer Vorfahren von Generation zu Generation aufbewahren, — „und durch wohlberechnete Orakel und andere Künste bringen „sie es dahin, sich für diese ihre Familien-Penaten ebenso reich„liche Opfer zu verschaffen wie diejenigen, welche auf den Altären „der allgemein anerkannten Götter niedergelegt werden. Allein „dass diese letzteren ebenfalls einen historischen Ursprung haben,

„dass sie ursprünglich Monumente von ausgezeichneten Männern „waren, denen blos die Vorschriften und das Interesse der Scha- „manen allmälig eine willkürliche Bedeutung und Wichtigkeit bei- „legten, scheint mir gar keinem Zweifel zu unterliegen".

Diese Ostjaken zeigen uns also in der That in nicht miss-zuverstehender Weise, wie Verehrung des Bildnisses des todten Menschen in Verehrung eines göttlichen Bildes übergeht: — denn beide sind geradezu identisch. Bei jeder Mahlzeit stellen sie die Schüsseln vor den Hausgott und warten nun (d. h. sie fasten), bis „das Götzenbild, welches unsichtbar ist, genug bekommen hat." Überdies erfahren wir durch BASTIAN, dass, wenn ein Samojede eine Reise antritt, „seine Verwandten ein Abbild von ihm nach der „Richtung hinstellen, nach welcher er gegangen ist, damit dasselbe „nach ihm ausschauen möge". Wie unter weiter vorgeschrittenen Völkern dieser Gegend die Idee noch fortbesteht, dass das Bildniss des Gottes, welches ja, wie wir gesehen haben, aus dem Abbilde eines todten Menschen hervorgegangen ist, die Wohnstätte eines bewussten Wesens sei, ergiebt sich aus der folgenden Darstellung von ERMAN hinsichtlich der Russen von Irkutsk:

— „Welche Vertraulichkeiten auch sonst im Verkehre der beiden „Geschlechter mit einander gestattet sein mögen, so ist der einzige „Scrupel, durch welchen die jungen Frauen unfehlbar in Schranken „gehalten werden, eine abergläubische Furcht, dass sie in Gegen- „wart der heiligen Bilder nicht mit ihren Geliebten allein seien. „Die vermeintlichen Schwierigkeiten dieser Art jedoch werden häufig „dadurch vermieden, dass man diese stummen Zeugen hinter einen „Vorhang stellt."

Ähnliche Ansichten treten uns bei anderen Racen entgegen, welche mit den genannten keineswegs verwandt sind. Von den Sandwich-Insulanern erzählt uns ELLIS, dass nach einem Todesfalle in einer Familie die Überlebenden „ein Bildniss verehren, mit dem „sie sich den Geist in irgend einer Weise verbunden denken", und ferner, dass man „allgemein glaubt, Oro, das grosse nationale „Götterbild, gebe den Priestern Antworten". Hinsichtlich der Yucatanesen sagt FANCOURT, indem er COGOLLUDO citirt: — „wenn die „Itzaex irgend eine tapfere That verrichtet hatten, so pflegten ihre „Götzenbilder, an welche sie Fragen stellten, ihnen zu antworten"; und indem er auf VILLAGUTIERRE verweist, beschreibt er, wie ein Götzenbild geprügelt wurde, von dem man behauptete, es hätte die

Ankunft der Spanier vorausgesagt, aber es habe sie hinsichtlich des Ausganges betrogen. Noch schlagender zeigt sich dieser Sinn der Thatsachen in der Legende der Quiché. Ich gebe hier einen Auszug aus BANCROFT:

— „Und sie verehrten die Götter, welche zu Steinen geworden „waren, Tohil, Avilix und Hacavitz, und sie boten denselben das „Blut von Thieren und von Vögeln an und durchbohrten ihre „eigenen Ohren und ihre Schultern zu Ehren dieser Götter und „sammelten das Blut mit einem Schwamme und drückten denselben „in die vor ihnen stehenden Schalen aus. . . . . Und diese drei „Götter, versteinert, wie man uns erzählt hat, konnten nichts- „destoweniger eine bewegliche Gestalt annehmen, wenn es ihnen „gefiel, was sie in der That oft zu thun pflegten."

Allein nicht nur bei niedrig stehenden Racen kann man Vorstellungen dieser Art antreffen. In seiner „Histoire des Musulmans „d'Espagne" sagt DOZY, wo er die Ideen und Gebräuche der bilderverehrenden Araber beschreibt:

— „Als Amrolcais sich aufmachte, um den Tod seines Vaters „an den Beni-Asad zu rächen, hielt er am Tempel des Götterbildes „Dhou-'l-Kholosa still, um mit ihm eine Besprechung zu halten „vermittelst der drei Pfeile mit Namen Befehl, Verhinderung, „Erwartung. Als er Verhinderung gezogen hatte, begann er aber- „mals zu ziehen. Aber dreimal zog er Verhinderung. In Folge „dessen zerbrach er die Pfeile und indem er sie dem Götzenbilde „ins Angesicht warf, rief er aus: ‚Du Bösewicht, wenn der ge- „‚tödtete Mann Dein Vater gewesen wäre, Du würdest mir wahr- „‚lich nicht verbieten, ihn zu rächen.'"

Von ähnlichen Glaubensansichten aus der classischen Zeit finden wir ein Beispiel in den Erzählungen, welche sich auf den sogenannten singenden Memnon beziehen. Unter den Inschriften, welche von Besuchern an seinem Fussgestelle angebracht worden sind, führe ich hier nur eine mit GEMELLUS unterzeichnete an: „Einstens hatte der Sohn von Saturn, der grosse Jupiter, Dich „zum Beherrscher des Ostens gemacht, nun bist Du blos ein Stein „und aus einem Steine nur kommt Deine Stimme hervor." Ganz Ähnliches gilt aber auch vom Glauben der christlichen Schriftsteller, wie er sich in den Wunderthaten ausspricht, welche in den apokryphischen Schriften gewissen Aposteln zugeschrieben werden. „Als der Apostel Bartholomäus nach Indien kam, trat er in einen

„Tempel ein, in welchem das Bild Astaroth aufgestellt war. . . . .
„Auf Wunsch des Königs willigt er ein, den Dämon auszutreiben,
„und am nächsten Tage lässt er sich in ein Gespräch mit dem-
„selben ein. . . . . Dann gebietet ihm der Apostel: ‚Wenn Du nicht
„‚wünschest, in den Abgrund gestürzt zu werden, so komm heraus
„‚aus dem Bildniss und zerschlage dasselbe und gehe von dannen
„‚in die Wüste'" (siehe ST. BARTHOLOMÄUS, Cap. 1—6).

Die Beweise hiefür sind also sehr zahlreich und vollständig genügend. Unfähig, die blosse Erscheinung von der Wirklichkeit zu sondern, denkt sich der Wilde das Bildniss des todten Menschen von seinem Geiste bewohnt und sucht es dem entsprechend zu versöhnen; und indem sich das Bildniss des todten Menschen allmälig zum Bilde des Gottes entwickelt, werden die Opfer für dasselbe auf Grund eines ähnlichen Glaubens an einen geistigen Bewohner desselben dargebracht.

§. 159.

Welcher Grad der Ähnlichkeit mit einem menschlichen Wesen genügt denn wohl, um das Vorhandensein einer menschlichen Seele vermuthen zu lassen? Die Abbilder, welche sich die Wilden herstellen, sind zumeist sehr roher Art. Der geschnitzte Pfosten, den er auf ein Grab steckt, oder das kleine Steinbild, das er um seinen Nacken hängt an Stelle einer wirklichen Reliquie von einem Verwandten, ähnelt blos in sehr entfernter Weise einem menschlichen Wesen und gleicht nicht im mindesten dem Individuum, zu dessen Andenken es bestimmt ist. Gleichwohl aber genügt es. Und berücksichtigen wir, wie leicht der primitive Geist, durch keine skeptischen Zweifel beunruhigt, die leiseste Andeutung aufnimmt, so dürften wir sogar erwarten, dass eine noch geringere Ähnlichkeit genügen würde. Ein abgestorbener Baum, der seine stehen gebliebenen Äste auf sonderbare Art von sich streckt, oder ein Fels, dessen Profil gegen den Himmel gesehen an ein menschliches Antlitz erinnert, wird die Vorstellung von einem darin wohnenden menschlichen Wesen erwecken. Es sei jedoch blos nebenbei darauf hingewiesen, dass solche zufällige Ähnlichkeiten mit dazu beitragen, die Ansicht von überall wohnenden Geistern auf die verschiedensten Gegenstände auszudehnen, und wir wollen uns nun zur Betrachtung der wirksameren Ursachen des Fetisch-Glaubens wenden.

In §. 54 sahen wir, wie die Entdeckung von in Felsen eingebetteten Pflanzen und Thieren den Geist darauf vorbereitet, eine Beseelung auch in gewissen unbeseelten Dingen zu vermuthen. Hier liegt eine versteinerte Schale, dort finden sich die Überbleibsel eines Fisches in Stein verwandelt. Wenn, wie es z. B. ein verkieselter Baum zeigt, das Holz mit Erhaltung seiner gesammten faserigen Beschaffenheit zu Feuerstein werden kann, sollte dann nicht auch ein Mensch sich in diese dichte Substanz verwandeln können? Und wenn in den trocknen harten Körper einer Mumie die ihr zugehörige Seele einzudringen vermag, — wenn dasselbe mit einem hölzernen Abbilde geschehen kann, sollten nicht Seelen auch in versteinerten Massen vorhanden sein, welche den Körpertheilen eines Menschen ähnlich sehen? Man betrachte nur diese Knochen, welche aus der Erde ausgegraben worden sind, — schwer, steinig, aber in Gestalt hinlänglich dem menschlichen Knochen ähnlich, um den Wilden zu täuschen, wie ja in der That solche Knochen auch in späteren Zeiten ganz regelmässig die civilisirten Völker getäuscht und zu Sagen von riesenhaften Racen Veranlassung gegeben haben. Was soll man von solchen denken? Sind sie nicht wie andere menschliche Überreste der Wohnort jener Doppelwesen, zu denen sie einstens gehörten? Werden sie nicht eines Tages wieder belebt werden?

Mag dies übrigens die erste Veranlassung zur Verehrung von Steinen gewesen sein oder nicht, so ist diese Verehrung sicherlich in vielen Fällen von dem Glauben begleitet, dass jene einstens Menschen waren und dass sie schliesslich wieder als Menschen erwachen werden. Ich habe bereits aus PIEDRAHITA die Thatsache citirt, dass „die Laches jeden Stein als einen Gott verehrten, indem „sie sagten, dieselben seien alle Menschen gewesen“. ARRIAGA sagt, die Peruaner „verehrten gewisse Höhen und Berggipfel und sehr „grosse Steine . . . und behaupteten, sie seien einst Menschen ge„wesen“. AVENDANNO argumentirte mit ihnen folgendermaassen:

„Eure weisen Männer sagen, dass vor alten Zeiten in Purmu„pacha Menschen waren, und jetzt sehen wir mit unseren eigenen „Augen, dass sie Steine oder Hügel oder Felsen oder Inseln des „Meeres sind. . . . . Wenn diese Huacas ursprünglich Menschen „waren und einen Vater und eine Mutter hatten wie wir selbst, „und wenn sie dann Contiviracocha in Stein verwandelt hat, so „sind sie doch jetzt werthlos“.

Solche Steine werden dann in dieselbe Beziehung zu den sie bewohnenden Geistern gesetzt wie die Mumien: Beweis dafür die Mittheilung von ARRIAGA, dass der Marcayoc, welcher als der Schutzgeist des Dorfes verehrt wird, „manchmal ein Stein und manchmal „eine Mumie ist.“ Sie bekommen auch dieselbe Beziehung zu den Geistern, wie sie für Götzenbilder gilt: Beweis dafür die Darstellung von MONTESINOS, dass „der Ynca Rocca (ein gewisses „Götzenbild) vom Berge herabstürzen liess. . . . . Sie sagen nun, „dass ein Papagai aus demselben herausgeflogen und in einen andern „Stein hineingegangen sei, welcher noch im Thale gezeigt wird. „Die Indianer haben diesen seit jener Zeit hoch geehrt und beten „ihn heute noch an“. Und derselbe Glaube wird ganz bestimmt ausgedrückt in MOLINA's Erzählung von einer gewissen Reaction gegen den alten Glauben im Jahre 1560, als eingeborne Priester von den Geistern der Vorfahren oder den Huacas behaupteten, sie seien auf alle diejenigen wüthend, welche getauft worden seien, und versicherten, „die Zeiten der Yncas würden wieder hergestellt „werden und die Huacas würden nicht in die Steine oder Quellen „eingehen, um zu sprechen, sondern würden sich in Menschen ver„körpern, welche sie zu sprechen veranlassen würden“. Ebenso berichtet uns WINTERBOTTOM von den Völkern der Negerküste, dass in manchen Städten, wenn eine Person starb, ein Stein nach einem gewissen hiefür bestimmten Hause getragen werde, und unter den Bulloms „bringen die Frauen gelegentlich Opfer und Gaben von „Reis vor den Steinen dar, welche zum Andenken an die Todten „aufbewahrt werden. Ja sie werfen sich vor denselben nieder“. Wenn solche Thatsachen auch vielleicht nicht unmittelbar auf dem Glauben beruhen, dass der todte Mensch in einen Stein verwandelt worden sei, so doch gewiss auf dem Glauben, dass dieser Geist in demselben gegenwärtig sei.

Dieses letzte Beispiel führt uns auf einen andern Weg über, auf welchem es zu fetischistischen Vorstellungen kommen kann. Bereits haben uns die Gebräuche der Zauberer mit dem primitiven Glauben bekannt gemacht, dass das Wesen jedes Menschen nicht allein allen Theilen seines Körpers, sondern auch seiner Kleidung und den von ihm gebrauchten Dingen anhänge. Wahrscheinlich hat der Versuch, sich den Geruch zu erklären, zu diesem Glauben Veranlassung gegeben. Wenn der Athem geradezu der Geist oder das andere Ich ist, sollte da nicht auch diese unsichtbare Aus-

strömung, welche die Kleidung eines Menschen durchdringt und vermöge deren seine Spur verfolgt werden kann, auch ein Theil seines anderen Ichs sein? Mannigfache Ableitungen weisen uns auf diese Gedanken-Verknüpfung hin. Perfume (Wohlgeruch) und Fume (Rauch, Dunst) sind beide von einem Worte abgeleitet, was gewöhnlich Rauch oder Dampf bezeichnet, und werden also in Relation mit dem sichtbaren Dampfe des Athems gebraucht. Exhalation (Ausdünstung) ist dasjenige, was ausgeathmet wird. Im Lateinischen war das Wort nidor gleichmässig auf Dampf und auf Geruch anwendbar und das deutsche Wort Duft, gewöhnlich auf einen zarten Geruch angewendet, bedeutet ursprünglich Dampf. Gerade wie wir jetzt vom „Athem der Blumen“ sprechen und damit ihren Wohlgeruch meinen, so pflegten in der ursprünglichen Sprache die Menschen den Geruch mit der ausgeathmeten Luft zu vergleichen, — die letztere aber wurde der Seele gleichgesetzt. Sind wir nicht in der That selbst dazu gekommen, das Wort Geist, das in ähnlicher Weise mit Athem in Verbindung steht, für den riechenden Dampf zu gebrauchen, welcher von irgend einem Dinge abdestillirt? und musste deshalb nicht auch der Wilde naturgemäss zu der Ansicht kommen, als wäre der Geist in dasjenige eingedrungen, an dem der Geruch festhaftet? Dem mag jedoch sein wie ihm wolle, wir finden jedenfalls deutliche Beweise dafür, dass er sich nicht Kleidungen allein, sondern sogar Steine von dieser unsichtbaren Ausströmung durchdrungen denkt, die entweder als Athem oder als Geruch existirte. Nach Ximenez' Bericht war „das Erste, was sie nach „dem Tode eines Herrschers in Vera Paz zu thun pflegten, dass „sie einen kostbaren Stein in seinen Mund legten. Andere sagten, „sie thaten dies nicht erst nach seinem Tode, sondern in seinen „letzten Augenblicken. Der Zweck dieser Handlung war, dass der „Stein seine Seele aufnehmen möge“. Eine verwandte Ansicht ergiebt sich aus einer Sitte der Mexicaner, welche neben den Überresten eines Menschen „einen Edelstein von grösserem oder geringerem Werthe niederlegen, indem sie sagen, derselbe würde ihm in „der anderen Welt an Stelle eines Herzens dienen“: — in der That sind ja Herz und Seele bei manchen dieser americanischen Völker mit einander zu vertauschende Ausdrücke. Unter einer andern Form begegnet uns dieselbe Idee bei den Neuseeländern. Herr White, welcher in seinem Werke „Te Raou“ manche der abergläubischen Vorstellungen auf Neuseeland wiedergegeben hat, erzählt uns eine

Unterredung in Betreff der Geister der Todten, in welcher er einen alten Mann Folgendes sprechen lässt: — „Sind nicht alle Dinge „die Nachkommenschaft der Götter? Ist nicht der Kumara der „Gott, der sich vor Furcht verbarg? Pflegt ihr nicht den Kumara „zu essen? Sind nicht Fische ein anderer Gott, welcher in das Wasser „ging? Esst ihr nicht die Fische? Sind nicht auch die Vögel „Götter? Waren die Götter nicht Geister (d. h. Seelen von Menschen)? „Nun denn, warum seid ihr nicht in Schrecken vor den Dingen, „welche ihr esst? Alles, was gekocht wird, sendet seinen Geist „in die Steine hinein, auf denen es gekocht wird. Warum essen „denn nun alte Leute aus einem Hangi und von den Steinen, welche „den Geist der Speise enthalten, die auf ihnen gekocht worden ist?“

Der ursprüngliche Glaube ist also der, dass ein Geist, ebenso wie er in einen todten Körper oder eine Mumie oder ein Bild desselben eintreten kann, so auch in einen formlosen Stein einzudringen vermöge. Alle Erfahrungen laufen darauf hinaus, dass die Anbetung von unbelebten Objecten, welche demgemäss für von Geistern besessen gelten, in Wirklichkeit Anbetung der innewohnenden Geister bedeutet und dass die solchen Gegenständen zugeschriebenen Kräfte die Kräfte sind, welche solchen Geistern beigemessen zu werden pflegen.

§. 160.

Natürlich entwickelt sich diese Auffassung, wenn sie einmal festen Fuss gefasst hat, nach allen Richtungen weiter. Für jedes merkwürdige Vorkommniss ergiebt sich eine willkommene Erklärung. Wenn sich die Geister mit der Zeit anhäufen und so die ihnen früher zukommende Einzel-Individualität verlieren, so dass sie nur noch als eine Menge von unsichtbaren Wesen gedacht werden — wenn hier die Vorstellung herrscht, dass die Einwohner des Hauses überall mit ihnen zusammenstossen, dort, dass sie in den Schlupfwinkeln der Wälder herumschwärmen, anderswo wieder für so zahlreich gelten, dass Nichts bei Seite geworfen werden könnte, ohne befürchten zu müssen, einen zu treffen, — so kommt es unvermeidlich dazu, dass sie, weil sie ja überall sofort zur Hand sind, auch zur vermeintlichen Ursache aller unbekannten Dinge werden. Beispiele hiefür liefert uns jede Race.

In Africa betrachten die Bulloms „Alles, was ihnen sonderbar „oder ungewöhnlich vorkommt“, mit grosser Ehrfurcht, da es

Geisterthätigkeit andeutet. Bei den Congo-Völkern werden unbekannte Muschelschalen „Gottes Kinder“ genannt und die Neger in Nuffi (am Niger) waren über die Grösse eines europäischen Schiffes so erstaunt, dass sie dasselbe anbeteten. Das Gleiche gilt in Polynesien. Ellis erzählt uns, dass ein von Cook oder von seinen Gefährten zurückgelassener Schlitten von den Eingebornen angebetet wurde. Ein Cocosnussbaum auf den Fidschi-Inseln, welcher sich in zwei Äste theilte, „wurde in Folge dessen mit grosser Ehrfurcht „betrachtet“. Ähnliches findet sich auch in America. Schoolcraft sagt: „Übernatürliche Eigenschaften werden jedem Dinge zuge„schrieben, was ein Dakotah nicht verstehen kann“; und bei den Mandanen werden alle ungewöhnlichen Dinge für übernatürlich gehalten. Von den Tschippewähs erzählt uns Buchanan, dass sie, wenn sie irgend etwas nicht verstehen können, sofort mit dem Worte bei der Hand sind: „Es ist ein Geist“; und dieselbe Auffassung herrschte auch unter den Peruanern, welche nach J. d'Acosta's Bericht „Alles in der Natur verehrten, was ihnen bemerkenswerth „und von anderen Dingen verschieden vorkam, indem sie in dem„selben irgend eine besondere Gottheit zu erkennen glaubten.“

Das Ungewöhnliche also, was einen beliebigen Gegenstand zum Fetisch macht, ist immer auch dasjenige in ihm, was auf einen innewohnenden Geist hinzudeuten scheint: — auf ein Agens nämlich, ohne welches die Abweichung vom Gewöhnlichen nicht erklärbar wäre. Es herrscht keineswegs die Neigung, willkürlich einem Dinge Dualität seines Wesens zuzuschreiben, sondern nur, wenn sich eine seltsame Erscheinung oder Bewegung oder ein Laut oder eine Veränderung in einem Dinge zeigt, entsteht die Idee von einem dasselbe bewohnenden Geiste. Simon erzählt uns denn auch von den Chibchas, dass viele ihre Anbetung „vor Seen, Bächen, Felsen, „Hügeln und andern Stellen von auffallendem oder ungewöhnlichem „Aussehen verrichteten“, — indem sie sagten, „der Dämon habe „ihnen durch gewisse Vorkommnisse ein Zeichen gegeben, dass sie „ihn an solchen Stellen verehren sollten“. Die hier so deutlich erkennbare Grundvorstellung, dass eines der daselbst hausenden unsichtbaren Wesen den Gegenstand der Anbetung bildet, zeigt sich uns abermals bei den Hindus. Herr Lyall schliesst sich zwar in dem schon oben citirten Essay ganz der landläufigen Ansicht vom Fetischismus an, welche ich für irrthümlich halte, stellt aber doch

trotzdem die Ergebnisse seiner Erfahrungen in Indien so dar, dass sie vollkommen mit der hier gegebenen Erklärung zusammenstimmen. Er sagt:

—„Es ist gar nicht schwierig, zu erkennen, wie diese ursprüng-„liche unverfälschte Verehrung von sonderbar aussehenden Gegen-„ständen sich allmälig umgestaltet hat, indem sie in die höhere „Ordnung des phantastischen Aberglaubens überging. Zu allererst „ist der Stein der Wohnort irgend eines Geistes; seine wunderbare „Gestalt oder Lage lassen eine Besessenheit vermuthen. Dann aber „erweckt diese sonderbare Form oder Aussehen die Vermuthung, „dass hier eine gewisse Absicht oder ein Kunstwerk eines über-„natürlichen Wesens vorliege“ u. s. w. u. s. w.

Von allen Seiten also drängen die indirecten Beweise zu dem Schlusse, dass die Fetisch-Verehrung eigentlich die Verehrung einer besonderen Seele ist, von der angenommen wird, sie habe ihren Wohnort in dem Fetisch aufgeschlagen, — einer Seele, die ebenso wie überhaupt alle übernatürlichen Agentien ursprünglich nichts Anderes ist als das Doppelwesen eines todten Menschen.

§. 161.

Allein wir brauchen uns nicht mit den indirecten Beweisen hiefür zu beruhigen. Directe Beweise finden sich in reicher Fülle vor.

Mehrere Seiten weiter oben wurden schon Thatsachen angeführt, welche zeigten, dass der Fetisch ursprünglich nichts Anderes ist als der darin vermuthete Geist. Während wir in §. 58 sahen, dass die Abiponen den Geist fürchten und glauben, „das Echo sei „seine Stimme“, fanden wir anderswo, dass der Africaner auf die Frage, warum er dem Echo ein Opfer darbringe, antwortete: „Habt „Ihr den Fetisch nicht gehört?“ Aus Ost-Africa beschreibt uns Burton die Fetischhütte und wie Speise und Bier vor dieselbe hingestellt werde, „um die Geister günstig gesinnt zu machen“. Die Völker der Negerküste, welche die Todten anbeten und „Wallfahr-„ten nach ihren Gräbern ausführen, um Spenden und Opfer darzu-„bringen“, — welche ferner Thonfiguren ihrer abgeschiedenen Häuptlinge herstellen und manchmal besondere Röhren haben, die zu den vergrabenen Leichnamen hinunter führen und durch die sie alltäglich Trankopfer hinab giessen, zeigen uns durch verschiedene hiemit

zusammenhängende Gebräuche, dass ihnen der Fetisch für den Wohnort des Geistes gilt. Wie uns WINTERBOTTOM berichtet, trinken die Eingebornen in der Umgebung von Sierra Leone „selten oder „nie Branntwein, Wein u. s. w., ohne ein wenig davon auf den „Boden auszugiessen und den Grugru oder den Fetisch damit zu „benetzen". CRUIKSHANK zählt verschiedene Speisen auf, deren sie sich in Befolgung der Gebote des Fetisch enthielten; BEECHAM sagt, das Fetischhaus bilde eine Art von Heiligthum; BASTIAN erwähnt einen Fetischmann, welcher die Bauchredekunst verwendete, um die Orakel anzukündigen, — lauter Thatsachen, welche auf dieselben Anschauungen hindeuten, wie sie anderswo mit der Geister-Verehrung zusammen vorkommen. LANDER sagt in seiner Beschreibung eines Dorfes am Niger, wo sich ein geschnitztes Bildniss, der Fetisch, befand: „Man drückte uns den Wunsch aus, wir möchten unsern „jungen Ochsen unterhalb desselben rösten, damit er sich des „schmackhaften Geruches erfreuen könne", und in Dahomey sind nach WILMOT's Bericht „die Strassen, Dörfer und Häuser mit Fetisch- „bildern und Opfern für den Fetisch vollständig angefüllt". Mag der Fetisch ein Bündel von Dingen sein, welche einem gestorbenen Verwandten angehörten, oder ein Abbild dieser abgeschiedenen Person oder endlich ein Götzenbild, welches schon längst seine historische Individualität verloren hat, oder auch irgend ein anderer Gegenstand — immer ist der darin wohnende Geist nichts Anderes als eine blosse Modification der vorälterlichen Seele mit grösseren oder geringeren Abweichungen, jeweils den Umständen entsprechend. Die Gewissheit dieser Schlussfolgerung erhellt vielleicht am besten aus der summarischen Darstellung, welche BEECHAM giebt: —

„Die Fetische werden für geistige, mit Verstand begabte Wesen „gehalten, welche die merkwürdigen Naturgegenstände zu ihrem „Wohnorte auswählen oder gelegentlich auch in die Bilder und „andere künstliche Darstellungen eindringen, wenn solche in ge- „höriger Weise durch bestimmte Ceremonien eingeweiht worden „sind. Es ist der Glaube des Volkes, dass die Fetische gar nicht „selten sich den Sterblichen sichtbar machen . . . . . Sie glauben, „dass diese Fetische beiderlei Geschlechts seien und dass sie Nah- „rung bedürften."

Und wenn dieses gelegentliche Sichtbarwerden, dieses Nahrungsbedürfniss und diese Geschlechts-Verschiedenheit noch nicht genug sein sollten, um die ursprüngliche, menschliche Natur des Fetischs

zu beweisen, so geht sie doch unwiderleglich aus folgender Darstellung von BASTIAN in Betreff der Congo-Völker hervor:

„Die Eingebornen sagen, der grosse Fetisch von Bamba lebe „im Busch, wo kein Mensch ihn sieht oder ihn sehen kann. Wenn „er stirbt, so sammeln die Fetisch-Priester seine Knochen sorgfältig „zu dem Zwecke, dieselben wieder zu beleben, und sie ernähren sie, „bis sie von Neuem Fleisch und Blut erlangen."

Nicht nur also, dass der Fetisch in allen übrigen Hinsichten der abgeschiedenen Seele entspricht, er stimmt auch darin mit ihr überein, dass erwartet wird, er werde auf ähnliche Weise die ursprüngliche körperliche Gestalt wieder erlangen.

§. 162.

Wir wollen nun eine besondere Folgerung aus dieser Erklärung des Fetischismus ziehen und zusehen, wie vollständig dieselbe mit den Thatsachen in Einklang steht.

Es wurden Beweise dafür angeführt, dass verschiedene niedrige Menschenracen entweder gar keine Ideen von einem Wiederaufleben nach dem Tode oder nur sehr unbestimmte und schwankende Vorstellungen davon haben: die Vorstellung von einer Seele ist noch unentwickelt. Wenn nun aber, wie oben darzulegen versucht wurde, die Verehrung eines Fetischs eigentlich die Verehrung eines innewohnenden Geistes oder eines von dem Geiste abgeleiteten übernatürlichen Wesens ist, so folgt daraus, dass die Fetisch-Theorie, da sie ja von der Geister-Theorie abhängt, hinsichtlich der Zeit ihrer Entstehung erst auf diese folgen kann. Der Fetischismus muss ganz fehlen, wo es noch keine Geister-Theorie giebt, und er wird erst da zum Vorschein kommen, wo vorher schon eine Geister-Theorie entstanden ist. Dass dies in der That zutrifft, beweisen uns zahlreiche Belege.

Unter den indischen Bergvölkern können als die niedrigst stehenden der uns bekannten Racen die Juángs genannt werden, welche, ohne ein Wort zur Bezeichnung eines übernatürlichen Wesens, ohne eine Idee von einem andern Leben, ohne Vorfahren-Verehrung, auch keinen Fetischismus kennen; und der damit verbundene Mangel von Zauberei ist nicht minder bemerkenswerth. Die Andamanen-Insulaner, welche ebenfalls zu den allerheruntergekommensten Formen des Menschengeschlechts gerechnet werden, welche „keinen Begriff

„von ihrem eigenen Ursprung“ haben und keinen Begriff „von einem „künftigen Leben“, entbehren ebenfalls gänzlich des Fetischismus: dies wenigstens lässt sich aus dem Stillschweigen aller derjenigen schliessen, welche sie beschreiben. Auch von den Feuerländern, bei welchen Cook keine Andeutung einer Religion finden konnte, wird von keinem Fetischismus berichtet. Und ebenso wenig haben jene ganz niedrig stehenden Wilden, die Australier, obwohl sie an Geister glauben, schon die Stufe erreicht, auf welcher die Geister-Theorie der von ihr abgeleiteten Theorie den Ursprung giebt: sie suchen keine unbelebten Gegenstände zu versöhnen. Ihre jetzt schon ausgestorbenen Nachbarn, die Tasmanier, welche im Übrigen auf gleicher Stufe standen, ähnelten ihnen auch in diesem Punkte. Und sogar die Veddahs, welche sich die Seelen ihrer Verwandten überall um sich herum vorhanden denken und eine wohl ausgebildete Vorfahren-Verehrung besitzen, welche aber doch noch auf sehr niedriger Stufe der Intelligenz und des socialen Zustandes stehen, zeigen uns gleichfalls noch nicht diese Ausdehnung der Geister-Theorie.

Die aus einer Lehre sich ergebenden Folgerungen kommen dem ganz und gar unvernünftigen Menschen nicht zum Bewusstsein, sie treten erst dann hervor, wenn das Denken beginnt. Deshalb wird in demselben Maasse, als das Urtheilsvermögen sich höher ausbildet, auch die Anzahl der aus irrthümlichen Prämissen gezogenen irrthümlichen Schlüsse eine grössere werden. Wie in den §§. 57 und 96 nachgewiesen wurde, sind es keineswegs der Intelligenz vollständig entbehrende, sondern hochbegabte wilde Völker, wie z. B. die Fidschi-Insulaner, welche glauben, dass ein Mensch zwei Seelen habe, seinen Schatten und sein Spiegelbild, und welche den Schluss daraus annehmen, dass, weil auch leblose Dinge Schatten haben, sie ebenfalls zwei Seelen haben müssten. — Die verschiedenen africanischen Völker, selbst für sich allein in Betracht gezogen, würden schon genügen, um zu beweisen, dass der Fetischismus erst dann entsteht, wenn eine gewisse Stufe der geistigen und socialen Entwickelung erreicht ist. Von den Buschmännern wird uns Nichts in Betreff einer Fetisch-Verehrung berichtet; unter sämmtlichen africanischen Racen aber, deren Zustand uns bekannt ist, sind die Buschmänner die am tiefsten stehenden. Die Damara, unter denen nach Andersson's Bericht Intelligenz „eine ganz ungewöhnliche Erscheinung“ ist und für deren Dummheit Galton so schlagende Beispiele gegeben hat, haben auch aus ihrem schwach

angedeuteten Geisterglauben noch nicht die Schlüsse gezogen, aus denen der Fetischismus entstehen würde. So sagt GALTON: „Vom „Fetisch-Aberglauben findet sich bei ihnen keine Spur“. Der Fetischismus tritt uns aber sofort entgegen bei den weiter vorgeschrittenen africanischen Racen, — bei den Congo-Völkern, bei den Binnenland-Negern, bei denen der Negerküste, bei den Dahomeanern, bei den Aschantis. Wir finden ihn in allgemeiner Verbreitung, wo es befestigte Städte, wohl organisirte Regierungen, grosse stehende Heere, Gefängnisse, Polizei und Sittengesetze, beträchtliche Theilung der Arbeit, periodische Märkte, regelmässige Magazine und alle die Einrichtungen giebt, welche eben einen gewissen Fortschritt der Civilisation bezeichnen.

Noch deutlicher beinahe giebt sich diese Beziehung in America zu erkennen. Wir lesen Nichts von Fetischismus in der Beschreibung der rohen Chirihuanas im alten Peru; allein unter den civilisirten Peruanern war derselbe in aussergewöhnlicher Verfeinerung herrschend. Sowohl vor als nach der Ynca-Eroberung „verehrten „sie Kräuter, Pflanzen, Blumen, alle Arten von Bäumen, hohe Berge, „grosse Felsen und die Spalten in denselben, Höhlungen, Kiesel„steine und kleinere Steinchen von verschiedener Farbe“. — Und fragen wir endlich, wo der Fetischismus seine höchste Ausbildung erreicht hat, so werden wir auf ein Volk hingewiesen, dessen Civilisation viel älteren Ursprungs als unsere eigene ist und gewaltige Städte, ausgebildete Industrien, eine hoch entwickelte Sprache, grosse Dichtungen und tiefsinnige Philosophien hervorgebracht hat:

—„In Indien betet ein Weib den Korb an, welcher ihm dazu „dient, seine Lebensbedürfnisse zu holen oder zu enthalten, und es „bringt demselben Opfer dar, ebenso auch der Reismühle und „anderen Werkzeugen, die ihm bei seinen häuslichen Arbeiten helfen. „Ein Zimmermann zollt eine gleiche Verehrung seinem Handbeil, „seiner Axt und andern Geräthen und bringt denselben ganz ebenso „Opfer dar. Ähnliches thut ein Brahmane mit dem Griffel, mit „welchem er zu schreiben im Begriffe ist, ein Soldat mit den „Waffen, die er im Felde gebrauchen will, ein Maurer mit seiner „Kelle.“

Und diese Schilderung von DUBOIS, welche Sir JOHN LUBBOCK citirt, stimmt ganz überein mit derjenigen von Herrn LYALL in seinem Werke: „Religion einer indischen Provinz“. „Nicht nur“, sagt er, „betet der Landmann zu seinem Pfluge, der Fischer zu

„seinem Netze, der Weber zu seinem Webstuhl, sondern auch der „Schreiber verehrt seine Feder und der Banquier seine Rechnungs-„bücher."

Wie unhaltbar die Vorstellung ist, dass der Fetischismus in erster Reihe unter den abergläubischen Vorstellungen entstehe, wird nun einleuchtend genug sein. Man denke sich nur einmal die Thatsachen umgekehrt. Man denke sich, dass bei den Juángs, den Andamanesen, den Feuerländern, den Australiern, Tasmaniern und Buschmännern die Verehrung unbelebter Gegenstände bis zum grössten Umfange ausgebildet wäre, dass bei Völkern, die in Intelligenz und socialen Zuständen etwas weiter vorgeschritten wären, diese Verehrung ein Weniges zurückgedrängt erschiene, dass sie immer geringer würde, je mehr Kenntniss und Civilisation zunehmen, und dass in hoch entwickelten Gesellschaften wie denen des alten Peru und des heutigen Indiens sie geradezu unbemerkbar geworden wäre. Würden wir da nicht sagen können, dass jene Behauptung mit zwingenden Beweisen belegt wäre? Da nun aber offenbar die Thatsachen gerade das Gegentheil davon beweisen, so ist diese Behauptung mit schlagenden Gründen widerlegt.

§. 163.

Hat uns die Induction die Unwahrheit dieses allgemein herrschenden Dogma's bewiesen, so sind wir nun auch darauf vorbereitet, einzusehen, wie vollständig es durch die Deduction in Misscredit gebracht wird.

Jene Behauptung, dass der Fetischismus eine ursprüngliche Erscheinung sei, wurde auf Grund von Erfahrungen aufgestellt, welche durch frühere Reisende bekannt geworden waren, die doch im Wesentlichen nur mit theilweise schon fortgeschrittenen und sogar mit halb civilisirten Racen in Berührung kommen, und so nahm denn jene Behauptung den Geist der Menschen von vornherein gefangen. Da aber Voreingenommenheit so gut ist wie völliger Besitz, so hat sie ihren einmal gewonnenen Standpunkt behauptet, ohne kaum jemals in Frage gezogen worden zu sein. Ich selbst hatte mich derselben angeschlossen, obgleich, wie ich mich erinnere, mit einer gewissen Unbefriedigtheit, die wahrscheinlich aus dem Unvermögen erwuchs, deutlich einzusehen, wie eine so sonderbare Erklärung entstanden war. Diese dunkle Unbefriedigtheit verwandelte sich in

Skepticismus, als ich allmälig besser mit den Ideen der Wilden bekannt wurde. In Tabellen zusammengestellte Berichte von den niedrigsten Racen entwickelten diesen Zweifel endlich bis zum Unglauben und weiteres Denken hat es mir vollkommen klar gemacht, dass jene Behauptung, die schon a posteriori widerlegt war, auch a priori der Wahrscheinlichkeit zuwiderläuft.

In dem Capitel über „Die Ideen vom Belebten und Unbelebten“ wurde gezeigt, dass die fortschreitende Intelligenz auch eine Zunahme des Vermögens mit sich bringt, das Lebende vom Nichtlebenden zu unterscheiden; dass schon die höheren Thiere das eine nur selten mit dem andern verwechseln, und dass es vollends ganz unbegründet war, anzunehmen, jenes Thier, welches hinsichtlich seiner Klugheit sonst weit über allen andern steht, hätte die beiden Erscheinungen ganz willkürlich mit einander verwechselt. Wäre die fetischistische Auffassung eine ursprüngliche, so müsste es auch leicht möglich sein, zu zeigen, wie die Entwickelung des Denkens die Voraussetzung derselben nöthig machte, während dies, soweit ich wenigstens sehen kann, in Wirklichkeit durchaus unmöglich ist. Man vergegenwärtige sich doch den Geist des Wilden, wie er in den vorhergehenden Capiteln in rohen Umrissen gezeichnet wurde — ohne Speculationsvermögen, unkritisch, unfähig zu Verallgemeinerungen, mit kaum irgend welchen Begriffen ausgestattet, ausgenommen diejenigen, welche ihm seine Wahrnehmungen unmittelbar darbieten. Man frage sich nun, was ihn hätte dazu führen können, sich ein unbelebtes Ding als etwas zu denken, was in sich noch eine gewisse Existenz ausser derjenigen hätte, mit welcher ihn seine Sinne bekannt gemacht haben. Er besitzt ja gar keine Worte für besondere Eigenschaften, noch viel weniger ein Wort für Eigenschaft im Allgemeinen, und wenn er nicht einmal eine Eigenschaft gesondert von dem dieselbe besitzenden Aggregat sich vorstellen kann — wenn er sich nicht Farbe losgelöst von den einzelnen gefärbten Dingen zu denken vermag — wie sollte er sich dann eine zweite unsichtbare Wesenheit vorstellen können als Ursache der Thätigkeiten der sichtbaren Wesenheit? Auch besitzt er weder die Neigung zum Denken, welche einer solchen Darstellung vorausgehen müsste, noch besitzt er das geistige Vermögen, das zur Erfassung einer solchen Vorstellung erforderlich wäre. Erst wenn das weitere Fortschreiten des Denkens die Geistertheorie entwickelt hat, kann, sofern die Umstände es gerade veranlassen, diese Idee

von einem lebendigen Agens in einem leblosen Object allmälig auftauchen. Ich sage mit Absicht, sofern die Umstände Veranlassung dazu geben; denn zuerst pflegt er keineswegs willkürlich eine geistige Besessenheit anzunehmen. Es bedarf irgend eines abnormen Vorganges, um ihm die Gegenwart eines Geistes wahrscheinlich zu machen. Und wenn er später auf höheren Stufen des Fortschritts solche Erklärungen weiter ausdehnt, so dass er sich nun zahlreiche gewöhnliche Dinge als besessen vorstellt, so ist die nothwendige Voraussetzung stets eine Anhäufung von Seelen und daraus abgeleiteten Geistern, die er sich überall herumschwärmend denkt.

Dass der Fetischismus eine Folge der Geistertheorie ist, könnte in der That schon nach den Beweisen vermuthet werden, welche unser eigenes Volk dargeboten hat und immer noch darbietet. Ich habe dabei nicht speciell die immer noch in Kraft stehende Lehre von der wirklichen Gegenwart der Geister im Auge, noch auch den Glauben, welcher sich in der bereits etwas veralteten Praxis ausspricht, das bei der Taufe gebrauchte Wasser zu beschwören, noch endlich die Vorstellungen jener Leute, welche in vergangenen Zeiten diejenigen Dinge, die sich etwas sonderbar verhielten, für „besessen“ ansahen, obgleich sie nicht Besessenheit als Erklärung für die gewöhnlichen Kräfte der Dinge anzunehmen pflegten. Ich beziehe mich vielmehr hauptsächlich auf die Beweise, welche uns die modernen Spiritisten geben. Wenn Tische sich drehen und Stühle ohne sichtbare Triebkraft sich herumbewegen, so sind Geister die vermeintlichen Agentien. Angesichts irgend einer nicht sofort verständlichen Thätigkeit lebt die alte fetischistische Erklärung wieder auf. Die Ursache ist ein übernatürliches Wesen und dieses übernatürliche Wesen ist der Geist.

§. 164.

Die Versöhnung der Todten, welche die erste Veranlassung zu Begräbnissgebräuchen war und sich zu Gebräuchen ausbildete, die wir eben im Allgemeinen als Verehrung bezeichnen, hat hienach neben anderen davon sich abzweigenden Erscheinungen zur Bilderverehrung und zur Fetischverehrung geführt. Alle Stufen in der Entstehung derselben lassen sich leicht verfolgen.

Wir haben da jene Opfer vor dem soeben erst verstorbenen Körper, vor dem vertrockneten Leichnam oder der Mumie, vor der

Reliquie. Wir haben Opfer vor einer Nachbildung, die theilweise aus den Reliquien und theilweise aus anderen Dingen hergestellt wurde. Wir haben Opfer vor einem Bilde, das auf einen die Überbleibsel enthaltenden Kasten gestellt wird; wir haben Opfer vor einem Bilde, welches auf dem die Reliquien einschliessenden Grab befestigt wird. Und in dieser Zusammenstellung ist den Überresten und der den Todten darstellenden Figur auf ähnliche Weise geopfert worden von sämmtlichen civilisirten Racen, von den Ägyptern, Etruskern und Römern bis herab sogar zu den Christen des Mittelalters. Denn entspricht die angebetete Figur eines Heiligen über seinem Grabe etwa nicht ganz unzweifelhaft jenem geschnitzten Götzenbilde, das der Wilde auf ein Grab stellt und zu versöhnen sucht? Dass dieses den todten Menschen darstellende Nachbild sich zum Bildniss der Gottheit entwickelt, dafür haben wir klare Beweise. Die Verehrung, während verschieden langer Zeiten fortgesetzt, wird in manchen Fällen zum dauernden Gebrauch und stellt dann die feststehende Götzenverehrung des Wilden dar, welche sich schliesslich bis zu hoch entwickelten religiösen Ceremonien ausbilden kann, die vor Ehrfurcht einflössenden Statuen in prächtigen Tempeln ausgeführt werden. — Ferner erwächst aus der Auffassung des primitiven Menschen, dass mit einer Ähnlichkeit im Aussehen eine Ähnlichkeit der inneren Natur verbunden sein müsse, naturgemäss der Glaube, das Abbild sei vom Geiste bewohnt, und hieraus leitet sich denn die Auffassung ab, dass die Gottheiten in die Bilder eingehen und gelegentlich aus denselben sprechen.

Zwischen der Bilderverehrung und der Fetischverehrung findet ebensowenig ein Sprung statt. In Africa ist der sichtbare Fetisch häufig eine menschenähnliche Figur, manchmal aber auch eine Figur, die nur wenig einem Menschen ähnlich sieht, die vielmehr „Nichts so sehr gleicht als einer unserer Vogelscheuchen“; und manchmal ist sie ein Ding, was blos in seinen übrigen Beziehungen menschlich ist und den Charakter eines Amulets besitzt; der Glaube an dasselbe entspringt aber, wie wir sahen (§. 133), aus einem Glauben an Reliquien und leitet sich daher von der Geistertheorie ab.

Dass die Verehrung von Dingen, welche in ihrer Grösse und Gestalt, in ihrem Aussehen oder Verhalten sonderbar sind, erst eine abgeleitete Ercheinung ist und sich stets mit dem Glauben an die Gegenwart eines ursprünglich menschlichen Geistes verbindet, zeigen

uns die Thatsachen mit vollkommener Deutlichkeit. Diese weitere Ausdehnung, die sich noch stärker ausprägt, wie wir dies selbst beobachtet haben, wo die geistige Entwickelung beträchtliche Fortschritte gemacht hat, begleitet das Wachsthum und die feinere Ausarbeitung der Geistertheorie; sie tritt überall da auf, wo Geister als die stets vorhandenen Ursachen von Krankheiten, Heilungen, bösen Zufällen, segensreichen Erscheinungen u. s. w. angesehen werden, und stellt nur einen Fall von der unbedenklichen Anwendung einer Hypothese auf Alles dar, weil dieselbe eben Alles und Jedes zu erklären scheint.

Die auf solche Weise entstandenen Ansichten werden noch unterstützt durch die Idee, dass Schatten Seelen seien. Wie wir schon früher sahen (§. 96), wird diese Idee, zu welcher der primitive Mensch ganz naturgemäss verleitet wird, auch noch auf andere Schatten ausgedehnt ausser auf jene, welche sein eigener Körper wirft. Je weiter er fortschreitet, desto mehr zwingt ihm die Überzeugung eine solche Folgerung auf, und die Annahme derselben verstärkt ihrerseits wieder jene Vorstellung von den Seelen der Dinge, welche er auf anderen Wegen erreicht hatte.

Der Beweis dafür, dass das in dem sonderbaren Gegenstande verehrte Ding wirklich ein Geist ist, vereinigt sich in manchen Fällen mit dem Beweise, dass es ein vorälterlicher Geist sein soll. Die Huacas der Peruaner, welche sowohl die Dinge selbst als die vermeintlich in denselben und aus ihnen heraussprechenden Geister bedeuteten, waren ihre Vorältern. Garcilasso erzählt uns, dass „man einen Indianer nicht für ehrenhaft ansah, sofern er nicht „seine Abkunft von einem Brunnen, einem Strom oder See (oder „sogar vom Meere) ableiten konnte, oder auch von einem wilden „Thiere, wie z. B. von einem Bären, Löwen, Tiger, Adler oder von „dem Vogel, welchen sie cuntur (Condor) nennen, oder von irgend „einem anderen Raubvogel, oder endlich von einem Berge, einer „Höhle oder einem Walde“; und wie Cieza uns zeigt, pflegten sie diese Huacas, von denen sie abstammten, zu verehren.

Dass denn also Bilderverehrung und Fetischismus nur abweichende Ausbildungen der allgemeinen Vorfahren-Verehrung sind, dürfte meiner Ansicht nach vollkommen evident sein; es wird aber noch deutlicher hervortreten, wenn wir zu der verwandten Gruppe von Thatsachen übergehen, welche nun folgen soll.

XXII. Capitel.

Thier-Verehrung.

§. 165.

In dem Capitel über „Primitive Ideen“ wurde nachgewiesen, dass die im Thierreich thatsächlich vorkommenden Umwandlungen auf den ersten Blick viel wunderbarer erscheinen als zahlreiche andere, welche man irriger Weise beobachtet zu haben glaubt, — dass die Gegensätze zwischen einer Made und einer Fliege, zwischen einem Ei und einem Vogel, zwischen einer Kaulquappe und einem Frosch bedeutend grösser sind als die Verschiedenheiten zwischen einem Kinde und einem jungen Hunde, zwischen einem Menschen und einem Ochsen.

Ermuthigt also durch die Veränderungen, die er täglich beobachtet, und nicht zurückgeschreckt durch jene Erkenntnisse, wie sie erst durch die tausende von Jahren hindurch angehäuften Erfahrungen festgestellt werden konnten, giebt sich der Wilde ohne Widerstand dem Eindrucke jeder Erscheinung hin, welche ihn vermuthen lässt, dass ein Geschöpf eine andere Gestalt angenommen habe. In vielen Fällen hat die vermeintliche Veränderung von der Gestalt des einen Thieres zu der eines andern geführt, z. B. in Brasilien, wo nach Burton's Erzählung „das Volk allgemein glaubt, „dass der Colibri in den Colibri-Schwärmer verwandelbar sei“. Meistens aber geschieht diese Umwandlung aus einem Menschen in ein Thier und aus einem Thier in einen Menschen.

In unsrer Übersicht der von allen Völkern gelieferten Beweise hiefür wollen wir zuerst eine Anzahl von Beispielen vornehmen und hierauf die denselben beigelegten Erklärungen betrachten.

§. 166.

Der Glaube, dass menschliche Wesen sich selbst in die Gestalt von Thieren verwandeln können, wird in manchen Fällen im Allgemeinen ausgesprochen, wie z. B. bei den Thlinkeets von Nordamerica, welche „einen Bären blos im Falle der äussersten Noth „zu tödten pflegen, denn der Bär wird von ihnen für einen Menschen „gehalten, welcher nur die Gestalt eines Thieres angenommen hat". Und das Umgekehrte von dieser Idee wird in allgemeiner Form bei den Karenen geglaubt, welche „der Ansicht sind, die Gewässer „seien von Wesen bevölkert, deren eigentliche Form die von „Drachen (? Krokodile) sei, die aber doch gelegentlich als Menschen „erscheinen und Weiber von den Kindern der Menschen nehmen". Am allermeisten jedoch wird diese Fähigkeit der Verwandlung nur bestimmten Classen von Männern oder Weibern zugeschrieben, die sich durch ein besonderes Vermögen irgend welcher Art auszeichnen oder denen man wenigstens ein solches zutraut. Mehrere africanische Völker, die eben jede besondere Geschicklichkeit für etwas Übernatürliches halten, denken sich auch, dass der Grobschmied (welcher zunächst nach dem Medicinmann kommt), vermöge der Thätigkeit von Geistern arbeite, und in Abyssinien „hält man die Grobschmiede „für fähig, sich selbst in Hyänen und andere wilde Thiere zu ver„wandeln." So kräftig ist jener Glaube, dass er sogar europäische Einwohner anstecken kann: Wilkinson berichtet von einem Reisenden, welcher steif und fest behauptete, dass er diese Verwandlung selbst gesehen habe.

Gewöhnlich sind es ausschliesslich die Zauberer, denen dieses Vermögen zuerkannt wird. Campbell erzählt uns, dass die Khonds glauben, „die Hexenmeister hätten die Fähigkeit, sich selbst in „Tiger zu verwandeln". Nach Winterbottom sind die Bulloms der Meinung, „wenn ein Alligator etwa ein im Flusse badendes Kind „ergriffen oder ein Leopard eine Ziege weggeschleppt hat, es sei „nicht ein Leopard oder Alligator gewesen, welcher diesen Raub „begangen, sondern irgend ein Zauberer unter der Maske dieser „angenommenen Form". Mendieta sagt, dass es unter den Mexicanern „Zauberer und Hexenmeister gegeben habe, die man der Ver„wandlung in wilde Thiere für fähig hielt". In seiner Beschreibung des Volkes von Honduras führt Herrera an, dass sie „die Zauberer „zu strafen pflegten, welche Unglück brachten, und von manchen

„derselben wurde erzählt, sie hätten auf den Bergen in Gestalt von „Tigern oder Löwen herumgestreift und Menschen getödtet, bis man „sie ergriffen und gehängt habe.“ Sowohl von PIEDRAHITA als von Pater SIMON erfahren wir, dass die Chibchas „behauptet haben, „Zauberer zu besitzen, welche in Löwen, Bären und Tiger verwandelt „werden könnten und Menschen frässen gleich wie diese Thiere“.

Aber nicht blos den Zauberern, sondern auch den Häuptlingen wird an manchen Orten dieses Vermögen zugeschrieben. Von Tunja Thomagata, einem der Chibcha-Herrscher, erzählt PIEDRAHITA, es hätte allgemein der Glaube geherrscht, „er habe einen „langen Schwanz gehabt nach Art eines Löwen oder eines Tigers, „welchen er auf dem Boden hinter sich her schleppe“. Auch africanische Völker bieten uns ähnliche Erscheinungen. Ich führe hier nur eine an, für welche ich jedoch leider den Gewährsmann vergessen habe.

„Es giebt auch gar viele Löwen und Hyänen, und die Zu„nahme der ersteren findet gar kein Hinderniss, denn das Volk, da „es glaubt, die Seelen ihrer Häuptlinge gingen in dieselben ein, „versucht niemals, dieselben zu tödten. Sie glauben sogar, dass „ein Häuptling sich selbst in einen Löwen verwandeln und jeden „Beliebigen tödten und dann wieder in die menschliche Form zurück„kehren könne, und deshalb, wenn sie einen derselben erblicken, „so fangen sie an, in die Hände zu klatschen, was ihre gewöhn„liche Begrüssungsart ist.“

In einzelnen Fällen erstreckt sich dieses vermeintliche Vermögen auch auf die Verwandten des Häuptlings. SCHWEINFURTH erzählt, wie ihm, als er in Gallabat eine Hyäne geschossen hatte, von dem Scheikh deswegen grosse Vorwürfe gemacht wurden, weil seine, des Scheikh's Mutter ein „Hyänen-Weib“ sei.

Statt an eine Veränderung der Form wird in anderen Fällen an Besessenheit geglaubt. Wir sehen, wie die primitive Traum-Theorie mit ihrem hin und her wandernden Doppelwesen, welches den Leichnam verlassen und wieder in denselben zurückkehren kann, nebst verschiedenen andern Folgerungen auch den Glauben nach sich zieht, dass solche wandernde Doppelwesen ausser in ihre eigenen auch in andere Körper eindringen könnten, und das letzte Capitel führte uns verschiedene weitere Ausbildungen dieser Lehre vor: Menschen darstellende Figuren und selbst unbelebte Objecte ohne irgend welche Spur von menschlicher Gestalt werden für solche

gelegentliche Schlupfwinkel menschlicher Geister gehalten. Natürlich werden denn auch Thiere unter den Dingen einbegriffen, in welche die Menschenseelen eindringen können. So erzählt uns LIVINGSTONE, dass in Tete das Volk glaube, „manche Menschen „könnten bei ihren Lebzeiten noch in Löwen und Alligatoren ein„dringen und sodann wieder in ihren eigenen Körper zurückkehren". BRETT sagt, dass die Guiana-Völkerstämme die Jaguare „von Geistern „der Menschen besessen glaubten."

Folgerichtiger Weise verbindet sich mit dem Glauben an Besessenheit durch die Doppelwesen lebender Personen auch der Glaube an Besessenheit durch die Doppelwesen todter Menschen. MARSDEN erwähnt, wie die Sumatraner sich einbilden, dass — „Tiger im „Allgemeinen von den Geistern abgeschiedener Menschen angetrieben „würden, und keinerlei Überlegung kann einen Eingebornen dazu „bringen, einen solchen zu fangen oder zu verwunden, ausser etwa „zur eignen Vertheidigung oder unmittelbar nachdem derselbe seinen „Freund getödtet hat". Unter den noch lebenden americanischen Racen sind die Apaches nach BANCROFT's Schilderungen „des Glau„bens, dass jede Klapperschlange die Seele eines bösen Menschen „enthalte oder ein Sendbote des bösen Geistes sei"; und derselbe Schriftsteller giebt uns Zeugnisse dafür, dass „die Californier in der „Gegend von San Diego kein Fleisch von grossen Jagdthieren zu „essen pflegen, weil sie glauben, solche Thiere seien von den Seelen „ganzer Generationen des Volkes bewohnt, welche viele Menschen„alter vor ihnen gestorben seien: ‚Giftesser!' gilt denn auch als „Schimpfwort unter ihnen". Dasselbe trifft aber auch von den alten americanischen Racen zu. Um nur eines von den vielen Beispielen hiefür zu erwähnen, sei das folgende dem CLAVIGERO entnommene angeführt:

— „Das Volk von Tlascala glaubte, dass die Seelen vieler „Menschen von Rang nach ihrem Tode hingingen, den Körper „grösserer und schön singender Vögel zu bewohnen, wie auch den„jenigen der edleren Vierfüsser, während die Seelen niedrig stehen„der Personen in Wiesel, Käfer u. s. w. hineinfahren sollten."

Ganz dieselben Ansichten begegnen uns unter den Africanern. Als HUTCHINSON die Behauptung, dass die Seelen der Menschen in Affen und Krokodile führen, in Zweifel ziehen wollte, wurde ihm geantwortet: „Das ist Calabar Sitte, und weisse Mann nix wissen „von das!"

Mit Übergehung zahlreicher Modificationen und weiterer Ausbildungen dieser allgemeinen Ansicht, mit Übergehung ferner jener Ausläufer derselben, welche uns die ältesten Civilisationen vorführen, — wie z. B. jene Geschichte in der Heiligen Schrift von den ausgetriebenen Teufeln, welche in die Schweine fuhren, und die Wärwolfssagen des Mittelalters, — wollen wir uns nun zu den Erklärungen wenden. Wir haben gesehen, dass seine Erfahrungen den Wilden auf die Annahme beliebiger Umwandlungen vorbereiten, sofern nur die Umstände den Anstoss dazu geben; allein wir dürfen nicht voraussetzen, er glaube an solche Verwandlungen ohne veranlassende Umstände. Welcher Art sind nun diese letzteren? Wir werden drei Gruppen unterscheiden können, welche denn auch zu drei Gruppen von unter sich verwandten, doch aber in mancher Hinsicht verschiedenen Glaubensansichten geführt haben.

§. 167.

„Die Amatongo sind Schlangen“, sagen die Zulus, und wie wir schon zu wiederholten Malen gesehen haben, ist Amatongo ihr Eigenname für die Geister der Vorfahren. Warum sind nun aber diese Leute gerade auf die Schlangen als ihre vermeintlich verwandelten Vorfahren verfallen? Einige Stellen aus dem Kreuzverhör von Canonicus CALLAWAY, welche ich hier in der gehörigen Reihenfolge anführe, werden den Leser bereits auf die Antwort vorbereiten.

„Der Schlangen, in welche sich die Menschen verwandeln,
„sind nicht viele; sie sind von einander verschieden und wohl be-
„kannt. Es sind die schwarze Imamba und die grüne Imamba,
„welche Inyandezulu genannt wird. Der Häuptling verwandelt
„sich in diese Schlangen. Gemeines Volk verwandelt sich in die
„Umthlwazi.“

„Dass diese Schlangen menschliche Wesen sind, wird erkannt,
„wenn sie in eine Hütte hereinkriechen; sie kommen aber gewöhn-
„lich nicht durch die Thür herein. Vielleicht gehen sie dort herein,
„wenn Niemand da ist, und gehen dann in den oberen Theil der
„Hütte und bleiben da zusammengerollt liegen.“

„Wenn die Schlange eine Narbe auf der Seite hat, so kommt
„irgend einer, der einen bestimmten todten Menschen dieses Ortes
„kannte, welcher auch eine solche Narbe hatte, hervor und sagt:
„„das ist der und der. Seht Ihr nicht die Narbe an seiner Seite?“
„So wird er dann allein gelassen und sie gehen schlafen.“

„Diejenigen, welche Menschen sind, werden an ihrer Neigung, „die Hütten zu besuchen, erkannt und weil sie nicht Mäuse fressen „und weil sie nicht durch das Geräusch der Menschen erschreckt „werden."

Der Leser stelle nun neben diese Äusserungen noch die Thatsachen, welche in den §§. 110 und 137 angeführt wurden, und die Entstehung dieses Glaubens muss von selbst einleuchtend werden. Über die ganze Welt zerstreut finden wir die Idee herrschend, dass der Geist eines todten Menschen in seiner alten Heimat sich herumtreibt. Was sollte denn nun das Eindringen dieser Schlangen in die Hütten für eine Bedeutung haben? Sind sie nicht die zurückgekehrten Verwandten? Geben nicht die individuellen Kennzeichen, welche sie manchmal an sich tragen, deutliche Beweise dafür? Genau ebenso wie der australische Ansiedler, der einen krummen Arm hatte, ganz bestimmt für das andere Ich eines todten Eingebornen gehalten wurde, welcher auch einen krummen Arm gehabt hatte (§. 92), so wird hier die dem gestorbenen Manne und der Schlange gemeinsame Narbe als Beweis für ihre Identität angesehen. Wenn nun also die Zulus sagen: „Auch erregt eine Schlange, welche ein „Itongo ist, keinem Menschen jemals Furcht . . . . . Wenn die „Menschen sie sehen, so ist es, als ob sie ihnen sagte, wenn sie „dieselbe anschauen: ‚Erschrecke dich nicht, ich bin es blos'", — so ersehen wir daraus, dass die Anerkennung der Schlange als eines menschlichen Wesens, das in anderer Gestalt zurückgekommen sei, durch verschiedene Umstände veranlasst wird, unter denen der Besuch des Hauses der wesentlichste ist.

Diese Anerkennung wird dann von den Wahrsagern ausgenutzt und bestätigt. Wie z. B. von Einigen, welche vermittelst derselben übernatürliche Hülfe suchten, erzählt wurde: „Wir wunderten uns, „dass wir fortwährend die Geister hören sollten, welche wir nicht „sehen konnten, da sie von den Dachbalken herunter sprachen und „uns viele Dinge erzählten, ohne dass wir sie gesehen hätten." Und anderswo lesen wir: „Die Stimme war gleich derjenigen eines „sehr kleinen Kindes; es kann nicht laut sprechen, denn es spricht „von oben, unter dem Dache der Hütte." Das Gaukelspiel ist uns vollkommen verständlich. Der Wahrsager übt seine Bauchredekunst und macht die Sache so, dass die Antworten des vorälterlichen Geistes von jenen Stellen herzukommen scheinen, wo sich diese die Hütten aufsuchenden Schlangen zu verbergen pflegen.

Obgleich man den meisten Menschen das Vermögen zuschreibt, sich in die harmlosen Schlangen zu verwandeln, welche die Hütten aufsuchen, so verwandeln manche sich doch auch in die „Imamba, „die offene Plätze liebt“. Was diese betrifft, so wird uns da erzählt: „Die Imamba wird ganz besonders für einen Häuptling gehalten. Sie ist „eine giftige Schlange“ und sie hat „das Aussehen „eines Feindes, der Einem Schreck verursacht“. Daraus können wir wohl schliessen, dass ebenso, wie besondere körperliche Kennzeichen die Identität mit individuellen Menschen vermuthen liessen, welche ähnliche Kennzeichen trugen, so auch Eigenthümlichkeiten im Benehmen und im Charakter der Schlangen von einer bestimmten Art zur Identificirung derselben mit einer Classe menschlicher Individuen geführt haben mag. Diese Folgerung werden wir sogleich auch anderswo in Africa bestätigt finden.

Unter den Amazulu hat der Glaube an die Rückkehr der Vorfahren unter der Maske von Schlangen zwar nicht zur Verehrung der Schlangen als solcher geführt: die Versöhnung derselben vermengt sich mit der Versöhnung der vorälterlichen Geister in mehr unbestimmter Weise. Auch andere Völker zeigen uns verwandte Ideen, die wahrscheinlich auch auf gleiche Weise entstanden sind, ohne dass sie bestimmte religiöse Formen angenommen hätten, — wie z. B. die Schilderung von Nunno de Guzman bezeugt, dass „in „der Provinz von Culiacan gezähmte Schlangen in den Behausungen „der Eingebornen gefunden würden, welche sie fürchteten und ver„ehrten“. Allein wenn wir den aus dem Obigen sich ergebenden Schlüssel darauf anwenden, so finden wir, dass stets in Verbindung mit einem ausgebildeten Cultus und fortgeschrittenen Künsten eine bestimmte Schlangenverehrung vorkommt. Ophiolatrie herrscht ganz besonders in heissen Gegenden, und in solchen heissen Gegenden pflegen auch bestimmte Arten von Schlangen sich in dunklen Ecken der Zimmer und sogar in den Betten zu verstecken. Indien liefert uns einen sehr deutlichen Fall dieser Art. Dort sind Schlangengötter sehr gemein und die ganz gewöhnlich als Gott bildlich dargestellte Schlange ist die Cobra (Brillenschlange, *Naja tripudians*). Sei es in ihrer natürlichen Form oder mit einem menschlichen Körper verbunden, wird die Cobra mit ausgebreiteter Nackenhaut und in der Angriffsstellung in zahlreichen Tempeln angebetet. Und bei näherer Nachfrage erfahren wir, dass die Cobra auch einer der gewöhnlichsten Eindringlinge in die Häuser ist. Noch ein anderes

Beispiel aber wird uns durch die ägyptische Aspis *(Naja Haje)*, eine Art von Cobra, geliefert. Diese Schlange, welche überall in ihren heiligen Gemälden und Sculpturen auftritt und demnach in ganz Ägypten grosse Verehrung genoss, finden wir denn auch als häufigen Besucher der Gärten und Häuser, und zwar hatte sie sich so sehr domesticirt, dass sie auf ein gegebenes Signal herbeikam, um sich am Tische speisen zu lassen.[1]

Ähnliches gilt für einige andere die Häuser aufsuchende Geschöpfe. In manchen Gegenden findet man häufig Eidechsen im Hause und unter den Amazulu ist der „Isalukazana, eine Art „von Eidechsen", die Form, welche alte Weiber ihrer Ansicht nach annehmen sollen. Ob der Glaube der Neuseeländer, dass die Geister ihrer Vorfahren sie in Gestalt von Eidechsen wieder besuchen, sich etwa auf Eidechsen bezieht, welche in die Häuser einzudringen pflegen, habe ich leider nicht in Erfahrung bringen können. — Dann begegnen wir auch der Wespe unter denjenigen Thiergestalten, welche die Todten nach dem Glauben der Amazulu anzunehmen im Stande sein sollen; die Wespe aber ist ein Insect, das gar oft in den häuslichen Kreis eindringt, um an der Speise auf dem Tische theilzunehmen. Bei Gelegenheit der Erwähnung dieses Glaubens möchte ich noch eine merkwürdige Stelle aus der Sündfluth-Legende der Babylonier anführen. Hasisadra, der sein Opfer nach der Sündfluth beschreibt, fügt hinzu: „Die Götter versammelten sich bei „dem Opferbrand, die Götter versammelten sich bei dem guten „Opfer; die Götter kamen gleich Fliegen über dem Opfer zusammen".

---

[1] Nachdem ich das Obige bereits geschrieben, habe ich Herrn M'Lennan's Aufsatz über Thier-Verehrung noch einmal durchgelesen und in demselben eine Thatsache gefunden, welche diese Ansicht bestätigt. Ich gebe die bedeutsamen Worte in gesperrter Schrift wieder. „Um den Aberglauben zu stützen, wurden „zwei Artikel in den Vertrag aufgenommen, welcher von Ihrer Britischen „Majestät Consul für die Bucht von Biafra und die Insel von Fernando Po „am 17. November 1856 abgeschlossen und bekräftigt wurde, von denen der „eine folgendermaassen lautet:

„Artikel 12. Da bisher so lange eine Zurückhaltung im Handel stattgefunden hat und unter den Eingebornen viel Zorn erregt worden ist, weil „eine gewisse Art von *Boa constrictor*, welche die Häuser besucht und „welche den Brassman ju-ju oder geheiligt ist, durch die weissen Männer in „ihrer Unwissenheit getödtet wurde, so wird hiemit allen Britischen Unterthanen verboten, irgend eine solche Schlange zu beschädigen oder zu vernichten."

— Endlich haben wir unter den mit ähnlichen Gefühlen betrachteten, Häuser liebenden Geschöpfen noch die Taube zu nennen. Herr M'Lennan erwähnt in seiner Schilderung der Thier-Verehrung bei den Alten unter Anderem, dass „die Taube thatsächlich . . . . „für einen beinah ebenso grossen Gott gilt wie die Schlange". Der heut noch herrschende symbolische Brauch in der Christenheit endlich zeigt uns die sich forterhaltende Wirkung dieses Glaubens an den geisterhaften Charakter der Taube.

§. 168.

Es wird nun leicht sein, eine verwandte Gruppe von Ideen zu begreifen. Wo Begräbnisse im Hause vorwalten, da hat der Geist nur eine Stelle, wo er sich aufhalten kann; anderwärts aber herrscht der Glaube, dass er bald die Wohnstätte, die er verlassen hat, wieder besuche und bald da sei, wo der Körper liegt. Wenn nun also Geschöpfe, welche die Häuser aufsuchen, für umgewandelte Vorfahren gelten, wird man dann nicht auch leicht glauben, dass andere gewöhnlich bei den Leichnamen gefundene Geschöpfe ebenfalls blos thierische Formen seien, welche der Todte angenommen hat? Dass dies der Fall sein wird, dürfen wir wohl voraussetzen, und dass es der Fall ist, dafür haben wir Beweise.

Der allgemeine Gebrauch des Begrabens in Höhlen bei niedrig stehenden Völkern in allen Theilen der Erde ist bereits nachgewiesen worden. Was für Thiere kommen nun gewöhnlich in diesen Schlupfwinkeln vor? Vor allen anderen solche, welche das Licht scheuen — Fledermäuse und Eulen. Wo es keine Wälder mit hohlen Bäumen u. dergl. giebt, sind ja Spalten und Höhlen die allerzugänglichsten Plätze für diese in der Nacht fliegenden Geschöpfe, und oft finden sie sich an solchen Stellen dann auch in ungeheurer Anzahl. Ein Erforscher der ägyptischen Höhle, welche nach ihrem einbalsamirten Inhalte als „Krokodilopolis" benannt ist, erzählt mir, dass er beinah erstickt wurde von dem Staube, den die Fledermäuse aufrührten, und dass durch ihren Flug die Fackeln fast ausgelöscht worden seien. Nun verbinde man mit diesen Thatsachen die folgende Stelle aus der Legende von Izdubar, wie sie Herr Smith übersetzt hat:

„Kehren wir zurück vom Hades, dem Lande meiner Erkennt-
„niss, dem Hause meiner Abgeschiedenen, dem Sitze des Gottes

„Irkalla, von dem Hause, aus dem es keinen Ausgang giebt, von „der Strasse, deren Lauf niemals zurückwendet, von der Stätte, wo „sie sich nach Licht sehnen, der Stätte, wo Staub ihre Nahrung „und Schmutz ihre Speise ist. Ihre Häuptlinge auch sind gleich „Vögeln mit Flügeln bekleidet."

In Herrn TALBOT's Wiedergabe der Legende vom Herabsteigen der Ischtar wird der Hades als „eine Höhle von grossen Felsen" beschrieben und ferner gesagt, sie sei „die Wohnung der Finsterniss „und des Hungers, wo Erde ihre Nahrung ist, Thon ihre Speise, „wo Licht nicht gesehen wird; in Dunkelheit wohnen sie; Geister „gleich Vögeln schlagen mit ihren Flügeln". Neben den geringfügigen Verschiedenheiten weist doch die allgemeine Übereinstimmung hinsichtlich der höhlenartigen Beschaffenheit der Stätte, ihres geheimnissvollen Düsters, ihres Mangels an Speise, ihres Staubes und der geflügelten Beschaffenheit ihrer Einwohner deutlich darauf hin, wie das Höhlengrab mit den von ihm beherbergten Geschöpfen sich zum Hades mit den daselbst wohnenden Geistern entwickelt hat. In derselben Weise, wie Scheol, was ursprünglich eine Höhle bedeutete, sich zu einer Unterwelt ausgedehnt hat, wie wir vor Kurzem sahen, so finden wir nun hier, dass die geflügelten Geschöpfe, welche man gewöhnlich zugleich mit den Leichnamen in der Höhle findet und die man für die umgewandelten Todten hält, den geflügelten Geistern den Ursprung gaben, welche die Unterwelt bewohnen sollen. Eine Bestätigung hiezu finden wir in einer schon einmal erwähnten Stelle aus der Bibel, wo von Zauberern berichtet wird, dass sie die Todten befrügen, wobei es heisst, sie zirpten gleich Fledermäusen, — was leicht so zu erklären ist, dass eben ihre Künste, verwandt mit denjenigen der vor Kurzem erwähnten Zulu-Wahrsager, auch einen gleichen Zweck haben. „Diese Bauchredner", sagt DELITZSCH, „ahmten das Zirpen der Fledermäuse nach, „welches nach dem allgemeinen Glauben von den Schatten des „Hades ausgestossen werden soll." Eine fernere Bestätigung sodann kommt uns aus den Sagen der Griechen zu, welche ja in benachbarten Ländern unter ähnlichen Bedingungen entstanden sind. Von den Geistern der Todten wird auch in der Odyssee gesagt, sie zwitscherten gleich Fledermäusen und schrieen gleich erschreckten Vögeln.[1]

[1] Nachdem das Obige in Druck gegeben war, habe ich noch eine bestätigende Thatsache in den „Reisen in den Philippinen" von Herrn F. JAGOR

Die Erfahrung, dass Fledermäuse fast beständig und in grosser Anzahl in den Höhlen gefunden werden, während Eulen häufiger die dunkeln Winkel verlassener Häuser zu besuchen pflegen, mag wohl darauf hingewirkt haben, die damit sich verknüpfenden Vorstellungen von einander zu differenciren. „Mutter der Ruinen“ ist ein arabischer Name für die Eule. Herr TALBOT erwähnt in seinen Übersetzungen, wo es sich um den religiösen Glauben der Assyrier handelt, das folgende Gebet, das bei dem Tode eines Mannes gesprochen wurde: — „Gleich einem Vogel möge sie (die Seele) nach „einer luftigen Wohnstätte fliegen!“ Hiemit können wir die Thatsache verbinden, dass ganz ebenso wie die modernen Araber auch ihre Verwandten aus der alten Zeit es vorzogen, an hoch gelegenen Stellen zu begraben, wenn es möglich war. Wir können ebenso die folgende Stelle aus Herrn DE PERCEVAL's „Essai sur l'histoire des Arabes“ daran knüpfen: — „Ihrer Ansicht nach pflegte die „Seele, wenn sie den Körper verliess, in Form eines gewissen Vogels „davon zu fliegen, genannt Hâma oder Sada (eine Art Eule), und „sie hörte nicht auf, rings um das Grab herum zu fliegen und „erbärmlich zu schreien.“

Auch die Ägypter mit ihren ganz ähnlichen Erfahrungen hinsichtlich dieser in Höhlen sich verbergenden und in Ruinen hausenden Thiere hegten den Glauben an geflügelte Seelen. Eines ihrer Wandgemälde, wie es WILKINSON wiedergiebt, stellt einen über dem Gesichte eines Leichnams schwebenden, mit einem menschlichen Gesicht versehenen Vogel dar, im Begriffe davon zu fliegen, welcher zugleich mit sich das Zeichen des Lebens und das Symbol der Seelenwanderung fortträgt. Überdies pflegten sie auf den Särgen ihrer Mumien entweder einen Vogel mit ausgespannten Flügeln oder einen eben solchen Vogel mit einem menschlichen Kopfe oder ein anderes geflügeltes Symbol abzubilden. So erscheint es denn ganz

---

gefunden. Bevor die Europäer diese Völker unterwarfen, hatten dieselben die Ideen und Gebräuche der Vorfahren-Verehrung in höherer Ausbildung besessen und vor Alters pflegten sie in Höhlen zu begraben, welche heilig gehalten wurden. Herr JAGOR schildert nun seinen Besuch einer solchen Höhle, welche „von einer Unzahl von Fledermäusen bewohnt war“. Die wenigen Eingebornen, welche mit hineinzugehen wagten, „waren in einem Zustande grosser Erregung „und hielten sehr darauf, einander zuerst die Zeichen der Ehrfurcht einzu„schärfen, welche dem Calapnitun gegenüber — was buchstäblich heisst: „‚Herr der Fledermäuse‘ — zu beobachten seien.“ — (S. 169.)

begreiflich, dass auch bei ihnen die in den Wohnstätten der Todten so häufig gefundenen Geschöpfe für die Formen angesehen wurden, welche der Todte annehmen soll.

Es mag wohl sein, dass diese alten Völker des Ostens nicht genügende Kenntniss von Insecten-Metamorphosen besassen, um von jener täuschenden Analogie betroffen zu sein, auf welche moderne Theologen so gerne Nachdruck legen; aber es giebt wenigstens eine Art solcher Metamorphosen, welche, wenn sie dieselbe überhaupt beobachteten, in ihnen die Vermuthung geweckt haben muss, dass es sich hier um vollständig ähnliche Vorgänge handle. Bei Schmetterlingen der verschiedensten Arten findet sich die Gewohnheit der Larve, sich in die Erde einzugraben, wo man denn nach einiger Zeit neben der Puppenhülle ein geflügeltes Geschöpf vorfindet. Warum sollte also nicht auch die geflügelte Creatur, welche man neben dem in einer Höhle begrabenen menschlichen Körper antrifft, für dasjenige gehalten werden, was aus demselben hervorgegangen ist? [1]

§. 169.

Bevor wir auf vermeintliche Umwandlungen einer dritten Art eingehen, welche aber den bisherigen insofern gleichen, als sie auch Thiere mit ausgestorbenen Menschen identificiren, sich aber durch einen anderen Ursprung von ihnen unterscheiden, bedarf es zweier erläuternder Erörterungen, die eine in Betreff der primitiven Sprache und die andere in Betreff der primitiven Namengebung.

Die Gruppe von Wörtern, welche der Wilde als Zeichen für seine Ideen verwenden kann, ist äusserst klein. Daher können denn auch von den zahlreichen Dingen und Vorgängen rings um ihn herum entweder nur wenige ihr bestimmtes Zeichen haben oder jene Zeichen müssen unterschiedslos auf die mannigfachsten Dinge und

[1] Wie die Geister überhaupt ursprünglich nicht in gute und böse gesondert, sondern unterschiedslos als Götter, Dämonen, Engel u. s. w. bezeichnet wurden, und wie die Differencirung, welche schliesslich zu Stande kam, naturgemäss von eigenthümlichen Glaubensansichten hinsichtlich dieser von ihnen angenommenen fliegenden Gestalten begleitet war, so scheint es auch nicht unwahrscheinlich, dass die Eule mit ihren gefiederten Flügeln der Vorstellung vom guten Geiste oder von den Engeln den Ursprung gab, während sich von der Fledermaus mit ihren häutigen Flügeln die Vorstellung vom bösen Geiste oder vom Teufel ableitet.

Vorgänge anwendbar sein: und daraus ergeben sich unvermeidliche Missverständnisse. Wenn, wie BURTON von den Dakotahs sagt, „Farben nur durch die Vergleichung mit irgend einem in Sicht „befindlichen Gegenstande bezeichnet werden", so muss offenbar eine beabsichtigte Behauptung hinsichtlich einer Farbe oft für eine Behauptung hinsichtlich des zur Erläuterung dienenden Gegenstandes gehalten werden. Wenn, wie SCHWEINFURTH uns vom Bongodialect erzählt, ein Wort entweder „Schatten" oder „Wolke" bedeutet, ein anderes „Regen" oder „der Himmel", ein drittes „Nacht" oder „Heute", so muss eben die Meinung irgend einer Aussage zum grossen Theil errathen werden und das Errathene muss häufig ganz falsch sein.

Die Unbestimmtheit, welche aus diesem Mangel an Worten hervorgeht, wird noch verstärkt durch den Mangel an Hülfswörtern, um Abstufungen des Grades auszudrücken. Ein Damara kann die Frage nicht verstehen, ob von zwei Gerüsten das nähere länger ist als das entferntere. Die Frage muss ihm so gestellt werden: „Das entferntere ist klein; das nähere, ist das gross?" und die einzige Antwort darauf ist: „Es ist so," oder: „Es ist nicht so." In manchen Fällen, wie z. B. bei den Abiponen, besteht die einzige Art, wie der Superlativ ausgedrückt werden kann, einfach in der Erhebung der Stimme. Sodann wird die Ungewissheit der Bedeutung, welche aus dergleichen Unbestimmtheiten entspringt, noch grösser gemacht durch den raschen Wechsel der primitiven Dialecte. Abergläubische Vorstellungen führen zu häufiger Unterschiebung neuer Wörter an Stelle der bisher in Gebrauch befindlichen, und daher werden denn Behauptungen, die in der einen Generation in Geltung waren und die nun in der nächsten ganz anders ausgedrückt werden, sehr leicht ganz falsch wiedergegeben.

Endlich ist auch der Mangel an Zusammenhang eine fernere Ursache der Verwirrung. SPIX und MARTIUS erzählen uns, dass es in den ureinheimischen Sprachen von Südbrasilien „nichts der-„artiges giebt wie Declination und Conjugation und noch weniger „einen regelmässigen Aufbau der Sätze. Sie sprechen immer im „Infinitiv, mit einigen Fürwörtern oder Substantiven, aber meistens „auch ohne solche. Der Accent, welcher hauptsächlich auf der „zweiten Sylbe ruht, die langsame oder schnelle Aussprache, ge-„wisse Zeichen mit der Hand, dem Munde oder andere Gesten sind „durchaus nothwendig, um den Sinn eines Satzes zu vervollständigen.

„Wenn der Indianer beispielsweise sagen will: ‚Ich will in den „‚Wald gehen,‘ so sagt er: ‚Wald-gehen,‘ wobei er seinen Mund „vorstreckt, um die Gegend zu bezeichnen, die er zu besuchen be-„absichtigt“. Offenbar können dann keinerlei Behauptungen, die auch nur einen geringen Grad von Unterscheidung erforderten, durch solche Völker mitgetheilt werden.

Die relative Gleichförmigkeit der ursprünglichen Sprache, wie sie hienach aus dem Nichtvorhandensein von modificirenden Endungen an den Wörtern oder von Hülfszeitwörtern, welche an Stelle derselben dienen könnten, hervorgeht, beruht ferner noch auf dem Nichtvorhandensein allgemeiner und abstracter Ausdrücke. Selbst die allerersten Grade der Allgemeinheit und der Abstractheit lassen sich nicht wiedergeben. DOBRIZHOFFER sagt, dass sowohl die Abiponen als die Guaranis „das verbum substantivum ‚sein‘ ent-„behren. Sie kennen auch nicht das Wort ‚haben‘. Sie besitzen „keine Wörter, mit denen sie ausdrücken könnten: ‚Mensch, Körper, „‚Gott, Platz, Zeit, niemals, immer, überall‘“. Ganz ähnlich beschreibt LICHTENSTEIN die Sprache der Kaffern, welche „keine eigent-„lichen Artikel, keine Hülfszeitwörter, keine Flexionsendungen sei „es der Zeitwörter oder der Substantiva hat. Die einfache ab-„stracte Aussage ‚Ich bin‘ kann in ihrer Sprache nicht aus-„gedrückt werden“.

Angesichts dieser a posteriori sich ergebenden Bestätigungen der a priori begründeten Erwartung, dass die primitive Sprache mager, unzusammenhängend, unbestimmt sei, dürfen wir wohl die Voraussetzung machen, dass zahllose irrthümliche Meinungen durch einfache Missverständnisse verursacht worden sind. Wir lesen bei DOBRIZHOFFER, dass unter den Guaranis „das Wort Abache drei „Bedeutungen besitzt — ‚Ich bin ein Guarani‘, ‚ich bin ein „‚Mann‘, oder ‚ich bin ein Hausvater‘. Welche von diesen drei „Bedeutungen gemeint ist, muss denn eben aus der Haltung der „Conversation errathen werden“. Fragen wir uns aber, was mit Überlieferungen geschehen wird, welche in solcher Sprache erzählt werden, so ist die Antwort jedenfalls, dass die dadurch veranlassten Verdrehungen ganz ausserordentlich gross und zahlreich sein müssen.

§. 170.

Der Mensch besass keineswegs von jeher Eigennamen; dieselben sind vielmehr erst allmälig entstanden. Es ist dem wenig erfinderischen Wilden niemals in den Sinn gekommen, diese Person von jener durch besondere Laute zu unterscheiden. Ein Individuum wurde zu allererst durch irgend etwas bezeichnet, was mit ihm im Zusammenhang war und was, wenn es erwähnt wurde, ihn ins Gedächtniss zurückrufen konnte — irgend ein Vorfall, ein zufällig vorhandener Gegenstand, eine persönliche Eigenthümlichkeit.

Gewöhnlich nimmt man an, dass ein beschreibender Name die erste Benennung gewesen sei. Wir pflegen zu vermuthen, dass, ebenso wie Gegenstände und Orte auf unserer eigenen Insel ihre Namen durch Festhaltung dessen bekamen, was ursprünglich eine unbeabsichtigte Beschreibung war, so auch die Namen der Wilden, wie z. B. „Glänzendes Gesicht“, „Kopf ohne Haar“, „Krauskopf“, „Rossschweif“ u. s. w. die bedeutsamen Spott- oder Übernamen seien, mit welchen die Benennung beginnt. Allein dem ist nicht so. Unter dem Einflusse der Nothwendigkeit, ein Kind zu benennen, während es doch noch keine Eigenthümlichkeiten aufzuweisen hat, pflegt man dasselbe im Zusammenhang mit irgend einem Umstande zu erwähnen, welcher bei seiner Geburt stattfand. So erzählt uns Angas, dass die Australier vom untern Murray-Fluss ihre Namen entweder von irgend einem nebensächlichen Vorfalle ableiten, von dem Orte z. B., wo sie geboren sind, oder von einem Naturgegenstande, den die Mutter kurz nach der Geburt des Kindes sah. Dies mag als allgemeiner Typus gelten. Nach Andersson's Bericht werden die „Damara-Kinder nach grossen öffentlichen Vorfällen „benannt“. Hodgson behauptet, dass „die meisten unter den Bodo „und Dhimals ganz sinnlose Benennungen haben, oder irgend ein „vorübergehendes Ereigniss des Augenblicks kann den bezeichnenden „Namen liefern.“ Der einem Kaffernkinde bald nach der Geburt beigelegte Name bezieht sich, wie Shooter berichtet, „gewöhnlich „auf irgend einen Umstand, welcher mit jenem Ereignisse in Ver„bindung war oder zu derselben Zeit vorfiel“; und hinsichtlich der Mandingoes erfahren wir dasselbe durch Park. Von Schoolcraft werden wir belehrt, dass unter den Comanches „die Kinder in ihren „ersten Jahren nach irgend einem beliebigen Umstande benannt „werde “, und Hearne beschreibt die Namen der Knaben der

Tschippewähs als „allgemein von irgend einer Stelle, einer Jahres-„zeit oder einem Thiere abgeleitet“. Selbst für manche hochstehende Typen, wie z. B. für die Beduinen, gilt dasselbe noch. „Ein Name“, sagt BURCKHARDT, „wird dem Kinde unmittelbar nach „seiner Geburt beigelegt. Der Name wird von einem beliebigen, „ganz gleichgültigen Vorfalle hergenommen oder auch von einem „Gegenstande, welcher die Phantasie der Mutter oder eines der bei „der Geburt des Kindes gegenwärtigen Weiber erregt hat. War „z. B. ein Hund bei dieser Gelegenheit zufällig in der Nähe, so „wird das Kind höchst wahrscheinlich Kelab genannt (von Kelb, ein Hund).“

Diese unbestimmte Art der Identificirung, welche zuerst in der Geschichte der Race vorherrschend ist und als der bei der Geburt beigelegte Name in dem Leben jedes Individuums noch lange sich forterhält, wird nach und nach gewöhnlich durch eine neue Benennung von mehr specifischer Art abgelöst: ein persönlicher Zug, welcher im Laufe der Entwickelung bestimmter hervortritt, ein auffallender Vorgang oder eine bemerkenswerthe Heldenthat geben den Anlass zu diesem zweiten Namen. Unter den eben erwähnten Völkern liefern die Comanches, die Damara, die Kaffern Beispiele hiefür. In der Beschreibung der Kaffern sagt MANN: — „So bedeutet ‚Umgodi‘ einfach: ‚der Knabe, der in einer Höhle „‚geboren ist‘. Dies ist ein Geburtsname. ‚Umginqisago‘ bedeutet: „‚der Jäger, welcher das Wild sich überschlagen macht.‘ Das ist ein Ehrenname.“ Mit Übergehung zahlreicher anderer Belege hiefür wollen wir nur noch einige wenige erwähnen, die uns hier unmittelbar interessiren.

An einer Stelle, wo SOUTHEY von den Zunamen spricht, welche die Tupis nach in der Schlacht erreichten Erfolgen bekommen, sagt derselbe: — „Sie wählten ihre Benennungen nach sichtbaren Gegen-„ständen, wobei Stolz oder Grausamkeit ihre Wahl beeinflusste“; woraus sich denn offenbar die Sitte des Benennens nach wilden Thieren ableitet. In der Beschreibung der Karenen erwähnt MASON unter den Thiernamen: „Tiger“, „Gelber Tiger“, „Wilder Tiger“, „Gaur“, „Ziegen-Antilope“, „Hornschnabel“, „Kranich“, „Königs-„vogel“ und „Mango-Fisch“. Die Bevorzugung der furchtbaren wilden Thiere tritt dabei deutlich zu Tage. Auf Neuséeland wird ein Eingeborner, der behenden Fusses ist, „Kawaw“ (ein wilder oder zahmer Vogel) genannt; und BURTON erwähnt als Namen der

Dakotah-Weiber: die „Weisse Schwalbe“, das „Junge Wiesel“, die „Bisamratten-Tatze“. Über die ganze Welt ist diese Ertheilung von Spitznamen nach Thieren gebräuchlich. LANDER erwähnt derselben bei den Yoruba-Negern, THUNBERG bei den Hottentotten, und dass sie in ganz Nordamerica herrschend ist, weiss Jedermann.

Wie schon einige der oben angezogenen Fälle schliessen lassen, ist manchmal Selbstüberhebung die Ursache hiefür, manchmal auch Überhebung durch andere. LIVINGSTONE erzählt uns, dass, wenn ein Makololo-Häuptling vor einem Dorfe ankommt, die Leute ihn mit dem Titel „Grosser Löwe“ begrüssen. Die Verfasser von „Vier „Jahre in Aschanti“ führen z. B. an, wie die Begleiter von König Koffi ausrufen: „Siehe vor Dich her, o Löwe.“ Im Papyrus HARRIS wird der König Men-cheperra (Tothmes III.) „der wüthende „Löwe“ genannt. Auf alten assyrischen Inschriften lesen wir: „Gleich einem Stier wirst Du über die Häuptlinge herrschen“ — eine Vergleichung, welche, wie wir gleich in einem andern Falle sehen werden, sehr leicht in eine wirkliche Metapher übergeht. So wird z. B. im dritten Papyrus SALLIER von Rameses gesagt: „Gleich „einem Stier, schrecklich mit spitzen Hörnern, erhob er sich;“ und dann in einer späteren Stelle rufen ihn die Besiegten folgendermaassen an: „Horus, siegreicher Stier!“

Erinnern wir uns dabei, dass diese Gewohnheit ja unter uns selbst noch fortbesteht, indem eine schlaue Person ein Fuchs genannt wird, der Grobe ein Bär, der Heuchler ein Krokodil, der Schmutzige ein Schwein, der Kühne ein Falke u. s. w.; — beachten wir, dass in jenen alten Racen, welche Eigennamen von hoch entwickelter Art besassen, doch die Anwendung von Thier-Spitznamen noch bestand, — so können wir uns nun wohl fragen, was auf den allerersten Stufen das Resultat eines solchen Brauches sein musste.

§. 171.

Eigentlich brauchen wir uns nur die ausserordentliche Unbestimmtheit der primitiven Sprache zu vergegenwärtigen, und wir können über die Antwort nicht zweifelhaft sein. Die Wortzeichen sind zuerst so wenig bestimmt, dass es der Gebärdenzeichen bedarf, um ihnen zu richtiger Bedeutung zu verhelfen, und somit kann denn auch eine Unterscheidung zwischen Vergleich und Thatsache nicht ausgedrückt und noch weniger in der Überlieferung fort-erhalten werden. Wenn, wie aus den Beispielen, welche Herr TYLOR

giebt, hervorgeht, selbst die höheren Racen vielfach Vergleichungen anstatt Thatsachen nehmen, — wie denn z. B. die Behauptung im Koran, dass Gott das Herz Muhammeds öffnete und reinigte, sich zum Glauben ausgestaltet hat, dass sein Herz thatsächlich herausgenommen, gewaschen und wieder eingesetzt worden sei; — wenn daraus, dass gewisse Stämme, welche der Anführung entbehrten, als „ohne Haupt“ beschrieben worden sind, unter civilisirten Völkern der Glaube entstanden ist, dass es „kopflose“ Menschenracen gebe, — so können wir nicht überrascht sein, zu sehen, wie der Wilde, ohne Kenntnisse und mit roher Sprache nur ausgerüstet, den Glauben hegt, dass sein Vorfahre, welcher „der Tiger“ hiess, ein wirklicher Tiger gewesen sei. Von seiner frühesten Kindheit an bis jetzt hörte er von dem Vater seines Vaters stets nur unter diesem Namen sprechen. Niemand denkt daran, dass er geneigt sein wird, dies falsch zu verstehen: — in der That ist ja Irrthum ein allgemeiner Begriff, den die Wilden kaum je erreicht haben. Auch giebt es keine Worte, welche eine Berichtigung mitzutheilen dienlich sein könnten, selbst wenn das Bedürfniss hiezu erkannt wäre. Unvermeidlich ist es daher, dass er in dem Glauben aufwächst, sein Vater stamme von einem Tiger ab, dass er sich selbst für einen vom Tiger-Stamme hält. Überall treten uns die Folgen solcher Missverständnisse entgegen. „Ein charakteristischer „Zug in den Überlieferungen der centralasiatischen Völker,“ sagt Mitchell, „ist die Ableitung ihres Ursprungs von irgend einem „Thiere.“ Nach Brooke's Erzählung schrecken die See-Dajaks in abergläubischer Furcht vor dem Essen gewisser Thiere zurück, weil sie annehmen, diese Thiere hätten eine gewisse Verwandtschaft mit einigen ihrer Vorfahren, welche von denselben gezeugt worden seien oder welche dieselben zeugten. Von den Betschuana-Stämmen berichtet uns Livingstone: „Der Ausdruck ‚Bakatla‘ bedeutet ‚jene „‚vom Affen‘, ‚Bakuena‘: ‚jene vom Alligator‘, ‚Batlássi‘: ‚jene vom „‚Fisch‘: — jeder Stamm hat seine eigene abergläubische Furcht „vor demjenigen Thiere, nach welchem er genannt ist.“ Falkner erwähnt von den Patagoniern, dass sie „eine grosse Anzahl solcher „Gottheiten besässen; jede derselben nehmen sie als Vorstand über „eine besondere Kaste oder Familie der Indianer, für deren Schöpfer „sie gehalten wird. Einige stellen sich selbst in die Kaste der „Tiger, einige in diejenige des Löwen, andere in die des Guanaco „und wieder andere in die des Strausses“.

Lassen wir jedoch die zahlreichen Belege unerwähnt, die von anderen Gegenden uns zukommen, und betrachten wir näher nur diejenigen aus Nordamerica. Ross sagt, die Stämme nördlich vom Columbia-Fluss „behaupteten, sie stammten von einer Bisamratte „ab“. Um die Worte von Herrn Powers zu gebrauchen: — „Alle „ursprünglichen Einwohner von Californien ohne Ausnahme glauben, „dass ihre ersten Vorfahren direct aus der Erde ihrer betreffenden „Wohnorte geschaffen worden, und in sehr vielen Fällen, dass „diese Vorfahren Coyotes (Prärie-Wölfe) gewesen seien.“ Und nun noch einige Stellen von gleicher Bedeutung, die ich dem ausgezeichneten Werke von Herrn Bancroft entnehme. Von den Zapotecs wird erwähnt, dass „einige, um sich ihrer Tapferkeit zu „rühmen, sich selbst als die Söhne von Löwen und verschiedener „andrer wilder Thiere darstellen“. Von den Haidahs „wird mit „vollstem Ernste ihre Abstammung von den Krähen versichert und „hartnäckig daran festgehalten“. „Unter den Ahts von Vancouver-„Island ist vielleicht die allgemeinste Ansicht über ihren Ursprung „die, dass die Menschen zuerst als Vögel, wilde Thiere und Fische „existirten.“ Die Tschippewähs „leiten ihren Ursprung von einem „Hunde ab. Zu einer gewissen Zeit waren sie von so lebhaftem „Respecte vor ihren hundeartigen Vorfahren durchdrungen, dass sie „vollständig aufhörten, die Hunde zum Ziehen ihrer Schlitten zu „verwenden“. Die Koniagas „haben ihren sagenhaften Vogel und „Hund; der letztere nimmt dabei die Stelle ein, welche in der My-„thologie mancher andrer Stämme vom Wolfe oder vom Coyote „behauptet wird“.

So wohl organisirt sind diese Glaubensansichten, dass in manchen Fällen sogar eine Darstellung von der Verwandelung gegeben wird. Californische Indianer, welche vom Präriewolf abstammen, erklären den Verlust ihrer Schwänze, indem sie sagen: „die angenommene Gewohnheit, aufrecht zu sitzen, hat dieses schöne „Körperglied ausserordentlich zerrieben und allmälig ganz zerstört“. Gewisse Nord-Californier, welche ihren Ursprung zum Theil auf Grizzly-Bären zurückführen, behaupten, dass diese vor alten Zeiten „auf ihren Hinterbeinen gingen gleich den Menschen und sprachen „und Keulen trugen, indem sie die Vordergliedmaassen brauchten „wie die Menschen ihre Arme“. Ja in noch sonderbarerer Gestalt treten uns diese Vorstellungen von Verwandtschaft in dem Berichte Franklins von den Hundsrippen-Indianern entgegen:

„Diese Leute nehmen ihre Namen in erster Linie von ihren „Hunden her. Ein junger Mann ist der Vater eines gewissen „Hundes; wenn er aber verheirathet ist und einen Sohn bekommt, „so benennt er sich selbst als den Vater des Knaben. Die Frauen „haben die Gewohnheit, den Hunden sehr zärtliche Vorwürfe zu „machen, wenn sie sehen, dass dieselben mit einander zanken. „‚Schämst du dich nicht', sagen sie, ‚mit deinem kleinen Bruder „‚zu streiten?'"

§. 172.

Dieses letzte Beispiel führt uns über zu den mannigfaltigsten Folgerungen aus der Vorstellung von thierischen Vorfahren, welche sonach blos durch das Missverständniss der Spitznamen entstanden ist.

Thiere müssen denken und Verstand haben wie die Menschen; denn stammen sie nicht von demselben Urerzeuger ab wie der betreffende Stamm oder andere Völker? Daraus erklärt sich der Glaube der Papagos, dass in der Vorzeit „Menschen und Thiere „mit einander gesprochen haben: — eine gemeinsame Sprache „machte alle zu Brüdern". Daher der Gebrauch der Kamtschadalen, welche, wie uns GRIEVE berichtet, wenn sie zu fischen pflegen, „die Walfische oder die Walrosse freundlich bitten, sie möchten „doch ihre Bote nicht umwerfen, und beim Jagen die Bären und „Wölfe ersuchen, sie nicht zu beschädigen". Daher die Gewohnheit der Dakotahs, welche die Schlangen bitten, ihnen freundlich gesinnt zu sein, und von welchen SCHOOLCRAFT erzählt: „Ich habe „Indianer mit einem Pferde sprechen und ihm Vorstellungen machen „hören ganz wie einem lebendigen Menschen." Daher auch die Vorstellung, welche die LIVINGSTONE als Diener begleitenden Neger verriethen, von denen er erzählt: „Ich frug meine Leute, weshalb die „Hyänen lachten, da sie ja doch gewöhnlich den Thieren wenigstens „einen Antheil an Vernunft zuzuschreiben pflegen. Sie sagten, die „Hyänen lachen, weil wir nicht das Ganze (vom Elephanten) mit„nehmen können, und weil sie daher ebenso reichlich zu essen „haben werden wie wir."

Eine zweite Folgerung ist die, dass Thiere, welche man sonach für mit den Menschen verwandt hält, oft mit grosser Rücksicht behandelt werden. SCHOOLCRAFT behauptet, dass die Tschippewähs in dem Glauben, sie würden in der andern Welt die Geister er-

schlagener Thiere zu begegnen haben, sich einem Bären gegenüber zu rechtfertigen suchen, dass sie ihn getödtet, ihn um Verzeihung bitten und behaupten, ein Americaner sei deswegen zu beschuldigen; und in ähnlicher Weise wird uns von HARRIS berichtet, dass die Ostjaken, nachdem sie einen Bären gefällt, „ihn um Verzeihung „bitten“ und ihm erzählen, die Russen seien seine Mörder. Ganz ebenso erfahren wir durch M'CULLOCH von den Kookies, dass „auf „die Erlegung eines Elephanten, Tigers, Bären, wilden Schweines „oder irgend eines andern wilden Thieres stets ein Fest folgt zur „Versöhnung ihrer Manen“. Und ähnliche Gebräuche pflegen die Stiens von Cambodscha, die Sumatraner, die Dajaks, die Kaffern, die Siamesen und sogar die Araber zu beobachten.

Natürlich stellt sich dann auch als fernere Folge daraus eine ganz besondere Rücksicht für das Thier ein, welches dem Stamme seinen Namen giebt und als dessen Verwandter betrachtet wird. Weil dem unter menschlicher Form vorgestellten Vorfahren das Vermögen zugeschrieben wird, seinen Abkömmlingen Gutes oder Übles zuzufügen, so pflanzt sich dieselbe Vorstellung dann auch auf den unter thierischer Form vorgestellten Stammvater fort. Daher wird, wie uns BANCROFT erzählt, „kein Indianer, der seine „Herkunft von dem mütterlichen Geiste und dem Grizzly ableitet, „wie er hier beschrieben ist, jemals einen Grizzlybären tödten“. In gleicher Weise pflegen die Osage den Biber nicht zu verletzen, indem sie glauben, sie selbst stammten von demselben ab. „Ein „Stamm isst niemals von dem Thiere, welches sein Namensvetter ist,“ sagt LIVINGSTONE von den Betschuanas aus. Gleiche Ideen und Gebräuche kommen in Australien unter einer weniger bestimmt ausgeprägten Form vor. „Ein Glied der Familie wird niemals ein „Thier von der Art tödten, zu welcher sein Kobong (thierischer „Namensvetter) gehört, sollte er dasselbe im Schlaf überraschen. „Überhaupt tödtet er es stets nur mit Widerstreben und niemals. „ohne ihm zuvor die Möglichkeit des Entkommens gegeben zu haben.“ In Verbindung mit dieser Rücksicht für den thierischen Namensvetter, der als Verwandter gilt, steht der Glaube an seine schützende Macht und daraus erwächst dann der so weit verbreitete Glaube an Vorbedeutungen, welche von Vögeln oder Säugethieren hergenommen werden. Der Vorfahre unter der thierischen Form, so glaubt man, sei für die Wohlfahrt seiner Verwandtschaft besorgt und soll dieselbe durch Zeichen und Laute von einer drohenden Gefahr benachrichtigen.

§. 173.

Erkennen wir nicht in diesen Gebräuchen die Anfänge einer Verehrung? Wenn die Ost-Africaner, wie uns LIVINGSTONE erzählt, von den Seelen abgeschiedener Häuptlinge glauben, sie gingen in Löwen über und machten dieselben heilig, so dürfen wir wohl schliessen, dass eben solche Heiligkeit sich auch an diejenigen Thiere heften wird, in denen man menschliche Seelen und zwar die der eigenen Vorfahren vermuthet. Wenn die Völker vom Congo, welche diese Ansicht hinsichtlich der Löwen hegen, glauben, „der „Löwe verschone jeden, dem er begegnet, sobald man ihn nur höf- „lich begrüsst“, so liegt dem die Überzeugung zu Grunde, dass eine Versöhnung des thierischen Oberhauptes möglich sei, welches der Stammvater des ganzen Stammes war. Wir dürfen daher wohl erwarten, dass sich Gebete und Opfergaben zu einem förmlichen Cultus entwickeln und der thierische Namensvetter zur Gottheit wird.

Wenn wir deshalb unter den nordamericanischen Indianern, bei denen die Gewohnheit, sich nach Thieren zu benennen, immer noch fortdauert und deren Sagen von thierischen Vorfahren so sehr bis ins Einzelne ausgestaltet sind, gewisse Thiere den Rang von Gottheiten und Schöpfern einnehmen sehen; wenn wir bei BANCROFT lesen, dass „‚Rabe' und ‚Wolf' die Namen der zwei Götter der „Klinkits sind, welche für die Gründer der indianischen Race gelten“, so erkennen wir darin nichts Anderes, als was von vornherein zu erwarten war. Und wenn wir von demselben Stamme ferner lesen, dass „die Rabenfamilie sich abermals in Unterfamilien trennt, „welche der Frosch, die Gans, der Seelöwe, die Eule und der „Hecht genannt“ werden, während „die Wolffamilie den Bären, „den Adler, den Delphin, den Haifisch und den Alk um- „fasst“, so sehen wir, dass die Vergötterung des Vorfahren unter der thierischen Form genau denselben Gang verfolgt wie die Vergötterung des Vorfahren unter menschlicher Form. In beiden Fällen erlangen neuere Stammväter der Unterabtheilungen des Stammes allmälig eine gewisse Heiligkeit, die jedoch derjenigen der alten Vorfahren des gesammten Stammes untergeordnet erscheint.

An der Hand dieser mannigfachen Beweismittel können wir nun, wie ich glaube, kaum länger zögern, den Schluss zu ziehen,

dass ein grosser Theil der hoch entwickelten Thier-Verehrung der alten historischen Racen aus dieser missverständiichen Auslegung von Spottnamen hervorging. Selbst heute noch zeigt sich uns unter theilweise civilisirten Völkern die Wiedererzeugung solcher Verehrungsformen. Im Anhange zu „Vier Jahre in Aschanti“ lesen wir, dass gewisse Diener des Königs, deren Obliegenheit es ist, ihn zu preisen oder „ihm Namen zu geben“, unter anderen Titeln aus-zurufen pflegen: „Bore“ (der Name einer giftigen Schlange), „Du „bist der allerschönste, aber Dein Biss ist tödtlich“. Da diese africanischen Könige der Regel nach einer Apotheose theilhaftig werden, da ferner dieser Ruhmestitel „Bore“, wie wir wohl erwarten dürfen, neben seinen übrigen Titeln sich forterhält und bei Versöhnungsversuchen mit verwendet werden wird, — da sodann die Zulus, welche, von einer anderen Vermuthung geleitet, glauben, todte Menschen würden zu Schlangen, und deshalb gewisse giftige Schlangen als Häuptlinge auszeichnen, so müssen wir wohl zugestehen, dass aus diesem neu erfundenen Beinamen eines Königs, welcher zum Gott wurde, sehr leicht die Verehrung einer Schlange ihre Entstehung nehmen konnte, — einer Schlange, welche nichtsdestoweniger eine menschliche Vorgeschichte hatte. Ganz ähnlich lautet die Antwort, wenn wir fragen, was wohl wahrscheinlich mit dem Thier-Namen geschehen wird, durch welchen man den König in Madagascar zu ehren pflegt. Wie uns Ellis in seiner Geschichte erzählt, „wurden Ausdrücke wie: ‚Gott ist nach dem Westen ge-„‚gangen, — Radama ist ein mächtiger Stier‘, von den Malagassen-„Weibern häufig in ihren Gesängen zum Preise des Königs ge-„braucht, der auf einer kriegerischen Expedition abwesend war“. Hier sehen wir die drei Titel zu gleicher Zeit angewendet: den eines Gottes, den eines Königs und den eines Stiers. Wenn wir nun lesen, dass bei den Ägyptern selbst in ihren späteren Zeiten der König vergöttert wurde, — wenn derselbe Papyrus, welcher uns berichtet, wie Rameses II. seinen Vater als einen Gott anruft, auch den Titel „siegreicher Stier“ enthält, welcher dem Rameses von den von ihm Unterjochten beigelegt wird, können wir dann noch bezweifeln, dass aus gleichen Vorkommnissen in früheren Zeiten die Verehrung des Apisstiers hervorgegangen ist? Können wir bezweifeln, dass die Gottheiten in Stiergestalt bei den Hindus, bei den Assyrern und andern alten Völkern alle gleichen Ursprungs gewesen sind?

So dürfen wir denn geradezu behaupten, dass, wenn einmal eine missverständliche Auffassung bildlicher Titel gegeben ist — und eine solche kommt unvermeidlich in den Ursprachen vor — die Entstehung von Thier-Verehrung eine naturgemässe Folge daraus bildet. Die Säugethiere, Vögel, Reptilien, Fische, alle geben den Anlass zu Beinamen; alle werden am einen oder anderen Orte als Stammväter betrachtet, alle erlangen bei diesem oder jenem Volke eine Heiligkeit, die sich in vielen Fällen bis zur Anbetung steigert. Selbst wo der Beiname eine vorwurfsvolle Nebenbedeutung hatte — selbst wo das betreffende Geschöpf derartig beschaffen ist, dass es eher Abscheu als Ehrfurcht einflösst, selbst da sehen wir, dass die Identificirung mit einem Vorfahren die Verehrung desselben erklärt. Die Veddahs, welche ganz hauptsächlich Vorfahren-Verehrer sind, verehren auch eine Schildkröte. Wenn nun zwar bei ihnen der Grund dafür nicht aufzufinden ist, so begegnen wir doch einer Andeutung hiefür anderswo. Herr Bates hatte auf seinen Forschungsreisen am Amazonenstrome zwei Bediente, welche den Namen „Schildkröte“ trugen, und diesen ihren Beinamen hatten sie von einem Vater geerbt, dessen Langsamkeit ihm diesen dauernden Spottnamen zugezogen hatte. Hierin dürften wir den ersten Schritt zur Bildung eines Schildkrötenstammes erkennen, für welchen die Schildkröte als Vorfahr, als Totem, als Gottheit gelten wird.

§. 174.

Noch mögen einige sonderbare Thatsachen beigefügt werden, die jedoch auf Grund der oben dargelegten Hypothese vollständig erklärbar sind. Ich habe dabei die Verehrung von Wesen im Auge, welche halb als Mensch, halb als Thier dargestellt werden.

Wenn die Überlieferung von der Genealogie zukünftiger Aschanti-Könige die Kunde davon festhält, dass ihr Vorfahr die giftige Schlange „Bore“ war — wenn sich bis in die ferne Nachkommenschaft die Thatsache fortpflanzt, dass „Bore“ ein Herrscher, ein Gesetzgeber, eine mit articulirter Sprache begabte Person war — wenn die Sage beides von ihm erzählt, sowohl dass er eine Schlange, als auch dass er ein Mensch gewesen — was muss wohl die Folge davon sein? Der Wilde, der ja unterschiedslos Alles glaubt, was ihm von seinen Ältesten erzählt wird, wird auch diese beiden Behauptungen neben einander annehmen. Im einen Falle wird er sich

trotz des Widerspruches ruhig damit zufrieden geben, im andern Falle wird er vielleicht einen Compromiss versuchen. Besonders wenn er eine bildliche oder plastische Darstellung machen will, wird er dazu geführt werden, die unvereinbaren Charaktere so gut mit einander zu vereinigen, als er eben kann, d. h. eine Figur zu erzeugen, die zum Theil menschlich, zum Theil reptilienähnlich ist. Es giebt keinen Grund, daran zu zweifeln, dass, wenn die Geschichten und Gesänge der Malagassen von dem siegreichen Radama als „von einem mächtigen Stier", von einem Könige und von einem Gott berichten, die Ausbildung des daran sich knüpfenden Cultus verbunden mit der Ausbildung der plastischen Kunst schliesslich zu einer Darstellung des Gottes Radama führen muss, in der Gestalt entweder eines Menschen oder eines Stieres oder eines stierköpfigen Menschen oder endlich einer Creatur, welche den Körper eines Stieres mit dem Kopfe eines Menschen verbindet.

Auf etwas anderem Wege wird die Entstehung dieses Typus von Gottheiten durch missverständliche Auffassung bildlicher Titel veranlasst. Vorfahren, welche in den Sagen unter ihren thierischen Namen fortleben und von denen die Überlieferung auch zugleich berichtet, dass sie sich einen Vorfahren zum Weibe nahmen, welcher entweder einen verschiedenen Thiernamen oder einen Menschennamen trug, werden zum Glauben Anlass geben, dass sie Nachkommen gehabt hätten, welche die Attribute beider Ältern mit einander verbanden. — Eine Stelle aus Bancroft's Bericht von den Aleuten zeigt uns eine der ersten Stufen eines solchen Glaubens: —

„Manche behaupten, dass am Anfang eine Hündin Unalaska
„bewohnte und dass ein grosser Hund von Kadiak her zu ihr herüber
„geschwommen sei, aus welchem Paare dann die menschliche Race
„entsprang. Andere nennen die Hündin-Mutter ihrer Race Mahakh
„und erzählen von einem gewissen alten Manne, genannt Iraghda-
„dakh, welcher vom Norden herkam, um diese Mahakh zu be-
„suchen. Das Ergebniss dieses Besuches war die Geburt zweier
„Geschöpfe, eines Mannes und eines Weibes, mit einer so ausser-
„ordentlichen Vermischung der Elemente der Natur in ihnen, dass
„Jedes von ihnen halb Fuchs, halb Mensch war."

Nun kann es aber kaum anders kommen, als dass eine solche Legende oder eine andere ähnliche, wie z. B. diejenige der Quichés hinsichtlich der Abstammung des Menschengeschlechts von einem

Höhlen bewohnenden Weibe und einem Hunde, welcher sich in einen hübschen jungen Mann verwandeln konnte, oder wie jene andere von den Dikokamenni-Kirgisen, welche behaupten, sie stammten „von einem rothen Windhund und einer gewissen Königin mit „ihren vierzig Dienerinnen ab“ — dass solche Legenden die Vorstellung von zusammengesetzten Göttern hervorrufen. Völker, die weit genug vorgeschritten sind, um ihre rohen Abbilder der Vorfahren, die sie auf die Gräber zu stellen pflegten, zu Götzenbildern auszugestalten, welche sie dann in die Tempel einschliessen, werden dann auch höchst wahrscheinlich, sofern sie nur Überlieferungen der genannten Art besitzen, die Schöpfer ihres Stammes als hundsköpfige Menschen oder menschengesichtige Hunde darstellen.

Auf diese Weise gewinnen wir das Verständniss für den Ursprung der Bastard-Gottheiten, welche so viele halbcivilisirte Völker besessen haben. Die Chaldäer und Babylonier hatten ihren gemeinsamen Gott Nergal, den geflügelten Menschenlöwen, und ebenso Nin, den Fischgott — einen Fisch, aus welchem nahe an dessen Kopfe ein menschlicher Kopf hervorwuchs und nahe an seinem Schwanze ein Menschenfuss; auch die benachbarten Philister hatten ja ihren damit verwandten Gott Dagon mit dem Gesichte und den Händen eines Menschen und dem Schwanze eines Fisches. In Assyrien sodann finden wir den geflügelten Menschen-Stier als Darstellung des Nin, und in Phönicien war es Astarte, welche manchmal theilweise in menschlicher und theilweise ins Rindsgestalt dargestellt wurde. Ägypten hatte eine grosse Mannigfaltigkeit solcher zusammengesetzter übernatürlicher Wesen. Neben dem Gott Ammon, den sie als einen Menschen mit dem Kopfe eines Widders abbildeten, neben Horus mit dem Kopfe eines Falken, neben den Göttinnen Muth und Hathor mit den Häuptern eines Löwen und einer Kuh, neben Thoth mit dem eines Ibis und Typhon mit dem eines Esels, und neben den vielen thierköpfigen Dämonen endlich, welche alle aufzuzählen ganz überflüssig wäre, haben wir bekanntlich dort die verschiedenen Sphinxe, welche mit dem Körper eines Löwen die Köpfe von Menschen, von Widdern, von Falken, Schlangen u. s. w. vereinigten. Wir haben ferner noch verwickeltere Zusammensetzungen, beflügelte Säugethiere mit Falkenköpfen und beflügelte Krokodile mit Falkenköpfen. Ja es gab sogar eine Gottheit mit Namen Sak, welche nach Wilkinson's Aussage „die Charaktere eines Vogels,

„eines Säugethiers und eines pflanzlichen Products in seiner Person „vereinigte."

Solche wunderliche Vorstellungen, für die es sonst keinerlei denkbare Erklärungen zu geben scheint, lassen sich dagegen wohl erklären als Folgen missverständlicher Auffassung von verschiedenen bildlichen Namen, wie sie ein und dieselbe Person trug. Wir haben gesehen, dass dem gegenwärtigen Könige von Aschanti die beiden Namen „Löwe" und „Schlange" als Ehrennamen beigelegt wurden, und wie wir sogleich sehen werden, war die Vermehrung solcher Ehrennamen gerade bei den Ägyptern bis zu sehr hohem Grade gebräuchlich.

§. 175.

Um nun so viel als möglich abzukürzen, was etwa noch von dem zu dieser langen Auseinandersetzung Gehörigen übrig geblieben ist, will ich die noch zu erwähnenden Gruppen von unterstützenden Thatsachen nur einfach andeuten.

Die Ägypter, deren Sitten so lange Dauer besassen und deren Vorfahren-Verehrung so ausgebildet war, zeigen uns gerade da, wo wir dies von vornherein erwarten durften, alle die Resultate solcher missverständlicher Auffassungen. Sie schieden sich in Geschlechter, deren geheiligte Thiere von einander verschieden waren und welche gegenseitig die geheiligten Thiere der anderen mit Abscheu und Feindseligkeit behandelten: eine Thatsache, die auf einen früheren Zustand hinweist, wo diese Thiere den Häuptlingen von unter einander feindseligen Stämmen ihren Namen gegeben haben. Ergiebt sich aus dieser Andeutung schon, dass die Benennung nach Thieren ein primitiver Gebrauch war, so dauerte derselbe doch noch bis in die späteren Perioden ihrer Geschichte fort. Nachdem ihre Könige bereits menschliche Eigennamen bekommen hatten, behielten sie doch immer noch in Verbindung mit diesen gewisse Thiernamen bei. Sie hatten auch geheiligte Thiere und einige Namen von diesen waren identisch mit denen, welche als Ehrennamen beigelegt zu werden pflegten. Sie balsamirten Thiere so gut wie Menschen ein. Sie hatten Thiergötter, sie hatten Gottheiten von halb thierischer, halb menschlicher Gestalt, sie hatten Figuren von noch anderen zusammengesetzten Wesen.

Wo wir die Sitte der Benennung nach Thieren am meisten

vorherrschend finden und wo daraus jene Sagen von der Abstammung des Menschen von Thieren und die Ehrfurcht vor den letzteren als vor Gottheiten entstanden ist, da finden wir denn auch die Sagen von thierischen Einflüssen in menschlichen Angelegenheiten am weitesten ausgebildet. Wie BANCROFT hinsichtlich der Indianer der Pacific-Staaten sagt: — „Wilde Thiere und Vögel „und Fische holen und bringen, reden und handeln auf eine Weise, „dass sogar die Helden des Aesop dadurch in den Schatten gestellt „werden." Alle die zahllosen Fabeln dieser Classe, wie wir sie unter so vielen verschiedenen Völkern finden, bekommen mit Hülfe der hier dargelegten Hypothese ganz naturgemäss ihren Platz angewiesen.

Diese Hypothese erklärt nicht minder auch die Fälle, wo die Entstehungsfolge umgekehrt ist. BANCROFT erzählt uns, dass „die „Salish, die Nisquallies, die Yakimas . . . alle glaubten, die wilden „Thiere, die Fische und selbst essbare Wurzeln stammten von „menschlichen Urbildern ab". Dies ist offenbar eine Vorstellung, welche nur die missverständliche Auffassung von Beinamen hervorrufen konnte. Wenn „der Bär" der Begründer eines Stammes war, dessen Thaten sich in der Tradition forterhielten, so konnte die Erklärung hiefür nur die sein, dass jener entweder der Bär war, von welchem die Menschen abstammten, oder dass jener der Mensch war, von welchem die Bären abstammten. Viele von den Metamorphosen der classischen Mythologie sind wahrscheinlich auf eine ähnliche Weise entstanden, wo wenigstens die menschlichen Antecedentien, sei es hinsichtlich der Abstammung oder der Schicksale, so deutlich ausgesprochen waren, dass die entgegengesetzte Ansicht unmöglich wurde.

In der That wird uns durch die Annahme eines solchen Ursprungs auch die Lehre von der Metempsychose (Seelenwanderung) verständlich und ihre weiteren Auswüchse erscheinen nicht mehr so grotesk. Wo die Sage von einem Menschen, welcher verschiedene Thiernamen besass, das eine Mal als vom Adler und das andere Mal als vom Wolfe sprach, da musste die Idee entstehen, dass er bald das eine und bald das andere gewesen sei. Und aus dieser Vermuthung konnte dann die unbegrenzte Leichtgläubigkeit ganz natürlich den Glauben an aufeinanderfolgende Umwandlungen hervorentwickeln.

Unter die gleiche Rubrik gehören ebenso jene Geschichten von

Weibern, welche Thiere geboren haben sollen. St. John sagt, dass „die Land-Dajaks es für schlecht halten, die Cobra de capella „(Brillenschlange) zu tödten, weil einer ihrer weiblichen Vorfahren „sieben Jahre lang schwanger war und schliesslich Zwillinge gebar, „— der eine war ein menschliches Wesen, der andere eine Cobra". In ähnlicher Weise erfahren wir von Cook, die Batavier „glaubten, „dass die Frauen, wenn sie eines Kindes entbunden werden, häufig „zu gleicher Zeit auch von einem jungen Krokodil als dem Zwilling „dazu entbunden würden und dass dieses von der Hebamme zum „Fluss gebracht würde". Dürfen wir nicht daraus schliessen, dass Zwillinge, von denen der eine den Beinamen „Krokodil" bekam, einer Legende den Ursprung gegeben haben mögen, welche dann diesen ungeheuerlichen Glauben hervorrief?

Wenn die Benennung nach Thieren ein Mittel zur Auszeichnung von Individuen war, das dem Gebrauche von menschlichen Eigennamen voranging — wenn solche Eigennamen, wo sie einmal entstanden waren, doch anfänglich nicht sofort die Thiernamen verdrängten, sodern mit ihnen verbunden wurden — wenn dann auf einer noch späteren Stufe die Thiernamen ausser Gebrauch kamen und die conventionellen Beinamen vorherrschend wurden, dann scheint es ein richtiger Schluss, dass der Thiergott zu allererst entstand, dass der halbthierische und halbmenschliche Gott einer späteren Entwickelungsstufe angehörte und dass der anthropomorphische Gott zu allerletzt kam. Freilich ist es sehr schwierig, inmitten der Verwickelungen, welche durch das Fortleben alter Verehrungsformen neben und unter neuen und durch die Vermengung verschiedener Mythologien entstanden sind, diese Ansicht zu beweisen; allein es scheint Grund für die Vermuthung vorhanden zu sein, dass ein solcher Entwickelungsgang unter verschiedenen Völkern vorkam, welche ursprünglich die Benennung nach Thieren im weitesten Maassstabe übten.

§. 176.

So schliessen sich denn verschiedene untergeordnete Gruppen von Thatsachen an die Hauptgruppen an, um die Ansicht zu stützen, dass Thier-Verehrung nichts Anderes ist als eine verzerrte Form der Ahnen-Verehrung. Drei Wege sind es, auf welchen

der primitive Mensch dazu geführt wird, das Thier mit dem Vorfahren zu identificiren.

Es herrscht einmal der Glaube, das andere Ich des todten Verwandten könne regelmässig oder gelegentlich nach seinem alten Aufenthaltsort zurückkehren — denn wie sollte es anders möglich sein, dass die Überlebenden, welche daselbst schliefen, ihn in ihren Träumen sahen? Hier sind ferner Geschöpfe, welche ziemlich häufig und ganz im Gegensatz zu den meisten anderen wilden Thieren in die Häuser kommen, ja besonders heimlich in der Nacht hereindringen. Die Bedeutung davon ist klar. Dass Schlangen, welche ganz besonders solches zu thun pflegen, die zurückgekehrten Todten sind, wird von vielen Völkern in Africa, Asien und America angenommen; das Aufsuchen der Häuser ist aber in der That auch der gemeinsame Zug all der verschiedenen Arten von Schlangen, die verehrt oder angebetet werden, und kommt gleichfalls gewissen Insecten und Vögeln zu, welche in gleicher Weise berücksichtigt werden.

Der Geist, der manchmal seine alte Behausung wieder besucht, soll sich auch, wie man glaubt, gern in der Nachbarschaft des Leichnams aufhalten; daher kommt es denn, dass Geschöpfe, welche man häufig in Höhlen findet, die als Begräbnissstätten benutzt worden sind, für die neue Gestalt angesehen werden, welche die abgeschiedene Seele angenommen haben soll. Fledermäuse und Eulen stellt man sich als beflügelte Geister vor — und von diesem Punkte entspringt dann auch die Gesammtheit der traditionellen Vorstellungen von Teufeln und Engeln.

Zuletzt und hauptsächlich kommt es zu jener Identificirung des Thieres mit den Vorfahren, welche durch die buchstäbliche Auffassung bildlicher Namen veranlasst wird. Dass die primitive Sprache gänzlich unfähig ist, den Unterschied zwischen einem Thiere und einer nach diesem Thiere benannten Person auf die Nachkommenschaft zu überliefern, ist deutlich gezeigt worden. Daraus entspringt dann die Verwechslung beider, daraus die Ehrfurcht vor dem Thiere als dem Stammvater, daraus die Ausbildung einer bestimmten Verehrung. Diese Hypothese aber erklärt uns nicht allein die Thier-Götter, sondern ermöglicht zugleich das Verständniss für mehrere andere abnorme Glaubensformen: für die halb thierischen, halb menschlichen Gottheiten, für die Thiere, welche sprechen und in menschlichen Angelegenheiten eine wichtige Rolle spielen, für die Lehre von der Seelenwanderung u. s. w.

Durch Modificationen über Modificationen, welche schliesslich zu Verwickelungen und Abweichungen ohne Grenzen führen, ruft der Entwickelungsprocess am Ende Erzeugnisse ins Dasein, welche ihren ersten Keimen durchaus unähnlich sind, und dafür haben wir gerade hier ein schlagendes Beispiel in dieser Ableitung der Thier-Verehrung von der Versöhnung der Geister.

XXIII. Capitel.

Pflanzen-Verehrung.

§. 177.

Mag längeres Fasten, Fieber, Hysterie oder Wahnsinn die Veranlassung sein — stets wird jeder ausserordentlich aufgeregte Zustand von wilden und halbcivilisirten Völkern als Besessenheit durch einen Geist erklärt: dies sahen wir in §§. 123 — 131. Ähnlich lautet die Erklärung irgend eines aussergewöhnlichen geistigen Zustandes, der durch ein Nervenreizmittel hervorgerufen wurde. Es herrscht die Meinung, dass ein übernatürliches Wesen, welches in dem verschluckten festen oder flüssigen Körper enthalten sei, jenen Zustand verursacht habe.

So sagt Vámbéry, wo er von den Opiumessern spricht: „Was „mich aber am meisten dabei überraschte, war, dass diese elenden „Leute für ganz ausserordentlich fromm gehalten wurden und dass „sie geradezu im Rufe stehen, sie seien um ihrer Liebe zu Gott „und dem Propheten willen verrückt geworden und hätten sich „zu dem Zwecke geistig heruntergebracht, um in ihrem erregten „Zustande den höchsten Wesen, welche sie so sehr liebten, näher „zu sein.“ Bastian erzählt uns, dass die Mandingoes sich selbst berauschen, um mit dem Haupte Gottes in Beziehung treten zu können, wobei offenbar der Glaube zu Grunde liegt, dass die während dessen empfundene Begeisterung eine göttliche Inspiration sei. Dies war denn auch die Ansicht, welche ein Arafura (Bewohner der Papua-Inseln) bestimmt aussprach, indem er sagte, als man ihm vom Gotte der Christen erzählte: „Dann steckt dieser Gott sicher„lich in Eurem Arak, denn ich fühle mich nie glücklicher, als wenn „ich tüchtig davon getrunken habe.“

Sollten wir hienach nicht erwarten dürfen, dass mancherlei abgeleitete Glaubensvorstellungen hinsichtlich der Pflanzen entstanden seien, welche berauschende Getränke liefern? Ohne Zweifel; und unsere Nachforschung nach dergleichen wird nicht fruchtlos sein.

§. 178.

Als typisches Beispiel können wir die Verehrung der Soma voranstellen. Diese Pflanze, von der uns berichtet wird, sie wachse auf bestimmten Bergen, sie werde bei Mondschein gesammelt und mit gewissen Ceremonien nach der Opferstätte gebracht, wurde dort zwischen Steinen zerquetscht und ihr Saft ausgedrückt und filtrirt. Nachdem er eine Gährung durchgemacht, stellte der Saft eine berauschende Flüssigkeit dar (an manchen Stellen wird sie überdies als süss bezeichnet), welche von den Geweihten getrunken wurde; diese aber, wenn wir wenigstens nach dem Ausdruck „ein „Rishi, ein Trinker der Soma", urtheilen dürfen, gehörten der Priesterkaste an. Der oben dargelegten Anschauung gemäss wurde die aufheiternde Wirkung des Getränkes der Inspiration durch ein übernatürliches Wesen zugeschrieben, welches deshalb gepriesen und angebetet wurde. In seinem Aufsatz über diesen Gegenstand, der theilweise von Dr. Muir übersetzt worden ist, bezeichnet Windischmann die Soma als „die heiligste Opfergabe des alten indischen „Gottesdienstes"; oder wie Dr. Muir sich ausdrückt: „Die Rishis „waren dazu gekommen, Soma als einen Gott zu betrachten und „allem Anschein nach mit grossem Eifer sich seiner Verehrung „hinzugeben." — Ich führe hier aus den „Sanscrit Texts" des letzterwähnten Schriftstellers einige Stellen an, welche uns die Entstehung dieses Glaubens verständlich machen; und zwar mögen einige vorangestellt werden, wo von der durch den gegohrenen Somasaft erzeugten Begeisterung die Rede ist.

Rig Veda VI. 47, 3. „Diese (Soma), wenn ich sie trinke, „regt meine Rede (oder mein Loblied) an; diese rief den feurigen „Gedanken hervor."

R. V. IX. 25, 5. „Die frische Soma, die Hymnen erzeugt „mit den Kräften eines Dichters."

R. V. VIII. 48, 3. „Wir haben die Soma getrunken, wir „sind unsterblich geworden, wir sind zum Lichte vorgedrungen, „wir haben die Götter kennen gelernt;" u. s. w.

Aber nicht allein die Rishis werden von der Soma inspirirt, sondern auch ihre Gottheiten. „Die Götter trinken den ihnen dar-„gebotenen Trank“ und „werden in fröhliche Berauschung versetzt“. Indra „vollbringt seine grossen Thaten unter dem Einflusse des-„selben“. Anderswo wird gesagt: „Wir rufen seine Seele (die von „Varuna) mit Soma auf.“ An noch andern Stellen wird das darin enthaltene übernatürliche Wesen persönlich angeredet.

Rig Veda LX. 110, 7. „Die frühern (Priester), nachdem sie „das heilige Gras gestreut, brachten Dir, o Soma, einen Lob-„gesang dar für grosse Kraft und Speise.“

R. V. IX. 96, 11. „Denn durch Dich, o reine Soma, voll-„brachten unsere weisen Vorfahren vor Alters ihre heiligen Ge-„bräuche.“

R. V. IX. 96, 18. „Soma, Du Rishi-Beseelte, Rishi-Macherin, „Spenderin des Guten, Meisterin von tausend Gesängen, die Führerin der Weisen.“

Wie buchstäblich der Glaube genommen wurde, dass durch einen Trunk von Soma der Trinkende besessen werden könne, beweist das Gebet: „Soma . . . . wir bitten Dich, tritt in uns ein, „der Güte voll.“ Und als Zeugniss dafür, wie die hiedurch erzeugte Geisteskraft als Einblasen von göttlichem Athem betrachtet wurde, der übersinnliches Wissen offenbare, haben wir die Stelle in R. V. IX. 97, 7: „Der Gott (Soma) verkündet gleich Usanas die Weisheit „eines Weisen und erklärt die Geburt der Götter.“ Andere Stellen verbinden mit dieser Vergötterung der Soma den Glauben, dass der Gott in dem Getränke gegenwärtig sei, an dem gleichermaassen auch die andern Götter und die Menschen Theil haben. Man vergleiche hiezu in R. V. IX. 42, 2 die Worte: „Dieser Gott, für die Götter „mit einem alten Lobgesang ausgegossen, macht mit seinem Strome „Alles rein“. Ferner finden sich Identificirungen dieses übernatürlichen Wesens mit einer früher lebenden Person angedeutet. Eine der am wenigsten bestimmt ausgesprochenen in R. V. IX. 107, 7 lautet folgendermaassen: „Ein Rishi, ein Weiser, Verständiger warst „Du (Soma), ein Dichter, höchst angenehm den Göttern.“ In andern Stellen wird seine Identität deutlicher festgestellt. So heisst es in dem Taittiriya Brāhmana II. 3, 10, 1: „Prajāpati schuf König „Soma. Nach ihm wurden die drei Vedas erschaffen.“ Und noch specieller lauten die Sagen, welche von König Soma berichten, dass er Frauen habe, und von seinen Misshelligkeiten mit einigen

derselben erzählen. Ein viel höherer Charakter wird ihm jedoch anderswo zugeschrieben. „Er ist unsterblich und verleiht Un-„sterblichkeit den Göttern und Menschen;“ „der Schöpfer und Vater „der Götter;“ „König von Göttern und Menschen.“ Trotzdem aber verbindet sich mit dieser Beilegung einer höchsten Göttlichkeit der Glaube, dass er im Somasafte gegenwärtig sei. Hier nur eine Stelle, welche sämmtliche Attribute vereinigt enthält.

Rig Veda IX. 96, 5 und 6. „Soma ist gereinigt; er, welcher „der Erzeuger von Hymnen, von Dayus, von Prithivi, von Agni, „von Surya, von Indra und von Vishnu ist. Soma, der ein Brăh-„mănpriester ist unter den Göttern (oder Priestern), ein Oberster „unter den Dichtern, ein Rishi unter den Weisen, ein Büffel unter „wilden Thieren, ein Falke unter Geiern, eine Axt inmitten der „Wälder, dringt mit leisem Ton in das Filter ein.“

Die erste Entstehung dieser Vorstellungen weist auf eine Zeit zurück, wo sich die arischen Racen noch nicht weit von einander getrennt hatten, denn ganz ähnliche Vorstellungen treten uns auch im Zendavesta entgegen. Obschon dort statt des Namens Soma das Wort „Haoma“ gebraucht wird, so besteht doch eine derartige Übereinstimmung, dass die Identität der Pflanze und ihrer Verehrung für erwiesen gelten darf. Windischmann sagt, die Haoma sei „nicht nur eine Pflanze, sondern zugleich eine mächtige Gott-„heit“, und ferner bemerkt er, dass „in beiden Werken (Zendavesta „und Rig Veda) die Vorstellungen von dem Gotte und dem heiligen „Safte in wunderbarer Weise mit einander verschmelzen.“

Dass gewisse Pflanzen, welche berauschende Getränke liefern, in Folge dessen leicht für die Wohnstätte übernatürlicher Wesen gehalten werden, ist eine Folgerung, die noch in andern Beispielen Stütze findet. Dahin gehört auch der Weinstock. Dr. Muir nennt die Soma „den indischen Dionysos“ und citirt dazu aus den Bacchae von Euripides einzelne Stellen, welche ähnliche Vorstellungen enthalten. Von Dionysos wird dort gesungen:

„Er entdeckte und brachte den Menschen den von der Wein-„traube gewonnenen Trank, welcher den Kümmernissen der elenden „Sterblichen ein Ende macht.“ . . .

„Er, selbst als Gott geboren, wird für die Götter in den Trank-„opfern ausgegossen.“ . . . .

„Und diese Gottheit ist ein Prophet. Denn bacchische Er-„regung und Raserei haben grosse prophetische Kraft in sich.

„Denn wenn dieser Gott mit Kraft in den Körper eingeht, so „macht er, dass die Rasenden die Zukunft verkünden."

Dass die Thatsachen so aufgefasst werden müssen, ergiebt sich auch aus gewissen hiemit verwandten, aber weniger ausgebildeten Glaubensansichten, die man anderswo gefunden hat. GARCILASSO erzählt uns, dass in Peru der Tabak „das heilige Kraut genannt worden ist" — ein Nervenreizmittel wurde also mit Ehrfurcht betrachtet. Ganz Ähnliches erfahren wir von einer andern Pflanze, welche einen kräftigenden Einfluss haben soll, von der Coca. Nach MARKHAM „sehen die Peruaner dieselbe (die Coca) immer noch „mit Gefühlen einer abergläubischen Verehrung an. Zu den Zeiten „der Yncas war sie der Sonne geheiligt und der Huillac Umu oder „der Hohepriester kaute ihr Blatt während der Ceremonie." Auch unter den Chibchas war Hayo (Coca) als ein inspirirendes Mittel bei den Priestern in Gebrauch, und gewisse Völker pflegten Tabak zu kauen und zu rauchen, um das Vermögen des Wahrsagens zu erzeugen. Auf eine ähnliche Vorstellung in Nordmexico dürfen wir aus einer Thatsache schliessen, welche BANCROFT anführt: — Viele unter den Eingebornen „haben eine grosse Verehrung für die ver- „borgenen Kräfte von Giftpflanzen und glauben, dass ihnen irgend „ein Unfall zustossen würde, wenn sie eine solche knickten oder „zerstörten". Und heutzutage noch wird auf den Philippinen-Inseln, wie uns der neuere Reisende JAGOR erzählt, die Ignatiusbohne, welche Strychnin enthält und als Arzneimittel Verwendung findet, als Amulet getragen und für wunderthätig gehalten. [1]

[1] Im Anschluss an diese Gruppe von Glaubensformen möchte ich hier die Möglichkeit einer Erklärung andeuten. Da die Soma geistige Erregung verursacht, so wird sie auch in den vedischen Hymnen als Spenderin des Wissens gepriesen. Wir begegnen den Ausdrücken „Soma von unvergleichbarer Weis- „heit"; „die frische Soma" hat „den Verstand eines Weisen"; „wir haben die „Soma getrunken; . . . . wir sind zum Licht vorgedrungen". Implicite wird also die Soma, wenn auch nicht ein „Baum der Erkenntniss", so doch eine Pflanze der Erkenntniss genannt. Ferner wird von ihr gesagt, sie habe den Göttern Leben verliehen, und der freudige Ausruf der Rishis lautet: „Wir haben „die Soma getrunken, wir sind unsterblich geworden." Als Quelle eines belebenden Getränkes ist die Soma also in der That ein „Baum des Lebens" und wie naturgemäss ein solcher Begriff aus der Wirkung eines Nervenreizmittels hervorwächst, zeigt sich uns deutlich durch die Benennung des Alkohols als *Eau de vie*. Mit diesen Thatsachen verknüpfe man nun die fernere Erfahrung, dass, wo die Ausbeute eines geschätzten Lebensbedürfnisses nur gering ist, ein Höherstehender natürlich seinen Untergebenen den Gebrauch desselben ver-

§. 179.

Dass man einer Pflanze menschliche Persönlichkeit zuschreibt und dass sich daraus die Neigung zur Verehrung der Pflanze entwickelt, entspringt andern Veranlassungen. Eine derselben sei hier zunächst angedeutet.

Im §. 148 gab ich einige Auszüge aus der Kosmogonie der Amazulu, worunter sich der Satz befand, dass Unkulunkulu, ihr Schöpfer, von einem Schilfrohr oder von einer Schilfwiese abstamme, und dazu citirte ich die von Canonicus CALLAWAY vermuthungsweise aufgestellte Erklärung mit der Bemerkung, dass wir im Spätern zu einer etwas natürlicheren gelangen würden. Diese natürlichere Erklärung lässt sich freilich nicht aus den durch die Amazulu selbst uns gebotenen Thatsachen ableiten; aber eine Vergleichung ihrer Überlieferungen mit denen einiger benachbarter Racen lässt dieselbe errathen.

Es ist bereits gezeigt worden, dass in Südafrica sowohl wie in andern Theilen der Welt manche Überlieferungen, die sich offenbar von höhlenbewohnenden Vorfahren herleiten, bestimmte Höhlen als ihre Schöpfungsstätten bezeichnen. Die früher erwähnten Beispiele lassen sich durch andere bekräftigen. Von den Betschuanas sagt MOFFATT:

„Morimo (der Name der Eingebornen für einen Gott) kam „so gut wie der Mensch nebst all den verschiedenen Arten von

---

bietet — den Besiegten, den Sclaven, den Unterthanen. So war denn auch in Peru der Genuss des Nervenreizmittels Coca oder Cuca auf die königliche Familie beschränkt: — „nur dem Ynca und seinen Anverwandten und noch „einigen Curacas, auf welche der Ynca diese Gunst ausdehnte, war es gestattet, „das Kraut, genannt Cuca, zu essen.“ Wir erkennen hierin einen keineswegs unwahrscheinlichen Beweggrund zum Verbot des Gebrauchs einer Pflanze, aus deren Frucht oder Saft ein Reizmittel gewonnen wird, welches geistige Erregung hervorbringt — einen Beweggrund, der doch wohl viel verständlicher ist als die Absicht, dass untergebene Wesen fortfahren sollten, gut und böse mit einander zu verwechseln. Eine gewisse alte Sage wird so unserem Verständnisse näher gebracht. — (Nachdem dies niedergeschrieben war, fand ich, dass der heilige Baum der Assyrier, den man auf ihren Sculpturen abgebildet findet, von den Archäologen, — die doch hier keinerlei Hypothese zu rechtfertigen haben, — für eine Darstellung des Palmbaumes gehalten wird. Mit dieser Bestimmung aber dürfen wir wohl die Thatsache in Zusammenhang bringen, dass auch heutzutage noch in vielen Gegenden aus dem gegohrenen Safte der Palmblätter ein berauschendes Getränk bereitet wird.)

„Thieren aus einem Loch oder einer Höhle hervor im Bakone-Land, „nach Norden gelegen, wo, wie sie sagen, ihre Fussspuren immer „noch in dem verhärteten Felsen, der zu jener Zeit Sand war, zu „sehen sind."

Die Ansicht der Basutos sodann schildert uns CASALIS folgendermaassen: —

„Eine Sage erzählt, dass Menschen und Thiere aus den Ein„geweiden der Erde durch ein ungeheures Loch hervorkamen, dessen „Öffnung in einer Höhle war, und dass die Thiere zuerst auftraten. „Eine andere Überlieferung, die unter den Basutos noch allgemeiner „verbreitet ist, besagt, dass der Mensch an einer sumpfigen Stelle „emporwuchs, wo Schilfrohr stand."

Sehr beachtenswerth ist nun, auf welch unerwartete Weise diese beiden Überlieferungen der Basutos sich sowohl mit einander als auch mit den Überlieferungen der Betschuanas und der Amazulu in Einklang bringen lassen. Das Folgende ist eine Stelle aus ARBOUSSET und DAUMAS:

„Dieser Ort ist sehr berühmt unter den Basutos und den „Lighoyas, nicht allein weil die Likatus der Stämme dort sind, „sondern namentlich auch wegen eines gewissen Mythus, in welchem „ihnen erzählt wird, dass ihre Vorfahren ursprünglich von jener „Stelle hergekommen seien. Es findet sich nämlich dort eine Höhle „umgeben von Sumpfrohr und Schlamm, von wo sie Alle ihren Aus„gang genommen zu haben glauben."

Diese verschiedenen Äusserungen beziehen sich also sämmtlich auf den gleichen Ort — auf die Stelle, wo Unkulunkulu „im An„fang sich aufmachte" — wo er „die Nationen von Uthlanga her„vorgehen liess" — wo die Stämme sich trennten (das hier gebrauchte Wort bedeutet buchstäblich sich trennen). Während nun aber in den einen Überlieferungen die Höhle das vorherrschende Erinnerungsbild blieb, gewann in den andern das sie umgebende Schilfland das Übergewicht, und in ihrer unvollkommenen Sprache wurde dies dann mit einem Schilfrohr verwechselt. Die Menschen kamen aus dem Schilfe heraus; die Menschen stammen vom Schilfe ab — dies die eine Form, welche die Sage annahm.

Unter den Amazulu scheint es nicht zu einer Verehrung des Schilfrohrs gekommen zu sein und da sie sich auf die Verehrung ihrer nächsten Vorfahren beschränken und ihren entferntesten Vorfahren Unkulunkulu nicht mehr verehren, so ist es ganz consequent,

dass sie auch die Pflanze nicht anbeten, aus welcher er der Sage nach hervorgegangen sein soll. Eine andere südafricanische Race jedoch verehrt eine Pflanze, die dort gleichfalls für einen ursprünglichen Vorfahren gehalten wird. Von den Damara berichtet GALTON: „Sie glauben, ein Baum sei ihr gemeinsamer Erzeuger, und zwei „solcher Bäume theilen sich in die Ehre“ (ANDERSSON sagt, es seien deren mehrere). An einer andern Stelle bemerkt er: „Wir gingen „an einem prächtigen Baume vorüber. Es war der Stammvater „aller Damara . . . . Die Wilden tanzten in grösstem Entzücken „beständig um ihn herum.“ Anderswo wieder giebt er uns das Glaubensbekenntniss der Damara in folgenden Worten: „Am An„fang der Dinge war ein Baum und aus diesem Baume kamen „Damara, Buschmänner, Ochsen und Zebras hervor . . . . . Der „Baum gab Allem, was da lebt, den Ursprung.“ Ohne Zusammen„hang mit irgend etwas Anderem scheint dies ein ganz unerklärlicher Glaube zu sein. Aber die folgende Anmerkung in ANDERSSON's „Ngami“ liefert uns den Schlüssel zum Verständniss seiner Entstehung. „Auf meiner Reise nach dem Ngami-See . . . . bemerkte „ich ganze Wälder von einer Baumart, die sie Omumborombonga „nennen und für den Stammvater der Damara halten.“ Wenn wir nun die gewiss zulässige Voraussetzung machen, dass diese Stämme aus einem Volke hervorgegangen sind, das in Wäldern von solchen Bäumen lebte (und ganz niedrige Racen wie die Veddahs, die Juángs und die wilden Stämme im Innern von Borneo sind Waldbewohner), so erkennen wir sofort, dass eine Verwechslung ähnlich der zwischen einem Schilfrohr und einem Schilfland auch dieser Vorstellung der Herkunft von einem Baume den Ursprung gegeben hat.

Die aus diesen beiden verwandten Fällen gezogene Folgerung dürfte noch sehr zweifelhaft erscheinen, wenn sie ohne weitere Stütze bliebe; eine solche findet sich aber in der Folgerung aus einem noch viel schlagenderen Beispiele. Wir lesen bei BASTIAN, dass „die eigentlichen Congesen ihren Überlieferungen zufolge von „Bäumen entsprangen“; und ferner erfahren wir, dass „der Wald, „aus welchem der Sage nach eine frühere regierende Familie von „Congo hervorgekommen sein soll, um das Land zu unterwerfen, „in späterer Zeit für die Eingebornen ein Gegenstand der Verehrung „war.“ Hier wird also Hervorkommen aus einem Walde ganz offenbar mit Abstammung von Bäumen verwechselt und es findet sich auch eine hierauf gegründete Art von Verehrung sowohl des

Waldes als auch einer bestimmten Baumart, welche auf ihren Marktplätzen angepflanzt wird.

Rufen wir uns nun die auf Seite 355 erwähnte Thatsache ins Gedächtniss zurück, dass selbst das Sanskrit für denselben Vorgang unterschiedslos die Worte „machen“ und „zeugen“ gebraucht, so können wir nicht daran zweifeln, dass eine sehr niedrig stehende Sprache vollends nicht im Stande sein wird, in der Überlieferung den Unterschied zwischen „aus einem Wald von Bäumen hervor-„kommen“ und „von Bäumen herkommen“ festzuhalten, und dass „von Bäumen einer bestimmten Art entspringen“ mit „von einer „bestimmten Baumart entspringen“ verwechselt werden wird. Sollte noch irgend ein Zweifel bestehen, so wird derselbe völlig verschwinden, wenn wir später auf mehrere analoge Fälle von Verwechslung zwischen einer Örtlichkeit, von wo die Race herkam, und einem auffälligen Gegenstand an diesem Orte stossen, der auf solche Weise zum vermeintlichen Stammvater der Race wird.

§. 180.

Bevor wir zur dritten Entstehungsform der Pflanzen-Verehrung übergehen, welche ebenso wie die dritte Entstehungsform der Thier-Verehrung sprachlichen Ursprungs ist, muss ich noch einmal nachdrücklich die Mängel der Sprache betonen, welche dazu Veranlassung geben — Mängel, die theilweise schon oben näher bezeichnet wurden, die aber theilweise auch hier noch hervorzuheben sind.

Wie die Armuth, die Unbestimmtheit und die Zusammenhangslosigkeit der ursprünglichen Sprache unvermeidlich mancherlei Verdrehung der Überlieferungen nach sich ziehen muss, möchte ich dem Leser durch einige fernere Beispiele vor Augen führen. Nach Palgrave „werden die Farben grün, schwarz und braun in der ge-„wöhnlichen arabischen Unterhaltungssprache ganz regelmässig mit „einander verwechselt.“ Hunter sagt, dass „das Santali, welches „überhaupt arm an abstracten Ausdrücken ist, kein Wort für Zeit „besitzt“. Wir erfahren von Hill, dass die Kamtschadalen „nur „eine Bezeichnung für die Sonne und den Mond haben“ und „kaum „irgend welche Namen für Fische oder Vögel kennen, die sie viel-„mehr blos nach dem Monat unterscheiden, in welchem sie am reich-„lichsten vorkommen“. Solche Beispiele bekräftigen allerdings die Folgerung, dass eine unausgebildete Sprache den Unterschied zwischen

einem Ding und einer nach demselben benannten Person gar nicht auszudrücken im Stande ist.

Es darf aber wohl hervorgehoben werden, dass dieser Schluss nicht in der Form einer vermuthungsweisen Folgerung belassen zu werden braucht: wir können ihn direct aus den Thatsachen ableiten. Auf den frühesten Stufen sprachlicher Entwickelung kann es gar kein solches abstractes Wort wie „Name“ geben und noch weniger ein Wort für den Process der Namengebung; hat sich doch selbst die Sprache der alten Ägypter nicht bis zu dem Vermögen erhoben, irgend welchen Unterschied zwischen „mein Name“ und „ich nenne“ oder „heisse“ zu machen. Einen Namen als solchen vorstellen, heisst, ihn als ein Zeichen von Zeichen denken. Zuerst muss die Thatsache beobachtet sein, dass besondere articulirte Laute, die auf besondere Dinge angewandt werden, alle in gleicher Beziehung zu denselben stehen. Bevor ein Wort als Name gedacht werden kann, muss dasselbe nicht allein als eine Gruppe von mit einem bestimmten Objecte verbundenen Lauten gedacht werden, sondern zugleich als Etwas, das eine bestimmte Eigenthümlichkeit mit so vielen andern Gruppen gemein hat. Das Vermögen der Namen, andere Personen an die genannten Gegenstände zu erinnern, muss als allgemeine Eigenschaft der Namen erkannt sein, und ferner muss diese Eigenschaft von ihren concreten Erscheinungen abstrahirt werden, bevor die Vorstellung von einem Namen sich ausbilden kann. Wenn wir nun berücksichtigen, wie gering in den Sprachen der niedrigen Racen die bereits gemachten Fortschritte in der Verallgemeinerung und Abstraction sind — so gering, dass es zwar Wörter für besondere Arten von Bäumen giebt, aber kein Wort für „Baum“, oder dass, wie bei den Damara, jede längere Strecke eines Flusses ihren besonderen Namen hat, während es dagegen keinen Namen für den Fluss als Ganzes und noch viel weniger ein Wort für „Fluss“ überhaupt giebt — oder noch besser, wenn wir die Thatsache vor Augen behalten, dass die Cherokees dreizehn verschiedene Zeitwörter brauchen für das Waschen verschiedener Theile des Körpers und verschiedener anderer Dinge, aber kein Wort für Waschen selbst, unabhängig von dem gewaschenen Theil oder Ding besitzen, so erkennen wir leicht, dass das sociale Leben gar manche Entwickelungsstufen erst durchlaufen und die zugehörigen Schritte der sprachlichen Ausbildung zurückgelegt haben muss, bevor die Vorstellung von einem Namen überhaupt möglich wurde.

Es fehlt uns auch nicht an inductiver Begründung. Leider haben uns die meisten Reisenden in den von ihnen zusammengestellten Wörterverzeichnissen uncivilisirter Völker blos die entsprechenden Ausdrücke für unsere Wörter gegeben, wie sie von den betreffenden Völkern gebraucht werden, ohne dass auf die Wörter Rücksicht genommen wäre, die wir besitzen und für die jene keine Äquivalente kennen. Dieser Mangel ist jedoch vermieden in dem „Vocabulary of Dialects spoken in the Nicobar and Andaman Isles", zusammengestellt von Herrn F. A. DE RÖEPSTORFF.[1] Aus diesem lässt sich ersehen, dass die Stämme auf Gross-Nicobar, auf Klein-Nicobar, auf Teressa und auf den Andamanen-Inseln keine Ausdrücke besitzen, welche unserem Wort „Name" entsprechen würden.

Der erwähnte Schluss ist somit nicht zu umgehen. Wenn es kein Wort für „Name" giebt, so ist es dem Erzähler einer Sage von vornherein unmöglich, den Unterschied zwischen einer Person und dem Gegenstand, nach welchem dieselbe benannt wurde, auszudrücken. Die Folgen dieser Verwechslung haben wir nun zu besprechen, soweit sie auf die Pflanzen-Verehrung von Einfluss gewesen sind.

§. 181.

In seiner Schilderung der Tasmanier sagt Dr. MILLIGAN: „Die Namen der Männer und Weiber wurden von den Naturgegen-„ständen und Vorkommnissen in der Umgebung hergenommen, wie „z. B. von einem Känguruh, einem Gummibaume, vom Schnee, Hagel, „Donner, Wind, von blühenden Blumen u. s. w." Unter den Bergvölkern von Indien kommt dasselbe vor: „Baumwolle" und „Weisse Baumwolle" sind Namen von Personen bei den Karenen. Ebenso in America. Unter den Arawâks giebt es Individuen mit Namen „Tabak", „Tabakblatt" und „Tabakblüthe". Und bei den alten Peruanern hiess einer der Yncas „Sayri" wie die Tabakpflanze.

Verbinden wir hiemit die Thatsache, dass die Pueblos einen von den zahlreichen Stämmen, in welche sie sich gespalten haben, die „Tabakspflanzenrace" nennen, so können wir nicht umhin, darin eine Folge dieser Benennungsweise nach Pflanzen zu erkennen. Da diese Horde der Pueblos in naher Gemeinschaft mit andern Horden

---

[1] Calcuttta, 1875.

lebt, die nach dem Bären, dem Präriewolf, der Klapperschlange und dem Hasen benannt sind und die jeweils von besonderen, nach diesen Thieren benannten und schliesslich mit denselben identificirten Menschen abstammen, so ist wohl kein Zweifel, dass auch die „Tabakspflanzenrace“ von einem Vorfahren sich ableitet, der nach der Tabakspflanze benannt und schliesslich mit derselben identificirt wurde. In gleicher Weise können wir für die „Schilfgras-Race“ desselben Volkes einen entsprechenden Ursprung annehmen, ebenso wie für die „Mandiocca-Race“ unter den brasilianischen Indianern.

Wenn nun ein Thier, das für den ursprünglichen Stammvater gehalten wird, eben deshalb eine besonders ehrerbietige Behandlung findet, so dürfen wir wohl dasselbe auch für die pflanzlichen Vorfahren erwarten, allerdings vielleicht nicht in so auffälligem Maasse, da ja das Vermögen der Pflanzen, die Geschicke der menschlichen Wesen zu beeinflussen, viel weniger greifbar hervortritt. Aber es ist höchst wahrscheinlich, dass die Vorstellung von der Heiligkeit gewisser Pflanzen auf solche Weise entstanden ist und so quasi-religiöse Gebräuche hervorgerufen hat.

Hier mag es wohl am Platze sein, einen andern Weg anzudeuten, auf welchem falsche Auslegung von Namen zu einem eigenthümlichen Glauben führen kann, und zwar nicht zu dem Glauben an die Abstammung der Menschen von Thieren und Pflanzen, sondern zu dem an die Abstammung der Thiere und Pflanzen von Menschen. Schon oben sahen wir (§. 175), dass die Salish, die Nisquallies, die Yakimas nicht allein für Vögel und wilde Thiere, sondern auch für essbare Wurzeln annehmen, sie hätten menschliche Vorfahren gehabt, und es wurde dort die Vermuthung ausgesprochen, dass ein Missverständniss der Namen zu diesem Glauben sowohl wie zu der umgekehrten Form desselben den Anlass gegeben haben möchte. Es existirt aber eine Sitte, die noch viel mehr geeignet ist, zu Anschauungen dieser Art hinzuleiten. Bei verschiedenen nicht mit einander verwandten Völkern besteht der Brauch, dass die Ältern einen Namen von ihrem Kinde annehmen und also nach dessen Geburt als Vater oder Mutter von dem und dem bezeichnet werden; ein Beispiel dafür wurde im §. 171 erwähnt und die Malayen und Dajaks bieten uns andere. Wenn nun das Kind einen Pflanzen- oder einen Thier-Namen trägt, so muss die buchstäbliche Wiedergabe des Satzes, dass ein gewisser Mann „der Vater der Schildkröte“ oder eine gewisse Frau „die Mutter des Mais“ gewesen sei,

im Laufe der Überlieferungen zu dem Glauben führen, dass dieses Thier oder diese Pflanze einen menschlichen Urerzeuger gehabt habe. In manchen Fällen verführt ein bildlicher Gebrauch dieser Art der Bezeichnung des älterlichen Verhältnisses sogar in noch sonderbarerer Weise zu demselben und zu verschiedenen ähnlichen Irrthümern. Ein Individuum wird für den Urheber oder Erzeuger irgend eines Attributes gehalten, durch welches er oder sie sich auszeichnet, und wird in Folge dessen der Vater dieses Attributes genannt, das nun, sei es direct, sei es vermittelst einer Metapher, bezeichnet werden kann. So erzählt uns z. B. MASON von den Karenen:

„Wenn das Kind heranwächst und irgend einen besondern „Charakterzug zeigt, so geben ihm die Freunde einen andern Namen, „welchem ‚Vater' oder ‚Mutter' beigefügt wird. Es sei z. B. ein „Knabe sehr flink bei der Arbeit, und er wird deshalb ‚Vater der „‚Gewandtheit' genannt. Ist er ein guter Schütze mit Bogen und „Pfeil, so nennen sie ihn deshalb ‚Vater des Schiessens'. Wenn „ein Mädchen geschickt im Erfinden ist, so bekommt sie den Namen „‚Mutter der Erfindung'; ist sie redselig, so wird sie zur ‚Mutter „‚der Rede'. Manchmal wird der Name auch von der persönlichen „Erscheinung hergenommen; so nennen sie z. B. ein sehr weisses „Mädchen ‚Mutter der weissen Baumwolle' und ein anderes von „schlanker Gestalt heisst ‚Mutter des Fasans'".

Hier haben wir Formen von Namen, welche, in späterer Zeit missverstanden, die Veranlassung zum Glauben an die menschliche Vorfahrenschaft nicht allein von Pflanzen und Thieren, sondern auch von andern Dingen werden können.

§. 182.

Endlich muss noch ein indirecter Beweis dafür namhaft gemacht werden, dass die Gewohnheit, den Pflanzen Geister zuzuschreiben, und die daraus entspringende Pflanzen-Verehrung auf dem einen oder dem andern der eben angedeuteten Wege entstanden ist. Die Thatsachen lassen ganz deutlich erkennen, dass stets eine nähere oder entferntere Identificirung der angebeteten Pflanze mit einem menschlichen Wesen stattfindet.

Wäre die Pflanzen-Verehrung aus einem angenommenen ursprünglichen Fetischismus hervorgegangen, wäre sie eine Form der „animistischen" Erklärungen, welche, wie vielfach behauptet wird,

aus der Neigung des noch unentwickelten Geistes, allen Gegenständen Dualität zuzuschreiben, entspringen soll, so wäre es unmöglich, die vermeintliche Gestalt des Pflanzen-Geistes zu begreifen. Der Wilde denkt sich das andere Ich eines Mannes, Weibes oder Kindes als etwas an Gestalt dem Mann, Weib oder Kind Ähnliches: in der That also als ein Doppelwesen, das immer noch als das besondere Individuum erkannt werden kann. Wenn nun die Vorstellung von Pflanzengeistern, wie man oft annimmt, eine Folgeerscheinung eines ursprünglichen Animismus wäre, welcher der Geistertheorie vorausgehen und nicht ihr erst folgen würde, so müssten Pflanzengeister offenbar in pflanzlicher Gestalt vorgestellt werden und man müsste sich dieselben noch mit anderen auch den Pflanzen zukommenden Eigenschaften ausgestattet denken. Es findet sich aber Nichts der Art. Es werden ihnen keinerlei pflanzliche Charaktere beigelegt und es werden ihnen viele Eigenthümlichkeiten zugeschrieben, welche von denen der Pflanzen total verschieden sind. Dies lässt sich sowohl direct als indirect beweisen.

Im Orient finden wir Geschichten von sprechenden Bäumen: den in ihnen wohnenden Doppelwesen wird eine Fähigkeit zugeschrieben, welche die Bäume an sich nicht haben. Die Congo-Völker stellen Calabassen voll Palmwein am Fusse ihrer heiligen Bäume auf für den Fall, dass dieselben durstig sein sollten: sie legen ihnen also ein Bedürfniss bei, was die Bäume nicht zeigen, und behandeln sie vielmehr ebenso wie ihre Todten. In gleichem Sinne zeugen die Äusserungen von Oldfield, welcher in Addacoodah Geflügel und viele andere Dinge als Opfergaben an einem riesenhaften Baume aufgehängt fand; die Mittheilung von Herrn Tylor, welcher an einer alten Cypresse in Mexico Zähne und Haarlocken in grosser Anzahl sah, die von den Indianern daran befestigt worden waren; die Bemerkung von Hunter in seinen „Annals of „Rural Bengal“, dass einmal des Jahres zu Beerbhoom „das Volk „einem Geiste Opfer darbringt, welcher in einem Bela-Baume „wohnt“: — sie alle vereinigen sich zu dem Beweise, dass nicht der Baum, sondern das darin wohnende Wesen begütigt werden soll und dass diesem Eigenschaften zukommen, welche im höchsten Grade denen eines Baumes unähnlich, dagegen vollkommen denen gleich sind, die man dem andern Ich eines menschlichen Wesens zuzuschreiben pflegt. Ferner sehen wir auch auf manchen ägyp-

tischen Wandgemälden weibliche Figuren dargestellt, wie sie aus Bäumen hervortauchen und Segen spenden.

Noch viel schlagender aber sind die directen Zeugnisse. In Low's „Sarâwak" lesen wir, dass das Volk glaubt, es würden gelegentlich Menschen in Bäume verwandelt; und etwas später sagt er:

„Die Land-Dajaks verehren gewisse Pflanzen, indem sie kleine „Altäre aus Bambus in ihrer Nähe errichten und an dieselben eine „Leiter anlegen, um den Geistern das Emporsteigen zu den Opfer„gaben zu erleichtern, welche aus Speise, Wasser u. s. w. bestehen, „die bei festlichen Gelegenheiten auf den Altar gelegt werden."

Ebenso bezeichnend ist die Vorstellung der Irokesen, wie sie uns Morgan mittheilt. Er sagt, dass vom Geiste des Kornes, vom Geiste der Bohnen, vom Geiste der Schoten „geglaubt werde, sie „hätten die Gestalt schöner Frauen". Und dieses letzte Beispiel erinnert uns unmittelbar an die Dryaden der classischen Mythologie, welche gleichfalls als weibliche Geister in Menschengestalt gedacht wurden und auf gleiche Weise Opfer empfingen, wie man menschlichen Geistern im Allgemeinen zu opfern pflegte.

Stehen diese Thatsachen einerseits in vollkommenstem Einklang mit den vorhergehenden Erklärungen, so sind sie anderseits gänzlich unvereinbar mit der animistischen Erklärung.

§. 183.

Die Pflanzen-Verehrung stellt sich uns also gleich der Verehrung von Götzenbildern und Thieren als ein aberranter Typus der Ahnen-Verehrung dar — als ein Typus allerdings, der äusserlich etwas mehr maskirt ist, aber trotzdem dieselbe innere Natur bewahrt. Obschon er nach drei verschiedenen Richtungen auswächst, so haben sie doch alle nur eine Wurzel.

Die berauschenden Wirkungen, welche von gewissen Pflanzen oder vom Extract aus denselben oder von ihrem gegohrenen Safte hervorgebracht werden, stellt man auf gleiche Linie mit andern nervösen Erregungen und glaubt sie wie diese von Geistern oder Dämonen verursacht. Wo die Erregung angenehmer Natur ist, da wird der diese vermeintliche Besessenheit hervorrufende Geist, welcher mit dem Saft eingenommen wurde und, wie man annimmt, früher in der Pflanze steckte, für ein wohlthätiges Wesen gehalten

— für ein Wesen zwar, das vielfach mit einem menschlichen Vorbild identificirt wird und sich erst allmälig zu einer Gottheit ausbildet, welche Lobpreisungen und Gebete empfängt.

Viele Stämme, welche von bestimmten durch eigenthümliche Bäume oder Pflanzen charakterisirten Stellen hergewandert oder dort aufgetaucht sind, verwandeln unbewusst die Sage vom Auftauchen aus denselben in die Sage von ihrer Abstammung von denselben: in ihren Wortvorräthen sind ja die Wörter, welche diesen Unterschied auszudrücken geeignet wären, noch gar nicht enthalten. Daher der Glaube, dass solche Bäume ihre Vorfahren seien, und die Ehrerbietung vor denselben als vor geheiligten Wesen.

Ferner wird auch die Benennung von Individuen nach Pflanzen zu einer Ursache der Verwechslung. Die Identificirung der beiden in der Überlieferung könnte nur durch den Gebrauch von genauen Wortbestimmungen verhütet werden, welche für rohe Sprachen eine Unmöglichkeit sind; und aus dieser Identificirung erwachsen dann Vorstellungen und Gefühle hinsichtlich des pflanzlichen Vorfahren ähnlich denjenigen, welche ein thierischer Vorfahr oder der in menschlicher Gestalt dargestellte Vorfahre erregen.

So giebt uns denn die Geistertheorie den Schlüssel nicht nur zu zahlreichen andern Gruppen von abergläubischen Vorstellungen, sondern auch zu denen, welche diese Gruppe bilden — zu Vorstellungen also, für welche man sonst ganz willkürliche Verkehrtheiten annehmen müsste, die wir vernünftiger Weise nicht einmal den primitivsten Menschen zutrauen dürfen.

XXIV. Capitel.

Natur-Verehrung.

§. 184.

In diesem Abschnitt, dessen Titel wörtlich genommen allerdings den wesentlichsten Inhalt der letzten beiden Capitel mit einschliesst, der aber nach allgemeinem Gebrauche in etwas engerem Sinne verstanden wird, bleiben uns noch jene abergläubischen Vorstellungen und Gefühle zu besprechen übrig, welche sich auf hervorragendere unorganische Gegenstände und Kräfte beziehen.

Jeder Leser, der noch nicht für andere Theorien voreingenommen ist, wird ganz von selbst eine grössere oder geringere Übereinstimmung zwischen der Entstehung dieser und der bereits beschriebenen Ideen voraussetzen. Dass ihre Abstammung von durchaus anderer Art sein soll als alle bisher nachgewiesenen Formen solcher Entstehung, wird ihm höchst unwahrscheinlich vorkommen. Allerdings wird er sofort einsehen, dass manche von den Gründen zur Identificirung des angebeteten Dinges mit einem verstorbenen menschlichen Wesen hier nicht gelten können. Sonne und Mond pflegen nicht etwa in die alte Heimat zurückzukommen oder die Begräbnisshöhle zu bewohnen, wie es gewisse Thiere thun, und können also wenigstens nicht aus diesem Grunde für Geister der Todten gehalten werden. Seen und Berge zeigen nicht ebenso wie gewisse Pflanzen die Eigenthümlichkeit, dass Theile davon, wenn man sie verschluckt, nervöse Erregung hervorrufen; also kann es auch nicht dadurch erklärt werden, dass man ihnen göttliche Natur beigelegt hat. Aber als gemeinschaftliche Ursachen bleiben trotzdem noch die falsche Auffassung von Behauptungen und die falche Auffassung von Namen. Bevor wir jedoch auf diese sprachlichen Quellen der Natur-Verehrung eingehen, sei es gestattet,

noch auf eine fernere Unvollkommenheit in der unausgebildeten Sprache hinzuweisen, welche mit den übrigen Mängeln derselben zusammenwirkt.

In ihrer Selbstbiographie erzählt Frau SOMERVILLE, dass ihr kleiner Bruder, als er das grosse Meteor von 1783 sah, ausrief: „Oh Mamma, da läuft ja der Mond fort!“ Diese Bezeichnung einer unorganischen Bewegung durch ein Wort, das von rechtswegen nur auf eine organische Bewegung angewendet werden dürfte, illustrirt vortrefflich eine Eigenthümlichkeit der bei Kindern und bei Wilden gebräuchlichen Sprache. Der Wortvorrath eines Kindes besteht der Hauptsache nach aus Wörtern, welche sich auf jene lebenden Wesen beziehen, mit denen es vorzugsweise in Berührung kommt, und so verrathen denn seine Äusserungen über nicht lebende Dinge und Bewegungen einen Mangel an Worten, welche frei sind von der Nebenbedeutung der Lebendigkeit. Derselbe Charakter kennzeichnet die Äusserungen uncivilisirter Menschen. Die Binnenlandneger, welche LIVINGSTONE nach der Westküste begleiteten und bei ihrer Rückkehr ihre Abenteuer erzählten, schilderten ihre Ankunft am Meere mit den Worten: „Die Welt sagte zu uns: „‚Ich bin zu Ende, weiter giebt es Nichts von mir.‘“ Ähnlich in der Form und von gleicher Bedeutung waren die Antworten, welche ein Correspondent erhielt, der während des letzten Krieges in Aschanti war:

„Ich rief aus: ‚Wir sollten doch gewiss bald in Beulah sein. „‚Aber was ist denn das?‘ Die Antwort darauf gab unser Führer: „‚Das, Herr, viel Wasser lebendig sein; mit Zeit wir gehen werden „‚quer über das.‘ ‚Wo ist denn aber Beulah?‘ ‚Oh, Beulah leben „‚andere Seite von sein grosse Berg.‘“

Gleiches gilt auch von der Bemerkung, welche ein Betschuana-Häuptling CASALIS gegenüber that: „Ein Ereigniss ist immer der „Sohn eines andern, und wir dürfen nie die Verwandtschaft ver„gessen.“ Die allgemeine Wahrheit, dass, je ärmer eine Sprache, sie desto reicher an Bildern ist, und die davon abzuleitende Wahrheit, dass sie, weil ursprünglich ausgebildet, nur um menschliche Verhältnisse zu bezeichnen, dann auch gewisse menschliche Nebenbeziehungen mit einschmuggelt, wenn sie auf die Aussenwelt ausgedehnt wird, findet ja auch eine treffende Bestätigung in der Thatsache, dass sogar unser Wort „sein“ sich auf ein Wort zurückführen lässt, das „athmen“ bedeutet.

Offenbar muss dieser Mangel in der ursprünglichen Sprache mit den bereits erwähnten Unvollkommenheiten zusammenwirken, um Personificirung zu begünstigen. Wenn irgend etwas die Vermuthung weckt, dass eine unorganische Masse einst ein menschliches Wesen gewesen oder von dem Geiste eines solchen bewohnt sei, so trägt sicherlich die Nothwendigkeit, Worte mit der Nebenbedeutung von „leben“ zu gebrauchen, zur Unterstützung dieser Vermuthung bei. Für sich allein genommen hat dieser Mangel allerdings wohl nur geringen Einfluss. Wenn auch ein logisch fein ausgearbeitetes fetischistisches System zu der Folgerung führen kann, dass siedendes Wasser lebendig sei, so kann ich es doch nicht für bewiesen ansehen, dass das Kind, welches vom siedenden Wasser bemerkt: „es sagt sum, sum“, durch den Gebrauch des Wortes „sagt“ dazu verführt werde, das Wasser für ein lebendiges Wesen zu halten; und ebenso wenig liegt ein Anzeichen dafür vor, dass der Neger, welcher die Erde schilderte, wie sie sage: „ich „bin zu Ende“, deshalb sich die Erde als ein redendes Geschöpf vorgestellt habe. Wir können also, ohne fehl zu gehen, nur so viel sagen, dass, sofern einmal anderweitig entstandene irrthümliche Personificirungen gegeben sind, dann der Gebrauch von solchen Wörtern, die zugleich Leben mit bezeichnen, jene unterstützen werden. Bei der Natur-Verehrung sowohl wie bei der Thier- und Pflanzen-Verehrung entspringen die irreleitenden Glaubensansichten, welche durch die Sprache veranlasst werden, aus positiven, auf ihre Autorität hin angenommenen, aber unvermeidlich missverstandenen Behauptungen.

Wenn ich in solcher Weise die Folgerung andeute, dass die Verehrung von auffälligeren Gegenständen und Kräften der Aussenwelt, welche als Personen aufgefasst werden, aus sprachlichen Irrthümern entsprungen sei, so möchte es vielleicht scheinen, als ob ich damit meine Zustimmung zu den Ansichten der Mythologisten aussprechen wollte. Allein obgleich falscher Gebrauch von Wörtern nach beiden Hypothesen als die Ursache angenommen wird, so ist doch dieser falsche Gebrauch für beide von gänzlich verschiedener Art und das irrthümliche Denken entwickelt sich in entgegengesetzter Richtung. Die Mythologisten halten dafür, dass die Kräfte der Natur zuerst in unpersönlicher Form vorgestellt und verehrt würden und dass es dann erst in Folge gewisser Charaktere, welche die dabei angewendeten Worte andeuteten, zur Personificirung der-

selben gekommen sei; die Sagen vollends von den mit diesen Naturkräften identificirten Personen seien erst viel später entstanden. Ganz im Gegensatz dazu fusst die hier vorgetragene Ansicht darauf, dass die menschliche Persönlichkeit das primäre Element sei, dass die Identificirung dieser mit irgend einer Naturkraft oder einem Naturgegenstand auf der Identität des Namens beruhe und dass also die Verehrung dieser Naturkraft erst secundär entstehe.

Um den Unterschied zwischen diesen beiden Erklärungsweisen vollkommen verständlich zu machen, wollen wir ein concretes Beispiel nehmen.

§. 185.

Den ganzen Winter über hat sich die herrlich leuchtende Sonne, verfolgt von dem finstern Sturme, fortwährend verborgen — bald trat sie hinter die Wolken, bald sank sie hinter den Bergen herab. Sie konnte sich nicht für mehr als nur eine kurze Zeit aus ihrem Versteck hervorwagen, ohne dass sie mit raschem Fusstritt und laut donnerndem Getöse verjagt worden wäre, so dass sie sich rasch wieder zurückziehen musste. Nach etlichen Monaten jedoch verjagte sie der Sturm nicht mehr so wüthend und er wurde immer sanfter, je heller er sie erblickte; und die Sonne, indem sie Muth gewann, blieb von Zeit zu Zeit etwas länger sichtbar. Der Sturm vermochte sie nicht mehr durch seine Verfolgung zu überwinden, und durch ihre Reize besänftigt, kam er ihr freundlicher entgegen. Endlich erfolgte ihre Vereinigung. Nun erfreute sich die Erde ihrer feuchten Wärme und von ihnen erzeugt sprossten Pflanzen, welche die Oberfläche bedeckten und sie mit fröhlichen Blumen schmückten. Aber in jedem Herbst fängt der Sturm wieder an, zu zürnen und zu brummen, die Sonne flieht vor ihm und die Verfolgung beginnt von neuem.

Denken wir uns, die Tasmanier wären in halbcivilisirtem Zustande mit einer ausgebildeten Mythologie gefunden worden, welche etwa eine derartige Legende enthielte, so würde die Erklärung, welche nach der gegenwärtig üblichen Methode ohne Bedenken dafür gegeben würde, ungefähr so lauten, dass die beobachteten Wirkungen von Sonnenschein und Sturm in solcher Weise bildlich ausgedrückt werden sollten und dass die schliessliche Darstellung von Sonnenschein und Sturm als Personen, welche einstens auf der Erde gelebt hätten, ein Ergebniss der naturgemässen Neigung

zur Mythenbildung sei, welche ihre Richtung von den Wurzeln der Wörter angewiesen empfangen habe.

Wie würde dagegen, vorausgesetzt, dass man eine solche Sage gefunden hätte, dieselbe entsprechend der hier vertretenen Hypothese erklärt werden? Wie bereits erwähnt, beziehen sich die unter uncivilisirten Menschen gebräuchlichen Geburtsnamen, da sie zumeist von den zufälligen Ereignissen des Augenblicks hergenommen werden, gar oft auf die Tageszeit und das Wetter. Unter denen, welche Mason als bei den Karenen angetroffene aufzählt, finden sich solche wie „Abend“, „Mondaufgang“ u. s. w. Es liegt daher nichts Abnormes oder Aussergewöhnliches in der Thatsache, dass „Ploo-rana-loo-na“, was Sonnenschein bedeutet, der Name eines tasmanischen Weibes sei, und ebenso wenig Aussergewöhnliches liegt darin, dass unter den Australiern „Hagel“, „Donner“ und „Wind“ als Namen vorkommen. Die von uns hieraus gezogene Folgerung, welche auch mit allen früheren Ergebnissen im Einklang steht, ist daher die, dass der erste Schritt zur Entstehung eines solchen Mythus durch die Existenz von menschlichen Wesen mit Namen „Sturm“ und „Sonnenschein“ veranlasst wurde; dass aus der Verwechselung, welche unvermeidlich in der Überlieferung zwischen ihnen und den mit gleichen Namen belegten Naturagentien entstehen musste, diese Personificirung solcher Naturagentien hervorging, so dass man ihnen bald auch menschlichen Ursprung und menschliche Abenteuer beilegte: denn hat die Sage einmal auf solche Weise Wurzel gefasst, so wird sie in der Folge der Generationen immer mehr zur Übereinstimmung mit den Erscheinungen ausgearbeitet und umgemodelt werden.

Nun wollen wir etwas näher zusehen, welche von diesen beiden Hypothesen am besten mit den Gesetzen des Geistes und mit den Thatsachen vereinbar ist, wie sie uns die verschiedenen Racen darbieten.

§. 186.

Die menschliche Intelligenz des Civilisirten wie des Wilden erreicht gleich der Intelligenz überhaupt ihre Fortschritte dadurch, dass sie Dinge, Attribute und Vorgänge classificirt, Jedes mit denen seiner Art zusammen. Das eigentliche Wesen der Intelligenz verbietet also schon die Annahme, dass primitive Menschen willkürlich ungleiche Dinge als mit einander verwandt zusammenstellen werden.

Je grösser die Unähnlichkeit ist, desto grösser muss auch das Widerstreben sein, dieselben in die gleiche Gruppe einzuordnen. Wenn nun aber bei primitiven Menschen trotzdem gänzlich verschiedene Dinge als Dinge von gleicher Natur zusammengeworfen werden, so muss jedenfalls ein starker geistiger Zwang die dazu erforderliche bewegende Kraft geliefert haben.

Welchen Grad von Ähnlichkeit können wir zwischen einem Menschen und einem Berge entdecken? Ausser dass sie beide aus Materie bestehen, lässt sich kaum irgend eine Verwandtschaft zwischen ihnen aufzeigen. Der Eine ist ungeheuer gross, der Andere verhältnissmässig winzig; der Eine ist ohne bestimmte Gestalt, der Andere symmetrisch; der Eine sitzt fest, der Andere ist frei beweglich; der Eine ist kalt, der Andere ist warm; der Eine besteht aus dichter Substanz, der Andere ist ganz weich; der Eine hat nur schwache innere Structur, die jedenfalls unregelmässig ist, der Andere ist mit einem ganz bestimmten, höchst wunderbaren inneren Bau ausgestattet. Daher widerstrebt denn die Zusammenstellung derselben im Denken als verwandte Dinge von vornherein den Gesetzen des Denkens, und nur ganz unbegrenztes Vertrauen kann den Glauben an ihre vermeintliche Verwandtschaft als Stammvater und Abkömmling hervorrufen. Es giebt jedoch missverstandene Äusserungen, welche zur Annahme dieses Glaubens verführen.

Man lese zunächst die folgenden Stellen aus BANCROFT's „Native Races of the Pacific States“:

„Ikanam, der Schöpfer des Weltalls, ist eine mächtige Gott-
„heit unter den Chinooks, welche einen Berg nach ihm benannt
„haben, gemäss ihrem Glauben, dass er sich dort selber in Stein
„verwandelt habe.“

„Die californischen Stämme glauben . . . . die Navajos seien
„aus den Eingeweiden eines grossen Berges nahe beim Flusse San
„Juan an's Licht gekommen.“

„Die Bürger von Mexico und die von Tlatelolco pflegten einen
„Berg, genannt Cacatepec, zu besuchen, denn sie sagten, er sei
„ihre Mutter.“

Ebenso schreibt PRESCOTT von den Mexicanern: „Ein kindlicher
„Aberglaube hielt diese gefeierten Berge für Götter und Iztaccihuatl
„für das Weib ihres noch gewaltigeren Nachbarn“, Popocatepetl. Von den Peruanern, deren Verehrung der Schneegebirge ARRIAGA Erwähnung thut, lesen wir, dass — „bei Potosi sich ein kleinerer

„Berg befindet, der einem grössern sehr ähnlich ist, und die In-„dianer sagen, er sei dessen Sohn und nennen ihn . . . den jüngern „Potosi“. Und nun beachte man, wie uns der Schlüssel zu diesem Glauben durch MOLINA's Darstellung in die Hand gegeben wird. Er sagt, der höchste „huaca“ der Yncas sei derjenige des Berges Huanacauri gewesen, von wo ihre Vorfahren der Sage nach auf ihre Reise ausgezogen sein sollen. Derselbe wird beschrieben als „eine grosse Figur von einem Menschen“. „Dieser huaca gehörte „dem Ayar-caclli an, einem der vier Brüder, welche, wie man sagt, „aus der Höhle zu Tampu hervorgekommen sind“. Und MOLINA citirt auch ein an denselben gerichtetes Gebet: — „O, Huanacauri! „unser Vater, möge . . . . Dein Sohn, der Ynca, stets seine Jugend „behalten, und gieb uns die Versicherung, dass ihm gelingen möge „Alles, was er unternimmt. Und uns, Deine Söhne und Nach-„kommen“, ... u. s. w.

Eine Art, auf welche es dazu kommt, dass ein Berg als Vorfahre verehrt wird, tritt uns hier genügend deutlich vor Augen. Er ist die Stelle, von wo die Race herkam, also die Quelle der Race, der Vater der Race: — die Unterschiede, welche durch die hier gebrauchten verschiedenen Worte angedeutet werden, lassen sich ja in rohen Sprachen gar nicht ausdrücken. Entweder waren die ältesten Vorfahren eines Stammes Bewohner von Höhlen auf diesem Berge oder derselbe kennzeichnet am augenfälligsten die höher gelegene Gegend, von welcher jene herunter stiegen, und wird daher geradezu als das Object bezeichnet, dem sie entsprangen. Diese Ideenverbindung finden wir auch anderwärts. Mehrere Völker von Indien, welche sich vom Himalayagebirge aus nach dem tiefer liegenden Lande verbreitet haben, weisen nach den Schnee bedeckten Gipfeln, wenn sie die andere Welt bezeichnen wollen, nach der ihre Todten zurückkehren. Bei einigen unter ihnen ist die Tradition von der Wanderung bereits zu einer Sage von ihrer Entstehung geworden und hat eine entsprechende Verehrung hervorgerufen. So betrachten z. B. die Santals den östlichen Himalaya als ihre Geburtsstätte, und HUNTER erzählt uns, dass „der Nationalgott der „Santals Nurang Buru sei, der grosse Berg“, welcher „die Gottheit „ist, die über ihrer Geburt wachte“ und die „mit blutigen Opfern „angerufen wird.“

Wenn wir uns erinnern, dass selbst heutzutage noch in unserem Lande ein schottischer Edelmann nach dem Namen seines Land-

sitzes genannt, also wörtlich mit demselben identificirt wird und sonach in Zeiten, wo die Sprache noch unbestimmt und die Ideen chaotischer Natur waren, in einer Sage gar leicht mit dem hohen Schloss, auf dem er lebte, hätte verwechselt werden können; wenn wir ferner bedenken, dass selbst gegenwärtig noch in unserer hoch entwickelten Sprache das Wort „Herkunft“ entweder bedeutet: von einem höhern Standpunkt herunterkommen, oder: von einem Vorfahren abstammen, so dass die Auffassung desselben ganz vom sonstigen Zusammenhang abhängt, so können wir, wie ich glaube, angesichts der oben zusammengestellten Thatsachen kaum daran zweifeln, dass Berg-Verehrung in vielen Fällen aus einer Verwechslung der überlieferten Quelle der Race mit der überlieferten Herkunft der Race entspringt. Diese Erklärung stützt auch und wird ihrerseits wieder gestützt durch eine entsprechende Erklärung der Baum-Verehrung, die im letzten Capitel gegeben wurde.

Es ist aber noch eine andere sprachliche Ursache für Vorstellungen von dieser Art denkbar. „Berg“ und „Grosser Berg“ können von primitiven Menschen als Beinamen verwendet werden, welche bildlich bedeutende Körpergrösse oder grosse Wichtigkeit ausdrücken sollen. Ich habe an einer andern Stelle die Vermuthung ausgesprochen, dass ein so entstandener Personenname die Veranlassung zu dem Glauben des neuseeländischen Häuptlings gegeben haben möchte, welcher den benachbarten Vulcan Tongariro als seinen Vorfahren beanspruchte: irgend einer seiner Vorfahren hatte möglicherweise diesen metaphorischen Namen zur Bezeichnung seiner feurigen Natur und der Ausbrüche seiner Leidenschaften erworben. Freilich kann ich nur eine positive Thatsache als Stütze der Ansicht aufführen, dass in manchen Fällen Berg-Verehrung auf solche Weise entstanden sei. Thompson hebt in seiner Schilderung der Araucanier hervor, dass „es kaum irgend einen materiellen Gegen„stand gäbe, welcher ihnen nicht einen Unterscheidungsnamen für „eine Familie geliefert hätte“, und nennt dann speciell „Berge“ unter ihren Familiennamen.

§. 187.

Abgesehen von seiner Bewegung, welche jedoch von gänzlich verschiedenem Charakter ist, hat das Meer sogar noch weniger Gemeinsames mit einem Menschen als ein Berg; durch seine Form, seinen flüssigen Zustand, seine Structurlosigkeit wird es noch mehr

einer Person unähnlich. Nichtsdestoweniger ist auch das Meer personificirt und verehrt worden und zwar nicht allein im alten Osten, sondern auch im Westen. ARRIAGA erzählt uns von den Peruanern, dass „Alle, welche von der Sierra nach den Ebenen „hinabsteigen, das Meer verehren, wenn sie in dessen Nähe kommen, „und dass sie die Haare ihrer Augenbrauen ausreissen und dieselben „als Opfergaben darbringen und bitten, dass sie nicht krank werden „möchten“. Wie hat die zu diesem Gebrauche führende Vorstellung entstehen können?

Wir haben gesehen, dass das Verwechseln der Herleitung von einer bestimmten Ausgangsstelle mit der Herleitung von Vorfahren zu der Verehrung sowohl von Bergen als von den Bäumen geführt hat, welche einen vormals bewohnten Wald bildeten. Die Ocean-Verehrung scheint in einigen Fällen einen ähnlichen Ursprung gehabt zu haben. Obgleich uns, wenn wir etwa Matrosen als „See-Leute“ bezeichnen, unser organisirtes Wissen und unsere ausgebildete Sprache leicht vor dem Irrthum bewahren, den eine buchstäbliche Auffassung der Worte hervorrufen könnte, so mag doch ein primitives Volk, an dessen Gestaden unbekannte Menschen auftauchten, die von einer unbekannten Quelle herkamen und die man daher als „Menschen des Meeres“ bezeichnete, sehr geneigt gewesen sein, auf solche Weise eine Tradition zu bilden, in welcher jene als aus dem Meer gekommene, als von ihm erzeugte Menschen figuriren. Der Übergang von „Menschen des Meeres“ zu „Kindern des Meeres“ macht sich sehr leicht — haben wir doch Parallelen hiezu in einigen Redeformen unsrer eigenen Sprache; und aus dem Namen „Kinder des Meeres“ musste die Sage ganz naturgemäss eine Vorstellung vom Meere als von ihrem Erzeuger oder Vater entwickeln. Zuverlässige Zeugnisse zur Stütze dieser Folgerung vermag ich freilich nicht anzuführen. Wenn auch BENZONI, der als Spanier schreibt, in einer Schilderung der Peruaner sagt: — „Sie „glauben, wir seien eine Verdichtung des Meeres und vom Frost „genährt worden“, so ist doch diese Behauptung, die uns an den griechischen Mythos von Aphrodite erinnert, auf ein wörtliches Missverständniss des Schriftstellers zurückgeführt worden. Immerhin dürfen wir daran festhalten, dass ein wildes oder halbcivilisirtes Volk, das nicht einmal eine Idee von Ländern unter dem Horizont des Meeres hat, sich kaum eine andere Vorstellung von zur See

ankommenden Eroberern zu machen vermag, die keinen andern wahrnehmbaren Ursprung haben als den Ocean selbst.

Dass der Glaube an Herkunft vom Meere als vom Erzeuger auch durch falsche Auslegung von individuellen Namen entstehen könne, ist keineswegs unwahrscheinlich. Gewissermaassen als indirectes Zeugniss hiefür mag die Thatsache gelten, dass ein Religionslehrer, der um das Jahr 1800 unter den Irokesen erschien (wahrscheinlich ein Missionär), „Hübscher See“ genannt wurde; wenn aber See ein Eigenname werden kann, so wird der Wahrscheinlichkeit doch kaum Gewalt angethan mit der Annahme, dass dasselbe auch mit dem Ocean geschehen könne. Es giebt jedoch auch directe Beweise. Wir können die Behauptung von Garcilasso anführen, die schon früher (§. 164) bei anderer Gelegenheit citirt wurde, dass nämlich einige Stämme unter den Peruanern das Meer als ihren Familienstammvater bezeichneten.

§. 188.

Wenn man aufgefordert würde, eine allbekannte Erscheinung namhaft zu machen, die in ihren Attributen noch weniger menschlich sei als ein Berg oder das Meer, so möchte man wohl nach einigem Nachdenken auf die eine hier noch zu besprechende, auf die Morgendämmerung nämlich, als die vielleicht denkbar weitest entfernte Erscheinung hinweisen: kommt ihr ja doch nicht einmal Greifbarkeit noch bestimmte Gestalt noch auch Dauer zu. Wurde nun der primitive Mensch durch sprachliche Nothwendigkeit dazu geführt, die Morgendämmerung zu personificiren? Und hat er, nachdem er sie personificirt, ganz willkürlich eine eigenthümliche Lebensgeschichte oder vielmehr zahlreiche Geschichten von derselben erfunden? Der Regel nach erhält man darauf bejahende Antworten, allein, wie mir scheinen will, auf Grund sehr unsicherer Bürgschaft.

Wo Prof. Max Müller in seinen „Vorlesungen über die Sprach„wissenschaft“ von dem Dämmerungsmythos handelt, hebt er zuerst Saramâ als eine ihrer Verkörperungen hervor. Er citirt bedingungsweise beistimmend Prof. Kuhn's „Folgerung, dass Saramâ Sturm „bedeute“. Er bezweifelt nicht, dass „die Wurzel von Saramâ in „sar, gehen, zu suchen ist“. Sodann sagt er: „Giebt man nun „zu, dass Saramâ ursprünglich ‚der Läufer‘ bedeutete, — wie folgt „nun daraus, dass das Wort Läufer für Sturm gebraucht wurde?“

Indem er die Thatsache anerkennt, dass ein verwandtes Wort Wind und Wolke bedeutete, betont er dabei, dass dasselbe im Sanskrit gewöhnlich ein Masculinum ist, gesteht aber zugleich, dass, wenn die Veden der Saramâ „die Eigenschaften des Windes“ beilegten, jene Nichtübereinstimmung „keinen unwiderleglichen Einwand bilden „dürfe“. Hierauf erzählt er Saramâ's Abenteuer beim Suchen ihrer Kühe und sagt, dieselben böten keinerlei Zeugnisse dafür, dass Saramâ „den Sturm repräsentire.“ Nachdem er ferner beigefügt, dass Saramâ in einer ausführlicheren Darstellung der Geschichte als „der Hund der Götter“ bezeichnet sei, der von Indra ausgesandt werde, „um nach den Kühen zu sehen;“ — und nachdem er aus einer andern Quelle die Stelle angeführt, dass Saramâ es verweigert, mit den Räubern die Kühe zu theilen, dann aber dieselben um einen Trunk Milch bittet, zurückkehrt und Indra eine Lüge erzählt, von ihm gestossen wird und die Milch wieder erbricht — giebt nun Prof. Max Müller seine eigene Erklärung. Er sagt:

„Da dies nun das ganze Beweismaterial ist, auf Grund dessen „wir unsere Ansicht über den ursprünglichen Begriff von Saramâ „bilden müssen, so kann wohl kaum bezweifelt werden, dass man „unter ihr die erste Morgendämmerung und nicht den Sturm ver„stand.“

Hier haben wir nun ein charakteristisches Beispiel von der Behandlung der Mythen. Darüber ist man einig, dass die Wurzel „sar“, gehen, ist; hieraus aber folgert der eine ausgezeichnete Philologe, dass Saramâ „der Läufer“ bedeutete und somit auch „der Sturm“ (indem ja verwandte Worte Wind und Wolke bedeuten), während ein anderer ausgezeichneter Philologe diesen Schluss für einen Irrthum hält. Die Saramâ in der Sage ist ein Weib und in einigen Formen derselben ein Hund. Gleichwohl wird der Schluss gezogen, dass sie die Morgendämmerung sei, weil ein auf sie angewendetes Eigenschaftswort „rasch“ bedeutet und weil ein anderes Eigenschaftswort „glücklich“ bedeutet und weil sie vor Indra erscheint und weil sie mit verschiedenen Bildern in Zusammenhang gebracht ist, welche, wenn Kühe an Stelle der Wolken genommen sind, so ausgelegt werden können, als ob sie figürlich die Morgendämmerung bezeichneten. Auf diese schwankenden Übereinstimmungen fussend, glaubt Prof. Max Müller —

„Der Mythos, von dem wir die Bruchstücke zusammengelesen

„haben, ist hinlänglich klar. Er ist eine Wiederholung der alten „Geschichte vom Anbruch des Tages. Die glänzenden Kühe, die „Strahlen der Sonne oder die Regenwolken — denn beide gehen „unter dem gleichen Namen — sind von den Mächten der Finster-„niss, von der Nacht und ihrer mannigfaltigen Nachkommenschaft „gestohlen worden," u. s. w., u. s. w.

Ungeachtet also aller dieser Misslichkeiten und Widersprüche und obgleich die Wurzel des Namens der Erklärung keineswegs grössere Bestimmtheit zu geben vermag, vielmehr einzig nur auf Grund gewisser Wortbilder (die in der primitiven Sprache so frei gebraucht werden, dass sie beinah jedes Beliebige bedeuten können), wird uns zugemuthet, zu glauben, dass die Menschen eine vorübergehende Erscheinung personificirten, die so weit von menschlicher Art entfernt ist, als man sich nur denken kann.

Welche Schwierigkeiten auch der entgegengesetzten Erklärung im Wege stehen mögen, so hat sie doch Thatsachen statt Hypothesen, auf die sie fussen kann. Es mag vorkommen, dass manchmal „Morgendämmerung" als bildlicher Schmeichelname einem rosigen Mägdlein beigelegt wird, wenn ich auch keine Beweise dafür vorbringen kann. Aber dass Morgendämmerung ein Geburtsname ist, dafür haben wir bestimmte Belege. Das Benennen des Neugebornen nach gleichzeitig stattfindenden Ereignissen ist, wie wir gesehen haben, ein primitiver Gebrauch. Von den unter den Karenen üblichen Namen solcher Ableitung nennt Mason unter anderen „Ernte", „Februar", „Vaters Rückkunft". Ferner zeigt er uns, wie wir oben sahen (§. 185), dass auch die Tageszeiten ähnlich verwendet werden, und unter den hievon abgeleiteten Namen findet sich auch „Sonnenaufgang". Südamerica liefert uns ein verwandtes Beispiel. In dem Bericht von der Gefangenschaft des Hans Stade, der vor Kurzem durch die „Hakluyt-Society" veröffentlicht wurde, sagt der Erzähler, er sei dabei gewesen, als ein Kind unter den Tupis seinen Namen empfing, welcher „Koem" lautete: — der Morgen (auch einer seiner Vorfahren wurde ebenso genannt); und Capitän Burton, der Herausgeber, fügt in einer Anmerkung bei, dass Coéma piranga buchstäblich das Morgenroth oder Aurora bedeute. Ein anderer Fall tritt uns in Neu-Seeland entgegen: Thomson sagt, dass die Bedeutung von Rangihaeata, dem Namen eines Maori-Häuptlings, „Himmlische Morgendämmerung" sei („Blitz des Himmels" ist gleichfalls ein von ihm erwähnter

Häuptlingsname). Wenn denn also Morgendämmerung ein wirklicher Name für eine Person ist; wenn derselbe, wo diese Sitte der Kinderbenennung herrschend ist, wahrscheinlich oft denen beigelegt wurde, welche früh am Morgen zur Welt kamen, so musste die Überlieferung von einem solchen Menschen, der zufällig berühmt wurde, im Geiste des unkritischen Wilden, der bestimmt und buchstäblich Alles glaubt, was seine Väter ihm erzählten, zur Identificirung desselben mit der Morgendämmerung führen, und seine Schicksale wurden dann eben in einer Weise umgedeutet, wie es die Erscheinungen der Morgendämmerung am besten zuliessen. In den Gegenden ferner, wo dieser Name entweder Gliedern von verschiedenen benachbarten Stämmen oder zu verschiedenen Zeiten lebenden Gliedern desselben Stammes beigelegt war, mussten nicht ganz mit einander vereinbare Genealogien und sich widersprechende Abenteuer von der Morgendämmerung zur Ausbildung kommen — was ganz mit dem Gefundenen übereinstimmt.

§. 189.

Giebt es einen verwandten Ursprung für die Verehrung der Sterne? Können auch diese mit Vorfahren identificirt werden? Es scheint einigermaassen schwierig, sich dieses vorzustellen, und doch liegen Thatsachen vor, welche die Vermuthung rechtfertigen, dass dies der Fall gewesen ist.

Wir lesen, dass die Juden die Sterne für lebende Wesen hielten, welche in manchen Fällen Ausschreitungen machten und bestraft wurden, und dass auch unter den Griechen verwandte Begriffe von einer Beseeltheit derselben existirten. Sehen wir uns nach den ursprünglicheren Formen solcher Anschauungen um, die uns gegenwärtig so sonderbar vorkommen, so finden wir solche bei den Wilden. ERSKINE sagt, dass „auf den Fidschi-Inseln grosse „‚Sternschnuppen‘ für Götter gehalten werden, kleinere für die „von dannen ziehenden Seelen von Menschen“. Die Südaustralier glauben, wie ANGAS berichtet, „die Sternbilder seien Gruppen von „Kindern“, und „es heisst, drei Sterne in einem der Sternbilder „seien früher auf der Erde gewesen; einer ist der Mann, der andere „seine Frau und der kleinere ihr Hund, und ihr Geschäft ist, „Opossums am Himmel zu jagen“. Die darin ausgesprochene Anschauung, dass menschliche Wesen auf irgend eine Weise nach dem

Himmel hinaufkommen, kehrt in der Überlieferung der Tasmanier wieder, dass ihnen das Feuer von zwei schwarzen Männern gebracht worden sei, welche das Feuer zwischen die Tasmanier warfen und, nachdem sie eine Zeit lang im Lande verweilt, zu den beiden Sternen Kastor und Pollux wurden. Möglicherweise war die Entstehung dieser Geschichte die, dass die Lichter dieser Brudersterne der Phantasie als die fernen Feuer erschienen, welche von diesen Männern angezündet wurden, nachdem sie von dannen gezogen waren. Dass eine solche Entstehung nicht unwahrscheinlich ist, ergiebt sich auch aus einer verwandten Vorstellung der Nordamericaner, welche sagen, die Milchstrasse „sei der ‚Pfad der „Geister', ‚die Strasse der Seelen', auf welcher sie nach dem Lande „jenseits des Grabes ziehen und wo man ihre Lagerfeuer als „hellere Sterne funkeln sehen kann". Sie steht auch mit dem noch concreteren Glauben mancher Nordamericaner im Einklang, dass ihre Medicinmänner durch Löcher in den Himmel hinauf gelangt seien, dort die Sonne und den Mond gleich menschlichen Gestalten hätten herumgehen sehen, dass sie mit ihnen auf und ab gewandelt seien und durch ihre Gucklöcher hinab nach der Erde drunten geschaut hätten.

Eine bestimmte Erklärung solcher Ideen ist sehr schwierig, so lange wir nur Hypothesen auf einander bauen, sie wird aber minder schwierig, wenn wir uns zu den Thatsachen wenden. Diese selben Völker besitzen eine Sage, welche eine ganz leicht fassliche Lösung der Frage darbietet. Sie ist aufgezeichnet in Bancroft's „Native „Races of the Pacific States", Vol. III., Seite 138—139, wo sie aus Power's Pomo citirt wird. Indem ich noch vorausschicke, dass Robinson „von gewissen andern Californiern" schreibt, „sie ver„ehrten als ihren obersten Gott irgend Etwas in der Form eines „ausgestopften Coyote", lege ich dem Leser diese Sage von dem Coyote (Präriehund) vor, wie sie in einem der californischen Stämme, bei den Cahrocs, erzählt wird. Der Coyote war — „so stolz, dass er „beschloss, durch den Himmel selbst einen Tanz zu machen, wozu „er sich als seinen Genossen einen bestimmten Stern ausersehen „hatte, welcher ganz nahe an einem Berg vorbeizugehen pflegte, „wo er einen guten Theil seiner Zeit verbrachte. So rief er den „Stern an, er möchte ihn bei der Pfote nehmen und sie wollten „zusammen in einer Nacht um die ganze Welt herumgehen; aber „der Stern lachte nur und blinkte auf ganz unverschämt heraus-

„fordernde Weise von Zeit zu Zeit. Der Coyote bestand ärgerlich „auf seiner Forderung und bellte und bellte nach dem Sterne über „den ganzen Himmel weg, bis das funkelnde Ding seines Lärmens „müde wurde und ihm sagte, er solle ruhig sein und er würde die „nächste Nacht mitgenommen werden. In der nächsten Nacht kam „der Stern in unmittelbarster Nähe der Klippe empor, wo der „Coyote stand und ihn mit einem Sprunge erreichen konnte. So „tanzten sie selbander von dannen durch den blauen Himmel. Eine „wahre Lust war es für einige Zeit, aber ach, es wurde bitterkalt „da oben für einen Coyote von der Erde und es war ein schreck-„licher Anblick, von da hinunterzuschauen, wo der breite Klamath „gleich einer schlaffen Bogensehne dalag und Cahroc-Dörfer gleich „Pfeilspitzen. Wehe dem Coyote! seine erstarrten Pfoten verloren „ihren Halt an seinem glänzenden Gefährten, finster ist der Ge-„nosse, der nun den Tanz führt, und sein Name ist Tod. Während „zehn langen Schneefällen stürzt der Coyote in einem fort und „wenn er auf die Erde aufschlägt, wird er ‚so breit geschlagen wie „eine Weidenmatte'. — Coyotes müssen nicht mit Sternen tanzen".

Wenn wir bedenken, dass diese Vorstellung vom Himmel als einer auf den Bergspitzen ruhenden oder dicht an dieselben stossenden Kuppe unter allen uncivilisirten und halbcivilisirten Völkern allgemein verbreitet ist und dass ein Zugang zum Himmel etwa auf dem Wege, wie er hier beschrieben ist, dem unkritischen Geiste des primitiven Menschen weiter keine Schwierigkeit darbietet, so wird die Identificirung von Sternen mit Personen weniger unverständlich erscheinen. Wenn auch dieser Coyote unter den Vorfahren von einer Katastrophe ereilt wird, so brauchen gleiche Katastrophen nicht nothwendig von andern vorälterlichen Thieren berichtet zu werden, welche auf diesem Wege in den Himmel gelangen. Indem besondere Berge und besondere Sterngruppen, welche man hinter jenen aufgehen sieht, mit Bestimmtheit als diejenigen erkannt werden, auf welche sich die Sagen beziehen, mag es gekommen sein, dass die Thiervorfahren, von deren Aufsteigen in den Himmel die Sage berichtet, in der Überlieferung als Sternbilder weiter leben. Hiedurch erhalten wir eine zum Mindesten brauchbare Erklärung für die sonderbare Thatsache, dass die Namen von Thieren und Menschen in den frühesten Zeiten schon bestimmten Sterngruppen beigelegt werden, welche doch in keiner Weise durch ihr Aussehen Veranlassung dazu geben.

Dass falsche Auffassung von Eigennamen und bildlichen Benennungen auch in diesen wie in andern Fällen eine Rolle gespielt hat, ist wohl möglich. WALLACE erzählt uns, dass einer der Amazonenstämme „Sterne“ genannt wird. Von Rajah BROOKE wird als „Name eines Dajak-Häuptlings der Bär des Himmels“ angegeben. Und in assyrischen Inschriften wird Tiglath Pileser genannt „das „glänzende Sternbild“, „das herrschende Gestirn“. Buchstäbliche Auffassung von Legenden, in denen solche Namen vorkamen, hat höchst wahrscheinlicherweise in den ältesten Zeiten zu einer Identificirung verführt.

Wenn der thierische oder menschliche Vorfahre, von welchem die Sage eine solche Wanderung nach dem Himmel berichtet, mit bestimmten Sternen identificirt wird, so dürfen wir darin den Schlüssel zu den Phantastereien der Astrologie erblicken. Ein dergestalt in den Himmel versetzter Stammesvorfahr wird in der Vorstellung des Wilden immer noch für seine Nachkommen sorgen, während die Vorfahren anderer Stämme (wenn etwa eine Eroberung mehrere Stämme zu einer Nation verbunden hat) für feindselig waltende Gestirne gelten werden. Daraus mag die Erwartung von gutem oder bösem Geschick entsprungen sein, je nachdem bei der Geburt dieser oder jener Stern auf Einen herabblickte.

§. 190.

Die Annahme, dass der Himmel zugänglich sei, lässt eine Identificirung des Mondes mit einem Manne oder einem Weibe eben so leicht erscheinen. Wir dürfen daher vorwiegend solche Geschichten vom Monde zu finden erwarten, in denen er als ein Wesen dargestellt wird, welches irdischen Ursprunges war.

Manchmal herrscht der Glaube, die sagenhafte Person wohne im Monde, wie z. B. bei dem Loucheux-Stamme der Tinneh, welche, wenn sie ihn um Erfolg bei der Jagd anflehen, dabei sagen, er „habe einst als ein armer zerlumpter Junge unter ihnen gelebt“. Häufiger jedoch finden wir die Annahme einer Verwandlung. Wie HAYS erzählt, glauben die Eskimos, Sonne, Mond und Sterne „seien „die Geister von abgeschiedenen Eskimos und von gewissen Thieren“. Und in gleicher Weise erfahren wir von ANGAS, dass „die Süd„australier der Ansicht sind, die Sonne, der Mond u. s. w. seien „lebende Wesen, welche vormals die Erde bewohnten“. Offenbar

giebt es also einzelne niedrige Racen, die zwar noch keine Verehrung der Himmelskörper kennen, nichtsdestoweniger aber dieselben auf Grund einer unklaren Identificirung mit Vorfahren im Allgemeinen zu Persönlichkeiten gestempelt haben. Bei ihnen kommen denn auch noch nicht ganze Lebensgeschichten des Mondes vor; bei andern Racen finden wir aber deren und ganz besonders bei solchen, die weit genug vorgeschritten sind, um bestimmte Überlieferungen festzuhalten. Die Chibchas sagen, dass Chia, als sie auf Erden war, Böses lehrte und dass Bochica, ihr vergötterter Lehrer, „sie an den Himmel versetzt habe, um das Weib der Sonne „zu werden und die Nächte zu erleuchten, ohne am Tage zum Vor„schein zu kommen (wegen der bösen Dinge, die sie gelehrt hatte), „und dass es seit jener Zeit einen Mond gegeben habe". Ähnlich berichtet uns auch MENDIETA, die mexicanische Darstellung von der Schöpfung des Mondes sei die gewesen, dass „gleichzeitig mit dem „Manne, welcher sich selbst ins Feuer warf und als Sonne daraus „hervorkam, ein anderer in eine Höhle ging und zum Monde wurde."

Ist etwa eine Identificirung des Mondes mit Personen, welche vormals lebten, auch durch missverständliche Auffassung von Namen veranlasst worden? Indirecte Zeugnisse würden uns schon zu dieser Vermuthung berechtigen, selbst wenn es keine directen Zeugnisse dafür gäbe. In den Mythologien wilder und halbcivilisirter Völker wird der Mond viel häufiger als ein weibliches denn als ein männliches Wesen dargestellt, und es bedarf wohl keiner besondern Citate, um den Leser daran zu erinnern, wie oft in der Poesie ein schönes Weib entweder mit dem Monde verglichen oder bildlich geradezu „Mond" genannt wird. Dass „Mond" also auch in der Urzeit schon als schmeichelhafter Beiname für ein Weib gebraucht worden ist, dürfen wir, wie ich glaube, hieraus wohl schliessen. Und wenn dies richtig ist, so hat die irrthümliche Identificirung von Person und Gegenstand überall einen Mondmythus hervorgerufen, wo das derartig zubenannte Weib in der Überlieferung fortlebte.

Dem eben Angeführten, das nur als hypothetisches Argument gelten kann, lässt sich ein anderes auf bestimmte Thatsachen gegründetes Argument anschliessen. Mag der Mond als Schmeichelname gebraucht werden oder nicht — jedenfalls liefert er Namen für Kinder. Unter denen, welche nach MASON's Aussage bei den Karenen gebräuchlich sind, findet sich auch „Vollmond". Selbst-

verständlich werden solche Völker, bei denen die Sitte herrscht, ihre Kinder nach den zufälligen Umständen bei ihrer Geburt zu benennen — wozu sie, wie z. B. in Africa, die Tage der Woche und, wie wir in andern Fällen gesehen haben, sogar die einzelnen Tageszeiten verwenden — auch die Phasen des Mondes dazu herbeiziehen, und da viele Völker diese Sitte haben, so ist wahrscheinlich die Benennung nach einer Mondphase keineswegs ungewöhnlich gewesen und in Folge dessen auch Identificirung mit dem Monde gar nicht selten vorgekommen.

Und hier sei nun noch ein bemerkenswerther Zusammenhang hervorgehoben. Vom Monde abgeleitete Geburtsnamen werden sich gewöhnlich entweder auf seinen Aufgang oder auf seinen Untergang oder auch auf eine seiner Phasen — den wachsenden, den vollen, den abnehmenden Mond beziehen: ein bestimmter Zustand des Mondes viel eher als der Mond selbst wird darin angedeutet werden. Nun zeigt sich aber, dass die ägyptische Gottheit Bubastis den Neumond repräsentirte (verschiedene Zeugnisse lassen vermuthen, dass der Vollmond gemeint sei) — auf jeden Fall eine bestimmte Phase. Das Symbol der Artemis drückt eine ähnliche Beschränkung aus, ebenso dasjenige der Selene. Und in seiner „Aryan Mythology“ belehrt uns Herr Cox, dass Jo „ganz vorzugsweise der gehörnte“ oder der junge Mond ist, während Pandia den Vollmond bedeutet. Wie stimmen denn diese Thatsachen mit der landläufigen Erklärung überein? Ist etwa die tyrannische Macht der Metapher so gross, dass sie von sich aus zu diesem Wechsel der Persönlichkeit zwingt?

§. 191.

Natürlich dürfen wir zu finden erwarten, dass ebenso wie die Sterne und der Mond, so auch die Sonne durch Identificirung mit einem sagenhaften menschlichen Wesen mit Persönlichkeit begabt worden ist.

Ergiebt sich dies schon aus mehreren der oben in Betreff des Mondes angeführten Citate, so weisen noch bestimmter die jetzt vorzulegenden Thatsachen darauf hin. Der ursprüngliche Stammvater der Comanches, ihnen selbst ähnlich, aber von riesenhafter Grösse, lebt, wie sie sagen, in der Sonne. Ebenso „nannten auch „die Chechemecas die Sonne ihren Vater“. Von den Olchones berichtet Bancroft: „Hier beginnt die Sonne mit jenem grossen Geiste

„oder besser gesagt jenem ungeheuer grossen Menschen in Zusammen-
„hang gebracht oder durch ihren Namen mit ihm identificirt zu
„werden, welcher die Erde machte und im Himmel regiert“; und weiter sagt er von den Tinneh, dass „manche unter ihnen an einen „guten Geist glauben, Tihugun genannt, ‚mein alter Freund’, „dessen Aufenthaltsort sie auf der Sonne oder auf dem Monde ver-
„muthen“. In der Sprache der Salive, einem der Stämme am Orinoco, ist der Name für die Sonne: „der Mann von der Erde droben.“

Unter den weniger civilisirten americanischen Völkern sodann ist nur die mehr oder weniger bestimmte Annahme von ursprünglicher Existenz auf der Erde und späterer Wanderung nach dem Himmel allgemein verbreitet. Ihre Vorstellung steht so ziemlich auf gleichem Niveau mit derjenigen der Barotse, welche, als Livingstone sie fragte, ob ein Farbenring, den er rings um die Sonne sah, Regen bedeute, ihm die Antwort gaben: „O nein, es sind die „Barimo (Götter oder abgeschiedene Geister), welche ein Picho „zusammenberufen haben; seht Ihr nicht, dass sie den Herrn in „der Mitte haben?“ — wobei unzweifelhaft der Glaube zu Grunde liegt, dass gleichwie die ganze übrige himmlische Versammlung, so auch ihr Häuptling vormals auf der Erde gewesen sei. Unter andern Völkern jedoch von weiter vorgeschrittener Civilisation, welche dem entsprechend höher entwickelte Überlieferungen besitzen, wird die irdische Persönlichkeit der Sonne ganz bestimmt ausgesprochen. So berichtet uns Camargo von den Mexicanern:

„— Nach dem Glauben der Indianer (von Tlascala) war die „Sonne ein Gott, aber so aussätzig und krank, dass er sich gar „nicht rühren konnte. Die andern Götter erbarmten sich seiner „und bauten einen sehr grossen Ofen und zündeten ein gewaltiges „Feuer darin an, um ihn seiner Schmerzen zu entheben, indem sie „ihn tödteten, oder um ihn zu reinigen.“

Die Überlieferung der Quiché, wie sie uns Bancroft mittheilt, besagt, dass, „nachdem viele Jahre hindurch keine Sonne dagewesen „war“ — „die Götter sich an einer Stelle, genannt Teotihuacan, „sechs Meilen von Mexico versammelten, sich zu derselben Zeit „rings um ein grosses Feuer stellten und ihren Gläubigen sagten, „dass der unter ihnen, welcher sich selbst zuerst in dies Feuer „stürzen würde, der Ehre geniessen sollte, in eine Sonne verwandelt „zu werden.“

Unter den Zapotecs giebt es eine Sage von ihrem Stammvater,

dem Caziken von Ulizteca, der ein gewaltiger Bogenschütze war und — „dort nach dem grossen Licht schoss, bis dasselbe sogar „herunterfiel; dann nahm er von all dem Lande Besitz, da er sah, „wie schwer er die Sonne verwundet hatte, und zwang sie, sich „hinter den Bergen zu verstecken."

Noch bezeichnender ist eine damit verwandte Geschichte der Mexicaner, welche die Fortsetzung einer schon oben citirten bildet. Als der Gott, welcher zur Sonne geworden war, indem er sich in das Feuer gestürzt hatte, zum ersten Male sich erhob, stand er still, und als nun die übrigen Götter einen Boten mit der Aufforderung zu ihm sandten, vorwärts zu gehen —

„da antwortete die Sonne, sie würde nicht von dannen gehen, „bevor sie nicht die Götter vernichtet hätte. Einer von ihnen mit „Namen Citli, sowohl aus Schrecken als aus Zorn über diese Ant- „wort, nahm einen Bogen und drei Pfeile und schoss nach ihrem „feurigen Haupte; aber die Sonne bückte sich und vermied es auf „diese Weise, getroffen zu werden. Das zweite Mal verwundete er „ihren Körper und ebenso auch das dritte Mal. Da nahm die „Sonne voller Wuth einen der Pfeile, schoss nach Citli, durchbohrte „seine Stirne und tödtete ihn so auf der Stelle."

Damit sind aber die Zeugnisse noch keineswegs erschöpft, welche die mexicanischen Überlieferungen enthalten. Waitz kommt bei seiner Darlegung der Sonnenmythen, in welchen Quetzalcoatl eine Rolle spielt, zu dem Schluss, dass „derselbe ursprünglich ein „Mensch war, ein Priester in Tula, welcher als religiöser Reformator „unter den Toltecs aufgestanden war, aber von den Anhängern des „Tezcatlipoca vertrieben wurde."

Die Mythologisten erklären ohne Zaudern diese Geschichten so gut wie die verwandten Mythen der Arier einfach für das Resultat von Personificirungen, welche figürlich das Treiben der Sonne ausdrücken sollen, und es scheint ihnen gar keine Schwierigkeiten zu verursachen, dass sie glauben sollen, die Menschen hätten nicht allein willkürlich der Sonne menschliches Wesen beigelegt, sondern dieselbe auch willkürlich mit einem bekannten Menschen — mit einem Priester oder einem Häuptling — identificirt. Ohne Zweifel wird die mexicanische Überlieferung, welche uns Mendieta mittheilt, „dass zu einer gewissen Zeit fünf Sonnen vorhanden waren und die „Früchte der Erde nicht gehörig wuchsen und die Menschen starben", sich auf irgend eine Weise so deuten lassen, als ob sie mit ihrer

Hypothese in Einklang stünde. Die hier befürwortete Erklärung jedoch braucht so wenig wie andere früher aufgestellte Erklärungen vorauszusetzen, dass diese Sagen aus reinen Erdichtungen hervorgegangen seien, sondern sie lässt dieselben vielmehr, wenn auch in vielfach umgewandelter Gestalt, aus Thatsachen hervorwachsen. Selbst wenn keine directen Beweise dafür vorhanden wären, dass Sonnenmythen in Folge von missverstandener Auffassung der über wirklich lebende Personen verbreiteten Erzählungen oder wirklicher Vorfälle in der Geschichte der Menschen entstanden seien, so vermöchten doch die aus analogen Verhältnissen entnommenen Zeugnisse diesen Glauben vollkommen zu stützen. Allein wir haben directe Beweise die Fülle.

Eine erste Quelle dieser Sonnenmythen ist die buchstäbliche Auffassung bildlicher Bezeichnungen hinsichtlich der Weltgegend, aus welcher das Volk herkam. Wir haben bereits gesehen, dass das Auftauchen eines Volkes aus einem Walde in der Überlieferung mit dem Auftauchen aus den diesen Wald bildenden Bäumen verwechselt worden ist und dadurch zur Verehrung von Bäumen als der Vorfahren des Stammes geführt hat, und dass ebenso die Geschichte der Wanderung von einem entfernten Gebirge her vermöge der Mängel in der Sprache sich in eine Geschichte von der Abstammung von diesem Berge als vom gemeinsamen Erzeuger verwandelt hat. Gleiches ist nun mit solchen Völkern geschehen, die aus einer durch die Sonne bezeichneten Gegend hergekommen sind. Wenn der Leser auf §. 112 zurückgeht, wo die Ideen verschiedener Völker über jene andere Welt wiedergegeben sind, aus welcher ihre Vorväter herkamen und in welche sie nach dem Tode zurückzukehren hoffen, so wird er leicht erkennen, dass die hiefür angenommene Richtung ganz gewöhnlich entweder Osten oder Westen ist: — was seinen Grund selbstverständlich darin hat, dass die Orte des Sonnenaufgangs und Sonnenuntergangs, die ja innerhalb beträchtlicher Strecken des Horizontes auf jeder Seite variiren, leicht als allgemeine Richtpunkte am Horizont dienen, mit welchen der ungenaue Wilde in Ermangelung bestimmter Merkzeichen weiter nördlich und südlich gelegene Punkte unbedenklich zusammenwirft. „Wo die Sonne „am Himmel aufgeht“, dort, sagt der Central-Americaner, ist der Wohnort seiner Götter, welche seine Vorfahren waren (§. 149); und Ähnliches kehrt in vielen Fällen wieder. So erzählt Franklin, wo er die Dinneh (oder Tinneh) beschreibt, jeder Stamm oder jede

Horde lege sich irgend eine unterscheidende Bezeichnung bei, welche vom Namen des Flusses oder Seees, an welchem sie jagen, oder auch von dem Bezirke hergenommen werde, aus welchem sie zuletzt fortgezogen sind. Diejenigen nun, welche nach dem Fort Chipewyan kommen, nennen sich selbst „Saw-eesaw-dinneh“ — „Indianer von „der aufgehenden Sonne“. Dürfen wir nun daraus nicht die Vermuthung schöpfen, dass ähnliche Namen wie „Indianer von der auf„gehenden Sonne“ in den Sagen eines mit nur wenig entwickelter Sprache ausgerüsteten Volkes den Glauben an Abstammung von der Sonne erzeugen wird? Wir selbst brauchen ja den Ausdruck „Kinder des Lichtes“; wir haben den bezeichnenden Namen „Kinder des Nebels“ für einen schottischen Stamm, der in einer nebelreichen Gegend wohnt, ja wir wenden sogar die Redensart „Kinder der Sonne“ auf manche unter den Tropen lebende Völker an. Wie viel mehr wird nicht der primitive Mensch in seiner armseligen Sprache von denen, die aus der Gegend kommen, wo die Sonne aufgeht, als von „Kindern der Sonne“ sprechen.

Dass selbst Völker auf so hoher Entwickelungsstufe wie die Peruaner dies thaten, wird uns klar bewiesen. Man lese die folgende Stelle in Herrn MARKHAM's „Narratives“, p. 12:

— „Die allgemeine Überlieferung deutete auf eine Stelle, ge„nannt Paccari-tampu, als auf die Wiege oder den Ausgangspunkt „der Yncas hin. Von Cuzco aus war dies der am nächsten gegen „Sonnenaufgang gelegene Punkt, und da die Sonne zum Pacarisca „(Erzeuger) der Yncas auserwählt war, so wurde die Stelle ihres „Ursprungs zuerst nach Paccari-tampu verlegt. Als aber ihre „Eroberungen sich bis nach Collao ausdehnten, konnten sie sich der „Sonne noch mehr nähern, bis sie dieselbe aus dem See Titicaca „emporsteigen sahen; und in Folge dessen wurde dann dieses Binnen„meer in der Überlieferung zu einem zweiten Entstehungsort der „Könige.“

Verbinden wir hiemit die Thatsache, dass die Yncas, welche bekanntlich im Übrigen die Vorfahren-Verehrung in so ausgedehntem Maassstabe ausübten, zugleich auch vorwiegend Verehrer der Sonne als ihres Stammvaters waren und dass, wenn ein Ynca starb, er „nach der Behausung seines Vaters, der Sonne, zurückgerufen „wurde“, so dürfen wir darin, wie ich glaube, genügende Bürgschaft für die Ansicht erblicken, dass dieser Glaube an eine Abkunft von der Sonne blos aus einer missverständlichen Auffassung der über-

lieferten Thatsache entsprang, dass die Ynca-Race aus jenem Lande herkam, wo die Sonne aufgeht. Fernere Beweise von gleicher Bedeutung liefern uns die Namen, welche von Mexicanern und Chibchas den Spaniern beigelegt wurden. Nach HERRERA's Bericht nannten die Mexicaner „Cortez den Nachkommen der Sonne". Da aber die Spanier aus der Gegend der aufgehenden Sonne zu ihnen kamen, so haben wir hier offenbar nur wieder eine gleiche Ursache als Vorläufer derselben Wirkung. Obgleich bei den Chibchas anscheinend nicht derselbe Grund vorliegen konnte, so machten dieselben doch ebenfalls Sonnengötter aus den Spaniern. HERRERA sagt: „Als die Spanier zum ersten Male in dieses Königreich ein„drangen, waren die Eingebornen in grosser Bestürzung, da sie die„selben für die Kinder der Sonne und des Mondes ansahen" — ; eine Auffassung, von der uns P. SIMON in etwas andern Worten berichtet, und ebenso LUGO, welcher erzählt, dass in ihrer Sprache „Suâ die Sonne und Suê ein Spanier bedeute. Der Grund, warum „dies Wort Suê von Suâ abgeleitet wurde, ist der, dass die alten „Indianer, als sie die ersten Spanier erblickten, ausriefen, dies seien „Kinder der Sonne."

Auch in diesem Falle wieder wie schon oft vorher ist falsche Auslegung von individuellen Namen ein bestimmender Factor gewesen. In einem Essay, welcher bereits in den Umrissen die Darlegung des in den vorhergehenden Capiteln ausgeführten Beweisganges enthielt, behauptete ich, dass von wilden und halbcivilisirten Völkern der Name „Sonne" sehr gern und häufig als Ehrentitel einem ausgezeichneten Manne beigelegt werde. Ich wies dabei auf die Thatsache hin, dass solche schmeichelhafte Vergleiche auch bei unsern Dichtern gebräuchlich sind. So findet sich in HEINRICH VIII. der Ausdruck — „Jene Sonnen des Ruhms, jene beiden Lichter „der Menschen", und ich hätte dazu auch die Zeilen aus JULIUS CÄSAR citiren können —

„— O Abendsonne!
„Wie du in deinen rothen Strahlen sinkst,
„Sank Cassius' Tag in seinem rothen Blut.
„Die Sonne Roms ging unter!"

Und daraus suchte ich dann zu beweisen, dass bei primitiven Völkern, welche nothwendigerweise noch viel mehr zu bildlichem Ausdruck geneigt sind als wir und zugleich ausserordentlich der

Schmeichelei ergeben sind, „die Sonne“ wahrscheinlich ein häufiger Ehrenname sein werde. Damals hatte ich freilich keine Thatsachen zur Rechtfertigung dieses Schlusses in Händen, jetzt aber kann ich mehrere anfügen. Hier nur eine Stelle aus PRESCOTT's „Mexico“, III. Buch:

„Die leutselige und fröhliche Art von Alvarado machte ihn „bald zum grossen Günstling der Tlascalaner und sein leuchtendes „offenes Auge, seine stattliche Erscheinung und seine goldenen „Locken verschafften ihm den Namen Tonatiuh, die Sonne.“

Dass die Peruaner auf Grund einer ähnlichen Anschauung mit einer etwas abgeänderten Form dieses Namens Diejenigen beehrten, welche geistige Überlegenheit zeigten, ergiebt sich aus der Behauptung von GARCILASSO, sie „seien so einfältig gewesen, dass jeder „Beliebige, der nur etwas Neues erfand, sofort von ihnen als ein „Kind der Sonne betrachtet wurde“. Und überdies besitzen wir Zeugnisse dafür, dass sich in diesen Ländern Mancher den genannten Titel, der zumeist als schmeichelhafter Beiname ertheilt wurde, gelegentlich auch aus Anmaassung selbst beilegte. In der geschichtlichen Sage der Central-Americaner, dem „Popol Vuh“, wird der Stolz des Vucub-Caki beschrieben, welcher sich rühmte, Sonne und Mond zu sein.

Endlich haben wir als dritten möglichen Ursprung eines Sonnenmythus den Geburtsnamen zu betrachten. Unter den Namen, welche MASON als unter den Karenen gebräuchlich aufzählt, findet sich auch „Gelbe aufgehende Sonne“, und obgleich er von einer „hübschen jungen Person“ spricht, die so genannt wurde, und damit andeutet, dass dies ein Schmeichelname sei, so ist doch anderseits nicht zu übersehen, dass dies Volk auch „Abend“, „Mondaufgang“, „Sonnenaufgang“, „Vollmond“ u. s. w. als Geburtsnamen verwendet, woraus zum mindesten wahrscheinlich wird, dass auch „Aufgehende Sonne“ unter diese gehört. Es wäre geradezu widersinnig, wenn von diesen verschiedenen Himmelserscheinungen ein solcher Gebrauch gemacht würde, aber mit einziger Ausnahme derjenigen, die am allerauffälligsten ist.

Sehr bemerkenswerth ist nun hier eine bedeutsame Übereinstimmung sowie auch eine bedeutsame Nichtübereinstimmung, welche ganz jenen entsprechen, die wir hervorzuheben hatten, als von den Phasen des Mondes die Rede war. Alle von der Sonne entlehnten Geburtsnamen müssen sich auf dieselbe an irgend einer

Stelle ihres Laufes beziehen — auf die aufgehende Sonne, die schwebende Sonne, die untergehende Sonne, jeweils entsprechend der Geburtsstunde. Und die von der Sonne abgeleiteten Schmeichelnamen können ihrerseits verschiedene ihrer Attribute ausdrücken, wie „die Glorie der Sonne“, „der Sonnenglanz“ u. s. w. Daher kann uns denn auch die von WILKINSON mitgetheilte Thatsache keine Schwierigkeit bereiten, dass nämlich „die Ägypter aus der Sonne „mehrere verschiedene Gottheiten bilden, wie z. B. die wissende „Sonne, der wirkliche Weltkörper, die Quelle der Wärme, der Ur„heber des Lichtes, die Macht der Sonne, die belebende Ursache, „die Sonne am Firmament und die Sonne in ihrer Ruhestätte“ (vergl. auch hiemit die Königsnamen auf S. 470). Wie vermögen aber ihrerseits die Mythologisten solche Thatsachen mit ihrer Hypothese zu vereinigen? Ist der sprachliche Zwang zur Personificirung so gross, dass acht verschiedene Personen angenommen werden müssen, um die einzelnen Attribute und Zustände der Sonne zu verkörpern? Sollen wir wirklich glauben, dass auch die Arier einzig und allein durch die Unterstellungen der Beschreibung dazu geführt worden seien, Hyperion, „die hochschwebende Sonne“, sei ein Individuum, und Endymion, „die untergehende Sonne“, sei ein zweites Individuum, beide aber unabhängig von der „besondern „Gottheit des Phoibos Apollon“? War es einfach die Nöthigung, ihre Abstractionen ins Concrete zu übersetzen, was die Griechen zu dem Glauben zwang, wenn die Sonne dreissig Grade über dem Horizont stehe, so sei sie eine bestimmte Person, welche die und die Abenteuer erlebt habe; während der Zeit aber, dass sie bis zu zehn Graden über dem Horizont gesunken war, sei sie in eine andere Persönlichkeit verwandelt worden, die eine ganz verschiedene Lebensgeschichte besitze? Ich will freilich nicht behaupten, dass die Mythologisten nicht auch das anzunehmen vermöchten, denn die Kraft ihres Glaubens ist gross. Aber der Glaube Anderer wird, wie ich fast vermuthen möchte, hier wenigstens in die Brüche gehen, wenn dies nicht schon lange zuvor geschehen ist.

§. 192.

Als ich in dem oben erwähnten Essay die Entstehung der Sonnenmythen auf die eben beschriebene Weise in Kürze als eine Folgerung aus der dort ausgesprochenen allgemeinen Lehre an-

deutete, wurde zugleich auf die hieraus sich ergebende Übereinstimmung mit mehreren Besonderheiten solcher Mythen hingewiesen. Es wurde gezeigt, wie die eigenthümliche Thatsache, dass auffallende Himmelskörper gleich wie die Kräfte der Natur im grossen Ganzen unter männlicher und weiblicher Gestalt vorgestellt werden, eine einfache Consequenz hieraus ist. Es wurde gezeigt, wie der Umstand, dass in vielen Mythologien die Sonne mehrere abwechselnd gebrauchte Namen besitzt, wie „die Flüchtige“, „der Löwe“, „der „Wolf“, welche unmöglich durch die wahrnehmbaren Eigenschaften der Sonne veranlasst worden sein können, sich ganz wohl auf Grund der Hypothese erklären lässt, dass dies eben einem und demselben Individuum obendrein noch beigelegte Schmeichelnamen waren, ganz entsprechend dem Gebrauche barbarischer Völker, welche regelmässig dergleichen einschmeichelnde Vergleiche zu vermehren pflegen. Ferner liess sich das sonderbare Durcheinandermengen von himmlischen Erscheinungen mit den Abenteuern erdgeborner Menschen erklären als unvermeidliche Consequenz der Bestrebungen, die Aussprüche der Überlieferung mit dem Zeugniss der Sinne in Einklang zu bringen. Und endlich wurde dort die Vermuthung aufgestellt, dass durch Verschmelzung von Localsagen, die sich auf derartig benannte Personen bezogen, zu einer förmlichen Mythologie, welche für zahlreiche nachträglich zu einer Nation vereinigte Stämme allgemeine Geltung bekam, jener Widerstreit der Genealogien und Biographien der personificirten Sonne entstanden sein möchte.

Weil ich damals diese Behauptung nur mit sehr spärlichen Zeugnissen zu belegen vermochte, musste ich auf solche vertrösten, die sich später herausstellen würden. Von solchen Zeugnissen habe ich nun eine so grosse Anzahl bereits vorgeführt, dass das stillschweigend gegebene Versprechen wohl erfüllt und die dort gezogene Schlussfolgerung so gut wie vollkommen gerechtfertigt ist. Ich konnte jedoch damals höchstens hoffen, dass es mir gelingen würde, diesen Schluss in hohem Grade wahrscheinlich zu machen. Nun bin ich aber, während ich Material für die vorhergehenden Capitel sammelte, in den Urkunden der alten Ägypter auf eine Stelle gestossen, welche meiner Ansicht nach den von mir versuchten Beweis endgültig besiegelt. Dieselbe findet sich in dem dritten Papyros Sallier, der von Professor Lushington übersetzt und in den „Transactions of the Society of Biblical Archaeology“ im dritten Bande veröffentlicht worden ist. Schon oben habe ich

aus diesem Document, welches die Triumphe von Ramses II. erzählt, mehrere Stücke zur Beleuchtung des Glaubens der Alten an übernatürliche Kräfte angeführt, die ein zur Gottheit gewordener voräl terlicher Geist verleihen soll, und soeben erst citirte ich daraus eine Redeform, welche die schmeichelhafte Anwendung eines Thiernamens auf einen erobernden Monarchen darthat. Hier setze ich nun aus der lobpreisenden Anrede der Besiegten, welche jenen um Barmherzigkeit anflehen, die bedeutsame Stelle in vollem Umfange hin:

„Horus, siegreicher Stier, theuer dem Ma, Fürst und Schirmer „deines Heeres, tapfer mit dem Schwert, Bollwerk deiner Truppen „am Tage der Schlacht, König gewaltig an Stärke, grosser Sovran, „Sonne mächtig an Wahrheit, Günstling des Ra, gross in Siegen, „Ramses Miamon."

Der ganze Process, dessen Ablauf oben nur wahrscheinlich gemacht werden konnte, tritt uns hier thatsächlich vor Augen. Beachten wir einmal alle die Übereinstimmungen. Die Gottheit, welcher Ramses seiner eigenen Aussage nach dreissigtausend Stiere geopfert und zu welcher er um übernatürliche Hülfe betet, ist sein Vorfahre: „Ich rufe meinen Vater Ammon an", sagt er, und die Besiegten sprechen zu ihm: „Wahrlich, Du bist von Ammon ge„boren, seinem Leibe entsprossen." Ferner wird Ramses, welcher selbst der Beschreibung nach die Thaten eines Gottes vollbringt, so dargestellt, als ob er ein Gott wäre: die Besiegten nennen ihn „Spender des Lebens in Ewigkeit, gleich seinem Vater Ra". Indem er dergestalt für göttlich gehalten wird, empfängt er, wie wir dies bei Kriegern unter halbcivilisirten und wilden Völkern heute noch gebräuchlich finden, eine grosse Anzahl von schmeichelhaften Titeln und bildlichen Namen, welche also mit einem und demselben Individuum und demnach auch mit einander verbunden werden; — Ramses ist zu gleicher Zeit der König, der Stier, die Sonne. Und während diese Urkunde die menschliche Genealogie von Ramses giebt und von seinen Heldenthaten auf Erden berichtet, deutet doch ihre Ausdrucksweise bereits auf seine spätere Apotheose hin und lässt im Voraus sehen, dass seine Thaten als diejenigen des „Siegreichen Stiers" und „der Sonne" werden erzählt werden. Erinnern wir uns nun, dass selbst beim Tode eines gewöhnlichen Ägypters ceremonielle Lobreden von Priestern und Anderen gebräuchlich waren, welche dann später in bestimmten

Zwischenräumen diese Lobpreisungen wiederholten, so können wir kaum daran zweifeln, dass in den Lobgesängen zu Ehren eines Königs, der nach seinem Tode zu den Göttern erhoben und dann in noch viel überschwänglicherer Sprache gepriesen wurde als zu seinen Lebzeiten, auch diese bildlichen Titel sich forterhalten haben werden. Und wenn, wie oben dargethan wurde, die ägyptische Sprache selbst in historischen Zeiten noch nicht im Stande war, zwischen einem Namen und dem Act der Benennung zu unterscheiden, so leuchtet von selbst ein, dass der Unterschied zwischen der Person und dem Dinge, nach welchem jene benannt wurde, nur schwer auszudrücken gewesen sein muss und dass zu einer Zeit, wo die Sprache noch weniger entwickelt war, beide ganz unvermeidlich mit einander verschmolzen. [1]

---

[1] Während einer meiner Mitarbeiter für mich eine genauere Durchsicht dieser Documente vornahm, als ich selbst sie auszuführen vermochte, fand derselbe noch mehrere bestätigende Thatsachen.

In dem (grossen) Papyrus Harris (übersetzt von Prof. Eisenlohr), Blatt 76, Linie 1 und 2, heisst es von Ramses dem Dritten, er sage: — „[Mein Vater] „trat an seinem Horizont auf gleich den neun Göttern. Es wurden ihm die „Ceremonien des Osiris erwiesen, während er in seinem königlichen Schiffe auf „der Oberfläche des Flusses dahinfuhr. Er stieg in sein ewiges Haus hinab, „im Westen von Theben."

Hier füge ich ferner noch verschiedene königliche Namen hinzu, welche der Vorrede des Herrn Edward Hawkins zum zweiten Band der „Select Papyri" entnommen sind.

Der König, der Sohn der Sonne, Hanaa.
Der König, die Sonne der Schöpfung, der Sohn der Sonne, Hannutf.
Der König, der erste Versorger der Erde, der Sohn der Sonne, Sebakemshaf.
Der König, die mit Ruhm sich bedeckende Sonne, der Sohn der Sonnen, Ta-aa.
Der König, die Sonne, Ordner der Schöpfung, der Sohn der Sonne, Kames.

Wenn nun auch der Name „Sonne", der in diesen Fällen als regelrechter königlicher Titel gebraucht wird, durch seine Vereinigung mit verschiedenen bedeutungslosen Eigennamen gleichsam verhindert wird, eine Tradition von einer Wesensgleichheit zu erzeugen, so bestand doch, bevor solche Eigennamen in Gebrauch kamen, für eine derartige Identificirung keinerlei Hemmniss.

Dass der „Vater Ammon", dessen im Texte im Sinne des höchsten Gottes gedacht wird, doch nichts Anderes als der entfernte Stammvater war, geht ferner aus der Mittheilung von Brugsch hervor, dass „der Cultus des Ammon „von Ramesseum den Charakter einer Begräbnissfeierlichkeit hatte."

Endlich möchte ich noch die wichtige Thatsache hinzufügen, dass in den hieroglyphischen Inschriften ein und dasselbe „Determinativum" je nach dem Sinne des Textes Gott, Vorfahre, heilige Person bedeuten kann.

Mir scheint es unzweifelhaft zu sein, dass wir in dieser Sage vom siegreichen Ramses, König, Eroberer, Stier, Sonne und schliesslich Gott — die Elemente vor uns sehen, welche auf einer frühen Stufe der Civilisation einen Sonnenmythus gleich demjenigen von Indra erzeugen; auch dieser vereinigte ja gleichermaassen die Charaktere des siegreichen Helden, des Stieres und der Sonne mit einander. Wollte man behaupten, dass eine Geschichte wie diese, wenn sie Generationen hindurch von Mund zu Mund unter einem noch wenig vorgeschrittenen Volke überliefert wird, trotzdem nicht zu einer menschlichen Biographie der Sonne führen werde, so würde man damit in der That einen Process in Abrede stellen, der genau mit solchen Vorgängen übereinstimmt, die wir heute vor unsern Augen ablaufen sehen, und dagegen eine historische Genauigkeit voraussetzen, die geradezu unmöglich war. Wer freilich statt dessen lieber annimmt, dass die Sonne nicht allein mit menschlichen Ältern in Verbindung gebracht, sondern auch als König mit Waffenthaten ausgestattet werden könne, während sie zugleich ein wildes Thier sein soll, und dies Alles nur auf Grund gewisser sprachlicher Andeutungen, der behauptet damit, dass die Menschen die Zeugnisse ihrer Sinne sofort ausser Acht lassen, sobald gewisse relativ sehr geringfügige Gründe ihnen widerstreiten.

§. 193.

So wenig also auch der erste Anschein darauf hinweist, so finden wir doch durch die Thatsachen den Schluss verbürgt, dass die Natur-Verehrung gleich allen den im Frühern analysirten Verehrungsweisen nur eine modificirte Form der Ahnen-Verehrung ist, die aber in noch bedeutenderem Grade die äusserlichen Merkmale ihres Urbildes verloren hat.

Theils indem die Herkunft der Race mit einem auffälligen Gegenstande verwechselt wurde, welcher die heimathliche Gegend dieser Race kennzeichnete, theils auch in Folge buchstäblicher Auffassung von Geburtsnamen und theils in Folge buchstäblicher Auffassung der in Lobesreden beigelegten Namen sind jene Formen des Glaubens an eine Abstammung der Menschen von Bergen, vom Meere, von der Morgendämmerung, von Thieren, die zu Gestirnen wurden, und von einst auf der Erde lebenden Personen, welche jetzt als Mond und Sonne erscheinen, entstanden. Wilde und halb-

civilisirte Völker glauben ja unbedingt die Behauptungen ihrer Vorväter, und hiedurch sind sie dazu getrieben worden, auf wunderlichste Weise Naturkräfte mit menschlichen Attributen und Geschichten zu verknüpfen, und dies hat dann auch die sonderbaren Gebräuche hervorgerufen, durch die man diese grossen irdischen und himmlischen Objecte vermittelst derselben Opferspenden von Speisen und Blut zu versöhnen sucht, wie dieselben gewöhnlich den andern Vorfahren dargebracht wurden.

Zwischen dieser Gruppe von Erscheinungen und den vorher besprochenen besteht somit vollkommene Übereinstimmung, und die Anwendbarkeit eines Erklärungsprincips auf sie alle ungeachtet ihrer scheinbaren Verschiedenheiten kann nur ein Grund mehr für uns sein, dies Erklärungsprincip als das richtige anzusehen.

XXV. Capitel.

Gottheiten.

§. 194.

In den vorhergehenden fünf Capiteln ist die Entstehung von Gottheiten als beiläufiges Resultat so klar dargelegt worden, dass es keines besondern Capitels mehr zu bedürfen scheint, um diesen Gegenstand unmittelbar zu behandeln. Allein wenn wir auch jene Classen von Gottheiten bereits besprochen haben, in denen die menschliche Persönlichkeit ausserordentlich entstellt erscheint, so bleibt doch noch eine andere Classe von Gottheiten übrig, welche durch einfache Idealisirung und Erweiterung der menschlichen Persönlichkeit entstanden sind. Allerdings ist die Individualität vieler Menschen vermöge der missverstandenen Auslegung von Überlieferungen in derjenigen von Naturgegenständen aufgegangen; aber viele andere haben ihre Individualitäten mit anthropomorphischen Attributen ausgestattet forterhalten.

Diese letztere Classe, die schon von jeher gleichzeitig mit den übrigen Classen existirte, wird mit der Zeit ausschliesslich vorherrschend — wahrscheinlich, wie schon oben angedeutet wurde, durch die Einwirkung der Eigennamen, die immer weniger mitbezeichnend (connotativ) und immer mehr benennend (denotativ) werden. So lange die Menschen nach Naturgegenständen benannt wurden, war es unmöglich, dass sie in der Überlieferung unter ihrer menschlichen Gestalt fortlebten, und die Verehrung derselben als der Vorfahren wandelte sich in die Verehrung der Dinge um, mit denen sie dem Namen nach identificirt worden waren. Als aber dann andere Eigennamen auftauchten, die nicht zugleich

Naturgegenständen beigelegt wurden, da fingen die Menschen an, sich in der Geschichte als Menschen fortzupflanzen. Es ergab sich nun die Möglichkeit, dass Geister ihre anthropomorphische Individualität noch lange nach dem Tode ihrer Zeitgenossen behielten, und so konnte dann ein anthropomorphisches Pantheon entstehen.

Schon in dem Capitel über „Ahnen-Verehrung im Allgemeinen“ wurde auf den Ursprung dieser Classe von Gottheiten hingewiesen, und nachdem wir nun die Entwickelung der übrigen Classen verfolgt haben, müssen wir noch der Entwickelung dieser, der allerwichtigsten Classe nachgehen.

§. 195.

Gleich einem Thier fürchtet sich auch der Wilde vor Allem, was in Erscheinung oder Benehmen fremdartig ist. Wo sich eine solche unvergleichbare Eigenschaft findet, da kann man auch nicht wissen, was für andere unerwartete Eigenthümlichkeiten zu Tage treten möchten. Er fühlt sich von diesen Fähigkeiten, welche die ihm durch tägliche Erfahrung vertraut gewordenen übersteigen, irgendwie gefährdet und benimmt sich nun dem Besitzer derselben gegenüber in einer Weise, die sein Bewusstsein von der Gefahr verräth. Wie wir sahen, betrachtet er als übernatürlich Alles, was er nicht verstehen kann. Seine geistige Haltung wird recht hübsch illustrirt durch die beiden von Thompson geschilderten Krumen, welche, als man sie an Bord eines Schiffes nahm, ausriefen, es „sei „sicherlich ein unerschaffenes Ding, ein Ding, das von sich selber „gekommen und nimmermehr von Menschenhänden gemacht sei.“ Und diese vermeintliche Übernatürlichkeit des Unerklärlichen gilt ganz ebenso für ein merkwürdiges Ding wie für einen merkwürdigen Menschen. Wenn die Tschippewähs „irgend etwas nicht verstehen, „so sagen sie gleich: es ist ein Geist“, und unser Gewährsmann Buchanan fügt hinzu, dass auch von einem Menschen von ausser-gewöhnlichem Talente „gesagt werde, er sei ein Geist“.

In manchen Fällen finden wir denn auch, dass das Äquivalent der Eingebornen für Gott in der angedeuteten Weise unterschiedslos auf ein unbegreifliches Ding wie auch auf eine Person, deren Kräfte unbegreiflich sind, angewandt wird. Der fidschianische Name für ein göttliches Wesen, Kalou, bedeutet zugleich „irgend etwas „Grosses oder Wunderbares“. Und während die Fidschianer dieser

ihrer Vorstellung getreu eine Buchdruckerpresse für einen Gott erklärten, wendeten sie dies Wort zugleich auch auf ihre europäischen Besucher an: „Du bist ein Kalou," — „Eure Landsleute sind „Götter." Gleiches gilt auch von den Malagassen, welche von ihrem Könige als von einem Gott sprechen und welche, wie Ellis berichtet, Alles, was neu oder besonders nützlich oder aussergewöhnlich ist, einen Gott nennen. „Seide, Reis, Geld, Donner, „Blitz und Erdbeben, alle heissen bei ihnen Götter. Ihre Vorfahren „und einen abgeschiedenen Herrscher bezeichnen sie auf dieselbe „Weise". Ein Buch gilt gleichfalls für einen Gott, und Sammet wird mit dem wunderlichen Beinamen „Sohn von Gott" belegt. Das Gleiche finden wir auch bei den Menschen-verehrenden Todas. Wie Marshall uns hinsichtlich der Bedeutung von Dêr und Swâmi (Götter, Herren), wie diese Worte von ihnen gebraucht werden, berichtet, „herrscht die eigenthümliche Neigung, alles Geheimnissvolle „oder Unsichtbare allmälig zum Dêr sich ausbilden zu lassen; „Rindvieh, Reliquien, Priester werden in dieselbe Kategorie ge„worfen, bis sich herausstellt, dass Dêr ebenso wie Swâmi in „Wirklichkeit ein Beiwort zur Bezeichnung von Wichtigkeit ist".

Nun wird es uns auch nicht länger schwer fallen, zu verstehen, wie der Name Gott auf frühesten Stufen des Fortschrittes manchen Menschen in einer Weise beigelegt wird, die uns so sehr ungereimt erscheint. Die Wilden verstehen unter diesem Titel eben nicht von ferne etwas Ähnliches wie wir, sondern verwenden denselben ganz naturgemäss für mächtige Personen, seien sie lebend oder todt, der verschiedensten Art. Werfen wir nun noch einen Blick auf die einzelnen Gruppen derselben.

§. 196.

Am besten beginnen wir wohl mit Individuen, deren Superiorität am wenigsten bestimmt ist — mit Individuen, die eben einfach von Anderen oder von sich selbst für besser gehalten werden als die übrigen.

Ein typisches Beispiel bieten uns die oben genannten Todas dar. Herr Marshall beschreibt die Besonderheiten des Pâlâl, einer Art von heiligem Milchmann oder Priester unter ihnen, und theilt uns dabei im Folgenden einiges von der mit einem Solchen geführten Unterredung mit.

„‚Ist es wahr, dass die Todas die Sonne begrüssen?‘ fragte „ich. ‚Lschâkh!‘ erwiederte er, ‚jene armen Kerle thun dies aller-„‚dings, aber Ich‘, indem er auf seine Brust wies, ‚Ich, ein Gott! „‚warum sollte ich die Sonne begrüssen?‘ Damals hielt ich dies für „eine blosse Aufwallung von Eitelkeit und Stolz, aber ich habe „später Gelegenheit gehabt, die Wahrheit seiner Rede zu prüfen. „Der Pâlâl ist zur Zeit nicht etwa nur das Gefäss, welches gött-„liche Attribute enthält, sondern er ist selbst ein Gott.“

Herr Marshall berichtet uns ferner, dass der Pâlâl, da er in der That selbst ein Gott ist, mit vollem Recht die Namen seiner Mitgötter aussprechen darf, eine Freiheit, welche ausser ihm Niemand sonst gestattet ist. Diese Erhebung eines lebenden Mitgliedes des Stammes zu göttlicher Würde, das eine gewisse unbestimmte Überlegenheit besitzt, tritt uns in ähnlicher Form unter den Central-Americanern entgegen. Herr Montgomery schildert im Folgenden die Indianer von Taltique, wie sie einen solchen Gott mit all den gewöhnlichen Ceremonien anbeten: —

„Dies war niemand anders als ein alter Indianer, den sie in „sonderbarer Weise aufgeputzt und in eine Hütte gesetzt hatten, „wohin sie nun in Menge gingen, um ihn zu verehren, indem sie „ihm die Früchte ihres Fleisses als Opfer darbrachten und in seiner „Gegenwart gewisse religiöse Gebräuche ausführten, in althergebrachter Weise.“

Offenbar werden Leute, die aus irgend einem nicht näher ersichtlichen Grunde Einen aus ihrer Anzahl mit Ehrfurcht betrachten und ihn zu versöhnen suchen — wahrscheinlich in dem Glauben, dass er ihnen Gutes oder Übles zufügen könne —, auf solche Weise allmälig eine Gottheit daraus machen. Denn wenn die Geister im Allgemeinen gefürchtet werden, so wird dies noch viel mehr für den Geist eines solchen gelten, der sich zu seinen Lebzeiten auszeichnete. Wahrscheinlich kommt überhaupt nirgends Ahnen-Verehrung vor, die nicht eine solche Tendenz zur Entwickelung eines hervorragenden Geistes aus einem hervorragenden menschlichen Wesen zeigte. Wir haben gesehen, wie bei den Amazulu der im Gedächtniss fortlebende Gründer der Familie es ist, welchen man vorzugsweise zu versöhnen sucht, und das kann wohl nur darauf beruhen, dass dieser Begründer auf irgend eine Weise den Andern überlegen war. Wir haben ebenso gesehen, dass bei den Central-Americanern Tamagastad und Cipattoval die ältesten noch bekannten

Vorfahren vorstellten, und ihre Thaten waren wahrscheinlich ausser-gewöhnlich genug, um die Erinnerung an dieselben lebendig zu erhalten. Hier möchte ich auch als einer Idee von offenbar verwandtem Ursprung des Gottes der Kamtschadalen erwähnen. GRIEVE erzählt uns, diese Leute „sagten, dass Kut, den sie manchmal Gott, manch-„mal aber auch ihren ersten Vater nennen, zwei Jahre lang auf „jedem Fluss lebte und den Kindern allemal den Fluss, auf welchem „sie geboren waren, als ihr eigenthümliches Erbtheil hinterliess."

Solche Thatsachen zeigen uns in allgemeinster Form, wie die Vorstellung von einer Gottheit sich von der Vorstellung von einer auffallenden Person abzuzweigen beginnt, von einer Person, die zu ihren Lebzeiten gefürchtet war und nach ihrem Tode noch mehr gefürchtet wurde. Wir wollen uns nun der Betrachtung der besondern Wege zuwenden, auf denen die Entstehung dieser Vorstellungen vor sich gehen kann.

§. 197.

Wenn im Anfang das Hervorragende und das Göttliche gleichwerthige Begriffe sind, so wird sich die Neigung geltend machen, den Häuptling oder Herrscher schon während seines Lebens zu einer Gottheit zu erheben, und zu einer noch grösseren Gottheit nach seinem Tode. Diese Folgerung rechtfertigen die Thatsachen durchaus.

Schon früher (§. 112) habe ich auf den Maori-Häuptling Bezug genommen, der mit Entrüstung einen irdischen Ursprung zurückwies und mit Bestimmtheit auf die Vereinigung mit seinen Vorfahren, den Göttern, hinblickte. Ähnliches findet sich auch anderswo in Polynesien. „Ich bin ein Gott", sagte Tuikilakila, der Häuptling von Somosomo. Und von denselben Fidschianern sagt WILLIAMS:

„In der That besteht nur ein sehr geringer Unterschied zwi-„schen einem Häuptling von hohem Range und einem Wesen aus „der zweiten Ordnung der Gottheiten. Der erstere hält sich selbst „so ziemlich für einen Gott und auch sein Volk spricht häufig in „diesem Sinne von ihm; ja bei manchen Gelegenheiten nimmt er „öffentlich das Recht einer Gottheit für sich in Anspruch."

So schildert auch ELLIS die Heiligkeit des Königs und der Königin von Tahiti und führt gewisse indirecte Lobpreisungen derselben an, die vollkommen so überschwänglich sind wie nur irgend welche zur Verehrung der Gottheiten. Des Königs — „Häuser

„wurden Aorai, die Wolken des Himmels genannt; Anuanua, „der Regenbogen, war der Name des Canoes, in welchem er über „die See fuhr; seine Stimme wurde Donner genannt, der Glanz der „Fackeln in seiner Wohnung wurde als Blitz bezeichnet, und wenn „die Leute ihn am Abend sahen, wenn sie in der Nähe seiner Be„hausung vorbeigingen, so sagten sie nicht etwa, die Fackeln „brennen in seinem Palast, sondern bemerkten, der Blitz leuchte „in den Wolken des Himmels auf.“[1]

Das Gleiche gilt in Africa. Bastian erzählt uns, dass der König von Benin nicht allein der Stellvertreter Gottes auf Erden, sondern selbst Gott sei und von seinen Unterthanen in der einen wie in der andern Natur verehrt werde. Von Battel erfahren wir, dass „der König von Loango einer Gottheit gleich geachtet werde, „indem er die Namen Samba und Pongo, das ist Gott, empfängt“. Nach Krapf's Mittheilungen sagen die Leute von Msambara: — „Wir „sind alle Sclaven des Zumbe (Königs), welcher unser Mulungu „(Gott) ist“. Auch von den alten americanischen Racen haben wir ähnliche Schilderungen. Wir sahen schon, dass in Peru Bildnisse von noch lebenden Yncas angebetet wurden. F. de Xeres sagt: „Huayana Ccapac sei so gefürchtet und seinen Befehlen so streng „gehorcht worden, dass sie auf ihn beinah als auf einen Gott hin„schauten und sein Bildniss in vielen Städten aufstellten“; während d'Acosta uns erzählt, dass er „von seinem Volke als Gott schon „zu seinen Lebzeiten verehrt worden sei“. Und die Versicherung von Garcilasso, dass unter den vielen Häuptlingen und kleinen Königen die guten göttlich verehrt wurden, ist von Balboa bestätigt worden.

Allein nicht nur solche Racen von niedrigem Typus liefern uns Beispiele für diese Vergötterung noch lebender Menschen: dieselbe

---

[1] Diese Stelle aus Ellis' „Polynesian Researches“, Vol. III, p. 113, 114 (neue Ausgabe) empfehle ich der Beachtung der Mythologisten. Dieselbe zeigt uns einen neuen Weg, auf welchem Natur-Verehrung leicht aus Ahnen-Verehrung hervorgehen kann. Da die Lobpreisungen eines Menschen nach seinem Tode eher sich zu steigern als abzunehmen pflegen, so ist klar, dass diese indirecte Verherrlichung eines tahitischen Königs, der in der Sage fortlebt, geradezu ein Zeugniss für seine himmlische Natur bilden wird; und wenn nun ein derartig gepriesener König bereits einen von irgend welcher himmlischen Erscheinung abgeleiteten schmeichelhaften Beinamen besass, so werden diese Darstellungen seiner Umgebung sich damit vereinigen, um einen Naturmythus entstehen zu lassen.

kommt vielmehr auch bei Völkern auf viel höherer Stufe vor. PALGRAVE schildert die bei den Semiten zu treffende Form derselben wie folgt:

„‚Wer ist Euer Gott!' sagte ein arabischer Reisender aus meiner „Bekanntschaft zu einem Mesaleckh-Nomaden, nicht weit von Basra. „‚Das ist Fadee gewesen', antwortete der Mann, indem er einen „mächtigen Beherrscher einer Provinz dieses Landes nannte, der „vor Kurzem gestorben war; ‚aber seit seinem Tode weiss ich wirk- „‚lich nicht, wer im gegenwärtigen Augenblicke Gott ist.'"

Und dass auch Arier ähnliche Vorstellungen gehegt haben, wird uns durch die Thatsach eins Gedächtniss gerufen, dass griechischen Königen des Ostens nicht blos Altäre errichtet, sondern auch θεός auf ihre Münzen geprägt wurde und dass man römische Kaiser zu ihren Lebzeiten verehrte — Thatsachen, welche, weit entfernt davon, abnorme Erscheinungen zu sein, wie man gewöhnlich annimmt, uns vielmehr das Fortleben (oder Wiederaufleben) von Gebräuchen zeigen, die auf der Stufe des Wilden beginnen und sich mit barbarischen Zuständen weiter entwickeln.

Natürlich wird dann, wie oben schon gesagt, die Identificirung des Hervorragenden mit dem Göttlichen, welche zur Versöhnung lebender Häuptlinge und Könige als göttlicher Wesen führt, eine noch schärfer ausgeprägte Versöhnung nach dem Tode veranlassen. In Peru wurde nach D'ACOSTA's Bericht „ein gestorbener König so- „gleich nachher als Gott betrachtet und bekam seine Opfer, Sta- „tuen u. s. w." Von den Yucatanesen erzählt uns COGOLLUDO, dass Itzamat ein grosser König war, und fügt hinzu: „Dieser König „starb und sie errichteten Altäre für ihn und es entstand ein „Orakel, welches ihnen Antwort gab". Ebenso schreibt MENDIETA von den Mexicanern: „Das Volk von Cholula war der Ansicht, „Quetzalcoatl (‚die gefiederte Schlange') sei der höchste Gott", und „ferner sagten die Indianer, dass Quetzalcoatl, obgleich er ein Ein- „geborner von Tula war, von jenem Orte hergekommen sei, um die „Provinzen von Tlaskala zu bevölkern". Ferner versichert WAITZ, „dass Huitzilopochtli (‚Colibri'), in spätern Zeiten eine oberste „Gottheit der Azteken, ... ursprünglich doch nur ein Mensch „war, dessen Apotheose sich ganz deutlich verfolgen lasse."

Polynesien bietet verwandte Beispiele dar. In seinem Werke über Hawaii sagt ELLIS: „Die Sandwich-Insulaner sahen den Geist „eines ihrer alten Könige für ihre Schutzgottheit an". MARINER

erzählt uns, die Tonga-Insulaner glaubten, „dass es noch andere „Hotooas oder Götter gäbe, nämlich die Seelen alter gestorbener „Edler und Matabooles, welche ein ähnliches Vermögen besassen, „Gutes und Böses auszutheilen, wenn auch in niedrigerem Grade.“ Und nach THOMSON's Bericht „glaubten die Neuseeländer, dass meh- „rere hohe Häuptlinge nach ihrem Tode zu Göttern geworden seien „und dass von ihnen alle die Strafen für böse Thaten in dieser „Welt gesendet würden.“

Nicht anders auch in Africa. Wir haben gesehen, dass unter den Völkern von der Negerküste König Adólee nach dem Geiste seines gestorbenen Vaters ausschaut, in Erwartung eines guten Erfolges, und dass in Dahomeh der lebende König in schuldiger Ehrfurcht zahlreiche Opfer hinschlachtet, damit dieselben in der andern Welt von Allem Bericht überbringen möchten, was hier geschehen ist. Diese todten Könige sind alle zu Göttern geworden. Von ähnlichen Beweisen will ich nur noch die Äusserung von HARRIS beifügen, dass „der König von Shoa vor dem Sarge seines Vaters „betet“, und ebenso BASTIAN's Behauptung, dass „im Yorubaland „Shango, der Gott des Donners, für einen grausamen und mächtigen „König gelte, der in den Himmel erhoben worden sei.“

Angesichts solcher Zeugnisse können wir nicht an der Folgerung zweifeln, dass die Vergötterung gestorbener Herrscher unter den alten historischen Racen nichts Anderes war als die Fortsetzung eines primitiven Gebrauches. Wenn wir von Prof. EISENLOHR erfahren, dass „Ramses Hek An (ein Name von Ramses III.) bedeutet: „‚gezeugt von Ra (Sonne), Fürst von An (Heliopolis)‘“, und wenn wir im Papyrus HARRIS finden, wie Ramses III. von seinem Vater sagt: „Die Götter bestimmten ihren Sohn, der aus ihren Gliedern „entsprang, zum Fürsten des ganzen Landes in ihrem Gebiete“, so können wir darin nur eine höher ausgebildete Form jener Vorstellungen erkennen, welche wilde und halbcivilisirte Völker in allen Theilen der Erde darbieten. Wenn wir in der babylonischen Sage von der grossen Fluth auf der einen Seite den Äusserungen begegnen: — „Die Götter fürchteten den Sturm und suchten Zuflucht“, — „die Götter gleich Hunden zu Herden vereinigt dahingestreckt“ (was wenigstens darauf hinweist, dass die Götter sich hinsichtlich ihrer Kraft und Gefühle nur wenig von den Menschen unterschieden), und wenn wir auf der andern Seite finden, dass der siegreiche Izdubar, der Held dieser Sage, später ein Gott wird, und dass

Bel, welcher die Fluth hervorrief, „der Krieger Bel“ war, so können wir nicht länger bezweifeln, dass auch die alten Babylonier Häuptlinge verehrten, welche, schon zu ihren Lebzeiten Götter, nach ihrem Tode noch grössere Götter wurden. [1]

§. 198.

Die von dem politischen Haupte eines Stammes und auf höhern Stufen des Fortschrittes von einem König ausgeübte Macht ist jedoch nicht die einzige Art von Kraftentfaltung. Daher kommt es, dass, während das Göttliche allerdings ursprünglich einfach das Hervorragende bedeutet, doch auch Menschen, die auf andere Weise als durch ihre Häuptlingsstellung ausgezeichnet sind, für Götter angesehen werden. Manche Zeugnisse rechtfertigen diesen Schluss. Zauberer und ebenso Personen, welche ungewöhnliche Geschicklichkeit zeigen, werden vergöttert.

Dass Medicinmänner, deren Überlegenheit auf nichts Anderem als auf ihrer List beruht, schon zu ihren Lebzeiten wie Götter behandelt werden, wird uns freilich nur durch wenige directe Zeugnisse bewiesen. Manchmal, wo der Medicinmann zugleich das politische Haupt ist, scheint er in Hinsicht auf beide Eigenschaften versöhnt werden zu sollen, so z. B. in Loango, wo der König ein Gott ist und wo „sie glauben, er könne Regen spenden, so oft er „dazu Lust habe. Im December versammelt sich alles Volk, um „ihn darum zu bitten, und Jeder bringt seine Geschenke dar“. Aber wir finden treffende Belege dafür, dass der Medicinmann nach seinem Tode zur Gottheit wird. In der That erwecken mehrere Thatsachen sogar die Vermuthung, dass sein Geist gerade es ist, welcher zu allererst als ein zu fürchtendes Wesen allen andern den Vorsprung abgewinnt. Die Feuerländer, welchen im Übrigen keinerlei bestimmte religiöse Ideen zugeschrieben werden, glauben an „einen „grossen schwarzen Mann“, — „der in den Wäldern und auf den „Bergen herumwandert“, „der das Wetter je nach dem Betragen

---

[1] Die späteren Glaubensansichten der Babylonier in Bezug auf diesen Punkt lassen sich aus der folgenden Stelle ersehen, welche Ménant's Übersetzung der grossen Inschrift von Nabuchadnezzar entnommen ist:

„Je suis Nabu-kudur-usur . . . . le fils ainé de Nabu-pal-usur, roi de Bab-„Ilu, Moi!“ — „Le dieu Bel, lui-même, m'a créé, le dieu Marduk qui m'a „engendré, a déposé lui-même le germe de ma vie dans le sein de ma mère.“

„der Menschen beeinflusst“: offenbar ein gestorbener Wetterdoctor. Ähnliches treffen wir auch bei den benachbarten Patagoniern, von denen FALKNER erzählt, dass ihre wandernden Dämonen „die Seelen „ihrer Hexenmeister“ seien. Noch unzweideutiger ist SCHOOLCRAFT's Äusserung hinsichtlich der Tschippewähs. Mana Bosho, einer ihrer Götter, wird so dargestellt, als ob er sich an seine Zaubertrommeln und seine Rasseln wende, „um übernatürliche Kräfte zu seiner Hülfe „aufzurufen“: — er verwendet also in der andern Welt genau dieselben Hülfsmittel, die er als Zauberer in dieser verwendete. Ferner berichtet uns BANCROFT, dass die Cahrocs „eine eigenthümliche „Vorstellung von einer grossen Gottheit, genannt Chareya, dem „Alten Manne droben, hätten: . . . . er wird gewöhnlich mit „einem eng anschliessenden Mantel bekleidet dargestellt und mit „einem Medicinbeutel“. In Africa liefern uns die Damara ein bestimmtes Beispiel. GALTON sagt: — „Wir gingen am Grabe des „Gottes Omakurn vorüber; die Damara warfen sämmtlich Steine „auf den Grabhügel und riefen dabei aus: ‚Vater Omakurn‘. Er „giebt den Regen und hält ihn zurück“. Die Apotheose des Medicinmannes in Polynesien geht aus ELLIS' Äusserung hervor, dass „die „Sandwich-Insulaner eine Tradition hätten, welcher zufolge ein gewisser Mann, den sie nach seinem Tode vergötterten, alle ihre „Medicinkräuter von den Göttern bekommen habe. An diesen „Menschen richten die Doctoren ihre Gebete“. Dass auch im alten Mexico die vom Zauberer kundgegebene Macht zu einer Vergötterung desselben führte, lässt sich aus der folgenden Stelle bei MENDIETA schliessen: — „Andere sagten, dass nur solche Menschen „unter die Götter aufgenommen worden seien, welche sich selbst „verwandelt hätten oder . . . . in irgend einer andern Gestalt erschienen seien und in derselben etwas die menschlichen Kräfte „Übersteigendes gesprochen oder gethan hätten“. Die allerbesten Beispiele aber (sofern wir nicht die in den Heimskringla gesammelten Geschichten als blosse Erfindungen hinstellen wollen) bieten uns unsere eigenen scandinavischen Vorfahren dar. Wie Odin in jenem Werke im IV. bis X. Capitel dargestellt wird, ist er offenbar nichts Anderes als ein Medicinmann. Wir lesen, dass, „als Odin aus Asaland nach dem Norden kam und die Götter mit „ihm“, er „der Geschickteste unter allen war und alle andern von „ihm ihre Zauberkünste lernten“. Wir lesen ferner, dass das Volk von Vanaland den Memir, einen Menschen von grossem Verstand,

enthauptete — „da nahm Odin das Haupt, salbte es mit Kräutern „ein, dass es nicht faulen sollte, und sang Zaubergesänge über dem- „selben. Dadurch verlieh er ihm das Vermögen, dass es zu ihm „sprach und ihm viele Geheimnisse entdeckte."

— „Odin starb auf seinem Bette in Schweden; und als er dem „Tode nahe war, liess er sich selbst mit der Spitze eines Speeres „ritzen und sagte, er werde nun nach Godheim gehen und er würde „dort alle seine Freunde begrüssen können; und die Schweden glaub- „ten, er sei nach dem alten Asgard gegangen und werde dort ewig „leben. Damals begann der Glaube an Odin und die Anrufung „desselben . . . . Odin wurde verbrannt und bei seinem Scheiter- „haufen wurde grosse Pracht entfaltet."

Im XI. Capitel desselben Werkes wird von Niort berichtet, dass er die Opfer nach Odin fortgesetzt habe, und die Schweden glaubten, er herrsche über das Wachsthum in den Jahreszeiten."

— „Zu seiner Zeit starben alle Diars oder Götter und Blut- „opfer wurden für sie dargebracht. Niort starb auf seinem Bette „an Krankheit und bevor er starb, liess er sich selbst mit der „Spitze des Speeres für Odin ritzen."

„Frey übernahm das Königreich nach Niort . . . . Es waren „nun gute Zeiten im ganzen Lande, was die Schweden dem Frey „zuschrieben, weshalb er noch viel mehr verehrt wurde als die „andern Götter . . . . Als nun aber auch Frey starb, trugen sie „ihn heimlich in seinen Grabhügel, sagten aber den Schweden, er „sei noch am Leben; und sie hielten Wache über ihm drei Jahre „lang. Sie brachten alle Steuern in den Grabhügel . . . . Friede „und gute Zeiten dauerten fort."

Aus diesen angeführten Stellen lassen sich verschiedene lehrreiche Folgerungen entnehmen. Die herrschende Race, die vom Osten hergekommen war, kehrte nach dem Tode dahin zurück. Zu ihren Lebzeiten wurden sie verehrt, wie wir gesehen haben, dass es mit höher gestellten Menschen auch anderswo geschieht und geschehen ist. Diejenigen unter ihnen, welche für mächtige Zauberer gehalten wurden, genossen ganz besonderer Verehrung. Nach ihrem Tode erlangten diese den Rang grosser Götter in Folge ihres Rufes als grosse Medicinmänner, und so wurden sie auch günstig zu stimmen gesucht, um sich der Fortdauer ihrer übernatürlichen Hülfe zu versichern. Für die Mythologisten natürlich haben diese ausführlichen Geschichten von Leben, Sterben und Begräbniss-

feierlichkeiten solcher berühmter Zauberer gar keine Bedeutung. Sie erklären sie für Erzeugnisse der Neigung zur Mythenbildung und sie sind auch keineswegs überrascht von der Übereinstimmung zwischen vermeintlicher Erdichtung und den Thatsachen, welche gegenwärtig lebende Wilde uns zeigen. Ich möchte fast glauben, sie seien ebenso bereit, in gleicher Weise die Geschichten zu erklären, dass die Nachkommen des Aesculap ihn als einen Gott verehrten und die Abstammung von ihm genau nachrechneten. Wir aber werden hier angesichts der Beweise, dass selbst heutzutage noch auf beiden Hemisphären die Wetterdoctoren und Medicinmänner zu Göttern werden, den einfachen Schluss ziehen, dass diese Sagen in der Wirklichkeit ihre Wurzeln haben.

Zwischen dem Medicinmann und dem Lehrer neuer Künste ist nur ein nomineller Unterschied; denn wie wir gesehen haben, glaubt der primitive Mensch, jede das gewöhnliche Maass übersteigende Geschicklichkeit sei übernatürlicher Art; ist ja doch selbst der Grobschmied in den Augen des Africaners eine Art von Hexenmeister. Dies bereitet uns darauf vor, auch Vergötterung von Menschen zu finden, deren Überlegenheit sich blos in ihrer grössern Kenntniss oder Kunstfertigkeit kund gab; und solche finden wir an manchen Orten. Waitz sagt, die Brasilianer „schreiben den Ursprung des „Ackerbaues ihrem Lehrer Tupan zu, welcher mit dem Begründer „. . . ihrer Race identisch zu sein scheint und ebenso mit dem „höchsten Wesen, soweit sie überhaupt eine Idee von einem solchen „haben“. Nach Bancroft's Bericht sagen die Chinooks, dass „ein „gütiger und mächtiger Geist, genannt Ikánam . . . . sie lehrte, „wie man Canoes sowohl als auch andere Werkzeuge und Geräth„schaften mache; und er warf auch grosse Felsblöcke in die Flüsse „und erzeugte dadurch Wasserfälle, um den Lachs bei seinem Auf„steigen zu hemmen, so dass sie ihn leicht fangen konnten.“ Der mexicanische Gott „Quetzalcoatl war eine Gottheit, welche während „ihres Verweilens auf der Erde die Eingebornen im Gebrauch der „Metalle, im Landbau und in den Künsten der Regierung unter„richtete“. Ferner vergötterten die Mexicaner Chicomecoatl als die erste Frau, welche Brod machte, Tzaputlatena als die Erfinderin des Uxitl-Öles, Opuchtli als den Erfinder einiger Fischergeräthe, Yiacatecutli als den Urheber des Handels und Napatecutli als den Erfinder von Binsenmatten. Auch die Central-Americaner hatten ihre Götter und Göttinnen Chac, Ixazalvoh, Itzamná. Ixchebelyax,

welche die Erfinder des Ackerbaues, der Baumwollweberei, der Buchstaben und des Malens waren, wie uns COGOLLUDO erzählt. In den ältesten Urkunden historischer Völker finden wir ähnliche Thatsachen. Von den ägyptischen Göttern Osiris, Ombte, Neph und Thoth wird gesagt, sie hätten sie die Künste gelehrt, und ebenso heisst es von dem babylonischen Gott Oannes, er sei ein grosser Lehrer gewesen. Ganz überflüssig wäre es endlich, alle die griechischen und römischen Gottheiten aufzuzählen, welche als Lehrer der einen oder der andern Fertigkeit oder als Erfinder dieses oder jenes Werkzeuges genannt werden.

Überdies finden wir dieselbe Wahrheit noch von einer andern Seite her bestätigt. Jede die bisher bekannten Kräfte übersteigende Macht erregt Furcht, und der Besitzer derselben, der schon zu seinen Lebzeiten gefürchtet wurde, wird dies noch mehr nach seinem Tode sein.

§. 199.

Ganz unvermerkt sind wir in der Besprechung jener Menschen, welche innerhalb eines Stammes als Medicinmänner oder sonstige Menschen von aussergewöhnlicher Geschicklichkeit einen besondern Ruf erlangt haben, der zur Vergötterung führte, bereits zu der nächsten Classe von Thatsachen übergegangen — zu Thatsachen, die uns zeigen, wie auch ein einer überlegenen Race angehöriger Fremder, indem er sich in einer niedrigeren Race naturalisirt, für dieselbe zum Gott werden kann.

Selbst in unsern Tagen kommt es vor, dass Angehörige unserer eigenen Race, wie z. B. schiffbrüchige Seefahrer, entsprungene Sträflinge u. s. w., die zufällig unter wilde Völker geworfen wurden, eine gewisse Oberherrschaft über dieselben erlangen, eben vermöge der Kenntnisse und der Kunstfertigkeiten, welche sie vor ihnen entfalten; und wenn wir nun bedenken, dass nach dem Tode solcher Menschen ihre Fähigkeiten in der Überlieferung noch übertrieben dargestellt und so sicherlich ihre Geister noch mehr gefürchtet machen werden als gewöhnliche Geister, so erkennen wir darin sofort eine fernere Quelle, aus welcher Gottheiten entstehen können. Dass aber in der That Menschen von niedrigem Typus selbst heute noch Fremdlinge von höherer Abkunft unter die Götter stellen, dafür haben wir reichliche Belege. In Africa sagen die Buschmänner, wie wir von CHAPMAN erfahren: — „Jene weissen Männer sind Kinder

„Gottes; sie verstehen Alles“. LIVINGSTONE schildert einmal, wie die Ostafricaner einige Europäer anrufen: „Wahrlich, Ihr seid Götter“; und TUCKEY und BASTIAN versichern, dass an der Congoküste von den Weissen so gesprochen wird. Ein Häuptling am Niger, welcher zum ersten Mal weisse Menschen sah, hielt dieselben für „Kinder „des Himmels“. Als THOMPSON und MOFFAT einer religiösen Ceremonie zuzusehen wünschten, welche den betschuanischen Weibern eigenthümlich ist, sagten die Weiber: — „Diese sind Götter, lasst „sie hereinkommen.“ Selbst bei einer so hoch stehenden africanischen Race wie den Fulahs gingen einige Leute aus dem Dorfe, wie BARTH erzählt, „so weit, dass sie mir die Ehre anthaten, mich „mit ihrem Gott ‚Fete‘ zu identificiren, der, wie sie glaubten, „herabgekommen sein möchte, um einen Tag bei ihnen zu ver„bringen“ (über Mittag zu bleiben, wie Zeus bei den Äthiopiern). Andere Racen bieten entsprechende Beispiele dar. Die Khond-Frauen sagten von CAMPBELL's Zelt: „Es ist das Haus eines „Gottes.“ BARBE versichert, die „Leute der Nikobaren-Inseln hätten „eine so hohe Vorstellung von der Macht der Europäer, dass sie „diesen die Erschaffung ihrer Inseln zuschreiben und sogar glauben, „es hänge von ihnen ab, ob sie schönes Wetter spenden wollen.“ [1]

So bemerkt auch ERSKINE von den Fidschi-Insulanern, dass für sie „gar keine bestimmte Grenzlinie zwischen Göttern und „lebenden Menschen zu bestehen scheine“, und zum Beleg dafür erzählt er uns, dass einer der Häuptlinge zu Herrn HUNT sagte: — „Wenn Du zuerst stirbst, so werde ich Dich zu meinem Gott „machen.“ Herr ALFRED WALLACE, welcher so reichliche Gelegenheit zum Studium primitiver Menschen hatte, sagt von den Aru-Insulanern:

„Ich hege gar keinen Zweifel, dass ich selbst in den Augen „der nächsten Generation oder sogar noch früher in einen Zauberer „oder einen Halbgott, einen Wunderthäter und ein Wesen von über„natürlicher Kenntniss verwandelt sein werde. Sie glaubten jetzt „schon, dass alle Thiere, die ich conservirte, wieder zum Leben „kommen würden, und ihren Kindern wird sicherlich erzählt werden, „dies sei thatsächlich geschehen. Eine ungewöhnlich lange Periode

---

[1] Vor Kurzem ist uns von dort eine Photographie einiger nikobarischer Götzenbilder überbracht worden, unter denen sich auch wunderlich verzerrte, aber doch ganz charakteristische Abbilder von Engländern finden.

„von schönem Wetter, die gerade bei meiner Ankunft begann, hat sie „zu dem Glauben gebracht, ich könne die Witterung beeinflussen."

Schliesslich haben wir noch die Thatsache zu erwähnen, dass eine Vergötterung ganz entsprechend derjenigen, welche Herr WALLACE für sich voraussagt, auf einer benachbarten Insel bereits stattgefunden hat. LOW sagt in seinem Buch über „Sarawak", die Dajaks schrieben dem Rajah BROOKE übernatürliche Kräfte zu. Er wird in Gemeinschaft mit den andern Göttern angerufen.

Wenn wir nun so reichliche Beweise vor uns sehen, dass die Entstehung von Göttern aus höher stehenden fremden Menschen heute noch vor sich geht, so können wir in der That nicht, ohne uns einer Verkehrtheit schuldig zu machen, jene in so vielen Ländern anzutreffenden Geschichten, welche von gewissen Göttern berichten, wie sie Kenntnisse und Künste von anderswo hergebracht hätten, für blosse Erdichtungen erklären. MENDIETA sagt, der oberste Gott der Mexicaner, Quetzalcoatl, welcher vom Westen her kam, sei „ein schlanker weisser Mann gewesen mit breiter Stirne, grossen „Augen, langem schwarzem Haar und stattlichem rundem Bart"; er habe sie unterrichtet und ihre Sitten verbessert und sei dann auf demselben Wege, den er gekommen, wieder davon gegangen. Ebenso lesen wir von dem grossen Gott der Chibchas, Bochica, dass er ein weisser Mann mit einem Barte war, welcher ihnen Gesetze und Vorschriften gab und endlich wieder verschwand, nachdem er lange in Sogámoso gelebt hatte. Gleiches tritt uns in Südamerica entgegen. Hier erzählt HUMBOLDT, dass „Amalivaca, „der Vater der Tamanacs, das will sagen der Schöpfer des ganzen „Menschengeschlechts (denn jedes Volk hält sich selbst für die „Wurzel aller andern Völker) in einer Barke ankam." Später schiffte er sich wieder ein. „Amalivaca war ein Fremdling gleich „Manco-Capac, Bochica und Quetzalcohuatl."

In manchen Fällen werden die merkwürdigen Fremdlinge, welche dergestalt zu Göttern eines Volkes werden, für die zurückgekehrten Seelen seiner eigenen hervorragenden Menschen gehalten. Geister und Götter sind ja ursprünglich im Denken nicht von einander differencirt und weder die einen noch die andern lassen sich immer deutlich von lebenden Personen unterscheiden. So kommt es denn, wie schon in §. 92 gezeigt wurde, dass die Weissen von Australiern, Polynesiern und Africanern für die Doppelwesen ihrer Todten gehalten werden. Wenn wir lesen, dass unter den Wanikas „‚Mo-

„lunga', ein Wort, welches gleich dem Ausdruck der Kaffern „‚Uhlunga' auf das höchste Wesen angewendet wird, zugleich „auch irgend einen guten oder bösen ‚revenant' bedeutet", so erkennen wir, wie es dazu kommen kann, dass Europäer unterschiedslos Geister und Götter genannt werden. Daraus erhellt auch die Naturgemässheit der Thatsache, welche uns Ellis von den Sandwich-Insulanern erzählt, dass nämlich, „als Capitän Cook ankam, „allgemein der Glaube auftrat und verbreitet wurde, der Gott Rono „sei zurückgekommen"; und darum „warfen sich die Leute vor ihm „nieder". Hieraus entspringt auch der Glaube, der in Camargo's Erzählung von den Mexicanern zum Ausdruck kommt, dass „sobald die „Spanier sich ausgeschifft hatten, bis in die kleinsten Dörfer hinaus „die Nachricht ausgestreut wurde, ihre Götter seien angekommen"; sie hegten geradezu die Erwartung, „dass ihr Gott Quetzalcoatl „sammt seinen Gefährten zurückgekehrt sei". Und hieraus endlich ergiebt sich auch die Erklärung für Piedrahita's Äusserung über die Chibchas, dass sie in Turmequé — „den Spaniern dieselbe Ehr„furcht und Verehrung erzeigten, welche sie den Göttern zu erzeigen „pflegten, indem sie ihnen Weihrauch streuten".

So finden wir denn unter etwas andern Verhältnissen abermals dieselbe allgemeine Wahrheit beleuchtet, dass der primitive Gott nichts Anderes ist als ein hervorragender Mensch — ein einheimischer oder ein fremder, durch Sühnopfer geehrt, während seines Lebens und noch mehr nach seinem Tode.

§. 200.

Von dieser Vergötterung einzelner Menschen aus höhern Racen leitet uns ein ganz natürlicher Übergang zur Vergötterung von erobernden Racen hinüber und zwar nicht in ihren Individuen, sondern als Gesammtheit. Der Ausdruck „Götter und Menschen", welcher in den Überlieferungen so mancher Völker vorkommt, erklärt sich dabei auf einfache Weise.

Wir pflegen als selbstverständliche Thatsache anzunehmen, jeder Stamm von Wilden habe ein Wort für Mensch, das sich ebensowohl auf Angehörige ihres eigenen als auch auf solche anderer Stämme anwenden lasse. Allein wie es so oft geschieht, werden wir auch hier irre geführt, indem wir ihre Gedanken und ihre Sprache mit der unsrigen zusammenwerfen. Sehr häufig ist ihr Name für

Mensch einfach ihr Stammesname. Schon oben sahen wir, dass bei den Guaranis von Südamerica ein und dasselbe Wort Mensch und Guarani bedeutet. Ebenso kennt in Nordamerica das Volk, das sich selbst Thlinkeets nennt, nur dieses Wort, um überhaupt menschliche Wesen zu bezeichnen, und eine benachbarte Race, die Tinneh, bieten eine ganz entsprechende Erscheinung dar. Gleicher Weise ist in Africa der einheimische Name für die Kafferstämme *Abantu, Bantu* (Plural von *Ntu,* ein Mensch), und für die Stämme der Hottentotten lautet die Bezeichnung *Koi-koin* (d. h. „Menschen der Menschen", von *Koi*, ein Mensch). Aus Asien ferner berichtet uns Mason von den Karenen, dass „nur wenige unter „ihren Stämmen unterscheidende Namen für sich selbst haben; alle „aber, wenn sie von einander sprechen wollen, brauchen das Wort „für Mensch, um sich selbst zu bezeichnen"; und nach Kotzebue's Aussage „besitzen die Kamtschadalen keinen Ausdruck weder für „sich, noch für ihr Land. Sie nannten sich selbst einfach Menschen, „indem sie entweder sich für die einzigen Bewohner der Erde oder „für so sehr allen andern überlegen halten, dass sie allein dieses „Titels würdig wären". In der That kann denn Nilsson in seinem Buche „Steinzeit", solche Thatsachen verallgemeinernd, wohl sagen, dass „alle rohen Nationen die Bezeichnung ‚Menschen' ausschliess„lich auf sich selbst anwenden, alle Übrigen aber anders benennen".

Und nun wollen wir uns fragen, was wohl geschehen wird, wenn Wilde, die sich selbst „Menschen" nennen, von anders genannten Wilden besiegt werden, die aber eben durch ihren Sieg bewiesen haben, dass sie jene Überlegenheit besitzen, welche für den primitiven Geist das wesentliche Merkmal der Göttlichkeit ist? Offenbar werden die Namen der Sieger und der Besiegten in ihrer Anschauung gleiche Bedeutung bekommen wie „Götter und Menschen". — In manchen Fällen ist es in der That schon der Name, welchen sich die Eroberer selbst beilegen, der Solches zur Folge hat. Southey erzählt uns von den Tupis, dass „Tupa ihr Wort für „Vater, für das höchste Wesen und für Donner ist. Dasselbe ging „durch einen leichten Process von der ersten dieser Bedeutungen „zu der letzten über und die barbarische Eitelkeit mehrerer Stämme „hat sich dann daraus einen Namen für sich selbst zurechtgemacht". Es könnte also kaum anders sein, als dass, wenn diese Kinder von Tupa, was ja eben „Kinder Gottes" bedeutet, ein anderes Volk unterjochten, dessen Name gleichbedeutend ist mit „Menschen", die

Unterscheidung beider als „Götter und Menschen“ ganz unvermeidlich eintreten würde.

Was sollen wir nun an der Hand solcher Zeugnisse von den „Göttern und Menschen“ halten, welche so oft in den Sagen der höhern Racen eine Rolle spielen? Wir lesen da in Nilsson's „Steinzeit“, dass in Scandinavien deutliche Spuren eines Gegensatzes von einheimischen Racen und spätern Ansiedlern zu verfolgen seien, die sich aber bis zur Stein- und Bronceperiode zurückerstrecken, und anderseits lesen wir in den scandinavischen Überlieferungen von Odin, Frey, Niort und den Übrigen, wie sie von Godheim (Gottes Heim oder Land) nach Menheim (der Menschen Heim oder Land) kommen, wie sie dort herrschen und verehrt werden, wie sie glauben, nach ihrem Tode von dort zurück nach Godheim zu gehen, ganz ebenso wie alle primitiven Racen glauben, sie würden nach ihrem Tode in ihr Vaterland zurückkehren: — woraus einfach zu schliessen ist, dass diese „Götter und Menschen“ nichts Anderes waren als herrschende und unterworfene Racen, ungeachtet aller mythologischen Erklärungen. Wenn wir finden, dass eine volksthümliche Sage unter den Griechen, die uns Pausanias überliefert, von den alten Arkadiern sagt, „sie seien Gäste und Tischgenossen „der Götter gewesen“, so werden wir dies nicht als eine reine Erdichtung hinstellen, die willkürlich erfunden worden sei, nachdem erst die Götter durch Personificirung der Naturkräfte geschaffen worden waren, sondern wir werden vielmehr schliessen, dass diese Überlieferung ihre Wurzel in jenen Unterjochungen älterer durch später eingedrungene Racen habe, die bei Hesiod mehrfach angedeutet werden, — Unterjochungen, die sicherlich stattgefunden und ebenso gewiss übertriebene Schilderungen zurückgelassen haben müssen. Nicht anders ist es mit „den Söhnen Gottes und den Töchtern der Menschen“ in der hebräischen Geschichte. Wenn wir dabei an die scharfe Verurtheilung denken, welche überall die Wechselheirathen zwischen einer herrschenden und einer unterworfenen Kaste getroffen hat, — wenn wir bedenken, dass es nach dem Glauben der Griechen für einen Fehltritt galt, wenn die Race der Götter für die Race der Menschen in Liebe entbrannte, — wenn wir uns erinnern, dass bei uns selbst in der Feudalzeit Verbindung von Edeln mit Hörigen ein Verbrechen war, so kann es kaum noch grosse Schwierigkeiten haben, zu verstehen, wie die Geschichte vom Fall der Engel entstehen konnte.

Jeder, der ohne Vorurtheil diese Beweise ins Auge fasst und sich daran erinnert, dass aus den Namen und Eigenschafteu, welche heute lebende wilde Völker den Europäern beilegen, selbst gegenwärtig noch sagenhafte Erzählungen von „Göttern und Menschen“ entspringen, wird ohne Weiteres unserem Schluss zustimmen müssen. Auch der letzte Zweifel wird vollends gehoben werden, wenn er die Sage der Quichés liest, welche mit hinlänglicher Deutlichkeit die Geschichte einer eindringenden Race wiedergiebt, einer Race, die sich eines hoch gelegenen Platzes bemächtigte, von da aus die Eingebornen des Tieflandes in Schrecken hielt und dadurch zur Gottheit der ganzen Umgegend wurde, während ihre Bergresidenz eine Art localen Olymp darstellte. (Siehe Anhang A.)

§. 201.

Dies leitet uns abermals zu den arischen Göttern hinüber, die wir nun von einem andern Gesichtspunkte aus betrachten können. Um jedoch zu ermitteln, welche Hypothese am besten zu den Thatsachen passt, wollen wir zunächst untersuchen, wie sich die alten Griechen ihre Götter in Wirklichkeit vorstellten, wobei wir vorläufig ganz von der Frage absehen wollen, wie sie zu ihren Vorstellungen kamen. Zugleich wollen wir ihr Pantheon mit demjenigen einer beliebigen andern Race, etwa dem der Fidschi-Insulaner vergleichen.

Der griechische Gott stellt sich uns überall in der Gestalt eines mächtigen Mannes dar; so auch der fidschianische Gott. Bei den Fidschianern „nehmen die Götter manchmal menschliche Form „an und können dann von den Menschen gesehen werden“; und wie häufig eine ähnliche Theophanie unter den Griechen vorkam, das zeigt uns die Ilias beinah auf jeder Seite. Der griechische Gott war so sehr einem Menschen ähnlich, dass es einer ganz besondern, auf übernatürlichem Wege verliehenen Einsicht bedurfte, um ihn als Gott zu erkennen; und wie wir gesehen haben, ist es nicht minder schwierig, herauszufinden, welches der Unterschied zwischen einem Gott und einem Häuptling bei den Fidschianern sein soll. In dem fidschianischen Pantheon giebt es Rangstufen und besondere Functionen — einen obersten Gott, vermittelnde Götter, Götter über verschiedene Dinge und Orte: die vollkommenste Parallele zum griechischen Pantheon, welches eine Hierarchie mit bestimmter

Vertheilung von Rangordnung und Pflichten war. Die fidschianischen Gottheiten können in eigentliche Götter und vergötterte Sterbliche eingetheilt werden — in solche, deren Apotheose dem Gedächtniss entschwunden ist, und solche, deren Apotheose noch in der Erinnerung lebt; ebenso gab es aber auch unter den griechischen Gottheiten vergötterte Sterbliche. Ein auszeichnender Beiname eines der fidschianischen Götter ist „der Ehebrecher“ — ein auf mehrere griechische Götter gleichfalls anwendbarer Titel. Ein anderer Name ist „der Frauendieb“ — ein Name, der auch für Zeus nicht unverdient wäre. Noch ein fernerer Beiname, den ein fidschianischer Gott trägt, ist: „frisch vom Mord“, was ungefähr dem Ares entsprechen würde, welcher „der Blutbeflecker“ genannt wird. Die fidschianischen Götter lieben und hassen, sind stolz und rachsüchtig, führen Kriege und tödten und essen einander auf; und wenn wir die frühern Generationen der griechischen Götter mit berücksichtigen, so werden ähnliche Grausamkeiten auch von ihnen berichtet. Wenn auch Cannibalismus nicht eine wesentliche Eigenschaft derselben ist, so liebt doch Poseidon seinen cannibalischen Sohn Polyphem, und obgleich die Kämpfe zwischen ihnen nicht sehr in den Vordergrund treten, so begegnen wir doch der Verschwörung, vor deren Gefahren Zeus nur durch Thetis gerettet wird, und fortwährend zanken und tadeln sie sich gegenseitig: selbst Zeus wird ja von seiner Tochter Athene beschimpft und nicht minder von der göttlichen Xanthippe Hera. Die fidschianischen Götter spielen einander schlechte Streiche, wie dies auch die Götter der Griechen thaten. Manchmal werden die Fidschi-Insulaner „zornig auf ihre Gottheiten „und schmähen dieselben, ja fordern sie sogar zum Kampfe heraus“, und unter den Griechen finden wir gleichfalls Schmähungen der Götter, die ihnen sogar ins Gesicht geschleudert wurden, wie der Aphrodite durch Helena geschieht; und wenn auch keine Herausforderungen zum Kampf vorkommen, so doch Streit mit den Göttern und sogar Sieg über dieselben, wie der des Diomedes über Ares; und auch Drohungen werden gegen die Götter ausgestossen, wie z. B. wenn Laomedon sich weigert, Poseidon seinen Lohn auszuzahlen, und sagt, er werde ihm die Ohren abschneiden. Die Fidschianer haben eine Geschichte von Göttern, welche aus einem Canoe herausfielen und von einem Weibe aufgefangen und nach dem Hause eines Häuptlings gebracht werden, um sich da zu trocknen — eine Geschichte, welcher wir die von Dionysos entgegensetzen

können, der vom thracischen Lykurgos erschreckt auf das Meer hinausfloh, wo er von Seeräubern aufgegriffen und an Bord ihres Schiffes gebunden wurde. Obgleich nun Dionysos selbst seine Fesseln löste, so erinnern wir uns doch, dass in andern Fällen Götter in der Gewalt der Menschen blieben, wie z. B. Proteus und sogar Ares, als Otus und Ephialtes ihn dreizehn Monate lang im Gefängniss hielten, oder wie Apollo, als er Laomedon's Sclave war. So materiell und durchaus menschlich also auch die fidschianischen Götter sind, so sehr sie leben, essen, handeln wie die Menschen, so werden doch die Götter der Griechen jedenfalls nicht weniger materiell und menschlich dargestellt. Sie sprechen und tafeln und trinken und vergnügen sich während des Tages und gehen bei Sonnenuntergang zu Bett: „der olympische Donnerer Zeus ging zu „seinem Lager und schlief". Sie werden von den Waffen des Menschen durchbohrt. Des Ares Wunde wird durch „ein schmerzen-„stillendes Pflaster" geheilt und Aphrodite, nachdem sie einiges Blut verloren und vor Schmerzen ganz wahnsinnig geworden ist, borgt den Wagen ihres Bruders und fährt nach dem Olympos, um sich auf gleiche Weise curiren zu lassen. Alle ihre Attribute und Handlungen stehen in vollem Einklang mit dieser Vorstellung. In der Schlacht ahmt Here den Stentor in der Erscheinung und Stimme nach; Apollo ruft von Pergamus aus, um die Trojaner anzufeuern; Iris kommt „vom Olymp heruntergelaufen", und die himmlischen Heerwagen, nach irdischem Muster aus irdischen Stoffen gemacht, werden von Rossen, welche man peitschen und mit dem Stocke antreiben muss, durch die ächzenden Thore des Himmels gezogen. Die blosse Thatsache, dass Zeus auf dem Fusse der Gastfreundschaft zu „den milchgenährten Menschen von Thracien" steht, genügt für sich allein, um zu zeigen, wie wenig das Göttliche vom Menschlichen verschieden gedacht wird und wie sehr in der That ihrem innersten Wesen nach die griechischen Vorstellungen mit den Vorstellungen parallel gehen, welche uns die Fidschianer heutzutage zeigen.

Damit stehen wir denn unserer Frage gegenüber. Diese Vorstellungen sind sich so sehr ähnlich: — sind sie auch auf ähnliche Weise entstanden? Das fidschianische Pantheon ist ganz unzweifelhaft aus jener Apotheose von Menschen hervorgegangen, die immer noch stattfand, als europäische Reisende unter ihnen verweilten; und wenn wir sagen, dass bei den Griechen, welche ebenfalls

Menschen vergötterten, ein Pantheon auf gleiche Weise entstanden sei, so ist diese Erklärung durchaus consequent. Diese Annahme wird uns jedoch streng verboten. Diese griechischen Götter mit ihrem ganzen menschlichen Bau, mit allen ihren menschlichen Anlagen, Handlungen, Geschichten entsprangen aus der Personificirung von Naturgegenständen und Naturkräften. So wunderbar es auch klingt — identische Vorstellungen sind durch diametral entgegengesetzte Processe entstanden! Hier sehen wir eine aufsteigende Entwickelung der Menschen zu Göttern — und diese beiden Gruppen von Göttern, auf zwei durchaus entgegengesetzten Wegen erschaffen, sind ihrem ganzen Sein nach einander gleich!

Selbst wenn all die vorhergehenden Capitel Nichts bewiesen hätten, so müsste doch wohl meiner Ansicht nach Jeder, der nicht mit der Hypothese verheirathet ist, zugestehen, dass Zeugnisse von ganz anderem Umfang und Werth, als wie sie die Mythologisten beibringen können, erforderlich sein würden, um ein so erstaunliches Zusammentreffen zu erklären.

§. 202.

Müssen wir nun immer noch vielleicht eine einzige Ausnahme von der allgemeinen Wahrheit anerkennen, die sich bisher so uneingeschränkt bestätigt hat? Während sich bei allen Racen, in allen Ländern der Welt, von den ältesten Zeiten an bis herab zur Gegenwart die Vorstellungen von den Gottheiten naturgemäss auf dem eben angezeigten Wege entwickelt haben — dürfen wir da annehmen, dass ein kleiner Zweig der semitischen Race dieser auf übernatürlichem Wege eine Vorstellung übermittelt habe, welche, obgleich oberflächlich besehen ganz den andern gleich, doch ihrem Wesen nach durchaus von ihnen verschieden sei?

Die Erziehung, die gesellschaftliche Sanction und eine durch Alter, Zahl ihrer Vertreter und imponirende Urkunden zu überwältigender Macht gelangte Autorität bringen beinah Jedermann zu der Annahme, dass die Entstehung unserer eigenen Idee von Gottheit fundamental von der Entstehung jeder andern Idee verschieden sei. So ohne jegliches Besinnen nehmen dies in der That die Meisten an, dass sie es sogar für gottlos halten, wenn man danach frägt, ob irgend eine Vergleichung möglich sei. Wo es sich freilich um andere Glaubensansichten handelt, da sehen sie leicht ein, welches Unheil aus dem Widerstreben gegen genauere Prüfung

entspringt. Aus der Warnung des Euripides, dass „es in den „Dingen, welche die Götter betreffen, nicht gut ist, die verfängliche „Vernunft sich einschleichen zu lassen“, werden sie bereitwillig die Moral ziehen, dass in diesem Falle ein Glaube, der fest genug wurzelt, um jede Kritik unmöglich zu machen, nur den Aberglauben befördert. Und finden sie vollends, dass die cannibalischen Fidschianer unterwürfig die feststehenden Dogmen über ihre blutdürstigen Gottheiten aufnehmen und versichern, dass „schwere Strafe unfehlbar „den Zweifler ereilen werde“, so werden sie noch viel deutlicher an diesem andern Falle erkennen, wie schlecht der Aberglaube sein muss, der sich selbst vertheidigt, indem er jede Untersuchung verbietet. Immer aber betrachten sie die fremden Glaubensansichten nur von der Aussenseite in feindlichem Sinne, ihren eigenen Glauben dagegen von innen heraus in sympathischem Sinne, und so können sie sich gar nicht die Möglichkeit vorstellen, dass auch in ihrem Fall ein ähnliches Unheil aus einer entsprechenden Ursache entstehen möchte. Wenn man liest, dass, als die Spanier in Mexico ankamen, die Eingebornen sie für Götter hielten und ihnen menschliche Wesen zum Opfer darbrachten, so ist es wohl gestattet, sich zu fragen, ob die Ideen und Motive dieses Volkes vielleicht denen des scandinavischen Königs On analog gewesen seien, als dieser seinen Sohn dem Odin opferte; — es ist aber nimmermehr erlaubt, zu fragen, ob nicht gleiche Ideen und Motive auch Abrahams Absicht, den Isaak zu opfern, hervorgerufen hätten. Die oben citirte Thatsache, dass Dr. Barth von den Fulahs für ihren Gott Fete gehalten wurde, mag wohl mit Recht die Frage veranlassen, ob, wenn etwa ein Streit zwischen seiner Partei und den Fulahs entstanden wäre, in welchem ihn einer ihrer Häuptlinge besiegt hätte, ob dann nicht daraus eine Sage hervorgegangen sein würde ähnlich derjenigen, welche uns erzählt, wie der Gott Ares durch Diomedes geschlagen worden sei; — aber im höchsten Grade unangemessen ist es, die Frage aufzustellen, ob die Geschichte von Jakob's langem Ringen mit dem Herrn nicht etwa einen Ursprung ähnlicher Art gehabt haben möchte. Hier jedoch, wo wir die Methoden der Wissenschaft verfolgen und von vorurtheilsvollen Schlüssen absehen wollen, müssen wir die hebräische Vorstellung in gleicher Weise behandeln wie alle andern und uns fragen, ob sie nicht in der That verwandten Ursprungs sei.

Welcher Art die primitive Vorstellung der Semiten von einer

Gottheit in Wirklichkeit war, werden wir unserer Einsicht am besten zugänglich machen, indem wir den Gottesbegriff ins Auge fassen, den wandernde Semiten in der Gegenwart noch festhalten. Schon oben habe ich nach Herrn PALGRAVE ein Beispiel hievon citirt, und hier ist ein zweites dieser Art:

„‚Was wollt ihr thun, wenn ihr nach einem so lasterhaften „‚Leben in Gottes Gegenwart kommt, um gerichtet zu werden?‘ „sagte ich eines Tages zu einem aufgeweckten jungen Sheravat . . . „‚Nun was werden wir thun?‘ antwortete er ohne langes Besinnen, „— ‚ei, wir werden eben zu Gott hinaufgehen und ihn begrüssen, „‚und wenn er sich gastfreundlich zeigt (uns Fleisch und Tabak giebt), „‚so wollen wir bei ihm bleiben; wenn er es aber nicht thut, so „‚besteigen wir unsere Pferde und reiten davon‘. . . . . Müsste ich „nicht befürchten, der Frivolität geziehen zu werden, so könnte ich „wenigstens fünfzig ähnliche Anekdoten erzählen.“

Offenbar ist also die heute existirende semitische Gottesidee keinesfalls höherer Art als die, welche uns andere Racen gezeigt haben, und es fragt sich nun blos, ob denn die alten Semiten eine Idee hatten, die nicht allein absolut unähnlich derjenigen aller andern Racen, sondern auch absolut unähnlich der ihrer eigenen gegenwärtigen Verwandten war.

Eine klare und folgerichtige Antwort darauf in den Traditionen zu entdecken, die von den verschiedenen Schriftstellern zu sehr verschiedenen Zeiten aufgezeichnet worden sind — Überlieferungen überdies, mit denen allerlei von den benachbarten, höher civilisirten Völkern entlehnte Geschichten und Vorstellungen vermengt sind, — ist natürlich eine schwierige Aufgabe. Die hienach nothwendig gegebene Schwierigkeit wird noch vergrössert durch die allgemein verbreitete Gewohnheit, höher ausgebildete Ideen zum Zwecke der Erklärung früherer Geschichten zurückzuverlegen, wie dies von Seiten so mancher Commentatoren geschieht, welche gewisse im höchsten Grade concrete Darstellungen von göttlichen Thätigkeiten einfach dadurch hinwegexpliciren, dass sie dieselben als Gebilde einer „natürlichen anthropomorphischen Sprache, angepasst der „Unterweisung des Menschen in einem Zustande einfacher und noch „unvollkommener Civilisation“ hinstellen. Wenn wir jedoch alle dergleichen unnatürlichen Erwägungen zurückweisen und, die Erzählungen buchstäblich nehmend, auf mancherlei Analogie gestützt schliessen, dass die Darstellungen in der rohesten anthropomorphisch-

sten Form jedenfalls die ursprünglichen seien, so werden wir die Schwierigkeit viel geringer finden.

Von Abraham wird erzählt, er habe das gethan, was primitive Menschen und ganz besonders Nomaden fortwährend in Folge der Zunahme ihrer Anzahl zu thun genöthigt sind: — er habe seine Verwandtschaft verlassen und sei nach einem neuen Wohnplatze ausgewandert, habe sich also abgesondert, wie er sich später selbst von Lot trennte, um Weideplätze zu finden. Dass er von übernatürlichem Befehl angetrieben zu sein glaubt, allem Anschein nach durch eine Vision, erinnert uns an die Handlungen der Uncivilisirten überhaupt, welche gewohnheitsgemäss nach solchen Zeichen ausschauen. Die Geschichte stellt es dann ferner so dar, als sei das neue Gebiet, nach welchem er auswanderte, ihm speciell überwiesen worden, und die Frage ist nun die: Hatte es Abraham da mit einem irdischen Herrscher zu thun oder mit der Macht, welche die Planeten bewegt und die Sterne scheinen lässt?

Die von dem Geber des Gebietes gebrauchten Ausdrücke bezeichnen Nichts weiter als einfache Überordnung. *Elohim*, was in manchen Fällen mit „Götter“ übersetzt wird, findet doch auch auf mächtige Personen, Könige, Richter und andere grosse oder hohe Dinge Anwendung. Ebenso wird *Adonai* unterschiedslos (gleichwie „Herr“ bei uns selbst) von einem für übernatürlich gehaltenen Wesen, aber auch von einem lebenden Menschen gebraucht. Kuenen giebt als die Bedeutung von *Shaddai* an: „‚der Mächtige‘, „oder vielleicht noch genauer ‚der Gewaltthätige‘“ — ein Titel, der vollständig mit denen der assyrischen Könige zusammenstimmt, welche es lieben, sich selbst mit Wirbelwind und Fluthen zu vergleichen. Selbst die noch überschwänglicheren Beinamen finden ihres Gleichen in denen von benachbarten Herrschern. Wenn wir z. B. in den Keil-Inschriften Tiglath-Pilesar als „König der Könige, „Herrn der Herren“ benannt finden, so sehen wir daraus, dass auch nichts Aussergewöhnliches in dem Titel liegt, „Gott der Götter „und Herr der Herren, ein grosser Gott, ein mächtiger und furchtbarer“ — eine Beschreibung, in der doch wohl ausgesprochen ist, dass der hebräische Gott einer unter mehreren und nur durch seine Oberherrlichkeit vor ihnen ausgezeichnet ist.

Dieses Wesen nun, das dieselben Titel trägt, wie sie den gleichzeitigen irdischen Potentaten beigelegt werden, verspricht dem Abraham gewisse Vortheile, die ihm als Entgelt für seine Anbetung

gegeben werden sollen. Und wenn er sich beklagt und fürchtet, dass dies Versprechen nicht gehalten werden möchte, so wird er durch erneute Versprechungen beruhigt. Schliesslich wird dann ein förmlicher Vertrag abgeschlossen — eine Übereinkunft, welcher zufolge Abraham „all' das Land von Canaan" bekommen, der Geber aber „ein Gott für ihn sein" soll. Die Unterstellung, dass eine solche Übereinkunft zwischen der letzten Ursache aller Dinge und dem Häuptling eines Hirtenvolkes abgeschlossen worden sei, müsste in der That sehr erstaunlich erscheinen, wenn sie überhaupt zulässig wäre. Allein sie wird durch die dort gebrauchten Worte ausgeschlossen: schon der einzige Ausdruck „ein Gott" bezeugt unzweifelhaft, dass weder auf der einen noch auf der andern Seite die Vorstellung von einer höchsten universalen Macht bestand. Wenn wir jedoch, statt anzunehmen, dass „ein Gott" hier gebraucht sei, um ein übernatürliches Wesen zu bezeichnen, vielmehr davon ausgehen, dass es wie bei den heute lebenden Arabern nur einen mächtigen Herrscher bezeichne, so erscheint die Darstellung vollkommen verständlich.

Noch unverkennbarer treten uns dieselben Folgerungen aus der Ceremonie entgegen, durch welche der Vertrag bekräftigt wird. Abraham und jeder seiner männlichen Nachkommen und jeder seiner männlichen Sclaven soll beschnitten werden. Das Zeichen des Bundes — man beachte dies wohl — soll nicht allein von Abraham und denen von seinem Blute, sondern auch von denen aus fremdem Blute, die er gekauft hat, getragen werden. Das Zeichen ist höchst sonderbar und ebenso erscheint die Ausdehnung desselben sehr befremdend, wenn wir annehmen, es sei von dem Schöpfer des Weltalls auferlegt worden, und zwar als Auszeichnung für einen von ihm begünstigten Menschen und seine Nachkommen; und anderseits ist es nach dieser Annahme nicht minder wunderbar, dass das eine Vergehen, für welches „jede Seele ausgerottet werden soll", nicht etwa ein Verbrechen, sondern blos die Unterlassung dieses Gebrauches ist. Aber eine solche Ceremonie, auf welcher ein lebender Gewalthaber bei Strafe des Todes besteht, hat in dieser Form gar nichts Befremdendes; denn wie wir bald nachher sehen werden, ist die Beschneidung nur eine Form unter verschiedenen Verstümmelungen, welche von irdischen Herrschern ihren Unterthanen als Zeichen der Unterwerfung auferlegt werden.

Und wenn wir nun von den durch Vergleichung gewonnenen

zu directen Zeugnissen übergehen, so ist zunächst die Vorstellung bemerkenswerth, welche der ganzen Schilderung zufolge Abraham sich selbst von dem Wesen bildet, mit dem er seinen Bund geschlossen hat. Während er vor der Thüre seines Zeltes war, „standen drei Männer vor ihm“: Nichts deutet darauf hin, dass sie anders gewesen wären als andere Männer oder unter sich Verschiedenheit gezeigt hätten. Er „bückte sich nieder auf die „Erde“ und redete einen derselben an: „Mein Herr“. Indem er sie bittet, sich auszuruhen und ihre Füsse zu waschen, ladet er sie zugleich ein, „ihr Herz mit einem Bissen Brodes zu erlaben“. Kurz indem Abraham sie für ermüdete, von der Reise bestäubte und hungrige Reisende ansieht, behandelt er diese „drei Männer“ ganz entsprechend jenen Gebräuchen der Gastfreundschaft, die heute noch unter den Arabern beobachtet werden. Nirgends findet sich eine Andeutung davon, dass Abraham etwas Übernatürliches bei Einem unter den Dreien vermuthet, und ebenso wenig scheint es, wenn Sarah über das Versprechen lacht, dass sie einen Sohn haben solle, als ob auch sie sich in Gegenwart von irgend etwas Höherem als eben eines menschlichen Wesens befindlich glaubte. Allerdings redet Abraham diesen Besucher mit dem Titel an, der höher gestellten Personen beigelegt wird, und hält ihn der Ausführung von Dingen für fähig, die wir unter die übernatürlichen rechnen — er legt ihm eben den allen primitiven Herrschern gemeinsamen Charakter bei, welche ja ganz allgemein Zauberer sowohl als Machthaber sind — er legt ihm dieselben Fähigkeiten bei, wie sie auch den Europäern von manchen Wilden heutzutage zugeschrieben werden. Wenn aber auch Abraham, indem er jenem die Strasse nach Sodom zeigt, in einer Weise spricht, die diesen Glauben durchblicken lässt, so doch jedenfalls nichts weiter. Die Frage ist somit, wie wohl beachtet werden muss, nicht etwa die, welche die Theologen aufstellen: Wer in Wirklichkeit diese „drei Männer“ waren? ob der oberste unter ihnen Jehovah oder sein Engel oder der Sohn war? Die Frage ist vielmehr, was Abraham dachte oder nach der Vorstellung Derjenigen, welche die Überlieferung aufzeichneten, gedacht haben soll. Und hier führt jede Alternative auf dieselbe letzte Folgerung hinaus. Wenn diese Person, welche Abraham nach orientalischer Weise als seinen Herrn begrüsst, mit dem er den Bund geschlossen hat, ein irdischer Herrscher ist, wie aus den indirecten Beweisen hervorgeht, so gelangen wir zu dem Schlusse,

dass die alte semitische Gottesidee ganz dieselbe war wie die oben citirte Idee der heutigen Semiten. Und wenn anderseits Abraham diese Person nicht für den Herrscher eines bestimmten Gebietes, sondern für den Schöpfer aller Dinge hält, dann glaubt er offenbar, Himmel und Erde seien von einem Wesen hervorgebracht worden, das isst und trinkt und sich nach dem Gehen ermüdet fühlt — seine Vorstellung von einer Gottheit erweist sich demnach auch so als identisch mit derjenigen seiner Stammverwandten aus der Gegenwart und mit derjenigen der Uncivilisirten im Allgemeinen.

§. 203.

So finden wir denn, dass die universale Verbreitung des Anthropomorphismus auf der ganz ausreichenden Ursache beruht, dass die Vorstellung von dem göttlichen Menschen überall als Antecedens die Wahrnehmung von einem mächtigen Menschen hatte. Die Fülle der bereits gegebenen Beweise, dass der primitive Geist den Begriff in dieser Weise ausbildet, lässt sich noch durch Thatsachen verstärken, welche zeigen, dass er überhaupt keinen andern Begriff zu bilden im Stande ist.

Wenn Burton unter den Eesa lagernd ein altes, von Zahnschmerzen geplagtes Weib ausrufen hört: „O Allah, mögen Dir „die Zähne auch so weh thun wie mir!“ — wenn er ferner erzählt, dass die noch wilderen Beduinen manchmal fragen, wo Allah zu finden sei, dass sie ihn mit ihren Speeren durchbohren könnten, „weil er ihre Heimathsstätte verwüstete und ihr Vieh tödtete“, — wenn nach Moffat's eigener Aussage die Hottentotten ungeachtet aller Unterweisung von Seiten der Missionare den Christengott für einen berühmten Krieger von grosser physischer Kraft halten“, — wenn, wie Hunter erzählt, ein Santal als Antwort auf die Schilderung eines Missionars von Gottes Allmacht ausrief: „Aber wie „nun, wenn dieser Starke mich auffrisst?“ — so lehrt uns dies deutlich, nicht nur dass der unentwickelte Geist sich Gott als einen mächtigen Menschen vorstellt, sondern auch dass er jeder höhern Vorstellung unfähig ist.

Eine ähnliche Folgerung tritt uns überall aus der Glaubensansicht der Urvölker entgegen, dass die Götter sterblich seien. In einer Quiché-Sage, die uns Bancroft überliefert, lesen wir: „So „starben sie gleich Göttern und jeder liess den traurigen und ver-

„wunderten Menschen, die seine Diener waren, zum Andenken seine „Kleider zurück.“ Die Verfasser der Vedischen Hymnen, sagt Muir, „betrachteten die Götter“ als „ihrem eigenen Bekenntniss nach blos „erschaffene Wesen“, und gleich den Menschen wurden auch sie erst durch das Trinken von Soma unsterblich gemacht. In der Sage von Buddha heisst es, dass der Prinz, als er seinen Führer wegen eines Leichnams befragte, von ihm belehrt worden sei: „Dies ist die letzte Bestimmung alles Fleisches: Götter und „Menschen, Reiche und Arme, Alle müssen gleichermaassen sterben.“ Wir sahen oben, dass die scandinavischen Götter starben und verbrannt wurden — sie kehrten dann nach Asgard zurück. So auch lebten und starben die ägyptischen Götter: zu Philae hat man Fresken gefunden, welche das Begräbniss des Osiris darstellen. Und obgleich im griechischen Pantheon für den Tod der Götter sich als einziges Beispiel nur die Geschichte von Pan findet, so geht doch ihre ursprüngliche Sterblichkeit aus allen Sagen hervor; denn wie hätte sonst z. B. Apollo Laomedons Sclave sein können, wenn er damals jenes Vermögen, die materielle Gestalt nach Belieben anzunehmen und wieder von sich zu werfen, schon gehabt hätte, welches ebenso dem griechischen Gott wie dem primitiven Geist zukommt?

Wie tief diese Gottesideen eingewurzelt sind, zeigt uns ferner auch die Langsamkeit, mit welcher sie von der Cultur verändert wurden. Bis herab in civilisirte Zeiten dachten sich die Griechen ihre Götter als materielle Persönlichkeiten: um das Jahr 550 vor Christo glaubten sie an ein lebendes Weib, das ihnen als Athene vorgeschwindelt worden war, und im Jahr 490 vor Christo begegnet Phidippides auf seinem Wege von Athen nach Sparta dem Pan, der sich bei ihm über Vernachlässigung beklagt. Mahommed sah sich genöthigt, die Anbetung zu untersagen, welche etliche unter seinen Anhängern ihm entgegentrugen; um das Jahr 1000 nach Christo wurde der Khalife Hakem während seines Lebens verehrt und die Drusen verehren ihn heute noch. Paulus und Barnabas wurden von den Priestern und dem Volke von Lystra wie Götter behandelt. Und die ganze Bildhauerkunst, Malerei und Literatur des mittelalterlichen Europa's zeigen, wie grob anthropomorphisch die Vorstellung von der Gottheit war, die bis zu den neuesten Jahrhunderten herab Geltung hatte. Um mich blos auf die allbekannten Beweise zu stützen, welche uns die Mysterienspiele dar-

bieten, wird es genügen, die altfranzösischen Verse zu citiren, in denen von einer Krankheit Gottes berichtet wird und wie dieselbe durch Gelächter über einen tanzenden Sänger geheilt wird (siehe Anhang A). Übrigens stehen die Dinge bei manchen katholischen Völkern auch heute noch nicht viel besser. Genau wie der Wilde der Gegenwart sein Götzenbild prügelt, wenn seine Hoffnungen nicht erfüllt werden — genau wie der alte Arkadier sehr leicht so weit ging, „Pan zu geisseln und zu stechen, wenn er mit leeren „Händen von der Jagd zurückkam", so kommt es gelegentlich noch vor, dass ein italienischer Bauer oder Handwerksmann seinem Zorn dadurch Luft macht, dass er eine Statue der Madonna in Trümmer schlägt, wie dies zu Mailand im September 1873 und nicht lange zuvor in Rom geschah. Statt dass die Behauptung wahr wäre, diejenigen Gottesideen, wie sie hochcultivirte Völker festhalten, seien angeboren, ist die Wahrheit im Gegentheil die, dass sie erst auf einer verhältnissmässig hohen Stufe entstehen und zwar als Ergebniss angehäufter Kenntnisse und umfassenderen geistigen Blickes und verfeinerter Gefühle.

§. 204.

So finden wir denn, dass hinter den übernatürlichen Wesen dieser Art so gut wie hinter den übernatürlichen Wesen jeder andern Form in allen Fällen eine menschliche Persönlichkeit versteckt gewesen ist.

Alles, was das Gewöhnliche übersteigt, denkt sich der Wilde als etwas Übernatürliches oder Göttliches; so auch den aus der grossen Masse hervorragenden Menschen. Dieser hervorragende Mensch kann entweder einfach der entfernteste Vorfahre sein, an welchen die Erinnerung als an den Gründer des Stammes fortlebt; er kann ein durch Stärke und Tapferkeit berühmter Häuptling, er kann ein Medicinmann von grossem Rufe, er kann ein Erfinder von irgend etwas Neuem sein, sodann auch, statt dem betreffenden Stamme selbst anzugehören, ein höher stehender Fremdling, der Künste und Kenntnisse bringt; oder endlich er ist ein Angehöriger einer höhern Race, welcher durch Eroberung sich der Herrschaft bemächtigt. War er ursprünglich der Eine oder Andere von diesen und wurde er während seines Lebens mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet, so steigert sich dieses Ehrfurchtsgefühl nach seinem Tode, und die Versöhnung seines Geistes, indem sie noch mehr in

den Vordergrund tritt als die Versöhnung anderer Geister, die weniger gefürchtet werden, entwickelt sich zu einer feststehenden Verehrung.

Es giebt also keinerlei Ausnahme hievon. Wir können den Ausdruck Ahnen-Verehrung in seinem allerweitesten Sinne nehmen, so dass die gesammte Verehrung der Todten, mögen sie desselben Blutes sein oder nicht, darunter begriffen wird, und dürfen nun mit der Behauptung schliessen, dass Ahnen-Verehrung die Wurzel aller Religion ist.[1]

---

[1] Wichtige fernere Thatsachen und Beweisgründe, welche sich direct und indirect auf diesen Schluss beziehen, sind in den Anhängen zusammengestellt. Anhang A enthält weitere Belege und Anhang B eine Kritik der Theorie der Mythologisten.

XXVI. Capitel.

Die primitive Theorie von den Dingen.

§. 205.

Jenes scheinbare Chaos von kindlichen Annahmen und ungeheuerlichen Folgerungen, das die grosse Masse der überall existirenden abergläubischen Vorstellungen zusammensetzt, gewinnt demnach eine durchaus regelmässige Gestalt, wenn wir dasselbe nicht von unserm vorgeschrittenen Standpunkt aus rückschauend, sondern von dem Standpunkt des primitiven Menschen aus vorwärtsschauend ins Auge fassen.

Die Ausleger ursprünglicher Vorstellungen irren in derselben Weise wie die meisten Lehrer der Jugend. Der Durchschnittspädagog, der niemals Psychologie studirt hat, besitzt kaum einen ganz dunkeln Begriff vom Geiste seines Zöglings, und da er sich den unentwickelten Verstand ohne Weiteres so denkt, als ob er Vorstellungen hätte, die nur der entwickelte Verstand haben kann, so bietet er demselben vollkommen unerfassbare Thatsachen dar — Verallgemeinerungen, bevor in ihm die zu verallgemeinernden Dinge existiren, und Abstractionen, während noch keine einzige jener concreten Erfahrungen aufgenommen ist, aus denen erst sich solche Abstractionen ableiten: wodurch er natürlich nur Verwirrung und einen Anschein von Dummheit erzeugt. In ganz ähnlicher Weise behalten die meisten Erzähler primitiver Sagen und die speculativen Denker über die abergläubischen Vorstellungen der Wilden ihre durch die Civilisation herangereiften Ideen und Gefühle getreulich bei sich, und indem sie den Wilden mit denselben ausstatten, drücken sie nun entweder eine unvernünftige Verwunderung darüber aus,

dass er so denkt, wie er es thut, oder aber sie suchen seine Gedanken zu erklären und liefern nun Erklärungen, welche ihm Begriffe unterschieben, die er niemals haben kann.

Stehen wir jedoch davon ab, seine geistigen Vorgänge in den unsern eigenen Vorgängen entlehnten Ausdrücken wiederzugeben, so verschwindet sofort die ganze Verwirrung. Wenn wir eine a priori gewonnene Folgerung durch a posteriori'sche Beweise zu bestätigen suchen und die Thatsache anerkennen, dass der primitive Mensch gar nicht solche Ideen wie natürlich und unnatürlich, möglich und unmöglich hat, noch weniger solche Ideen wie Gesetz, Ordnung, Ursache u. s. w., und dass er einestheils weder vernünftige Überraschung noch jene Neugierde zeigt, welche zu näherer Prüfung antreibt, anderntheils aber der zur Durchführung einer Untersuchung nöthigen Worte sowohl als des erforderlichen Vermögens zum andauernden Denken vollständig entbehrt, so ersehen wir sofort, dass er nicht etwa fortwährend mit Speculationen und der Aufstellung von Erklärungen beschäftigt sein kann, sondern zuerst beinah nur ein passiver Recipient der ihm sich aufdrängenden Schlüsse ist. Und wenn wir uns fragen, welcher Art diese letzteren sein müssen, so finden wir, dass er unvermeidlich im ersten Anfang zu einem Irrthum verleitet wird und dass dieser dann mit Nothwendigkeit ein ganzes irrthümliches Denksystem hervorruft, das sich immer vollständiger entwickelt, je weiter er fortschreitet.

Wie durchaus naturgemäss die Entwickelung dieses Denksystems ist, werden wir erst recht erkennen, wenn wir nun auf kürzeste Weise die in den achtzehn zunächst vorhergehenden Capiteln erlangten Resultate nochmals zusammenfassen.

§. 206.

Veränderungen am Himmel und auf der Erde, stündlich oder täglich und in kürzern oder längern Zwischenräumen, vollziehen sich in einer Weise, von der der Wilde nichts versteht — für ihn sind es unerwartetes Erscheinen und Wiederverschwinden, Verwandlungen, Metamorphosen. Während diese nun zu beweisen scheinen, dass Willkürlichkeit alle Vorgänge rings um ihn charakterisire, begünstigen sie zugleich die Auffassung von einer Dualität in den Dingen, welche sichtbar werden und verschwinden können oder welche sich in einander verwandeln; und diese Auffassung wird noch

verstärkt durch Erfahrungen in Betreff des Schattens, der Spiegelung und des Echos.

Die auf diesem Wege durch seinen Verkehr mit der äussern Natur erzeugten Eindrücke unterstützen ihrerseits einen Glauben, welcher durch eine noch bestimmtere und genauer bekannte Erfahrung veranlasst worden ist: durch die Erfahrung von den Träumen. Da der primitive Mensch ja noch keine Vorstellung von Geist hat, so betrachtet er einen Traum als eine Kette von wirklichen Vorfällen: er that jene Dinge, ging nach jenen Orten, sah jene Personen, von denen er träumte. Ohne sich durch die Unwahrscheinlichkeiten stören zu lassen, nimmt er die Thatsachen so entgegen, wie sie vor ihm stehen, und je mehr er über dieselben nachdenkt, desto mehr wird er dazu geführt, sich ein Doppelwesen vorzustellen, das während des Schlafes von dannen geht ,und nachher wiederkommt. Diese Vorstellung von seiner eigenen Dualität scheint dann noch in den gelegentlich beobachteten Fällen von Schlafwandeln Bestätigung zu finden.

Noch bestimmter scheint sie durch das Vorkommen gewisser anderer abnormer Zustände von Empfindungslosigkeit unterstützt zu werden. In der Ohnmacht, der Apoplexie, der Katalepsie und der auf heftigen Schlag folgenden Bewusstlosigkeit scheint es, als ob das andere Ich, statt auf Anrufung hin zurückzukehren, während gewisser Perioden, die hinsichtlich ihrer Dauer von einigen Minuten bis zu mehreren Tagen variiren können, fortbleiben will. Gelegentlich erstattet das andere Ich nach dem Vorübergehen eines solchen Zustandes Bericht über das, was ihm während der Zwischenzeit passirt ist, manchmal aber ist ein solcher Bericht über seine Abenteuer nicht zu erlangen, und manchmal weckt eine besonders lange Abwesenheit die Vermuthung, ob es nicht etwa gar für eine unbestimmte Zeit hinweggegangen sei.

Die Unterschiede zwischen diesen Bedingungen zeitweiliger Empfindungslosigkeit und dem Zustand dauernder Empfindungslosigkeit sind derart, dass sie manchmal kaum dem kundigen Auge wahrnehmbar erscheinen, also von dem Wilden vollends nicht erkannt werden können. Die normale Bewusstlosigkeit des Schlafes, aus welcher das andere Ich sich mit Leichtigkeit zurückrufen lässt, wird durch diese abnormen Arten der Bewusstlosigkeit, aus denen das andere Ich zurückzurufen schon einige Schwierigkeit macht, mit jener dauernden Bewusstlosigkeitsform in Verbindung gebracht,

aus welcher das andere Ich überhaupt nicht mehr zurückzurufen ist. Immerhin aber führt die Analogie den Wilden zu dem Schlusse, dass es am Ende doch noch zurückkommen möchte. Und hier nun, wo ich zunächst die oft unter uns selbst nach einem Todesfalle zu machende Beobachtung in Erinnerung bringen möchte, dass es nämlich in der That schwer fällt, zu glauben, der Gestorbene, der ja doch nicht ruhiger als früher schon manchmal daliegt, werde sich niemals wieder bewegen, sei nun ganz besonders hervorgehoben, wie zwingend sich dem primitiven Geiste die Ideenverbindung zwischen dieser schlafähnlichen Ruhe und dem Wachen, das sonst regelmässig darauf folgt, darstellen muss: — eine Ideenverbindung, die für sich allein schon in hohem Grade den Gedanken an ein Wiederaufleben begünstigen wird. Tritt aber ein unbestimmter Glaube an ein solches Wiederaufleben schon bei den niedrigsten Racen hervor, wie uns die allgemein verbreitete Furcht vor den Todten zeigt, so gewinnt derselbe immer deutlichere Gestalt, je bestimmter die Vorstellung von einem wandernden Doppelwesen durch die Traumtheorie ausgebildet wird.

Das einem jeden Menschen zugeschriebene zweite Ich unterscheidet sich anfänglich in Nichts von seinem Original. Es wird so dargestellt, als ob es in gleichem Maasse sichtbar, in gleichem Maasse materiell sei und nicht minder Hunger, Durst, Ermüdung und Schmerzen leide. Ist sonach die ursprüngliche Seele, das Gespenst oder der Geist zunächst von der Person selbst gar nicht zu unterscheiden, da sie ja auch erschlagen, ertränkt oder auf sonstige Weise zum zweiten Male vernichtet werden kann, so differencirt sich die ihr beigelegte Natur doch allmälig etwas davon. Das fortschreitende Denken strebt die verschiedenen Folgerungen mit einander in Einklang zu bringen und schreibt demgemäss dem Geiste eine immer weniger grob materielle Beschaffenheit zu. Und während der Geist, der im Anfang ein vorübergehendes anderes Leben besass, allmälig ein solches von immer längerer Dauer erlangt, entfernt er sich auch hinsichtlich seiner Substanz mehr und mehr vom Körper, bis er sich am Ende ganz in Äther aufgelöst hat.

Dieses Doppelwesen des gestorbenen Menschen, das man sich ursprünglich in allen übrigen Hinsichten dem letzteren vollständig gleich vorstellt, treibt nach seinem Weggang im Tode dem Glauben gemäss auch gleiche Beschäftigungen. Gehört es einer vom Raube lebenden Race an, so kämpft und jagt es wie bisher, als

Mitglied eines Hirtenvolkes fährt es fort, das Vieh zu hüten und Milch zu trinken, als Mitglied eines ackerbauenden Volkes nimmt es die Geschäfte des Säens, des Erntens u. s. w. wieder auf. Und aus diesem Glauben an ein anderes Leben, welches dem ersten auch hinsichtlich der Regierungsform und der ganzen socialen Einrichtung gleich ist, erwachsen dann die Gebräuche, bei dem Leichnam Speise und Trank, Kleider und Waffen zurückzulassen und an seinem Grabe Hausthiere, Weiber und Sclaven hinzuopfern.

Der Ort, wo man sich dieses Leben nach dem Tode zugebracht denkt, ist je nach den vorhergegangenen Geschicken der Race verschieden. Oft herrscht der Glaube, als mischten sich die Geister mitten unter ihre Nachkommen, und es wird dann alltäglich ein Theil der Mahlzeit für sie bei Seite gestellt; manchmal auch sind die benachbarten Wälder ihre vermeintlichen Schlupfwinkel und man bildet sich ein, sie verzehrten die daselbst niedergelegten Spenden von Speisen, während in wieder andern Fällen die Vorstellung sich findet, dass sie nach der Gegend zurückgekehrt seien, aus welcher die Race herkam. Diese andere Welt wird erreicht vermittelst einer Reise über Land oder einen Fluss hinab oder über das Meer, nach dieser oder jener Himmelsgegend, wie dies gerade die Überlieferungen bedingen. Daher werden denn am Grabe mancherlei für eine solche Reise geeignete Gegenstände zurückgelassen — Canoes für die Meerfahrt oder Rosse zum Reiten, Hunde zur Führung, Waffen zur Vertheidigung, Geld und Pass zur Sicherheit. Und wo die Sitte des Begräbnisses auf Berghöhen den Glauben nach sich gezogen hat, dass diese der Wohnsitz von vorälterlichen Geistern seien, oder wo solche Höhen von einer erobernden Race in Besitz genommen worden sind, da bildet sich die Anschauung aus, dass das Himmelsgewölbe, welches man sich eben von den Bergen aus zugänglich denkt, die andere Welt oder vielmehr eine von den andern Welten sei.

Die Doppelwesen des todten Menschen streben, so lange noch die Annahme herrscht, dass sie nur ein vorübergehendes zweites Leben haben, nicht dahin, im volksthümlichen Glauben eine immer mehr sich anhäufende Menge zu bilden; aber sie sammeln sich nothwendigerweise zu solchen Schwärmen an, wenn ihnen ein dauerndes anderes Leben zugeschrieben wird. Dann schwärmen sie überall herum, sind im Stande, nach Belieben zu erscheinen und wieder zu verschwinden, und wirken auf mancherlei Weise, die sich nicht

vorhersehen lässt, so dass sie dann für die Verursacher aller der Dinge gelten, die sonderbar, unerwartet, unerklärlich erscheinen. Jede Abweichung vom Gewöhnlichen wird ihrer Thätigkeit zugeschrieben und ihre Thätigkeit wird selbst da untergeschoben, wo, was wir natürliche Verursachung nennen, offen zu Tage zu liegen scheint.

Werden sie demnach als die Urheber aller merkwürdigen Vorkommnisse in der umgebenden Welt angesehen, so werden sie auch für die Urheber ungewöhnlicher Thätigkeiten bei lebenden Personen gehalten. In den Körper, welcher während eines normalen oder abnormen Zustandes der Empfindungslosigkeit von seinem andern Ich verlassen worden ist, kann während dieser Zeit das andere Ich irgend eines beliebigen lebenden oder todten Menschen eindringen, und darum werden den böswilligen Doppelwesen todter Menschen Epilepsie und Krämpfe, Delirium und Wahnsinn zugeschrieben. Überdies lässt diese Theorie der Besessenheit, da sie ja für alle jene körperlichen Thätigkeiten eine Erklärung giebt, welche das Individuum nicht beabsichtigt, auch solche eigenthümliche Acte wie Niesen, Gähnen u. s. w. begreiflich erscheinen, und auch auf Krankheiten im Allgemeinen und auf den Tod wird sie ausgedehnt; letzteren schreibt man in der That regelmässig irgend einem unsichtbaren Feinde zu.

Während der Eintritt befreundeter Geister in die Menschen erwünscht ist und durch Gebet herbeigefleht wird, weil sie übernatürliche Kraft oder Kenntniss verschaffen, fürchtet man sich natürlich vor dem Eindringen solcher Geister, die körperliche oder geistige Übel mit sich bringen, und wenn man glaubt, so etwas habe stattgefunden, so erscheint Austreibung als das einzige Gegenmittel. Der Geisterbeschwörer versichert, durch grossen Lärm, erschreckliche Grimassen, entsetzlichen Gestank den böswilligen Eindringling vertreiben zu können. Und dieser einfacheren Form der Geisterbeschwörung schliesst sich die ausgebildetere Form an, wo ein mächtigerer Geist zur Hülfe herbeigerufen wird; — woraus denn schliesslich auch die Künste des Zauberers hervorwachsen, welcher bestimmte Mittel verwendet, um die Seelen der Todten in seine Gewalt zu bringen, und sie zur Ausführung seiner bösen Absichten entsendet.

Während nun aber die primitiven Menschen, da sie sich ganz dem Belieben der sie umringenden Geister preisgegeben glauben,

sich gegen dieselben vermittelst der Hülfe des Geisterbeschwörers und des Zauberers zu vertheidigen suchen, welche auf entgegengesetzte Weise mit den Geistern verfahren, nehmen sie selbst gleichzeitig eine geradezu umgekehrte Stellung zu den Geistern ein — es wird eine Versöhnung derselben versucht. Zwei verschiedene Methoden in der Behandlung des Leichnams zeigen uns das Auseinandergehen dieser beiden verschiedenen Anschauungen. In manchen Fällen besteht der ausgesprochene Zweck darin, ein Wiederaufleben des Abgeschiedenen zu verhindern, so dass er die Lebenden nicht mehr stören könne: ein Motiv, das, wo man glaubt, er sei in der That wieder aufgelebt, entsprechende entgegengesetzte Maassregeln veranlasst. In den meisten Fällen aber sucht man ausgesprochenermaassen die Wohlfahrt des Abgeschiedenen bei seiner Wiederbelebung zu sichern, und dieses Motiv ist es, welches auch nachher fortgesetzte Versöhnungsgebräuche bedingt.

In diesem Motiv und diesen Gebräuchen wurzeln nun alle Formen der Verehrung. Die ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Geiste macht die schützende Stätte des Grabes zum heiligen Orte und dieser entwickelt sich zum Tempel, während das Grab selbst zum Altar wird. Aus den für den Todten hingestellten Vorräthen, die bald regelmässig, bald in bestimmten Zwischenräumen geliefert werden, entspringen religiöse Spenden gewöhnlicher und ausserordentlicher Art, alltäglich oder nur bei festlichen Gelegenheiten dargebracht. Hinrichtungen und Verstümmelungen am Grabe gehen über in Opfer und Darbringungen von Blut vor dem Altar einer Gottheit. Enthaltsamkeit von Speisen zu Gunsten des Geistes entwickelt sich zum Fasten als einem frommen Brauche, und Reisen nach dem Grabe mit geweihten Gaben werden zu Pilgerfahrten nach dem Reliquienkasten. Lobpreisungen der Todten und Bitten an dieselben entfalten sich zu religiösen Lobgesängen und Gebeten, — und so leitet sich überhaupt jeder religiöse Gebrauch von einem Begräbnissgebrauch ab.

Nachdem wir gefunden hatten, dass die früheste Vorstellung von einem übernatürlichen Wesen und zugleich diejenige, welche allen Racen gemeinsam bleibt, keine andere ist als die von einem Geiste, und nachdem wir gefunden, dass die Mittel zur Versöhnung eines Geistes in jedem Falle die Vorbilder für die Mittel zur Versöhnung von Gottheiten waren, musste sich die Frage erheben, ob nicht der Geist selbst den Typus eines übernatürlichen Wesens

darstellt, aus welchem alle andern Formen sich entwickelt haben. Die zur Begründung einer bejahenden Antwort angeführten Thatsachen liessen sich in verschiedene Classen bringen. Aus dem eigenen Munde einiger primitiver Völker konnten Beweise dafür citirt werden, dass von der Geisterverehrung im Allgemeinen die Verehrung entfernter vorälterlicher Geister ihren Ausgang nahm, welche dann als Schöpfer oder Gottheiten angesehen wurden. Die auf solche Weise entwickelte Verehrung von Gottheiten fanden wir als charakteristische Religionsform bei alten Gesellschaften auf beiden Hemisphären: stets aber kam sie bei diesen zugleich mit ausgedehnter Verehrung der kürzlich Verstorbenen vor. Es wurden Zeugnisse dafür angeführt, dass bei den höchsten wie bei den niedrigsten Racen die überall in ähnlicher Weise ausgeführte Vorfahrenverehrung auch in ähnlicher Weise Gottheiten erzeugte, und wir sahen, dass jene selbst heute noch, wenn auch durch höher entwickelte Verehrung in den Hintergrund gedrängt, sogar unter den höchsten Racen fortlebt. Indem wir sonach den Schluss zogen, dass aus der Verehrung der Todten wahrscheinlich jede andere Art von Verehrung entsprungen sei, gingen wir zur nähern Prüfung jener Verehrungsformen über, welche der erstgenannten äusserlich keineswegs gleichen, um zu ermitteln, ob sie etwa doch eine nachweisbare Verwandtschaft damit besässen.

Von dem Leichnam, der noch vor dem Begräbniss tägliche Opferspenden erhielt, gingen wir zu dem in ähnlicher Weise versorgten einbalsamirten Körper, von da zu Figuren über, die theilweise aus den Überresten des todten Menschen und theilweise aus andern Dingen hergestellt waren, und endlich zu Figuren von ganz künstlichem Ursprung: wobei sich denn von selbst herausstellte, dass das Abbild eines todten Menschen, dem man auch Speise u. s. w. darbietet, dann anstatt des Menschen selbst versöhnt wird. Es fanden sich Beweise dafür, dass dieses Abbild des todten Menschen gelegentlich zum Bildniss eines Gottes wird, während gleichzeitig diese fortgesetzte Versöhnung sich zur feststehenden Verehrung desselben ausbildet. Und da die Doppelwesen der Todten, welche man in diesen Abbildern derselben gegenwärtig glaubt, die wirklichen Objecte sind, welchen die Opfer dargebracht werden, so folgt daraus, dass alle Bilderverehrung, die eben hieraus entspringt, blos eine von der Ahnenverehrung sich abzweigende Weiterbildung ist. Indem nun dieser Glaube sich auf Gegenstände ausdehnt, die

nur noch in rohester Weise einem menschlichen Wesen gleichen, ja sogar bis auf vermeintliche Theile von menschlichen Wesen sowie selbst auf jene Dinge, welche durch Berührung mit einem menschlichen Körper dessen Geruch oder Geist in sich aufgesogen haben, kommt es denn mit der Zeit dazu, dass innewohnende Geister noch in vielen andern Dingen ausser jenen Abbildern angenommen werden — ganz besonders aber in solchen, die aussergewöhnliche Erscheinungen, Eigenschaften und Thätigkeiten zeigen. Dass die Versöhnung der in solchen Dingen steckenden Geister, was eben das Wesen des Fetischismus ausmacht, mithin blos eines der secundären Resultate aus der Geistertheorie ist, beweisen uns mannigfaltige Thatsachen, am schlagendsten aber der Umstand, dass der Fetischismus überall da fehlt, wo die Geistertheorie noch nicht oder nur erst in geringem Grade zur Ausbildung gekommen ist, und dass jener sich in gleichem Maasse verbreitet, wie die Geistertheorie überhand nimmt.

Es wurde ferner nachgewiesen, dass Thierverehrung nur eine andere abgeleitete Form der Ahnenverehrung ist. Mancherlei wirkliche und scheinbare Metamorphosen, wie sie der Erfahrung des Wilden sich entgegenstellen, verstärken den Glauben an Verwandlung, wenn irgend etwas denselben geweckt hat: in der That zeigen uns auch alle Racen, wie vertraut ihnen der Gedanke an eine Verwandlung von Menschen in Thiere und von Thieren in Menschen ist. Daher dann der Glaube, die mit Vorliebe die Häuser aufsuchenden Geschöpfe seien in anderer Gestalt zurückgekehrte Todte, und daher werden auch Thiere, welche man häufig am Begräbnissplatze trifft, für eine Art von Masken gehalten, welche die Seelen angelegt hätten. Sodann führt auch die weit verbreitete Sitte, Menschen nach Thieren zu benennen, vermöge des unvermeidlichen Missverstehens von Überlieferungen zu dem Glauben an eine Abstammung von Thieren. Und auf diese Weise erlangt denn das heilige Thier, das bald nur mit aussergewöhnlicher Rücksicht behandelt, bald versöhnt, bald auch angebetet wird, seinen göttlichen Charakter einfach durch Identificirung mit einem nähern oder entfernteren Vorfahren.

Gleiches gilt auch von der Pflanzen-Verehrung. In jedem Falle ist dieselbe wieder nur die Verehrung eines ursprünglich menschlichen Geistes, von dem man glaubt, er stecke in der Pflanze — ein Glaube, welcher sich entweder auf die erregenden

Wirkungen ihrer Producte stützt oder sich davon ableiten lässt, dass missverstandene Überlieferungen den Glauben wecken, als ob die Race von ihr abstammte, oder davon, dass ein falsch ausgelegter Name sie mit einem Vorfahren identificirte. Überall aber erweist sich der angebetete Pflanzengeist durch seine in der Vorstellung lebende menschliche Gestalt und durch die ihm zugeschriebenen menschlichen Bedürfnisse als unzweifelhaften Abkömmling von einer menschlichen Persönlichkeit.

Sogar die Verehrung der grössern Objecte und Kräfte in der Natur führt schliesslich auf dieselbe Wurzel zurück. Wenn ein Berg die Stelle bezeichnet, von welcher die Race herkam, so wird er in der Traditon als die Quelle oder der Stammvater der Race dargestellt, wie dies wahrscheinlich in manchen Fällen auch mit dem Meere geschieht, und beide geben überdies den Anlass zu Familiennamen: die Verehrung derselben als Vorfahren kann mithin auf zweierlei Weise entstehen. Einige Thatsachen lassen annehmen, dass die Vorstellung von der Morgendämmerung als von einer Person daraus entspringt, dass Morgendämmerung als Geburtsname verwendet wird. Die Personificirung von Gestirnen und Sternbildern fanden wir bei niedrigeren Racen mit dem Glauben verknüpft, dass sie Menschen und Thiere seien, die einst auf der Erde gelebt hätten. Nicht anders verhält es sich mit dem Monde. Die Überlieferungen von Völkern auf niedriger Stufe schildern uns den Mond als ein Wesen, das ursprünglich ein Mann oder ein Weib war, und bei Uncivilisirten ist der Mond immer noch eine Quelle für Geburtsnamen: — woraus sich folgern lässt, dass die Verehrung desselben nichts Anderes ist als die Verehrung einer abgeschiedenen Persönlichkeit. Endlich leitet sich auch die Verehrung der Sonne auf zweierlei Weise von der Vorfahrenverehrung ab. Hier kommen Eroberer aus der Gegend des Sonnenaufganges und werden deshalb „Kinder der Sonne“ genannt — sie selbst aber betrachten demgemäss die Sonne als ihren Stammvater; und anderswo ist die Sonne ein bildlicher Name, welcher irgend einem Individuum entweder wegen seiner Erscheinung oder wegen seiner Heldenthaten oder um seiner hervorragenden Stellung willen beigelegt worden ist, woraus dann Identificirung mit der Sonne in der Überlieferung und endlich Sonnenverehrung entspringt.

Neben diesen abweichenden Ausbildungen der Ahnenverehrung, welche von der Identificirung der Vorfahren mit Abbildern, Thieren,

Pflanzen und Naturkräften ihren Ausgang nehmen, finden sich auch directe Ausbildungsformen derselben. Aus der grossen Menge der Geister entwickeln sich einzelne zu Gottheiten, die nun ihre anthropomorphischen Eigenthümlichkeiten beibehalten. Da das Göttliche und das Hervorragende für den primitiven Geist gleichwerthige Ideen sind, — da der lebende Mensch und sein wiedererscheinender Geist anfänglich in seinem Glauben mit einander verwechselt werden, — da Geist und Gott ursprünglich mit einander vertauschbare Ausdrücke sind, — so können wir wohl verstehen, wie sich die Gottheit Schritt für Schritt aus dem mächtigen Menschen und dem Geiste des mächtigen Menschen hervorentwickelt. Der Häuptling, der Zauberer oder der auf andere Weise durch Geschicklichkeit ausgezeichnete Mann, welche ihre Stammesgenossen schon während ihres Lebens in ehrfurchtsvoller Scheu erhielten, indem sie Kräfte von unbekanntem Ursprung und Umfang verriethen, werden in noch höherem Maasse gefürchtet, wenn sie nach ihrem Tode die fernere Macht erlangen, die allen Geistern zukommt; noch mehr aber wird der neue Künste einführende Fremdling sowie der aus höherer Race abstammende Eroberer zu seinen Lebzeiten wie ein übermensch liches Wesen behndelt und nachher wie ein noch grösseres übermenschliches Wesen verehrt werden. Bedenken wir dabei, dass regelmässig die allerwunderbarste Version einer Geschichte die weiteste Verbreitung findet und dass so die Thaten solcher in der Überlieferung fortlebender Personen von Generation zu Generation durch ungehinderte Übertreibungen, welche stets bereitwilliges Gehör finden, immer gewaltiger auswachsen müssen, so lässt sich wohl einsehen, dass mit der Zeit jeder denkbare Grad von Ausdehnung und Idealisirung erreicht werden kann.

So dürfte es nun einleuchtend sein, wie der primitive Mensch — ausgehend von dem wandernden Doppelwesen, das seiner Phantasie im Traume entgegengebracht wird, von diesem fortschreitend zu dem Doppelwesen, das im Tode von dannen geht, und von solchen Geistern, denen anfänglich nur ein zeitweiliges anderes Leben zugeschrieben wird, sich erhebend zu Geistern, welche dauernd fortleben und deshalb in grosser Anzahl sich anhäufen — wie er auf solche Weise ganz allmälig dazu geführt wird, den ihn umgebenden Raum mit übernatürlichen Wesen zu bevölkern, welche dann in seinem Geiste unvermeidlich als die verursachenden Agentien für jedes minder bekannte Vorkommniss sich ausbilden. Und indem

er die auf solchem Wege einmal begonnene Erklärungsweise consequent weiter führt, fällt er den beständig sich vermehrenden abergläubischen Vorstellungen anheim, die wir im Vorhergehenden betrachtet haben.

§. 207.

Wie durchaus naturgemäss die Entstehung dieser Ansichten ist, wird vollends klar werden, wenn wir nun beachten, dass das Entwickelungsgesetz auf dieselben ebenso ungezwungen anwendbar ist wie auf jeden andern natürlichen Vorgang. Ich meine damit nicht etwa blos, dass, wie wir gesehen haben, ein ganzes System von abergläubischen Ansichten durch continuirliches Wachsthum entsteht, wobei jede Stufe unmittelbar zu der nächsten hinüberführt, sondern ich meine namentlich, dass dieser Process vollkommen der allgemeinen Formel der Entwickelung entspricht.

Der Process der Integration zeigt sich uns in erster Linie durch die einfache Zunahme der Masse. In ausserordentlich niedrigen Stämmen, welche blos unbestimmte und hin- und herschwankende Anschauungen hinsichtlich der Doppelwesen der Todten besitzen, findet sich auch noch keine feststehende Gruppe von vermeintlichen übernatürlichen Wesen. Bei weiter Vorgeschrittenen, welche glauben, dass die Geister ein zeitweiliges anderes Leben besässen, bilden die verstorbenen Glieder des Stammes bereits eine in den Vorstellungen lebende Gesellschaft, welche, obwohl sie sich beständig vermehrt, doch auch beständig sich wieder auflöst — ein Haufen, der nicht zunimmt, weil die Abzüge dem neu Hinzugefügten die Wage halten. Wenn dann aber später der Glaube an dauernd fortlebende Geister entsteht, so wächst nothwendigerweise dieser Haufen, und sein Wachsthum wird um so erheblicher sein, je mehr sich einestheils die Gesellschaft vergrössert und je länger anderntheils die Überlieferungen festgehalten werden. Daraus ergiebt sich denn eine solche Vermehrung der übernatürlichen Wesen, dass selbst die hervorragenderen unter ihnen kaum noch sich aufzählen lassen. Gomara erzählt uns, dass „die Götter von Mexico „die Zahl von zweitausend erreichen sollen“ und zu dieser Menge ist die noch viel grössere Anzahl von Dämonen, Geistern und Seelen der nicht besonders ausgezeichneten Personen hinzuzufügen, welche an jedem Orte speciell anerkannt werden. Eine ähnliche ungeheure Vermehrung durch einfache Integration boten die Mythologien der

Alten dar und Beispiele aus der Gegenwart sind die Mythologien in Indien sowie diejenige von Japan.

Neben dieser Zunahme der Masse geht, ganz entsprechend dem Entwickelungsgesetz, eine Zunahme des Zusammenhangs einher. Die Ansichten des primitiven Menschen sind verworren und unzusammenhängend; verschiedene Glieder des Stammes stellen verschiedene Behauptungen auf und eines und dasselbe Individuum wechselt in seinen Erklärungen, wie es gerade die Gelegenheit mit sich bringt. Im Laufe der Zeiten aber werden die Ansichten zu einem wohlgefugten System ausgearbeitet. Ferner dehnt sich die Hypothese, zu welcher die Geistertheorie geführt hat und welche anfänglich auf aussergewöhnliche Vorkommnisse beschränkt blieb, auf sämmtliche Erscheinungen aus, so dass denn die Eigenschaften und Thätigkeiten der Dinge in der Umgebung so gut wie die Gedanken und Gefühle der Menschen jenen unsichtbaren Wesen zugeschrieben werden, welche dergestalt einen zusammengesetzten Mechanismus der Verursachung darstellen.

Aber nicht nur an Masse und Zusammenhang nimmt dies übernatürliche Aggregat fortwährend zu, sondern auch an Ungleichheit. So vollkommen einander gleich auch die Geister ursprünglich vorgestellt werden, so erlangen sie doch eine gewisse Verschiedenheit, sobald der Stamm anwächst, verwickeltere Beziehungen eingeht und eine Geschichte zu haben beginnt: die im Anfang fast durchaus gleichartige Geisterfauna differencirt sich. Ursprünglich waren die einzigen Unterschiede von gut oder böse zwischen den Doppelwesen der Todten blos von der Art, wie sie die betreffenden lebenden Menschen gezeigt hatten, und ebenso beschränkt waren die Verschiedenheiten in ihrer Macht. Aber bald drängen sich in den Vorstellungen Gegensätze hinsichtlich der Gutartigkeit zwischen den Geistern der Angehörigen und den Geistern anderer Personen hervor, und noch schärfere Gegensätze namentlich zwischen befreundeten, dem Stamme angehörenden und böswilligen Geistern aus andern Stämmen. Wenn gesellschaftliche Rangstufen entstanden sind, so schliessen sich ihnen bald auch Gegensätze im Rang und der damit verbundenen Machtvollkommenheit zwischen den übernatürlichen Wesen an — Gegensätze, die immer bestimmter zum Ausdruck kommen, je weiter sich die Sagen ausdehnen. Schliesslich bildet sich dann auf diese Weise eine ganze Hierarchie von theilweise vergötterten Vorfahren, Halbgöttern, grossen Göttern,

und unter den grossen Göttern endlich einer, welcher zum obersten Gott wird, während gleichzeitig eine entsprechende Hierarchie von teuflischen Mächten aufkommt.

Sodann folgen jene ferneren Differencirungen, welche die Functionen und Wohnsitze dieser übernatürlichen Wesen bis ins Einzelne ausgestalten, so dass mit der Zeit jede Mythologie ihre grossen und kleinen herrschenden Gewalten bekommt, von Apollo bis herab zur Dryade, von Thor bis herab zum Wassernix, von einem Heiligen bis herab zu einer Fee. Und so geht aus dem ursprünglichen kleinen und beinah gleichförmigen Aggregat von übernatürlichen Wesen allmälig ein Aggregat hervor, das in demselben Maasse, als es an Umfang gewinnt, auch immer vielgestaltiger wird.

Der Übergang vom Unbestimmten zum Bestimmten zeigt sich nicht minder deutlich. Jene erste Stufe, auf welcher die Menschen Furcht vor den Todten verrathen und dennoch für sich selbst keine zukünftige Existenz erwarten, bietet uns die äusserste Unbestimmtheit der Geistertheorie dar. Selbst nachdem die Geistertheorie schon gut ausgebildet ist, bleibt doch der Glaube an die daraus hervorgehenden übernatürlichen Wesen, obgleich sehr lebhaft, doch ziemlich unklar. Während LIVINGSTONE als bezeichnend für das Volk von Angola angiebt, es sei „fortwährend damit beschäftigt, „durch Gebete den Zorn der abgeschiedenen Seelen zu besänftigen“, sagt er doch zugleich, dass sie „nur halb entwickelte Ideen und „Überlieferungen von dem oder jenem Dinge haben, sie wissen „selbst nicht von was“. Und ähnliche Berichte über uncivilisirte Racen aus andern Gegenden werden von verschiedenen Reisenden geliefert. Aber mit weiterem Fortschreiten klären sich auch diese Vorstellungen immer vollständiger. Die verschiedenen Arten von übernatürlichen Wesen erlangen grössere Bestimmtheit in ihren Formen, Neigungen, Kräften und Gewohnheiten, bis sie schliesslich in ausgebildeten Mythologien durch ganz genau bezeichnende Attribute nach kleinsten Gruppen und selbst nach Individuen unterschieden werden.

Es ist demnach unzweifelhaft, dass die ein System von Aberglauben bildenden Ansichten sich auf dieselbe Weise entwickeln wie alle andern Dinge. Durch einen Process beständiger Integration und Differencirung werden sie zu einem Aggregat umgeformt, das, während es an Masse zunimmt, aus einem Zustand unbestimmter, unzusammenhängender Gleichartigkeit in den von bestimmter, zu-

sammenhängender Ungleichartigkeit übergeht. Dieser Zusammenhang ist in der That unvermeidlich. Das Gesetz, welchem das sich entwickelnde menschliche Wesen und naturgemäss auch die sich entwickelnde menschliche Intelligenz unterworfen ist, muss nothwendigerweise auch für alle Erzeugnisse dieser Intelligenz Geltung haben. Dies Gesetz kommt in den Structuren und in Folge dessen in den Functionen dieser Structuren zum Ausdruck. Und so ist es nicht anders möglich, als dass es auch in den concreten Kundgebungen der Functionen hervortritt. Gerade wie die Sprache, als objectives Erzeugniss betrachtet, den Stempel dieses subjectiven Processes an sich trägt, so auch jenes System von Ideen hinsichtlich der Natur der Dinge, welches der Geist allmälig ausarbeitet. Die Theorie vom Kosmos, welche mit regelloser Geisterthätigkeit beginnt und mit dem gesetzmässigen Wirken einer universalen Unbekannten Macht endigt, liefert uns abermals ein Beispiel für das Gesetz, welchem alle aufsteigenden Umwandlungen gehorchen.

Thatsächlich also absorbirt die Entwickelungshypothese alle vorhergehenden und ihr widersprechenden Hypothesen und verstärkt sich selbst durch Aufnahme ihrer Bestandtheile.

XXVII. Capitel.

Der Umfang der Sociologie.

§. 208.

Ohne Zweifel ist im Geiste manches Lesers, der mit kritischem Blicke die logische Anordnung verfolgte, der Gedanke aufgestiegen, dass die vorhergehenden Capitel neben den Thatsachen der Sociologie noch manche andere Dinge einschliessen, welche einen Theil der Sociologie selbst bilden. Indem ich zugeben muss, dass dieser Einwurf einen Anschein von Berechtigung hat, kann ich doch zugleich erwidern, dass sich in keinem Falle die Thatsachen einer Wissenschaft genau darstellen lassen, bevor eine gewisse Kenntniss der Wissenschaft selbst erreicht worden ist, und dass die analytische Betrachtung, welche die Thatsachen kennen lehrt, nicht angestellt werden kann ohne Rücksicht auf die Gesammtheit der analysirten Erscheinungen. Beispielsweise setzt in der Biologie die Erklärung der Functionen eine Kenntniss der verschiedenen physikalischen und chemischen Vorgänge voraus, welche im ganzen Organismus ablaufen. Allein diese physikalischen und chemischen Vorgänge werden erst dann begreiflich, wenn die Beziehungen der Structur und die Wechselwirkungen der Functionen bekannt sind, und ferner können diese physikalischen und chemischen Vorgänge auch nicht beschrieben werden ohne Rücksichtnahme auf die durch sie zu erklärenden Lebensvorgänge. Ebenso ist es auch in der Sociologie unmöglich, den Ursprung und die Ausbildung jener Vorstellungen und Gefühle, welche die wesentlichen Factoren der socialen Entwickelung bilden, zu erklären, ohne unmittelbar oder mittelbar die Phasen dieser Entwickelung mit in Betracht zu ziehen.

Die Nothwendigkeit, eine solche vorläufige Darstellung der Thatsachen und ganz besonders den letztern Theil derselben zu geben, wird sich vollends klar erkennen lassen, wenn wir nun die Resultate sammeln, verallgemeinern und bestimmt formuliren.

§. 209.

Nachdem wir die Wahrheit erkannt, dass die Erscheinungen der socialen Entwickelung theils durch die äussern Einwirkungen, denen das gesellschaftliche Aggregat ausgesetzt ist, und theils durch die Natur seiner Bestandtheile bedingt werden, und nachdem wir dargelegt, dass diese beiden Gruppen von Factoren selbst einer fortschreitenden Veränderung unterliegen, je weiter sich die Gesellschaft entwickelt, wendeten wir unsere Aufmerksamkeit diesen beiden Gruppen von Factoren in ihrer ursprünglichen Gestalt zu.

Es wurde ein Überblick über die unorganischen und organischen Bedingungen an den verschiedenen Stellen der Erdoberfläche gegeben und die Wirkungen von Kälte und Wärme, von Feuchtigkeit und Trockenheit, von Oberflächenbeschaffenheit, Umriss, Boden, Mineralien, von Flora und Fauna hervorgehoben. Nachdem wir gesehen, wie die sociale Entwickelung auf ihren frühesten Stufen ganz und gar von einer günstigen Combination der Umstände abhängig ist, und nachdem wir sodann dargelegt, wie mit dem Fortschritt in der socialen Ausbildung allerdings eine Zunahme in der Unabhängigkeit von den äusseren Verhältnissen Hand in Hand geht, diese aber immerhin stets wichtige Factoren bleiben, konnten wir damit schliessen, dass wir hier, wo es sich um die Principien der Entwickelung handelte, die allen Gesellschaften gemeinsam sind, diese speciellen äussern Factoren wohl vernachlässigen durften, welche blos einige ihrer speciellen Eigenthümlichkeiten bestimmen.

Unsere Aufmerksamkeit nahmen sodann die innern Factoren in Anspruch, welche primitive Gesellschaften darbieten. Es wurde eine Darstellung des „primitiven Menschen von physischer Seite“ gegeben, welche zeigte, dass er sowohl seiner ganzen Statur, seinem Bau und seinen Kräften nach wie auch durch seine Unempfindlichkeit und seinen Mangel an Energie wenig geeignet war, die Schwierigkeiten auf dem Wege zum Fortschritt zu überwinden. Eine Prüfung des „primitiven Menschen von emotioneller Seite“ führte uns zur Einsicht, dass seine Unbedachtsamkeit und sein auf-

brausendes Wesen, nur in geringem Grade durch gesellschaftlichen Sinn und durch altruistische Gefühle zurückgedrängt, ihn für gemeinschaftliches Zusammenwirken untauglich machen. Und endlich sahen wir in dem Capitel über den „primitiven Menschen „von intellectueller Seite“, dass er zwar durch sein lebhaftes und scharfes Wahrnehmungsvermögen wohl seinen primitiven Bedürfnissen angepasst ist, dass aber sein geistiger Typus gerade der Fähigkeiten ermangelt, welche zum Fortschritt in der Erkenntniss nothwendig wären.

Hatten wir dergestalt dies als die allgemeinen Züge der primitiven gesellschaftlichen Einheit erkannt, so fanden wir anderseits, dass noch gewisse speciellere Züge zu berücksichtigen blieben, welche durch seine Ideen und die damit verbundenen Gefühle bedingt sind. Dies führte uns eben dazu, die Entstehung jener Glaubensansichten über seine eigene Natur und die Natur der ihn umgebenden Dinge zu verfolgen, welche im letzten Capitel in summarischer Übersicht zusammengestellt worden sind. Und nun beachte man den hiemit erreichten allgemeinen Schluss. Derselbe besagt, dass das Betragen des primitiven Menschen theilweise durch die Gefühle bestimmt wird, mit denen er die Menschen in seiner Umgebung betrachtet, theilweise aber auch durch die Gefühle, mit denen er die Menschen betrachtet, welche abgeschieden sind. Aus diesen beiden Gruppen von Gefühlen entspringen zwei hochwichtige Gruppen von socialen Factoren. Während nämlich die Furcht vor den Lebenden die Wurzel der bürgerlichen Gesetze ist, wird die Furcht vor den Todten zur Wurzel der religiösen Gesetze. Bedenken wir, welch grossen Antheil die daraus entspringende Ahnen-Verehrung an der Gestaltung des Lebens bei dem Volke hatte, welches im Nilthal zuerst eine hohe Civilisation erreicht hat; — bedenken wir, dass die alten Peruaner einem strengen gesellschaftlichen System unterworfen waren, welches in einer so fein ausgearbeiteten Ahnen-Verehrung wurzelte, dass die Lebenden geradezu Sclaven der Todten genannt werden konnten; — bedenken wir endlich, dass auch in China eine ähnliche Verehrung geherrscht hat und noch fortdauert, welche ähnliche Einschränkungen mit sich bringt, so muss wohl einleuchtend werden, dass wir in der Furcht vor den Todten einen socialen Factor vor uns haben, der anfangs nicht minder wichtig, wenn nicht vielleicht sogar noch wichtiger ist als die Furcht vor den Lebenden.

Und damit ist wohl auch die Nothwendigkeit dargethan, zunächst den vorhergehenden Überblick über den Ursprung und die Ausbildung dieses Zuges der socialen Einheiten zu geben, mit Hülfe dessen erst eine Coordinirung ihrer Thätigkeiten möglich wird.

§. 210.

Indem nun die Wissenschaft der Sociologie von derartig bedingten, von in physischer, emotioneller und intellectueller Hinsicht derartig beschaffenen und von durch solche frühzeitig erworbene Vorstellungen und entsprechende Gefühle beherrschten socialen Einheiten ausgeht, hat sie über alle die Erscheinungen Rechenschaft zu geben, welche aus ihrer vereinten Thätigkeit entspringen.

Die einfachsten dieser vereinten Thätigkeiten sind diejenigen, durch welche auf einander folgende Generationen der Einheiten erzeugt, aufgezogen und zum Zusammenwirken geeignet gemacht werden. Die Ausbildung der Familie steht demnach in erster Linie. Es sind die verschiedenen Weisen zu verfolgen, auf welche die Pflege der Nachkommenschaft durch freie Vermischung, durch Polyandrie, durch Polygynie und durch Monogamie beeinflusst wird, ebenso die Resultate der exogamen und der endogamen Ehe. Diese Erscheinungen dürfen aber nicht nur hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Forterhaltung der Race in Zahl und Qualität berücksichtigt werden, sondern sind auch insofern zu betrachten, als sie das häusliche Leben der Erwachsenen berühren. Überdies bedarf es neben einer Untersuchung, inwiefern die verschiedenen Formen der geschlechtlichen Beziehungen das Familienleben abändern, auch einer Behandlung derselben in Bezug auf das öffentliche Leben, auf welches sie einwirken und welches auf sie zurückwirkt. Und endlich sind nach den geschlechtlichen Beziehungen auf ähnliche Weise auch die älterlichen und kindlichen Beziehungen zu behandeln.

Die Sociologie hat dann zunächst die Entstehung und Ausbildung jener staatlichen Organisation zu beschreiben und zu erklären, welche auf so mannigfaltige Weise das Handeln bestimmt — welche die Thätigkeiten der Individuen zu Zwecken des Angriffs oder der Vertheidigung von Stamm oder Nation unter sich verbündet, welche dieselben in einigen ihrer Beziehungen zu einander einschränkt und welche ihnen auch in einigen ihrer Beziehungen zu sich selbst Einschränkungen auferlegt. Sie hat die Relationen

dieses coordinirenden und controlirenden Apparates zu dem besetzten Gebiet, zur Anzahl und Vertheilung der Bevölkerung und zu den Mitteln des gegenseitigen Verkehrs zu verfolgen. Sie hat die Verschiedenheiten der Form nachzuweisen, welche dieses Agens bei den verschiedenen socialen Typen — nomadischen und sesshaften, kriegerischen und gewerbsthätigen — darbietet. Sie hat die wechselnden Beziehungen zwischen dieser regulirenden Einrichtung, welche unproductiv ist, und jenen Einrichtungen darzulegen, welche die Production in Gang erhalten und nationales Leben möglich machen. Nicht minder hat sie auch die Verbindungen zwischen den die bürgerliche Ordnung aufrecht erhaltenden Einrichtungen und ihren gegenseitigen Einfluss auf einander darzulegen, sowie dasselbe hinsichtlich der Regierungseinrichtungen, die sich zu gleicher Zeit ausbilden, — die kirchlichen und die ceremoniellen. Und endlich hat sie auf jene Abänderungen Rücksicht zu nehmen, welche die dauernden staatlichen Einschränkungen beständig am Charakter der socialen Einheiten hervorbringen, und ebenso die Abänderungen, welche durch die Rückwirkungen des umgewandelten Charakters der Einheiten auf die staatliche Organisation hervorgebracht werden.

In ähnlicher Weise ist die Entwickelung der kirchlichen Structuren und Functionen zu beschreiben. Indem wir von der Stufe derselben ausgehen, wo sie noch mit den staatlichen Structuren und Functionen vereinigt und oft kaum von ihnen zu unterscheiden sind, müssen wir ihre immer weiter abweichende Ausbildung verfolgen. Wie der Antheil des kirchlichen Einflusses an staatlichen Vorgängen allmälig immer geringer wird; wie umgekehrt auch die staatlichen Einflüsse eine immer geringere Rolle in kirchlichen Vorgängen spielen, — das sind Erscheinungen, die wir zu betrachten haben. Wie ferner die innere Organisation der Priesterschaft sich differencirt und integrirt, je mehr die Gesellschaft anwächst; wie sie demgemäss hinsichtlich ihres Typus in unmittelbarer Beziehung zu den gleichzeitig existirenden politischen und andern Organisationen steht, und wie Veränderungen der Structur in jener sich mit Veränderungen der Structur in diesen verknüpfen, sind gleichfalls Gegenstände unserer Besprechung. Ferner muss die fortschreitende Abweichung zwischen der Gruppe von Regeln, die sich allmälig zum bürgerlichen Gesetz ausgestalten, und der Gruppe von Regeln nachgewiesen werden, welche die kirchliche Organisation aufdrängt, und innerhalb dieser zweiten Gruppe von Regeln ist das

Auseinandergehen derjenigen, welche zum Codex des religiösen Ceremoniells, und derjenigen, welche zum Codex der sittlichen Vorschriften werden, zu verfolgen. Und überdies hat die Wissenschaft zu beachten, in welchen Beziehungen das kirchliche Element hinsichtlich seiner Structur, Functionen und Gesetze, seines Glaubensbekenntnisses und seiner Sitten zur geistigen Natur der Bürger steht und wie die Einwirkungen und Rückwirkungen beider sich gegenseitig modificiren.

Das gleichzeitig sich entwickelnde System von Einschränkungen, durch welche die untergeordneten Thätigkeiten der Bürger im täglichen Leben regulirt werden, ist sodann zu behandeln. Als Dienerin der staatlichen und kirchlichen Controle und anfänglich unzertrennlich von ihnen, tritt uns die in ceremoniellen Gebräuchen verkörperte Controle entgegen, welche, mit Regeln der Classenunterordnung beginnend, zu Regeln des Verkehrs zwischen Mensch und Mensch sich entfaltet. Die Verstümmelungen, welche Unterwerfung bezeichnen und zu Brandmalen der Knechtschaft werden; die Verbeugungen, welche ursprünglich dem Besiegten auferlegte Zeichen der Unterjochung sind; die Titel, nichts Anderes als Worte, welche direct oder bildlich die Oberherrschaft über diejenigen ausdrücken, welche sie aussprechen; die Begrüssungen, gleichfalls nur schmeichelhafte Versicherungen der Unterwerfung und der damit verbundenen niedrigeren Stellung — diese und manche andere Erscheinungen sind in ihrer Entstehung und Entwickelung als besonders mitwirkendes regulatives Agens zu verfolgen. Sodann sind im Einzelnen zu beleuchten: das Wachsthum der Structureigenthümlichkeit, welche Gebräuche festhält, die Vermehrung, Complication und zunehmende Abgrenzung der Gebräuche und die hiedurch bedingte Entstehung eines Codex von allerhand Regeln über das Betragen, welches sich dem bürgerlichen und religiösen Codex anschliesst. Auch diese regulativen Einrichtungen müssen dann in ihren Beziehungen zu andern gleichzeitigen regulativen Einrichtungen betrachtet werden, mit denen sie beständig eine gewisse Übereinstimmung hinsichtlich ihrer einschränkenden Kraft beweisen. Und ebenso bedürfen die wechselseitigen Einflüsse, welche durch diese Einschränkungen auf die Natur des Menschen und durch die Natur des Menschen auf jene ausgeübt werden, einer Erörterung.

Sind hiemit die zusammenordnenden Structuren und Functionen behandelt worden, so bleiben noch die zusammengeordneten Struc-

turen und Functionen zu besprechen übrig. Die regulative und die operative sind in jeder Gesellschaft die Abtheilungen, welche sich im allgemeinsten Gegensatz zu einander befinden, und die Untersuchungen von der höchsten Wichtigkeit in der Gesellschaftswissenschaft betreffen gerade die Beziehungen zwischen ihnen. So haben wir denn die Stufen zu studiren, welche der industrielle Theil von seiner ursprünglichen Vereinigung mit dem regierenden Theil bis zu seiner schliesslichen Abtrennung durchläuft. Ein damit verwandtes Untersuchungsobject ist die Entstehung jener regulativen Einrichtungen, welche der industrielle Theil innerhalb seines Gebietes entwickelt. Mit Rücksicht auf die Production müssen die Thätigkeiten seiner Einheiten bestimmt geleitet werden, und wir haben nun die verschiedenen Formen des leitenden Apparates zu besprechen: — die Regierungsformen, unter denen gesonderte Gruppen von Arbeitern thätig sind, dann die Regierungsformen, unter denen Arbeiter auf demselben Arbeitsfeld und von derselben Classe sich vereinigen (um sich schliesslich in Gilden und Vereinigungen zu differenciren), und die Regierungsform, welche die Thätigkeiten der verschiedenen industriellen Einrichtungen im Gleichgewicht erhält. Es sind ferner die Beziehungen zwischen den Formen dieser industriellen Regierungen und den Formen der gleichzeitig existirenden staatlichen und kirchlichen Regierungen auf jeder einzelnen Stufe zu berücksichtigen, wie nicht minder die Beziehungen zwischen jeder dieser auf einander folgenden Formen und der Natur der Bürger; und auch hier macht sich eine Wechselseitigkeit der Einflüsse geltend. Dem regulativen Theil der industriellen Organisation schliesst sich der operative Theil an, ebenfalls seine auf einander folgenden Stufen der Differencirung und Integration darbietend. Ist hier zuerst die Sonderung des vertheilenden (distributiven) vom erzeugenden (productiven) System nachgewiesen worden, so ist dann die immer zunehmende Theilung der Arbeit innerhalb jedes derselben zu verfolgen: — die Entstehung von verschiedenen Graden und Arten unter den Vertheilern sowohl wie unter den Erzeugern. Und endlich sind die Wirkungen beizufügen, welche die einzelnen sich entwickelnden und differencirenden Industriezweige auf einander ausüben, — die Fortschritte der industriellen Künste selbst, wie sie vermöge der durch ihre gegenseitige Verbesserung erlangten Hülfeleistung hervorgerufen werden.

Nach diesen Structuren und Functionen, welche die Organisation

und das Leben jeder Gesellschaft ausmachen, sind gewisse damit verbundene Ausbildungen zu behandeln, welche die sociale Entwickelung unterstützen und ihrerseits von dieser gefördert werden — die Gebilde der Sprache, der Wissenschaft, der Moral, der Ästhetik.

Der sprachliche Fortschritt ist in erster Linie zu betrachten, sofern er sich in der Sprache selbst kundgiebt, während sie aus einem verhältnissmässig unzusammenhängenden, unbestimmten und gleichartigen Zustand in höhere Zustände übergeht, die immer zusammenhängender, bestimmter und ungleichartiger sind. Wir haben zu berücksichtigen, wie die Zunahme der gesellschaftlichen Complicirtheit zu einer Zunahme in der Complicirtheit der Sprache wird und wie eine Sprache in demselben Maasse, als die betreffende Gesellschaft sesshaft wird, die Möglichkeit gewinnt, dauernde Gestalt zu erlangen. Es ist hiebei der Zusammenhang hervorzuheben, welcher zwischen der Ausbildung der Wörter und Sätze und der correlativen Ausbildung des Denkens besteht, das sie fördern und von dem sie selbst gefördert werden; und zwar ist dies Gegenseitigkeitsverhältniss in Hinsicht auf die sich steigernde Menge, Mannigfaltigkeit und Genauigkeit nachzuweisen, zu deren Erlangung beide einander behülflich sind.

Als eine andere Begleiterscheinung des gesellschaftlichen Fortschrittes ist ferner der Fortschritt der Intelligenz zu behandeln, der sich demnach unmittelbar mit dem Fortschritt in der Sprache verknüpft und, während er vom gesellschaftlichen Fortschritt gefördert wird, seinerseits diesen fördert. Aus Erfahrungen, die sich anhäufen und aufgezeichnet werden, entspringen Vergleichungen, und diese führen zu Verallgemeinerungen einfacher Art. Mit der Aufstellung jeder neuen Wahrheit gewinnen die Ideen von Gleichförmigkeit, Gesetz, Ursache, die auch erst entstanden sind, allmälig immer mehr an Klarheit. Und während wir hier den Zusammenhang zwischen jeder Phase der Wissenschaft und der sie begleitenden Phase des gesellschaftlichen Lebens zu beachten haben, sind nicht minder die Stufen hervorzuheben, welche innerhalb des Körpers der Wissenschaft selbst beim Fortschreiten von wenigen, einfachen, unzusammenhängenden Wahrheiten zu einer ganzen Anzahl von besondern Wissenschaften durchlaufen werden, die zusammen einen grossen Organismus von zahlreichen, mannigfaltigen, genauen und zusammenhängenden Wahrheiten bilden.

Die emotionellen Abänderungen, welche, wie oben angedeutet

wurde, gesellschaftliche Abänderungen begleiten, als Ursachen sowohl wie als Wirkungen, beanspruchen ebenfalls eine besondere Aufmerksamkeit. Neben der Besprechung der Wechselwirkungen des gesellschaftlichen und des sittlichen Zustandes haben wir auch eine Besprechung der damit verknüpften Abänderungen jener Sittencodices vorzunehmen, in welchen die sittlichen Gefühle ihren geistigen Ausdruck finden. Jene Art des Betragens, welche jede einzelne Form von Régime nothwendig macht, findet stets für sich selber eine Rechtfertigung, welche einen ethischen Charakter annimmt; und darum muss auch die Ethik in ihrer Abhängigkeit von der Gesellschaft behandelt werden.

Sodann kommen die Gruppen von Erscheinungen, die wir ästhetische nennen und die, soweit sie in Kunsterzeugnissen und in den correlativen Gefühlen sich verkörpern, jede nach ihrer eigenthümlichen Entwickelung für sich betrachtet und nach den Beziehungen dieser Entwickelung zu den mit ihnen verknüpften gesellschaftlichen Erscheinungen studirt werden müssen. Wie sich Architectur, Sculptur und Malerei und ebenso Tanzkunst, Musik und Poesie von einer gemeinsamen Wurzel abzweigen, so sind sie auch nach einander in ihrer Verbindung mit den staatlichen und kirchlichen Entwickelungsstufen, mit den gleichzeitigen Phasen der sittlichen Gefühle und mit den verschiedenen Graden des intellectuellen Fortschrittes zu besprechen.

Zuletzt bleibt noch die gegenseitige Abhängigkeit von Structuren, Functionen und Producten in ihrer Gesammtheit genommen zu untersuchen übrig. Nicht allein beeinflussen sich alle die oben aufgezählten Organisationen, die häusliche, staatliche, kirchliche, ceremonielle und industrielle, durch ihre jeweiligen Thätigkeiten, und nicht allein werden sie alle täglich beeinflusst durch den Zustand der Sprache, des Wissens, der Moral und der Künste, sondern die letztern werden ihrerseits sämmtlich von jenen und ebenso von einander beeinflusst. Zwischen diesen verschiedenen Gruppen von Erscheinungen findet doch immer ein gewisser Consensus statt; die höchste Vollendung der Sociologie aber ist es, wenn sie das ungeheure, vielgestaltige Aggregat so zu erfassen vermag, dass ersichtlich wird, wie jede einzelne Gruppe auf jeder einzelnen Stufe theils durch ihre eigenen Antecedentien, theils durch die vergangenen und gegenwärtigen Einwirkungen aller andern auf sie bestimmt wird.

§. 211.

Bevor wir jedoch nun an den Versuch herantreten, diese höchst verwickelten Erscheinungen zu erklären, müssen wir durch genaue Erforschung derselben die thatsächlichen Beziehungen von Gleichzeitigkeit und Folge kennen lernen, in denen sie zu einander stehen. Durch Vergleichung von Gesellschaften verschiedener Arten und von Gesellschaften auf verschiedenen Stufen müssen wir zu ermitteln suchen, welche Eigenthümlichkeiten der Grösse, Structur, Function u. s. w. gewöhnlich mit einander verbunden sind. Oder anders ausgedrückt: — einer deductiven Erklärung der allgemeinen Wahrheiten muss eine inductive Feststellung derselben vorausgehen.

Indem wir hiemit die Vorbemerkungen abschliessen, wollen wir nun die Thatsachen der Sociologie zu dem Zwecke näher prüfen, um zu sehen, zu was für empirischen Verallgemeinerungen sie sich zusammenordnen lassen.

Anhang.

Anhang A.

Anmerkungen zum I. Theil.

Um eine Überbürdung des Textes mit Beispielen — die selbst jetzt vielleicht noch allzu zahlreich sind — zu verhüten, überging ich viele, die ich noch hätte hinzufügen können: die einen, weil sie überflüssig erschienen, die andern, weil sie zu lang waren. Theilweise nun um die schlagenderen unter diesen doch noch vorzuführen, mache ich diesen Anhang, hauptsächlich aber um Zeugnisse beizubringen, welche seither zu Tage getreten sind und welche einzelne meiner nicht hinlänglich unterstützten Folgerungen nachträglich bestätigen.

Primitive Leichtgläubigkeit. — In der Entstehung der abergläubischen Vorstellungen giebt es einen Factor, der sehr schwer genügend gewürdigt werden kann: Das unbedingte Vertrauen nämlich, mit welchem Behauptungen aufgenommen werden. Es mögen deshalb hier ein oder zwei Fälle zu dem Zwecke angeführt werden, um die Geistesverfassung zu erläutern, welche ganz ungereimte Glaubensansichten so sehr begünstigt und den allerverdrehtesten Überlieferungen allgemeine Verbreitung verschafft hat.

Von den Leuten der Negerküste sagt Winterbottom (Vol. I. S. 255):

„— So fest sind sie von der Wirksamkeit dieser Mittel zu ihrem „Schutze (der Amulete u. s. w.) überzeugt, dass ein Africaner, ein „Mann von ziemlich überlegenem Geiste, einem meiner Freunde, den „er soeben erst wegen seiner sichern Hand belobt hatte, die Erlaubniss „anbot, mit einer scharf geladenen Pistole auf ihn zu schiessen.“

Laird und Oldfield erzählen uns von den Binnenlandnegern (Vol. II. S, 10), dass ein Nuffi-Weib —

„sich einbildete, ein „Maghony“ (Zaubermittel) zu besitzen, das sie „für alle scharfen Werkzeuge und schneidenden Instrumente unverwund-

„bar mache. So bestimmt war ihr Glaube und so sehr war sie von der „Wirksamkeit ihres Zaubermittels überzeugt, dass sie bereitwillig darauf „einging, ihr Bein hinzuhalten, während eine andere Person mit einem „Beil darauf schlagen sollte. Der König (oder Häuptling) ihrer Stadt, „als er dies gehört, beschloss, die Kraft ihres Zaubermittels zu er- „proben, und forderte einen Mann auf, ein Beil zu nehmen und zu „sehen, ob dies wundervolle „Maghony“ sie vor dessen Wirkungen „schützen würde ..... Ihr Bein wurde auf einen Block gelegt und „ein kräftiger Schlag auf dasselbe unterhalb des Knies geführt ..... „Zu des armen Weibes grossem Entsetzen und zum Schrecken aller „Anwesenden flog ihr Bein nach der andern Seite der Hütte.“

Dieser absoluten Festigkeit des Glaubens an Dogmen, welche Jedem während seiner Jugendzeit durch ältere Leute eingeprägt werden, muss man die Bereitwilligkeit zuschreiben, mit der Diener, Weiber und sogar Freunde bei einer Leichenfeierlichkeit sich selbst tödten, um sich in der andern Welt mit dem Verstorbenen vereinigen zu können. Das von Bancroft (Vol. I, S. 288) erwähnte Beispiel von dem Walla-Walla-Häuptling, welcher „sich selbst zusammen mit dem „letzten seiner fünf Söhne lebendig in dessen Grab legen liess“ — was uns zugleich an die Fidschianer und Tannesen erinnert, die so frohgemuth in ihren freiwilligen Tod gehen, — zeigt uns in extremer Ausbildung diese geistige Eigenthümlichkeit, welche die verkehrtesten Glaubensansichten möglich macht.

Natürliche Täuschungen. — Im §. 53 hob ich hervor, dass diese möglicherweise dazu beitragen können, die sonderbaren Vorstellungen von den Dingen zu verstärken, welche sich der primitive Mensch gebildet hat. Inwiefern sie in der That eine solche Rolle spielen, beweist die folgende Stelle aus Vambéry's „Sketches of Central Asia“, Seite 72 u. 73.

»Als wir das Hochplateau von Kaflan Kir überschritten, welches „einen Theil von Ustyort bildet und sich gegen Nordosten hin erstreckt, „war unser Horizont häufig mit der schönsten Fata Morgana „geschmückt. Dieses Phänomen ist sicherlich gerade in dieser heissen, „aber trockenen Atmosphäre der Wüsten von Central-Asien in grösster „Vollkommenheit zu sehen und es bietet die glänzendsten optischen „Täuschungen, die man sich nur vorstellen kann. Ich war stets ent- „zückt über diese Gemälde von Städten, Thürmen und Schlössern, „die in der Luft tanzten, von gewaltigen Carawanen, von kämpfenden „Reitern und von einzelnen riesenhaften Gestalten, welche fortwährend „verschwanden, um an einer andern Stelle wieder aufzutauchen. Was „meine nomadischen Begleiter betrifft, so betrachteten sie die Um- „gegend der Stellen, wo diese Erscheinungen zu beobachten waren, „mit nicht geringer Furcht. Ihrer Meinung nach waren dies die „Geister von Menschen und Städten, welche früher daselbst existirten „und nun zu gewissen Zeiten in der Luft herum rollen.“

Schlaf und Träume. — Seitdem ich die Lieferung herausgegeben, welche das X. Capitel enthält, ist meine Aufmerksamkeit durch einen Subscribenten des Werkes auf einen bemerkenswerthen Fall von Fortleben der primitiven Idee gelenkt worden, dass die Seele den Körper während des Schlafes verlasse. Derselbe findet sich dargestellt auf Seite 56 eines Werkes über „The British Jews“ von dem Rev. John Mills.

„Der Schlaf wird als eine Art von Tod betrachtet, wobei die „Seele den Körper verlässt, beim Erwachen aber demselben zurück„gegeben wird. Daher erwartet man von dem Juden, dass er beim „Erwachen regelmässig das Folgende wiederhole: — ‚Ich bekenne vor „Dir, dem lebendigen und ewigen König, dass Du mir in Deiner „grossen Barmherzigkeit und Treue meine Seele wieder gegeben „hast‘ . . . . . Während des Schlafes, wenn die Seele den Körper „verlassen, haben nach der volksthümlichen Meinung böse Geister in „demselben verweilt; in Folge dessen muss er unmittelbar nach dem „Aufstehen die Hände und das Gesicht waschen — eine Art Reinigung „— um sich aller Unreinigkeiten dieses theilweisen Todes zu ent„ledigen.“

Wiederauflebende Leichname. — Die Eyrbiggia-Saga zeigt, dass unter unsern scandinavischen Vorfahren der primitive Glaube noch allgemein herrschend war, der materielle Körper, wieder belebt durch sein herumwandelndes Doppelwesen, könne seine Begräbnissstätte verlassen und Unheil stiften. Hier die betreffende Stelle in kurzem Auszug: —

»Nach dem Tode von Arakell wurde Baegifot wieder unruhig und „wandelte weit von seinem Grabe herum, zum grossen Schrecken und „Schaden der Nachbarschaft, indem er die Heerden sowohl wie die „Hirten erschlug und die Einwohner aus dem Bezirk vertrieb. Es „wurde schnell beschlossen, seinen Leichnam durch Feuer zu ver„zehren; denn . . . . . er oder irgend ein böser Dämon an seiner „Statt missbrauchte seine sterblichen Überreste als Mittel beim Be„gehen dieser Frevelthaten. Der Körper wurde verbrannt.“

Indem ich auf den darin ausgesprochenen Glauben hinweise, der übrigens ganz mit jenem übereinstimmt, welchen wir bei so vielen wilden und halbcivilisirten Völkern vorherrschend gefunden haben, dass nämlich Zerstörung des Körpers diese Art von Auferstehung verhindere, möchte ich ganz besondern Nachdruck auf den gleichfalls darin ausgesprochenen Glauben legen, welcher auch in andern Fällen hervortritt, dass Jeder, der einen Theil des todten Körpers sich aneignet, dadurch Gewalt über die gestorbene Person erlange; denn wenn Zerstörung des Ganzen den Geist vollständig lahm legt, so muss Vernichtung eines Theils jedenfalls dem Geiste schädlich sein.

Zauberei. Im §. 133 wurde die Vermuthung ausgesprochen,

dass eine Beziehung zwischen dem soeben erwähnten Glauben und jenen Kunstgriffen der Magier und Zauberer bestehe, mit deren Hülfe sie die Todten zu erwecken und den Dämonen zu gebieten im Stande sein sollen. Seither sind noch fernere Beweise dafür, dass die höher entwickelten Formen der Zauberei auf solche Weise entstehen, zum Vorschein gekommen. Die folgende Stelle aus Sir GEORGE GREY's „Polynesian Mythology" Seite 114—115 bezeugt den ängstlichen Eifer eines Sohnes, Reliquien seines Vaters aus den Händen der Zauberer zu retten.

„Rata kroch unverzüglich direct gegen das Feuer hin und ver-
„barg sich hinter einigen dicken Büschen des Harakeke; da sah er,
„dass dort auf der andern Seite derselben Büsche einige Priester sich
„befanden, welche an der geheiligten Stätte ihren Dienst versahen;
„und um sich in ihren Zauberkünsten zu unterstützen, machten sie
„von den Gebeinen von Wahieroa Gebrauch, indem sie dieselben zu-
„sammenschmetterten und damit den Tact schlugen, während sie einen
„wunderkräftigen Zaubergesang wiederholten . . . . Da sprang er
„plötzlich auf die Priester los . . . . . Die Gebeine seines Vaters
„Wahieroa wurden dann eifrig von ihm aufgelesen; er stürzte mit
„denselben eilig nach dem Canoe zurück."

Von Seite 34—35 desselben Werkes citire ich eine andere Stelle, welche ebenfalls erkennen lässt, welche Macht der Besitz einer Reliquie verleihen soll: —

„Als der Bauch von Muri-ranga-whenua langsam auf seinen ge-
„wöhnlichen Umfang herabgesunken war, hörte man abermals ihre
„Stimme sagen: ‚Bist Du Maui?' und er antwortete: ‚So ist es'.
„Dann frug sie ihn: ‚Warum hast Du Deine alte Ahnfrau auf so
„betrügerische Weise behandelt?' Und Maui antwortete: ‚Ich war
„darum besorgt, dass Dein Kinnbacken, mit Hülfe dessen die grossen
„Zauberkünste ausgeführt werden können, mir übergeben werden
„möchte'. Sie aber antwortete: ‚Nimm ihn, er wurde für Dich auf-
„gehoben'. Und Maui nahm ihn, und nachdem er dies gethan, kehrte
„er nach dem Orte zurück, wo er und seine Brüder wohnten."

Wenn wir mit diesem und den andern ähnlichen Beispielen, welche im Texte angeführt wurden, die Thatsache verbinden, dass selbst heute noch das Volk in Italien von dem Kinde erzählt, das „gestohlen und „bis zum Kinn eingegraben wurde, während die Hexen es zu Tode „quälten, um aus seiner Leber Höllengebräu zu machen," (Fortnightly Review, Feb. 1873, S. 220), so können wir meiner Ansicht nach kaum daran zweifeln, dass die Schwarzkunst — von dem primitiven Glauben ausgehend, dass der Geist der lebenden Person, der allen Theilen ihres Körpers anhänge, durch Bearbeitung auch eines abgelösten Theiles seines Körpers beeinflusst werde, und von da fortschreitend zu dem Glauben, dass der Geist des todten Menschen in gleicher Weise beeinflusst werde durch Bearbeitung einer Reliquie — ganz wesentlich durch den ferneren Glauben unterstützt wird, dass

der Verstorbene schliesslich sämmtlicher Theile seines Körpers bedürfe und dass daher seinem Geist von demjenigen geboten werden könne, der irgend einen Theil davon besitzt.

Nachdem die oben stehenden Abschnitte bereits in die Druckerei gegangen sind, habe ich noch ein Zeugniss gefunden, welches diese Ansicht noch kräftiger bestätigt. Dasselbe ist in einem soeben herausgekommenen Werk: »Tales and Traditions of the Eskimo« von Dr. Henry Rink enthalten, das von dem Verfasser aus dem Dänischen übersetzt und von Dr. Robert Brown herausgegeben worden ist. Die nachstehenden Auszüge bringe ich in eine Reihenfolge, welche ihre Bedeutung besser erkennen lässt.

„Manche Erzählungen scheinen auf einen Glauben hinzudeuten, „dass die Art und Weise, wie der Körper eines Verstorbenen von den „Überlebenden behandelt wird, den Zustand seiner Seele beeinflusse". — S. 43. „Aber ein erschlagener Mann, wird behauptet, soll die Macht „haben, sich an seinem Mörder zu rächen, indem er in ihn hinein„fährt, was nur dadurch verhindert werden kann, dass man ein Stück „von seiner Leber isst." — S. 45. Sodann werden unter den zur Zauberei nothwendigen Dingen in erster Linie genannt: „Theile vom „menschlichen Körper oder Gegenstände, welche in irgend einer Weise „mit todten Körpern verbunden gewesen sind." — S. 49.

Hier haben wir die drei zusammenlaufenden Vorstellungen vor uns: Beeinflussung des Geistes durch Einwirkung auf den ihm angehörigen Körper, Schutz vor dem Geiste durch Einverleibung eines Theils des Körpers, wodurch eine gewisse Gemeinschaft hergestellt wird, und Bezwingung des Geistes vermöge einer gewaltsamen Behandlung eines Theils des Körpers.

Übernatürliche Agentien. — Im §. 118 sprach ich die Vermuthung aus, dass der Wassernix ursprünglich der Geist eines ertrunkenen Menschen gewesen sei, von dem man nun glaube, er verweile noch an der Stätte seines Todes und charakterisire sich durch die überhaupt allen Geistern zugeschriebene Bosheit, welche nicht durch die gewöhnlichen Begräbnissopfer versöhnt worden sind. Ich hatte damals noch keine Thatsachen in Händen, welche diesen Schluss gestützt hätten; aber seither hat mir das Werk von Herrn Bancroft über „The Native Races of the Pacific States" ein solches geliefert: —

„Indem ich diese Örtlichkeit und diesen Gegenstand verlasse, „möchte ich noch bemerken, dass die Eingebornen den Póhono-Fall „in demselben Thale nach einem bösen Geist benannt haben; viele „Personen sind dort hinuntergerissen und in Stücke zerschmettert „worden. Kein Eingeborner aus der Gegend wird sich jemals heraus„nehmen, nach diesem Wasserfall hinzudeuten, wenn er durch das „Thal geht, und Nichts könnte Einen von ihnen dazu bringen, in „seiner Nähe zu schlafen, denn die Geister der Ertrunkenen treiben „sich in seinem Schaum herum und ihr Klagegeheul kann man beständig

„durch das Zischen seiner herabstürzenden Wasser hindurch hören.“ — Siehe Vol. III, S. 126.

Fetischismus. — Ich glaube, es war Herr Comte, welcher die Ansicht aussprach, dass fetischistische Vorstellungen auch von höheren Thieren gebildelt würden. Da ich der Meinung bin, wofür ich meine Gründe im Texte dargelegt habe, dass der Fetischismus keine ursprüngliche, sondern eine abgeleitete Erscheinung ist, so kann ich ihm selbstverständlich in diesem Punkte nicht beistimmen. Nichtsdestoweniger glaube ich, dass das Benehmen intelligenter Thiere auf die Entstehung desselben ein Licht werfen kann. Ich habe selbst bei Hunden zwei bezeichnende Fälle beobachtet.

Einer dieser Fälle betraf ein gewaltiges Thier, halb Bullenbeisser, halb Schweisshund, der Bekannten von mir gehörte. Während er mit einem Spazierstock spielte, der ihm überlassen worden war und den er am untern Ende gefasst hatte, geschah es zufällig, dass er bei seinen Sprüngen den Handgriff gegen den Boden stemmte: die Folge war, dass das Ende, welches er im Munde hatte, mit Gewalt gegen seinen Gaumen gedrückt wurde. Einen Schrei ausstossend, liess er den Stock fallen, rannte eine ziemliche Strecke davon weg und verrieth eine Bestürzung, die bei einem so grossen und furchtbar aussehenden Geschöpf ganz besonders lächerlich war. Erst nach sehr vorsichtigen Annäherungsversuchen und langem Zaudern gelangte er so weit, den Stock wieder zu packen. Dies Benehmen zeigte aufs Deutlichste die Thatsache, dass der Stock, so lange er keine andern Eigenschaften verrieth, als wie sie dem Hund vertraut waren, von diesem nicht für ein selbstthätiges Agens gehalten wurde, dass aber, als er plötzlich einen Schmerz verursachte und zwar auf eine Weise, die dem Hund nie zuvor von solch einem unbelebten Dinge begegnet war, derselbe für den Augenblick wenigstens verleitet wurde, ihn unter die belebten Dinge zu rechnen und ihn für fähig zu halten, ihm abermals Schaden zuzufügen. Auf ähnliche Weise muss im Geiste des primitiven Menschen, der ja kaum mehr von natürlicher Verursachung weiss als ein Hund, das aussergewöhnliche Verhalten eines bisher zu den unbelebten Dingen gezählten Gegenstandes den Verdacht einer Beseelung wachrufen. Die Vorstellung von willkürlicher Thätigkeit ist einmal hervorgerufen worden, und so kommt man leicht dazu, das betreffende Ding voll Furcht davor anzusehen, dass es abermals auf irgend eine andere unerwartete und vielleicht Unheil bringende Weise sich bethätigen möchte. Die auf solchem Wege angeregte Vorstellung von Beseeltheit wird offenbar bestimmtere Gestalt gewinnen, sobald die Ausbildung der Geistertheorie ein specielles Agens darbietet, welchem nun das aussergewöhnliche Verhalten zugeschrieben werden kann.

Ein sehr gescheuter und gutartiger Vorstehhund, der bei andern Freunden im Hause viel geliebkost wurde, hatte eine Gewohnheit, welche die zweite von den oben erwähnteu Andeutungen giebt. Wenn er des

Morgens oder auch sonst nach einer Abwesenheit von etlichen Stunden mit jemand zusammentraf, mit dem er besonders gut stand, so verband er mit dem gewöhnlichen Wedeln des Schweifes noch einen besonderen Begrüssungsact, welcher darin bestand, dass er die Lippen in die Höhe zog, so dass eine Art von Lachen oder Grinsen zum Vorschein kam; und dann begann er, wenn er im Freien war, eine fernere Bezeugung seiner Zuneigung kundzugeben. Da ihm durch seine Dressur als Vorstehhund beigebracht war, die Aufsuchung des Wildes mit dem Bestreben, der Person zu gefallen, welcher er dasselbe brachte, zu vereinigen, so war dies nun in seinem Geiste gewissermaassen zu einem Act der Versöhnung geworden, und demgemäss pflegte er nun, nachdem er erst mit dem Schwanze gewedelt und gegrinst hatte, diesen Act der Versöhnung so gut auszuführen, als es in Ermangelung eines todten Vogels überhaupt möglich war. Eifrig herumsuchend nahm er ein dürres Blatt oder irgend einen andern kleinen Gegenstand auf und überbrachte ihn mit erneuten Bezeugungen seiner freundlichen Gesinnung. Ein einigermaassen ähnlicher Geisteszustand ist es, wie ich glaube, welcher den Wilden zu gewissen fetischistischen Gebräuchen von aussergewöhnlicher Art antreibt. Gelegentlich wird auch der Wilde, wenn er sich nach übernatürlicher Hülfe umsieht, vielleicht den ersten besten Stein aufgreifen, der ihm in die Hände fällt, denselben roth bemalen und ihm Opfer darbringen. In seinem Eifer, irgend einem geistigen Agens zu gefallen, empfindet er das Bedürfniss, seinem Bestreben Ausdruck zu geben, und so verfällt er auf diese Form als auf die nächstliegende Erfüllung eines Versöhnungsactes, welche die Umstände gestatten. Geister finden sich allüberall, und in jedem Ding kann einer gegenwärtig sein, — vielleicht in diesem Stein — höchst wahrscheinlich gerade in diesem Stein. Und so nimmt denn der primitive Mensch, bei dem sich die augenblickliche Einbildung leicht in Glauben verwandelt, diese Methode an, um seine Unterordnung auszudrücken. Tägliche Vorkommnisse unter uns selbst beweisen, dass der Wunsch, angesichts eines unerwarteten Zufalls irgend Etwas zu thun, zu den allerungeeignetsten Handlungen führt. „Es möchte doch „gut sein und kann wenigstens Nichts schaden“, ist die Entschuldigung für viele Handlungen, die kaum mehr vernünftigen Grund haben als die Verehrung eines bemalten Steines.

Der Fetisch-Geist. — Die in den §§. 159—163 angeführten Zeugnisse dafür, dass das übernatürliche Agens, von dem man glaubt, es sei in einem vom Wilden verehrten unbelebten Gegenstand enthalten, ursprünglich ein menschlicher Geist gewesen sei, sind meiner Ansicht nach, so wie sie dort stehen, beweiskräftig genug. Ich habe jedoch in dem oben schon erwähnten Werk von Dr. Henry Rink über die Eskimo einige noch zutreffendere Beweise gefunden. In der wichtigen Stelle, die ich hier ausziehe, werden die beiden sogar durch ihren Namen identificirt.

„Die ganze sichtbare Welt wird regiert von übernatürlichen „Kräften oder ‚Eigenthümern', — dies in höherem Sinne genommen, — „deren jeder seinen Wirkungskreis innerhalb gewisser Grenzen festhält „und ‚Inua' genannt wird (d. h. sein ‚Inuk', welches Wort ‚Mensch', „ebenso auch Eigenthümer oder Einwohner bedeutet)." — Seite 37.

Das vermeintliche Agens also, welches von einem Gegenstand Besitz genommen haben soll und welchem die Kräfte desselben zugeschrieben werden, wird hier sein Mensch genannt: — der Mensch in ihm, d. h. des Menschen Geist in ihm. Die »Inue« von gewissen Himmelskörpern waren ihrem Namen nach bekannte Personen, und daraus lässt sich denn wohl schliessen, dass die »Inue« anderer Gegenstände ebenfalls persönlich gedacht, wenn auch nicht als Individuen identificirt werden.

Reptilien-Verehrung. — Die im §. 177 erwähnten Thatsachen bewiesen, dass in verschiedenen Theilen der Erde Schlangenverehrung in Folge von Identificirung der die Häuser aufsuchenden Schlangen mit zurückgekehrten Vorfahren sich ausbildet. Es wurden dort auch noch einige Fälle von die Häuser besuchenden Eidechsen beigefügt, welche auf gleiche Weise Heiligkeit erlangen, und hier schliesse ich ein Beispiel an, auf das ich seither aufmerksam gemacht worden bin: —

„Die Provinz von Samogitia ist reich an Gehölzen und Wäldern, „in denen man gelegentlich furchtbare Scenen beobachten kann; denn „es wohnt in ihnen eine grosse Zahl von Götzenanbetern, welche als „eine Art von Hausgöttern eine Reptilienspecies heilig halten, die vier „kurze Füsse hat gleich einer Eidechse, mit schwarzem flachem Körper, „und nicht über drei Handlängen erreicht. Diese Thiere werden „‚Givoites' genannt und an gewissen Tagen gestattet man ihnen, „im ganzen Hause herumzukriechen, um das Futter aufzusuchen, was „für sie hingestellt worden ist. Sie werden von der ganzen Familie „voller Aberglauben betrachtet, bis sie ihren Hunger befriedigt haben „und an ihren Ort zurückkehren." — Herberstein, Res Moscovit. (Major's Übersetzung.)

Lotosverehrung. — Ich habe in das Capitel über Pflanzenverehrung die Frage wegen des Lotos nicht aufgenommen, weil ich nicht die Sicherheit des allgemeinen Beweises durch eine zweifelhafte Stütze gefährden wollte. Immerhin aber sind genügende Berichte vorhanden; um die Vermuthung zu wecken, dass die Lotosverehrung auf ähnliche Weise entstand wie die Verehrung der Soma.

Offenbar wurde irgend eine Pflanze oder das Product einer Pflanze, welches diesen Namen trug, als Nervenreizmittel, das einen Zustand glückseliger Gleichgültigkeit hervorrief, vielfach gegessen, obgleich es unentschieden bleiben muss, welche Pflanze unter mehreren, die unter dem besagten Namen gegangen sind, die eine richtige war. Ferner

herrschte im Orient der Glaube an eine Gottheit, die in einer unter dem Namen Lotos bekannten Wasserpflanze ihren Sitz haben sollte, und gegenwärtig gehört in Tibet diese Gottheit im Lotos zur herrschenden Religion. Wie uns z. B. in Herrn Wilson's „Abode of Snow" berichtet wird, lautet das tägliche und stündliche Gebet: „Om mani padme haun«, was buchstäblich übersetzt bedeutet: „O Gott! der „Juwel im Lotos. Amen." Das Wort „Mani", hier mit Juwel übersetzt, bedeutet aber überhaupt ein kostbares Ding und wird in verschiedener Weise auf heilige Gegenstände angewendet — auf die langen Steinhügel, auf die Gebetsmühlen u. s. w., so dass, wenn wir aus dem figürlichen Ausdruck den ursprünglichen Gedanken herauslesen wollen, derselbe ungefähr zu lauten scheint: „O Gott! die kostbare „oder heilige Macht im Lotos". Die Hauptschwierigkeit bei der Erklärung der alten Sage vom Lotosessen sowohl als auch dieses Aberglaubens aus der Gegenwart entspringt aus dem Umstande, dass die heutzutage als Lotos bekannte Pflanze keine berauschenden Eigenschaften hat. Es giebt jedoch eine mögliche Lösung des Räthsels. Der Lotos hat eine süsse Wurzel, und zur Zeit noch wird diese Wurzel in Kaschmir vom Boden der Seen mit Haken heraufgeholt und als Nahrung benutzt. Eine süsse Wurzel enthält aber gährungsfähige Bestandtheile, sowohl zuckerartige als stärkeartige; wird ja doch auch gegenwärtig Alkohol aus Runkelrüben bereitet. Möglicherweise also pflegte man in alten Zeiten den Saft und die Stärke der Lotoswurzeln zur Bereitung eines berauschenden Getränkes zu verwenden, ganz so wie der Saft der Palme an manchen Orten gegenwärtig verwendet wird; und der Glaube in Betreff des Lotos mag sich dann bis in die Zeit forterhalten haben, wo dies Getränk durch andere, leichter herzustellende verdrängt war. Die Thatsache, dass in der frühesten Periode der Somaverehrung der Saft dieser Pflanze einer Gährung unterworfen wurde, während dies in späteren Zeiten nicht mehr geschah (weil eben andere Arten von berauschenden Getränken in Gebrauch gekommen waren), giebt nun noch einen Grund mehr für die hier geäusserte Ansicht. Dem sei jedoch, wie ihm wolle, so steht dieser Beweis fest: eine gewisse Pflanze, die ein Erzeugniss lieferte, welches einen angenehmen geistigen Zustand hervorrief, war dem Namen nach identisch mit einer Pflanze, die wegen eines in ihr hausenden Gottes für heilig gehalten wurde.

Es wird nun allerdings behauptet, dass der Lotos in Ägypten als ein Symbol des Nils für heilig gehalten wurde und dass der indische Lotos in gleicher Beziehung zum Ganges stand. Ich erwähne diese Erklärung, um zu bemerken, dass ich nicht glaube, es sei jemals irgend ein ursprünglicher Gebrauch durch Symbolisirung entstanden. Es ist dies wieder eine der vielen irrthümlichen Erklärungen, welche dadurch zu Stande kommen, dass man unentwickelten Geistern entwickelte Ideen zuschreibt. Niemand, der genau untersucht, wie primitive Gebräuche entstehen, statt sich in Phantasien darüber zu ergehen, wie dieselben

hätten entstehen können, wird glauben, dass der primitive Mensch jemals willkürlich ein Symbol annahm oder auch nur jemals ein Symbol als solches sich ausdachte. Alle symbolischen Handlungen sind Modificationen von Handlungen, die ursprünglich praktische Zwecke hatten, — die nicht erfunden wurden, sondern allmälig erwuchsen. Die Erscheinung der Verstümmelungen beleuchtet diesen Vorgang hinlänglich.

Menschen am Himmel. — Die Eskimo haben uns bereits im Text einen Beleg für den primitiven Glauben geliefert, dass Sterne u. s. w. ursprünglich Menschen und Thiere gewesen seien, welche auf der Erde lebten (§. 190). In dem oben citirten Werk von Dr. Rink finde ich nun eine ausführliche Darstellung ihrer Ideen in Betreff des physischen Zusammenhangs zwischen der obern und der untern Welt und der sie verbindenden Wege: —

„Die Erde sammt dem von ihr gestützten Meer ruht auf Pfeilern „und bedeckt die Unterwelt, die durch verschiedene Öffnungen von der „See sowohl wie von Bergschluchten aus zugänglich ist. Über der „Erde findet sich eine obere Welt, jenseits deren sich der blaue „Himmel, der von fester Beschaffenheit ist, gleich einer äussern Schale „darüber wölbt und sich, wie Manche sagen, um eine hohe Bergspitze „im fernen Norden herumdreht. Die obere Welt zeigt wirkliches Land „mit Bergen, Thälern und Seen. Nach dem Tode gehen die Seelen „der Menschen entweder nach der obern oder nach der untern Welt. „Die letztere ist unstreitig vorzuziehen, denn sie ist warm und reich „an Nahrung. Dort sind die Wohnungen der seligen Todten, die man „‚Arsissut‘ nennt, d. h. diejenigen, die im Überfluss leben. Die andern „hingegen, welche in die obere Welt gehen, müssen viel von Kälte „und Hunger leiden, und diese werden ‚Arssartut‘ oder Ballspieler ge„nannt, weil sie mit einem Walrossschädel Ball spielen, wodurch dann „die Aurora borealis oder das Nordlicht hervorgerufen wird. Ferner „muss die obere Welt für eine einfache Fortsetzung der Erde nach „oben hin gehalten werden, obgleich jene Individuen oder wenigstens „jene Seelen, welche ihren Körper zeitweilig verlassen und, wie man „sagt, jene Welt besucht haben, zum grössten Theil durch die Luft „hindurch gegangen sind. Es möchte also fast scheinen, als ob die „obere Welt für identisch mit dem hohen Berge gehalten würde, um „dessen Spitze der gewölbte Himmel beständig herumkreist — während „die eigentliche Strasse, welche vom Fusse des Berges an bis zu ihr „hinauf führt, entweder zu weit entlegen oder zu steil ist. Eine der „Erzählungen berichtet auch von einem Menschen, der in seinem Kayak „(Boot) bis nach der Grenze des Oceans fuhr, wo der Himmel herab„kommt und sich mit ihm vereinigt.“ — Seite 37—38.

„— Die obere Welt wird auch, abgesehen von den Seelen der „Verstorbenen, noch von mehreren Herrschern bewohnt. Zu diesen ge„hören die Eigenthümer oder Bewohner der Himmelskörper, welche,

„nachdem sie ursprünglich Menschen waren, zu ihren Lebzeiten von „der Erde weg versetzt wurden, aber immer noch in mancherlei Weise „mit ihr verbunden bleiben und ihr gelegentliche Besuche abstatten. „Dieselben sind auch als die Himmelskörper selbst dargestellt worden „und nicht nur als ihre ‚Inue': die Erzählungen erwähnen sie eben in „der einen wie in der andern Bedeutung. Der Eigenthümer des „Mondes war ursprünglich ein Mensch mit Namen Aningaut, und der „Inua der Sonne war seine Schwester . . . . Die ‚Erdlaveersissok', „d. h. der ‚Eingeweideräuber', ist ein Weib, das auf dem Weg zum „Monde haust und jedermann die Eingeweide herausreisst, den sie zum „Lachen verleiten kann. Die ‚Siagtut' oder die drei Sterne im Gürtel „des Orion waren Menschen, die sich verirrten, als sie auf das Eis „jagen gingen." — Seite 48—49.

Wir könnten kaum handgreiflichere Beweise dafür verlangen, dass die Personificirung der Himmelskörper aus einer vermeintlichen Versetzung irdischer Wesen — von Menschen und Thieren — an den Himmel hervorgegangen ist. Hier sehen wir die obere Welt so aufgefasst, als ob sie in physischem Zusammenhang mit der Welt hier unten stünde und im Ganzen von ähnlicher Beschaffenheit wäre, und die Wanderung dorthin nach dem Tode entspricht ganz jenen Wanderungen nach entfernten Theilen der Erdoberfläche, wenn man gestorben, welche bei primitiven Racen im Allgemeinen zu finden sind. Während wir hier noch keine Spur von Naturverehrung erkennen, haben wir deutliche Beweise für eine Identificirung der Himmelskörper mit traditionellen Persönlichkeiten. Mit andern Worten: die Personificirung der Himmelskörper geht der Verehrung derselben voraus, statt auf sie zu folgen, wie die Mythologisten behaupten. Verbindet man diese Thatsachen mit den im Texte angeführten, so ergiebt sich, wie ich glaube, auch der Ursprung der Namen für Sternbilder und die Entstehung der Astrologie mit hinlänglicher Klarheit.

Stern-Götter. — Während ich die Probeabzüge dieser Seiten corrigire, kann ich noch ein wichtiges Beweisstück einfügen, das mit den eben erwähnten im Einklang steht und mehrere der im Text gezogenen Folgerungen unterstützt. Dasselbe besteht in einer babylonischen Inschrift (III. Rawl. 53, Nr. 2. Linie 36 u. s. w.), welche in der Übersetzung von Prof. Schrader so lautet:

„Der Stern Venus bei Sonnenaufgang ist Ischtar unter den „Göttern."

„Der Stern Venus bei Sonnenuntergang ist Baaltis unter den „Göttern."

Wir haben hier also einen neuen Fall von mehrfacher Persönlichkeit bei einem Himmelskörper vor uns, ähnlich den früher erwähnten Fällen in Betreff der Sonne und des Mondes, aber vor diesen durch grössere Bestimmtheit ausgezeichnet. Denn während im Früheren der Glaube an zwei oder mehrere Persönlichkeiten erschlossen werden

musste, sehen wir ihn hier direct ausgesprochen. So unerklärlich dieser Glaube auf Grund irgend einer der gangbaren Theorien ist, so vollkommen erklärlich erscheint er hier als Folge der Beilegung von Geburtsnamen.

Andere Welten. — Die Hypothese, die ich im §. 113 auszusprechen wagte, dass Unterjochung einer Race durch eine andere den Glauben an verschiedene andere Welten entstehen lasse, nach welchen jeweils die Höheren und die Niederen zurückkehren, wird durch folgende Stelle unterstützt:

»Wenn sich irgendwo strenge Kastenunterschiede finden, so wird „behauptet, die Seelen der Adligen und der Anführer gingen nach „einem bessern Lande als diejenigen der grossen Menge. Dies ist „auch der Grund, warum in Cochinchina das gemeine Volk die Seelen „seiner Genossen nicht am gleichen Tage des Festes Aller-Seelen mit „Speise versieht, an dem der Adel die Seinigen eingeladen hat, weil „sonst diese Seelen bei ihrer Rückkehr ihre früheren Diener finden „und sich von ihnen die empfangenen Gaben tragen lassen würden.“ — Bastian, Vergleichende Psychologie, Seite 89.

Berg-Gottheiten. — Auf zwei Wegen, deutete ich im §. 114 an, kann die Ahnenverehrung zum Glauben an Götter überführen, welche auf den höchsten Bergspitzen wohnen und Zugang zum Himmel haben. Begräbniss der Todten auf Bergrücken erwähnte ich als den einen Ursprung und die Besetzung von festen Plätzen auf Bergen durch erobernde Racen als den wahrscheinlichen andern Ursprung. Ich habe seither Bestätigungen für beide Annahmen gefunden.

Die erste derselben ist in dem neulich erschienenen Werke: „Travels in the Philippines“ von F. Jagor enthalten. Nachdem er gezeigt, dass das Volk vor der Ansiedelung der Spanier die bei Ahnenverehrern gewöhnlich vorkommenden Ideen und Gebräuche besass, beschreibt er ihre heiligen Grabhöhlen und beleuchtet die Fortdauer der religiösen Scheu, mit welcher diese Höhlen ursprünglich betrachtet wurden. Er besuchte einige von diesen Höhlen zu Nipa-Nipa und sah (S. 259), dass „die zahlreichen Särge, die Geräthschaften, Waffen „und anderer Kram, durch abergläubischen Schrecken geschützt, Jahr„hunderte lang ungestört liegen geblieben sind. Kein Boot wagte „vorbeizusegeln, ohne eine religiöse Ceremonie zu beobachten, die von „der Heidenzeit herstammt und die Geister der Höhlen versöhnen soll, „von denen man glaubte, sie würden die Unterlassung derselben mit „Sturm und Schiffbruch bestrafen“. Als deutlichen Beweis dafür erzählt er, dass die Bootsleute, welche mit dem Pastor von Basey nach der Höhle kamen, um Überreste zu holen, ein Donnerwetter, das auf ihrem Rückweg losbrach, als „eine Strafe für ihre Beleidigung an„sahen“. Nachdem er auf solche Weise den volksthümlichen Glauben dargelegt, wie er immer noch ungeachtet aller katholischen Lehre fort-

besteht, weist er aus alten Schriftstellern nach, was dieser Glaube ursprünglich bedeutete. Es ergiebt sich daraus, dass die Menschen, wenn sie dem Tode nahe waren, häufig ihre Begräbnissstätten selbst auswählten, und er citirt nach einer Autorität die Äusserung, dass die Särge derjenigen, „welche grossen Ruf hatten“, manchmal „an „einer erhabenen Stelle oder auf einem Felsen am Ufer eines Flusses „niedergelegt werden, wo sie von den Frommen angebetet werden „könnten.“ Er erwähnt, dass THÉVENOT sie beschreibt als Verehrer „derjenigen ihrer Vorfahren, welche sich durch Muth und Geist am „meisten ausgezeichnet hatten und welche sie demzufolge für Gott-„heiten hielten“ . . . . „Selbst die Bejahrten starben in diesem Wahn „und wählten sich besondere Stellen aus, wie namentlich eine auf der „Insel von Leyté, welche es ermöglichte, sie dort am Strande des Meeres „zu begraben, damit die Seeleute, welche vorbei führen, sie als Gott-„heiten anerkennen und ihnen Ehrfurcht zollen möchten.“ Und ebenso citirt er GEMELLI CARERI, welcher sagt, dass „die ältesten unter ihnen „gewisse hervorragende Stellen auf den Bergen und ganz besonders „auf den in die See auslaufenden Vorgebirgen für sich auswählten, „damit sie von den Schiffersleuten verehrt würden.“

Diese Combination von Thatsachen ist meiner Ansicht nach von hoher Bedeutung. Wir haben hier hervorragende Persönlichkeiten, welche nach ihrem Tode zu Göttern werden; wir sehen sie im voraus für diese Vergötterung sorgen und in gewissem Sinne Verehrung fordern. Wir sehen, wie sie hohe und in die Augen fallende Begräbnissplätze wählen, um diese Verehrung zu erleichtern; wir sehen, dass die Annäherung an Begräbnissplätze für eine Entweihung gehalten wird; und wir sehen, wie die Geister der Todten in solchem Umfang vergöttert worden sind, dass man sogar glaubt, sie könnten ihrem Zorn in Donnerwettern Luft machen. Kurz wir haben hier alle Elemente vor uns, aus denen ein Sinai auf den Philippinen entstehen könnte.

Das Beispiel, auf welches ich mich oben als auf einen Beweis dafür bezog, dass eine erobernde Race, indem sie von einer hoch gelegenen Befestigung Besitz ergreift, zur Entstehung einer himmlischen Hierarchie, deren Wohnsitz auf einer Bergspitze liegt, Veranlassung geben könne, entnehme ich BANCROFT's Übersetzung der Quiché-Sage. Dieselbe beginnt mit einer Zeit, wo es noch keine Sonne gab (möglicherweise ist dies ein Bruchstück aus einer noch älteren Geschichte, welche von in den arktischen Regionen wohnenden Stämmen weiter nach dem Süden gebracht wurde), und in erster Linie erzählt sie nun von einer Wanderung zur Aufsuchung der Sonne.

„So machten sich denn die vier Männer und ihr Volk auf nach „Tulan-Zuiva, das sonst auch die Sieben Höhlen oder die Sieben Schluch-„ten genannt wird, und dort erhielten sie ihre Götter; jeder Mann als „Haupt einer Familie einen Gott, obwohl, was den vierten Mann Iqi-„Balam betrifft, der keine Kinder hatte und keine Familie gründete, „sein Gott gewöhnlich nicht berücksichtigt wird . . . . Viele andere

„Prüfungen erlitten sie auch in Tulan, Hungersnöthe und Ähnliches, „und eine allgemeine Nässe und Kälte; denn die Erde war feucht, „weil es noch keine Sonne gab . . . . Sie beschlossen, Tulan zu ver- „lassen, und der grössere Theil von ihnen unter dem Schutz und der „Anführung von Tohil machte sich auf, um zu sehen, wo sie ihren „Aufenthalt nehmen sollten. Sie setzten ihren Weg unter den grössten „Mühseligkeiten in Folge von Mangel an Nahrung fort . . . . Zuletzt „kamen sie zu einem Berg, den sie Hacavitz nannten, nach einem ihrer „Götter, und hier blieben sie, — denn hier deuteten ihnen einige „Zeichen an, dass sie die Sonne erblicken würden . . . . . Und die „Sonne und der Mond und die Sterne waren nun alle an ihrem Platze. „Allein die Sonne war damals noch nicht dieselbe wie jetzt, ihre „Wärme entbehrte der Kraft und sie war wie ein Bild in einem Spiegel [dies erklärt sich, wenn wir eine nach Süden gerichtete Wanderung an- nehmen.] . . . . Ein anderes Wunder aber geschah, als die Sonne „emporstieg! Die drei Stammesgötter Tohil, Avilix und Hacavitz wurden „in Stein verwandelt und ebenso die Götter, welche mit dem Löwen, „dem Tiger, der Viper und andern stolzen und gefährlichen Thieren „verbunden waren . . . . Und das Volk vermehrte sich auf diesem „Berge Hacavitz und hier bauten sie ihre Stadt . . . . Und sie ver- „ehrten die Götter, welche zu Stein geworden waren, Tohil, Avilix und „Hacavitz . . . . Sie begannen ihre Altäre mit dem Herzblut von „Menschenopfern zu benetzen. Von ihrer Bergfeste herab lauerten sie „auf einsame Reisende, welche Stämmen der Umgebung angehörten, „ergriffen dieselben, überwältigten sie und schlachteten sie als Opfer . . . . „Die Herzen der Dorfbewohner ermatteten so in ihnen, da sie un- „bekannte Feinde verfolgten. Zuletzt jedoch wurde es offenbar, dass „die Götter Tohil, Avilix und Hacavitz und ihre Verehrung auf die „eine oder andere Weise die Ursache dieser Raubanfälle waren; so „verschworen sich denn die Leute aus den Dörfern gegen sie. Viele „Angriffe, sowohl offene als mit List angelegte, machten sie gegen die „Götter und gegen die vier Männer und ihre Kinder und das mit ihnen „verbündete Volk; aber kein einziges Mal hatten sie Erfolg, so gross „war die Weisheit und die Kraft und der Muth der vier Männer und „ihrer Gottheiten . . . . Zuletzt war der Krieg beendet . . . . Und „die Stämme demüthigten sich vor dem Angesicht von Balam-Quitzé, „Balam-Agab und Mahucutah . . . . Nun geschah es aber, dass die „Zeit des Todes von Balam-Quitzé, Balam-Agab, Mahucutah und Iqi- „Balam näher kam . . . . Und sie sagten: wir gehen zu unserm „Volke zurück . . . . So nahmen denn die alten Männer Abschied „von ihren Söhnen und ihren Weibern . . . . Dann waren die vier „Männer auf einmal nicht mehr da, aber an ihrer Stelle war ein „grosses Bündel . . . . So wurde dies die Eingewickelte Majestät ge- „nannt . . . . und sie verbrannten Weihrauch vor demselben.“ [Von einem solchen Bündel wurde auch erzählt, es „enthalte die Überreste „von Camaxtli, dem obersten Gott von Tlascala“] — Vol. III, S. 49—54.

Götter und Menschen. — Noch weitere Gründe zur Annahme jener in §. 200 ausgeführten Ansicht in Betreff der „Götter „und Menschen« in der hebräischen Legende wurden uns in dem soeben herausgekommenen »Chaldean Account of Genesis« von Herrn George Smith beigebracht. Hier die bezügliche Stelle: —

„Nach Linie 18 (der Tafel) scheint es, dass die betreffende Race „menschlicher Wesen die »Zalmat-qaqadi« oder die dunkle Race waren, „und in mehreren andern Bruchstücken dieser Legende werden sie „Admi oder Adami genannt, was genau der Name ist, der den ersten „Menschen in der Genesis beigelegt wird“ . . . .

„Es ist schon durch Sir Henry Rawlinson nachgewiesen worden, „dass die Babylonier zwei Hauptracen annahmen: die Adamu oder die „dunkle und die Sarku oder die helle Race, und zwar wahrscheinlich „in demselben Sinne, in dem zwei Racen in der Genesis als Söhne „Adams und Söhne Gottes angeführt werden. Beiläufig ergiebt sich „auch noch aus den Bruchstücken der Inschriften, dass es die Race „Adams oder die dunkle Race war, welche ihrem Glauben nach den „(Sünden) Fall gethan hatte.“ — Seite 85—86.

Überdies gewinnen wir damit auch eine Bestätigung für die im §. 178 (Anmerkung) ausgesprochene Vermuthung, dass die verbotene Frucht nichts Anderes als das begeisternde und erheiternde Product einer Pflanze war, dessen Genuss der unterworfenen Race von ihren Beherrschern untersagt wurde. Was den Einwurf betrifft, der wahrscheinlich dagegen erhoben werden wird, dass nämlich die Worte „Frucht“ und „Essen“ unsere Erklärung keineswegs unterstützen, so lässt sich derselbe hinlänglich durch Hinweis auf unsern eigenen bildlichen Gebrauch dieser Worte beseitigen („Frucht des Leibes“, „Opium-„essen“), noch vollständiger aber durch directe Zeugnisse. Von den Zulus sagt Canonicus Callaway: — „Die Eingebornen sprechen vom „Biere als von einer Speise — und vom Essen desselben. Sie nennen „auch den Schnupftabak eine Speise und reden vom Essen desselben.“

Fidschianische Götter. — Nachdem die im §. 201 durchgeführte Vergleichung zwischen dem griechischen Pantheon und der Götterwelt der Fidschianer bereits geschrieben war, hatte ein mir unbekannter Correspondent die Güte, mir einen Beitrag zu übermitteln, der in höchst interessanter Weise auf jene Frage Bezug hat. Derselbe findet sich in einer Parlamentsacte: „Correspondence respecting the cession „of Fiji“, vom 6. Februar 1875, Seite 57. Dieses Document betrifft das Grundeigenthumsrecht der Eingeborenen, und die Stelle, auf die ich mich beziehe, scheint mit der Absicht angefügt worden zu sein, um darzulegen, wie die einheimische Idee vom Eigenthum durch ihren Glauben beeinflusst wird. —

„Anmerkung. — Ihre Väter oder ihre Götter. — Es dürfte wohl „am Platze sein, im Zusammenhang mit dem vorstehenden Memorandum einige „wenige Thatsachen zu dem Ende darzulegen, um zu zeigen, dass das Haupt

„des Stammes, d. h. der höchstgestellte lebende männliche Stammhalter, als „ihr Vater betrachtet wurde. Er übte unumschränkte Gewalt über die Personen, „über das Eigenthum wie über das Leben seines Volkes aus und sowohl vor „wie nach seinem Tode wurden ihm dieselben Ehren erwiesen wie einem Gott."

„Die fidschianische Sprache macht in ihren Ausdrücken keinen Unterschied „zwischen den einem Häuptling und den einem Gott dargebrachten Bezeugungen „von Ehrfurcht und Anbetung. Ich stelle hier aus Hazelwood's Fidschia- „nischem Wörterbuch ein paar solche Worte nebst ihren Bedeutungen zu- „sammen. — ‚1. *Tama* — ein Vater. 2 *Tama-ka* — Ehrfurcht bezeugen, in die „‚Hände klatschen oder irgendwie als Gott oder Häuptling begrüssen. 3. *Cabora* „‚— Eigenthum einem Gott oder einem Häuptling darbieten oder schenken. „‚4. *Ai-sevu* — die zuerst ausgegrabenen Yamswurzeln, die Erstlingsfrüchte, „‚die allgemein den Göttern dargebracht und einem Häuptling des Ortes über- „‚reicht werden. 5. *Tauvu* und *Veitauvu* — buchstäblich übersetzt: dieselbe „‚Wurzel haben oder aus derselben Quelle entsprungen; wird von Leuten ge- „‚braucht, welche denselben Gott verehren.'" . . . .

„Das Fluchen der Fidschianer gleicht demjenigen der Völker von Hoch- „Asien. Zwei mit einander streitende Männer verfluchen sich nie gegenseitig „persönlich noch sprechen sie auch nur ihre betreffenden Namen aus, sondern sie „beschimpfen vielmehr ihre Väter und ihre Grossväter bis zu ihren entferntesten „Vorfahren hinauf. Der Grund hievon liegt darin, dass den Vater eines Fid- „schianers beschimpfen dasselbe heisst, wie seinen Gott beschimpfen . . . . . „Die aufeinanderfolgenden Stufen der Gewalt unter dem fidschianischen Volke „sind: erstens diejenige der einzelnen Familie, zweitens die Vereinigung vieler „Familien, welche zusammen die Qali bilden, und drittens der Bund dieser „Qalis unter ihrem anerkannten erblichen Häuptling, was den Matanitu dar- „stellt. Essind dies die familia, gens und tribus der alten Geschichte, die „man hier noch in Kraft findet, — welches System übrigens in ganz Polynesien „bis auf den heutigen Tag streng festgehalten wird."

Arische Ahnen-Verehrung. — Je mehr ich mich in die hieher gehörigen Thatsachen vertiefe, desto mehr muss ich über Diejenigen staunen, die zu Gunsten der mythologistischen Theorie behaupten, die Arier hätten sich vor den niedrigeren Racen dadurch ausgezeichnet, dass sie keine Ahnenverehrer gewesen seien, und die jene Beweise für ihre Ahnenverehrung, welche sie nicht übersehen können, einfach der Nachahmung niederer Racen zuschreiben. Wenn dem americanischen Flibustier Ward, der gegenwärtig in China vergöttert worden ist, daselbst ein Tempel errichtet wird, so nehmen sie dies als eine Erscheinung hin, die bei den ahnen-verehrenden Chinesen nichts Ungewöhnliches hat. In Indien dagegen, unter Ariern, mussten wir es dem schlechten Beispiel niederer Typen zuschreiben, dass in Benares die Errichtung eines Tempels für den englischen Flibustier Warren Hastings stattgefunden hat. — (Parl. Hist. XXVI. 773—777.)

Ich kann nirgends etwas Besseres als dergleichen unbegründete Annahmen finden, was den klaren Zeugnissen dafür entgegenzusetzen wäre, dass die Ahnen-Verehrung unter den primitiven Ariern herrschend war, unter den civilisirten Ariern noch lange vorwiegend blieb, in bedeutender Entfaltung bis ins mittelalterliche Christenthum hinein sich forterhielt und selbst heutzutage noch nicht ganz ausgestorben ist. Wenn wir erfahren, dass der *Avesta* Opfer für die Todten beschreibt

und Gebete enthält, welche an diese gerichtet sind, — wenn wir in den „Geboten des Menu“ (Sir W. Jones' Übersetzung Vol. III, S. 203) lesen, dass „ein Opfer der Brahmanen für ihre Vorfahren höher steht „als ein Opfer für ihre Gottheiten, weil das für die Gottheiten als die „Eröffnung und Vervollständigung von jenem gilt“ — wenn wir uns erinnern, welch grosses Gewicht bei den Ariern wieder, welche nach Westen wanderten, auf die Versöhnung der Todten gelegt wurde, Grote's Worte wiederholend, dass die „Pflichten der Todtenfeier vor „allen andern in den Augen eines Griechen heilig gehalten wurden“ — wenn wir daran denken, wie die alten Römer ihren Manen die Lust nach Menschenblut zuschrieben und derselben pflichtschuldigst nachzukommen suchten, so muss die Kühnheit unserer Voraussetzungen wahrlich gross sein, wenn wir zu behaupten wagen, die Ahnenverehrung der Arier sei keine einheimische, sondern eine angenommene Sitte.

Wenn es wahr wäre, dass die Todtenverehrung nicht ebenso in dem primitiven arianischen Geiste wurzelte wie in andern primitiven Geistern (eine höchst sonderbare Abweichung, falls sie wirklich zuträfe), so müsste es in der That sehr auffallen, dass sie trotz ihrer nur oberflächlichen Natur so schwer auszurotten ist. Das Christenthum verbreitete sich, ohne sie beseitigen zu können: — in einem Capitularbeschluss aus dem Jahre 742 untersagt Karlmann „die Opfer für die „Todten“. Auch durch das Christenthum der Gegenwart ist die Sitte noch nicht erstickt worden, wie wir in §. 152 zeigten. Hier ein fernerer Beweis aus Hanusch's „Slavischer Mythus“, S. 408: —

„Nach Gebhardi rüsteten sich in der Frühe des ersten März „die Bewohner des Meissner Landes und der Lausitz, die Böhmen, „Schlesier und Polen mit Fackeln und gingen in ihren Todtengarten „und spendeten dort ihren Ahnen Speisen. Nach Grimm legen die „Esthen Speisen für ihre Todten in der Nacht des zweiten November „hin und freuen sich, wenn sie am Morgen darauf finden, dass Einiges „verzehrt ist . . . . Bei allen Slaven herrschte die Sitte, ein Mahl „für die Todten und zwar nicht nur das am Begräbnisstage, sondern „auch ein jährliches zu begehen; das erstere galt dem bestimmten „Todten, das andere den Todten im Allgemeinen . . . . Beim letzteren „dachten sie sich die Seelen selbst gegenwärtig. Schweigend wurden „kleine Stückchen der Mahlzeit für sie unter den Tisch geworfen. „Man glaubte sie rascheln zu hören und zu sehen, wie sie sich vom „Duft und Dampf der Speisen nährten.“

Zuletzt will ich noch mit dem entscheidenden Zeugniss eines Mannes schliessen, welcher ungewöhnlich günstige Gelegenheit hatte, den arianischen Aberglauben zu studiren, wie er gegenwärtig noch von neuem entsteht, und dessen Abhandlungen in der „Fortnightly Review“ uns zeigen, wie competent er sowohl als Beobachter wie als Denker ist: — Mr. A. C. Lyall. Er sagt in einem Briefe an mich: — „Ich weiss nicht, wer wohl der Autor jener Mittheilung sein mag,

„welche Sie auf Seite 356 citiren, dass „keine indo-europäische Nation „jemals eine Religion auf die Verehrung der Todten gegründet zu „haben scheint“; aber jedenfalls ist es eine ganz unhaltbare Ver„allgemeinerung. Hier in Rajputana unter den arischen Stämmen vom „reinsten Blute ist die Verehrung berühmter Vorfahren sehr verbreitet „und alle ihre Helden sind mehr oder weniger vergöttert worden.“

Religion der Iranier. — Als ich grade diesen Anhang zur Druckerei brachte, wurde meine Aufmerksamkeit durch Dr. SCHEPPIG auf einige äusserst wichtige Thatsachen gelenkt, welche sich in dem Werke von FR. SPIEGEL: „Erânische Alterthumskunde“, II. Theil (1873) S. 91 ff. finden. Während dasselbe sowohi die nöthige Bestätigung der oben ausgesprochenen Behauptung in Betreff der Ahnen-Verehrung im Zend-Avesta bietet, giebt es zugleich höchst wichtige Zeugnisse für die Vorstellungen von Geistern (Fravashis) und von der Wirksamkeit der Geister in der ganzen Schöpfung, wie sie dem persischen Zweige der arischen Familie eigen waren.

Wesen der Fravashi. — S. 92. „Der Fravashi ist in erster „Linie ein Theil der menschlichen Seele. In diesem Sinne wird das „Wort im Avesta gebraucht . . . . . Spätere Werke der Parsen „geben uns eine genauere Belehrung über die Thätigkeit der Fravashi. „Der ‚Frohar‘ oder ‚Fravashi‘ — so heisst es in einem jener Werke, „das unter dem Namen Sadder-Bundehesh bekannt ist — hat die Auf„gabe, Alles, was ein Mensch ist, nutzbar zu machen und die schwereren „Theile zu beseitigen. Folglich ist der ‚Fravashi‘ der Vermittler zwischen „Körper und Seele; aber er wird doch als eine Person aufgefasst, die „im Allgemeinen unabhängig ist, besonders aber vom Körper. Die „Sadder-Bundehesh nennt ausserdem noch andere psychische Kräfte: „die Lebenskraft (Jân), das Gewissen (Akho), die Seele (Revân), das „Bewusstsein (Bôi). Von diesen ist die Lebenskraft in so inniger Ver„bindung mit dem Körper, dass der letztere stirbt, sobald die erstere „dahingeschwunden ist. Wenn einen Körper also das Schicksal des „Sterbens trifft, so können auch alle die anderen Kräfte nicht länger „bleiben: — sie verlassen ihn; das Gewissen geht, weil es nichts Un„rechtes gethan hat, geradenwegs zum Himmel, während die Seele, das „Bewusstsein und der ‚Fravashi‘ zusammenbleiben, für die Thaten „des Menschen zur Verantwortung gezogen und belohnt oder bestraft „werden.“

Fravashis von Göttern und Menschen. — S. 94. „Jedes „lebende Wesen hat einen Fravashi, uicht nur in der irdischen, sondern „auch in der Geisterwelt. Auch Ahura-Mazda (der Hauptgott) ist so„gar nicht ausgenommen; sein Fravashi wird öfters erwähnt (Vd. 19, „46; Yt. 13, 80), ebenso wie die Fravashis der Amesha-çpentas und „der andern Yazatas (Yç. 23, 3; Yt. 13, 82). Sehr häufig werden „die Fravashis der Paciryôtkaeshas durch die frommen Männer an„gerufen, welche vor dem Erscheinen des Gesetzes lebten. Ihnen

„wurden im Allgemeinen die Fravashis der nächsten Verwandten und „der Fravashi der betreffenden Person selbst beigefügt . . . . Es mag „überraschend erscheinen, dass die Fravashis der ‚Gebornen und Un-„gebornen' angerufen werden (Yç. 26, 20). Die Erklärung hiezu „finden wir in Yt. 13, 17, wo ausgesprochen wird, dass die Fravashis „der Frommen, welche vor dem Gesetz lebten, und der Wesen, welche „in Zukunft kommen werden, mächtiger sind als die anderer todter „und lebendiger Menschen. Hier mischt sich also die Verehrung von „Manen und Helden mit einander. Unter diesen Fravashis wurden „die Vorfahren der besondern Familie und des besondern Clans oder „Stammes verehrt." (S. 97.) „Die vorstehenden Thatsachen sind aus dem „Avesta entnommen. In den westlichen Denkmälern kommt der Name „der Fravashis nicht vor. Jedoch zweifle ich nicht, dass die Urheber „jener sie kannten. Meiner Meinung nach entsprechen sie den Stammes-„gottheiten *(vithibis bagaibis)*, welche mehrmals von DARIUS in seiner „Inschrift H erwähnt werden, und diese wieder sind die *θεοὶ πατρῷοι* „der Alten."

Kräfte der Fravashis. — S. 95. „Die Fravashis ermangelten „nicht der Kräfte. Ihre Hauptaufgabe bestand in der Beschützung „lebender Wesen. Durch ihre Pracht und Majestät wird es Ahura-Mazda „möglich, die Ardvíçûra Anâhita (Yt. 13, 4) [eine gewisse Quelle und „zugleich eine Göttin] zu schützen, sowie die Erde, auf welcher das „Wasser läuft und die Bäume wachsen. Die Fravashis beschützen „ebenso auch die Kinder im Mutterleib. . . . Sie haben grosse Wichtig-„keit für die richtige Vertheilung der irdischen Wohlthaten. Durch „ihren Beistand vermögen Vieh und Zugthiere auf der Erde zu wandeln „und ohne ihre Hülfe könnten Sonne, Mond und Sterne wie auch das „Wasser ihre Wege nicht finden, noch die Bäume wachsen." (Yt. 13, 53 u. s. w.) — (S. 96). „Folglich thut der Bauer gut, sich den Bei-„stand dieser wichtigen Gottheiten zu sichern. Dasselbe gilt auch für „den Krieger, denn die Fravashis sind hülfreich in der Schlacht, Mithra, „Rashun und der Siegeswind sind in ihrer Begleitung. Es ist von „grosser Bedeutung, dass die Fravashis in enger Verbindung mit ihren „Familien bleiben. Sie verlangen Wasser für ihre Stämme, jeder für „seine Verwandtschaft, wenn es aus dem See Vourukasha geschöpft „wird; . . . ein jeder von ihnen kämpft auf dem Fleck, wo er einen „häuslichen Herd zu vertheidigen hat, und Könige wie Feldherren, „welche ihrer Hülfe gegen die quälenden Feinde bedürfen, müssen sie „ganz besonders anrufen; dann kommen sie und leisten Beistand, vor-„ausgesetzt dass sie zufrieden gestellt und nicht beleidigt worden sind. „(Yt. 13, 69—72). Die Fravashis stehen aber nicht nur den Kriegern „bei; man kann sie gegen jedes erschreckliche Ding anrufen, gegen „böse Menschen und böse Geister." . . . .

Fravashis und Sterne. — S. 94. „In der Mînô-Khired lesen „wir: ‚Alle die unzähligen Sterne, welche wir sehen, werden die Fra-„‚vashis der Irdischen [Menschen?] genannt; weil für die ganze

„‚Schöpfung, vom Schöpfer Ormuzd erschaffen, für die Gebornen und „‚Ungebornen, jeweils ein Fravashi derselben Art vorhanden ist.‘ Hier„aus wird ersichtlich, dass die Fravashis oder die Sterne jene Heer„schaaren bilden, welche . . . . gegen die Dämonen kämpfen.“ . . . .

Verehrung der Fravashis. — S. 97. „Wie es in Betreff „anderer Genien der Zoroastrischen Religion sehr auf die genügende „Versöhnung derselben ankommt, so auch auf die der Fravashis, denn „ihre Macht und in Folge dessen auch ihre Thätigkeit hängt von den „Opfern ab. Wahrscheinlich wurden sie am neunzehnten Tage jedes „Monats verehrt; ihre Hauptfeste jedoch wurden an den Schalttagen „gefeiert, welche man dem Ende des Jahres anfügte. Um diese Zeit „steigen die Fravashis auf die Erde hernieder, verweilen hier zehn „Nächte lang und erwarten, dass man ihnen mit passenden Opfern „von Fleisch und Kleidern entgegenkomme. (Yt. 13, 49). [Dies ver„gleiche man mit dem deutschen und slavischen Aberglauben.] Es „kann gar kein Zweifel bestehen, dass die Verehrung der Fravashis „bei den Iraniern eine sehr hervorragende Rolle spielte, wenn auch „vielleicht mehr im Privatleben als in der Öffentlichkeit. Es möchte „fast scheinen, als ob es zwei verschiedene Arten derselben gegeben „hätte. Allgemein verbreitet sicherlich war die Heldenverehrung — „die Anbetung der Paviryôtkaeshas [der Frommen vor dem Gesetz]. „Mit dieser Form wurde während einiger Zeitalter vielleicht die Ver„ehrung der Fravashis von der königlichen Familie verbunden. Die „Ahnenverehrung hingegen war von durchaus privatem Charakter.“

Arische Analogien. — S. 98. „Die Sitte, das Andenken „an die Vorfahren durch Opfer zu ehren, scheint für die Indogermanen „vom ersten Anfang an charakteristisch gewesen zu sein. Dies ist „gewiss der Grund, warum man in dem religiösen Cultus höchst über„raschende Ähnlichkeiten findet, welche ohne Zweifel in die aller„ältesten Zeiten zurückweisen . . . Man hat mit vollem Recht hervor„gehoben, dass ebenso wie die Fravashis als Sterne gedacht werden, „so auch nach der Ansicht der alten Hindus die seligen Menschen „in Gestalt von Sternen leuchten. (Siehe Justi, Wörterbuch, S. V., „Fravashi). Es sollte auch nicht übersehen werden, dass diese Stern„verehrung sehr nahe mit der Verehrung der himmlischen Heerschaaren „übereinstimmt, von welcher im Alten Testamente die Rede ist.“

Hier haben wir also in Betreff dieser alten Arier von Persien Äusserungen von gewichtigster Autorität, welche ganz klar die allgemeine Verbreitung der Ahnenverehrung beweisen und zugleich mehreren der im I. Theil dargelegten Ansichten Unterstützung verleihen. Der Fravashi ist eine der verschiedenen Seelen, wie sie jedem Individuum zukommen — (und wir haben früher gesehen, dass viele wilde Völker an zwei, drei und sogar vier Seelen glauben — Schatten, Spiegelbild, Athem, Herz); er ist aber immerhin die vorherrschende und die zu versöhnende Seele. Es wird angenommen, er bedürfe der Speise gleich dem andern Ich des gestorbenen Wilden. Nicht gewöhnliche

Menschen allein, sondern auch Gottheiten bis hinauf zum obersten Gotte haben eine jede ihren Geist, woraus hervorgeht, dass sie ursprünglich Menschen waren: wir haben den Gott und den „Geist Gottes“ wie bei den Hebräern. Wir sehen ferner, dass diese Fravashis, welche doch offenbar vorälterliche Geister sind, sich zu den Agentien ausbilden, welchen die Kräfte der Dinge in der Umgebung zugeschrieben werden — zu Fetisch-Geistern. Wir sehen, dass sie die Himmel bevölkert haben, dass sie die innewohnenden Agentien von Sonne, Mond und Sternen geworden sind. Und endlich sehen wir, dass die Verehrung derselben mit der Zeit, von der Verehrung derjenigen der Familien und Clans ausgehend, endlich zur Verehrung von hervorragenden traditionellen Persönlichkeiten als alte Helden und Götter überleitet: — genau wie bei den Fidschianern und andern Völkern des heutigen Tages.

Der Glaube der Accadier. — In der von Herrn Lenormant in seinem Werke »La Magie chez les Chaldéens“ gegebenen Übersetzung findet sich das Folgende als Theil einer Zauberformel gegen die Pest: „De la fièvre, esprit du ciel, souviens-t'en! Esprit de la terre, souviens-„t'en! . . . . Esprits mâles et femelles, seigneurs des étoiles, souvenez-„vous en! . . . . Esprits mâles et femelles de la montagne sublime, „souvenez-vous en! Esprits mâles et femelles de la lumière de vie, „souvenez-vous en! . . . . Esprits mâles et femelles du père et de la „mère de Moul-ge [der Assyrische Gott, Bel], souvenez-vous en! . . . . „Esprit de la Déesse-onde, mère de Êa, souviens-t'en! Esprit de Ni-„nouah, fille de Êa (Nouah), souviens-t'en! . . . . Esprit du dieu Feu, „pontife suprême sur la surface de la terre, souviens-t'en!“ Hier wird also das Gebet durchweg an Geister gerichtet und es sind dies die Geister von Wesen, welche durch ihren Namen mit traditionellen menschlichen Wesen in Verwandtschaft gebracht werden, die Geister von Wesen, die Götter und Göttinnen heissen, und endlich Geister, die man für die Herzen und Seelen der Sterne, der Berge und des Feuers hält.

Mittelalterlicher Anthropomorphismus. — Ich füge hier einen Theil der im §. 203 erwähnten alt-französischen Verse bei, auf die ich durch Herrn Collier aufmerksam gemacht wurde. Dieselben berichten, wie Gott zu Arras ging, um Unterricht im Notenschreiben zu nehmen (Diex voloit d'Arras les motès aprendre); wie er krank wurde und durch Lachen über einen *trouvère* wieder geheilt wurde:

„Quant Diex fu malades, por lui rehaitier
„A l'ostel le prince se vint acointier;
„Compaignons manda por estudiier:
„Pouchins, li ainsnés, ki bien set raisnier
„De compleusion, d'astrenomiier;
„Je vi k'il fist Diu le couleur cangier,
„Car encontre lui ne se séut aidier.

* * *

„Bretiaus s'est vanté k'a Diu s'en ira,
„Plus que tout li autre l'esbaniera:
„Il fist le paon, se brail avala,
„Celui de Beugin trestout porkia.
„Diex en eut tel joie, de ris s'escreva,
„De se maladie trestous respassa.

„Or est Diex waris de se maladie.
„Gares vint laiens, ce fu vilenie,
„Et Baudes Becons, ki met s'estudie
„En trufe et en vent et en merderie,
„De leur mauvaisté Diex se regramie,
„Que se grans quartaine li est renforcie."

— Monmerqué et Michel, Théâtre Français au Moyen-Age, pp. 22—23.

Zusätze.

Verwechslung von Traum und Wirklichkeit. — Gar manche alltägliche Erfahrungen vermögen einiges Licht auf die Entstehung primitiver Ideen zu werfen, sofern wir nur auf ihre Bedeutung achten. Gelegentlich hören wir davon erzählen, dass die anscheinende Wirklichkeit von Träumen die Gefühle auch noch für einige Zeit nach dem Erwachen beherrschte: — ein bestimmter Eindruck wie z. B. der, dass man einer wirklichen Gefahr entgangen sei, dauert noch fort, nachdem bereits die Thatsache erkannt worden ist, dass die Gefahr nur eingebildet war. Das Vermögen eines ausserordentlich lebhaften Traumes, auf solche Weise eine Gemüthsbewegung hervorzurufen, wie sie sonst nur die Wirklichkeit zu begleiten pflegt, führt nicht selten zum Glauben an seine Realität. Nachdem die Seiten des vorstehenden Anhangs bereits zusammengestellt und stereotypirt waren, habe ich noch einige schlagende Beweise hiefür gefunden. In einer Gesellschaft von kaum ein Dutzend Personen versicherten drei derselben, sie hätten in ihrer Kindheit so lebhaft vom die Treppe hinunter Fliegen geträumt und diese Erfahrungen seien ihnen als Wirklichkeiten so eindrücklich geblieben, dass sie thatsächlich den Versuch machten, die Treppe hinunter zu fliegen, und einer von ihnen litt noch an einer Beschädigung des Knöchels, die er sich bei diesem Versuche zugezogen hatte.

Wenn nun Erfahrungen des Träumens und des Wachens dergestalt von Kindern in unserer Gesellschaft mit einander verwechselt werden können, ungeachtet des Unterschiedes, den sie von Erwachsenen haben machen hören, ungeachtet des Gebrauches von Wörtern, welche selbst schon auf den Gegensatz hinweisen, und ungeachtet der ihnen überlieferten und eingeprägten Vorstellung, dass der Geist ein innewohnendes, vom Körper unterschiedenes Wesen sei, — so leuchtet wohl ein, dass primitive Menschen ohne eine solche Theorie vom Geiste,

ohne Worte, mit Hülfe deren sie manche vielleicht wahrgenommene Verschiedenheiten ausdrücken könnten, und überdies ohne jegliche Unterweisung von Seiten höher Gebildeter, während sie zugleich gänzlich des organisirten Wissens entbehren, welches die Leichtgläubigkeit etwas einzuschränken vermöchte, — dass solche Menschen ganz unvermeidlich einer derartigen Verwechslung zwischen Traum-Vorstellungen und Vorstellungen des wachen Zustandes anheimfallen. Wenn wir daher von Wilden, wie z. B. den Kamtschadalen lesen, dass sie sehr geneigt sind, die Ideen des schlafenden und des wachenden Lebens mit einander zu verwechseln, so werden wir nun einsehen, dass eine solche Verwechslung derselben, weit davon entfernt, etwas Abnormes zu sein, vielmehr anfänglich in grösserem oder geringerem Umfange ganz unvermeidlich ist. Wir werden einsehen, dass jener Glaube an die Wirklichkeit der Traum-Abenteuer und der in den Träumen gesehenen Wesen, dem wir überall unter den Uncivilisirten begegnet sind, mit Nothwendigkeit entstand, dass die Vorstellung von einem herumwandernden andern Ich naturgemäss daraus folgte und dass auf solche Weise die Entwickelung dieses Keimes aller weiteren abergläubischen Vorstellungen von Anfang an gesichert war.

Thier-Benennung unter den Semiten. — Im I. Bande, S. 126 schreibt PALGRAVE von einem Araber: — „Obeyd, ‚der Wolf', „um ihm den Namen zu geben, unter dem er allgemein bekannt ist, — „ein Name, den er sich durch seine rücksichtslose Grausamkeit und „tiefe Verschlagenheit wohl verdient hatte". Nun lese man die folgende Stelle aus dem ‚Buch der Richter', Cap. VII, Vers 25: — „Und sie nahmen zwei Fürsten der Midianiter gefangen, Oreb (Rabe) „und Zeeb (Wolf), und sie erschlugen Oreb am Felsen Oreb, und Zeeb „erschlugen sie an der Kelter von Zeeb, und verfolgten Midian und brachten die Häupter von Oreb und Zeeb nach Gideon auf der andern „Seite des Jordans." Hier haben wir also einen deutlichen Beweis, dass semitische Häuptlinge Thiernamen trugen. Neben diesen können wir nun die Thatsache stellen, dass in der Gegenwart „die Kabylen, „wie man berichtet, ihre verschiedenen Stämme durch Figuren von „Thieren unterscheiden, die sie auf Stirne, Nase, Schläfen oder „Wangen tättowiren" (L. GEIGER, Zeitschr. D. M. G. 1869, S. 169). Und ferner noch einige Auszüge, die sich auf die alten Assyrier beziehen und gleichfalls darthun, wie Namen von Thieren zu menschlichen Namen wurden: — „Das assyrische lu limu (Bock) wird „manchmal auch gebraucht, um den König zu bezeichnen" (DELITZSCH, Thiernamen, S. 51). — „[Das accadische] Ma-ru-u, Wolf (?) . . . „ist sicherlich identisch mit dem assyrischen ma-ru-u, männlich, männliches Kind. Es soll vielleicht ein Thier als männlich par excellence „bezeichnen, gerade wie Aram, Dekar, sowohl ‚Mann' als ‚Widder', „das nach-biblische gêbêr ‚Mensch' und ‚Hahn' bedeutet. Auch im „Arabischen bedeutet [ein gewisses Wort] Mensch und Wolf." (DELITZSCH, Thiernamen, S. 60). Wenn wir diese Zeugnisse nun neben

diejenigen stellen, die in §§. 170—174 vorgelegt worden sind und welche zeigen, wie die Benennung nach Thieren unter den Wilden zu dem Glauben an Thier-Vorfahren und zur Versöhnung von Thieren führt, so wird noch einleuchtender, dass bei diesen Völkern Mesopotamiens Thiergötter und halb menschliche, halb thierische Götter auf die angegebene Weise entstanden.

Der Schlangengeist bei den Alten. — Eine bemerkenswerthe Bestätigung der in den §§. 167—168 ausgesprochenen Ansicht wird uns durch die folgende Stelle aus der Aeneide, v. 75 geliefert: —

„Aeneas ging aus der Versammlung weg zum Grabe (seines „Vaters) . . . . Hier giesst er in gehöriger Form, in Gestalt eines „Trankopfers, für Bacchus zwei Schalen Weins, zwei voll frischer „Milch und zwei voll geheiligten Blutes auf den Boden aus; dann „streut er blühende Blumen aus und spricht Folgendes: — Heil Dir, „heiliger Gebieter! Noch einmal Heil Dir, o Asche . . . . ihr Geister „und Schatten meines Vaters! . . . . Also sprach er; da kam aus dem „Boden des Schreines eine grosse glatte Schlange hervor und glitt „entlang . . . . und indem sie sich langsam um das Grab wand, „schlüpfte sie über den Altar weg . . . . Aeneas stand voll Ver„wunderung über diesen Anblick. Schliesslich . . . . kostete das „Reptil freundlich von dem Mahl und zog sich wieder harmlos in den „Boden des Grabes zurück und verliess den Altar, auf dem es ge„gessen. Aeneas setzte nun mit noch grösserem Eifer das zu Ehren „seines Vaters begonnene Opfer fort, ungewiss, ob er jenes für den „Genius des Ortes oder für den Diener seines Vaters halten sollte."

Wenn auch hier, entsprechend den Vorstellungen einer höhern Stufe, als wie sie in §§. 167—168 beschrieben wurden, keine bestimmte Identificirung der Schlange mit dem Geiste des Ahnen stattfindet, so wird doch irgend welcher Zusammenhang zwischen ihnen angenommen. Dass ein Geschöpf, das an der Stätte der Todten oder an einer Stätte, welche man von den Todten besucht glaubt, angetroffen wird, die Vermuthung wach ruft, es gehöre auf irgend eine Weise zum Todten, braucht nun nicht länger als Hypothese hingestellt zu werden: denn hier ist diese Vermuthung deutlich ausgesprochen. Dass von den denkbaren Beziehungen zwischen einem die Gräber besuchenden Thiere und einer verstorbenen Person gerade die Metamorphose für ursprüngliche Völker am annehmbarsten erscheinen wird, ist klar. Und kein Zweifel kann nun mehr bestehen, dass hieraus die Identificirung von Eulen und Fledermäusen (möglicherweise auch von *scarabaei*) mit Seelen entsprungen ist.

Ansichten der Accadier. — Der ausgezeichnete Assyriologe Rev. A. H. Sayce äussert sich in seinem Artikel über die Accadier für die neue Ausgabe der „Encyclopaedia Britannica" wie folgt:

„Die älteste Religion der Accadier war ein Schamanismus ähnlich „demjenigen der sibirischen oder samojedischen Stämme von heutzutage. „Jedes Ding hatte seinen Geist, einen guten oder einen bösen, und „das Vermögen, diesen Geistern zu gebieten, lag in den Händen der „Priester und Zauberer. Die ganze Welt schwärmte voll von ihnen, „ganz besonders von den Dämonen, und es gab kaum irgend einen „Vorgang, welchem man nicht dämonische Besessenheit untergeschoben „hätte. Krankheiten, glaubte man, würden auf diese Weise verursacht. „ . . . Im Lauf der Zeiten wurden gewisse Geister (oder vielmehr ver- „götterte Naturkräfte) über die andern zum Range von Göttern er- „hoben. . . . Der alte Schamanismus verwandelte sich so allmälig in „eine wirkliche Religion mit einer Unzahl von untergeordneten halb- „göttlichen Wesen; aber so sehr hatte sich jener in den Geistern fest- „gewurzelt, dass die neuen Götter immer noch bei ihren Geistern an- „gerufen wurden. Jetzt trat die Religion in eine neue Phase; die ver- „schiedenen Attribute, welche man derselben Gottheit beigelegt hatte, kry- „stallisirten zu neuen Gottheiten aus und der Sonnengott wurde unter „höchst mannigfaltiger Form zum Hauptgegenstand der Verehrung.“

Obgleich nun Herr Sayce für die Theorie der Mythologisten hinsichtlich des Ursprungs der Naturverehrung Partei ergreift, so will es mir doch scheinen, als ob diese Darstellung vielmehr zu der Theorie passte, welche ich jener entgegengesetzt habe. Das früheste hier erwähnte Stadium ist eines, auf dem ursprünglich menschliche Geister bereits mit verschiedenen Gegenständen der Umgebung identificirt worden sind — eine Neigung, die wir überall an denselben beobachtet haben; und genau wie bei den Eskimos und andern Völkern Sonne und Mond auf solche Weise die Wohnsitze besonderer Geister werden, so auch bei den Accadiern. Gerade nach der Darstellung von Herrn Sayce ist diese accadische Naturverehrung, weit entfernt, ursprünglicher Art zu sein, erst aus der Geisterverehrung hervorgegangen.

Ursprung der ägyptischen Götter. — Trotz aller Verschiedenheiten ist doch die allgemeine Bedeutung der hier folgenden Stellen hinlänglich klar. Die erste wurde dem Eusebius, Arm. Chron. S. 93 (ed Mai.) entnommen:

„Von den ägyptischen Denkmälern des Manetho, welcher seine „Geschichte in drei Bücher eintheilte. Über Götter und über Heroen, „über Manen und über sterbliche Könige, welche Ägypten beherrschten „bis herab zu dem persischen König Darius. Der erste Mensch [Gott] „bei den Ägyptern war Vulcanus, der als der Erfinder des Feuers „gepriesen wird. . . . Nach den Göttern herrschten Heroen . . . und „abermals mehrere Könige . . . und andere dreissig Könige „von Memphis . . . und abermals andere dreissig Könige „von Thinis. . . . Diese folgten auf die Herrschaft der Manen und „Heroen.“

Ob nun die hier durch gesperrte Schrift ausgezeichneten Dynastien,

wie Einige angenommen haben, durch Missverständniss sich eingeschmuggelt haben (Lauth S. 31), oder ob sie, wie Andere glauben, locale Dynastien sind — jedenfalls wird die allgemeine Aneinanderreihung von Göttern, Heroen und Königen noch auf andere Weise ersichtlich. Bunsen sagt („Ägypten", Band I, S. 70—71):

„Der Ausdruck ‚Regierung der Manen und Heroen' ist nicht ganz „genau, denn die Heroen folgen unmittelbar auf die Götter. Eusebius „führt, nachdem er den Bitys erwähnt, die ersteren mit diesen Worten „ein: ‚Nach den Göttern herrschten die Heroen 1255 Jahre'. Und „dies muss nothwendigerweise die richtige Ordnung sein, denn der „Ausdruck Manen weist auf Sterbliche hin. Es ist allerdings sehr „schwierig, die alte ägyptische Vorstellung zu ermitteln, welche sie „durch den Ausdruck Heroen bezeichnen wollten. Heroen im strengen „Sinne des Wortes, das will sagen Söhne Gottes von sterblichen Müttern „geboren, waren, wie wir von Herodot erfahren — und dies wird durch „die ägyptischen Monumente bestätigt — diesem Volke durchaus un„bekannt. Der Ausdruck wird also im Sinne von Halbgöttern gebraucht. „Und derselbe Ausdruck kommt auch in den Auszügen aus der ge„schichtlichen Periode vor, in deren Anfang es heisst, dass die Herr„schaft der Manen auf diejenige der ‚Manen und Halbgötter' folgte. „Die Manen scheinen solche Götter aus der ersten Zeit bezeichnet zu „haben, die genau genommen zu den Sterblichen gehörten, die aber „nichtsdestoweniger in besonderer Verehrung gehalten wurden, weil sie „die Vorfahren der einzelnen Stämme waren, wie z. B. die Pittris in „Indien."

Über diese Streitfrage schreibt Brugsch in seiner „Histoire d'Égypte", I. Bd., S. 23:

„Die Ägypter nahmen an, dass drei Zeitalter der Zeit ihres ersten „Königs vorangegangen seien. Das erste war ihrem Glauben nach „dasjenige der Dynastie der Götter, das zweite die Dynastie der Halb„götter, das dritte die der Manen. . . . Unglücklicherweise haben uns „die Bruchstücke des Papyrus von Turin, welcher eine chronologische „Liste der ägyptischen Könige enthält, nichts über die Vorstellungen „von den königlichen Gottheiten eines jeden von ihnen erhalten. Ein „Bruchstück jedoch zeigt ungefähr, dass die heiligen Thiere (wie nament„lich die Stiere Apis von Memphis und Mnevis von Heliopolis) zu jenen „göttlichen Dynastien gehörten."

Die ununterbrochene Folge der Reihe von diesen ältesten göttlichen Persönlichkeiten an, unter denen einige als Thiere und Halbthiere abgebildet werden, bis herab zu den Göttern, die unzweifelhaft vergötterte Menschen waren, zeigt sich uns ferner aus der folgenden Stelle in Bunsen's „Ägypten", Band I, S. 69:

„Eusebius nennt den letzten der Herrscher, welche auf die Grossen „Götter folgten — den er aber näher zu bezeichnen unterlässt — Bytis. „Nach Jamblichus („De Mysteriis", VIII, 5; IX, 7) war Bitys (oder „Bitis, was offenbar derselbe Name ist) ein Prophet von Ammon, dem

„König — d. h. Hyk, Ammons besonderer Titel. Er erläuterte die „Religionsbücher von Hermes. Hier sehen wir also ein Wesen, das „aus dem Halbgott, dem Helden und dem Propheten zusammengesetzt „ist. Hermes-Thoth, unbestreitbar ein ägyptischer Gott, war ebenfalls „der Erklärer des göttlichen Wortes und der Diener und Verwalter „von Ammon."

Und endlich haben wir zur Vervollständigung des Beweises die Thatsache, dass sich mit der Verehrung jener ältesten Herrscher, deren unbestimmte Persönlichkeit von fernen Zeiten her sich forterhielt und zum eigentlichen Gott geworden war, eine Verehrung alter historischer Könige verband, welche, von ähnlicher Natur, gleichfalls viele Jahrhunderte hindurch fortbestand. Hier noch eine Stelle aus MASPERO's „Une Enquète Judiciaire à Thèbes", S. 62—63:

„A Memphis on trouve, jusque sous les Ptolémées, des prêtres de „Ménès, d'Ata, de Sahûra et d'autres Pharaons appartenant aux plus „anciennes dynasties (De Rougé, ‚Étude sur les monuments qu'on peut „attribuer aux six premières dynasties de Manéthon', pp. 31. 53. 83); „à Thèbes, le culte des Usortesen, des Ahmès, des Aménophis (voir „au Papyrus ABBOT, pl. I, l. 13, la mention d'un prêtre d'Aménophis) „ou de certaines reines comme la reine Nefer-t-ari (LIEBLEIN, ‚Deux „papyrus' etc. p. 31, pl. III, l. 6; SHARPE, Eg. Insc. II), fut florissant „pendant des siècles. Si nous ne saisissons pas chez les particuliers les „indices d'une vénération aussi vivace, c'est que, dans les tombes privés, „les cérémonies étaient accomplies non par des prêtres spéciaux, mais „par les fils ou les descendants du défunt. Souvent, au bout de quel- „ques générations, soit négligence, soit déplacement, ruine, ou extinction „de la famille, le culte était suspendu et la mémoire des morts se „perdait."

Dieser Stelle, welche so deutlich erkennen lässt, dass die dauernde Verehrung der todten Könige blos eine weiter entwickelte Form der gewöhnlichen Ahnenverehrung war, möchte ich endlich noch die folgende bestätigende Äusserung von DE ROUGÉ anschliessen:

„Jede Pyramide hatte an ihrer Seite ein Grabgebäude, eine Art „von Tempel, woselbst die Ceremonien eines Cultus verrichtet wurden, „welcher dem vergötterten Herrscher gewidmet war. Ich hege keinen „Zweifel daran, dass dieser Cultus schon zu ihren Lebzeiten begann." — („Mém. de l'Ac. des Inscr." XXV. 2. p. 254).

Und trotzdem wird angesichts solcher Zeugnisse, die vollkommen mit allen den Thatsachen übereinstimmen, die wir früher gefunden haben, immer noch behauptet, die alten ägyptischen Götter seien personificirte Naturkräfte gewesen!

Anhang B.

[Wenn ich auch im Texte, wo hauptsächlich nur jene negative Kritik der mythologistischen Theorie ausgesprochen wurde, welche in einer entgegengesetzten Theorie von selbst gegeben ist, nebenbei auch Einiges zu positiver Kritik angeführt habe, so zog ich es doch vor, meine Darlegung nicht durch eine grössere Menge solcher Bemerkungen zu belasten. Und auch hier kann ich nicht so viel Raum beanspruchen, als eine längere Auseinandersetzung meiner Gründe für die Zurückweisung der mythologistischen Theorie erfordern würde. Das Folgende darf daher blos für einen Umriss des ganzen Beweisganges genommen werden, dessen Ausführung dem Leser überlassen werden muss.]

1. Dass eine Special-Wissenschaft nicht vollkommen verstanden werden kann, bevor die allgemeinere Wissenschaft, welche jene einschliesst, verständlich geworden ist, leuchtet von selbst ein; und daraus ergiebt sich auch sofort, dass aus der specielleren abgeleitete Schlüsse unzuverlässig bleiben in Ermangelung von Schlüssen aus der allgemeineren. Daher darf man philologischen Beweisen nie völliges Vertrauen schenken, sofern sie nicht durch psychologische Beweise gestützt werden. Wer die Erscheinungen des Geistes nicht durch unmittelbare Beobachtung, sondern mittelbar an den Erscheinungen der Sprache studirt, der führt damit nothwendigerweise eine neue Quelle des Irrthums ein. In der Erklärung der Gedankenentwickelung finden sich mancherlei Anlässe zu Missverständnissen. In der Erklärung der Entwickelung von Wörtern und Verbalformen finden sich andere Anlässe zu Missverständnissen. Betrachtet man aber vollends die geistige Ausbildung durch das Medium der sprachlichen Ausbildung, so setzt man sich damit einer neuen Gruppe von Gefahren aus. So brauchbar auch die aus dem Wachsthum der Wörter abgeleiteten Zeugnisse als Hülfsbeweise sind, so geringen Werth haben sie für sich allein, und niemals können sie sich hinsichtlich ihrer Bedeutung mit den vom Wachsthum der Ideen abgeleiteten Beweisen messen. Darum ist denn die Methode

der Mythologisten, die von den Erscheinungen ausgeht, welche die Symbole darbieten, statt sich auf die symbolisirten Erscheinungen selbst zu stützen, eine leicht irre führende Methode.

Ein Beispiel wird genügen. In einer an der „Royal Institution“ am 31. März 1871 gehaltenen Vorlesung sagte Prof. MAX MÜLLER: — „Die Zulus nennen die Seele den Schatten, und so gross ist der „Einfluss der Sprache, dass die Zulus nun sogar im Widerspruch „mit dem Zeugniss ihrer Sinne glauben, ein todter Körper könne keinen „Schatten werfen, weil der Schatten — oder, wie wir sagen würden, „der Geist — ihn verlassen hat.“ Hier wird die Erklärung ausschliesslich linguistisch genommen. Jene Richtung des Denkens, welche bei so vielen Racen zur Identificirung von Seele und Schatten geführt und deren Ergebniss der Glaube an ein Fortgehen der Seele oder des Schattens nach dem Tode ist, wird ignorirt. Wer sich durch die Fülle von Beweisen, die im Text gegeben wurden, durchgearbeitet hat, wird erkennen, wie gründlich verkehrt die hiedurch veranlasste Auffassung ist.

2. Noch auf eine andere hiemit verwandte, wenn auch etwas verschiedene Weise kehrt die Methode der Mythologisten den richtigen Gang geradezu um. Sie beginnen mit den Ideen und Gefühlen, welche den Civilisirten zukommen. Diese behalten sie vor Augen, indem sie nun zum Studium der Ideen und Gefühle der Halbcivilisirten übergehen. Und von da steigen sie mit Hülfe von Schlüssen zu den Ideen und Gefühlen der Uncivilisirten hinab. Mit dem Verwickelten anfangend, gewinnen sie aus diesem die Factoren des Einfachen. Wie gross man die hieraus erwachsenden Irrthümer von vornherein anschlagen darf, lehrt ein schlagender Fall. So lange die Biologie ihre fundamentalen Vorstellungen von hoch entwickelten Organismen ableitete, waren ihre Erklärungen durchaus falsch, und sie wurden erst dann auf die richtige Bahn gelenkt, als sie wenig entwickelte Organismen — die niedern Typen und die Embryonal-Formen der höhern Typen — zu untersuchen begannen. Dass die Zähne, obwohl sie in den Kinnladen wurzeln, nicht zum Skelet gehören, sondern Hautgebilde sind, ist eine Wahrheit, die sich kein Anatom jemals hätte träumen lassen, so lange er nur erwachsene Säugethiere in Betracht zog. Und dies ist nur ein Beispiel von den zahllosen Offenbarungen, welche die Untersuchung der Thiere in der Reihenfolge der aufsteigenden Entwickelung uns gebracht hat. Dasselbe gilt aber auch von den socialen Erscheinungen mit Einschluss der Glaubenssysteme, welche die Menschen ausgebildet haben. Auch hier muss die Reihenfolge der aufsteigenden Entwickelung verfolgt werden: der Schlüssel zu den verschiedenen Glaubensansichten wird sich nur in den Ideen der niedrigsten Racen finden lassen.

3. Die verdrehende Wirkung, welche es hatte, dass man die Entstehung der Glaubensansichten von oben nach unten, statt von unten nach oben fortschreitend verfolgte, illustrirt recht deutlich die

Voraussetzung von Prof. Max Müller, dass im Anfang eine hohe Vorstellung von der Gottheit vorhanden war, welche erst durch die Mythologie entstellt wurde. Er sagt: „Je weiter wir zurückgehen, je „genauer wir die frühesten Keime jeder Religion prüfen, in desto „reinerer Gestalt werden wir, wie ich glaube, die Vorstellungen von „der Gottheit finden“. Sofern wir nun nicht annehmen wollen, dass Prof. Max Müller gar nicht mit solchen Thatsachen bekannt ist, wie sie im I. Theil zusammengestellt worden sind, müssen wir hier eine Verkehrtheit des Denkens erkennen, welche dadurch verursacht wurde, dass man jene in der falschen Ordnung betrachtete. Wir werden noch mehr genöthigt sein, dies so aufzufassen, wenn wir bedenken, dass seine linguistischen Forschungen ihm doch eine Fülle von Beweisen dafür an die Hand gegeben haben, dass die Menschen auf niedrigen Stufen noch keine Ausdrücke besitzen, durch die sie die Vorstellung von einer Universalen Macht zu bezeichnen vermöchten, und dass sie in Folge dessen, entsprechend seiner eigenen Lehre, eine solche Vorstellung gar nicht haben können. Entbehrt der Wilde sogar der Worte für niedere Verallgemeinerungen und Abstractionen, so ist es ganz und gar unmöglich, dass er die Worte besitzen sollte, mit denen sich eine Vorstellung wiedergeben liesse, welche hohe Allgemeinheit mit hoher Abstractheit verbindet. Jedenfalls ist es, da Prof. Max Müller eine so gänzlich unverbürgte Voraussetzung festhält, höchst unwahrscheinlich, dass seine mythologischen Erklärungen, welche doch, wie wir annehmen müssen, mit dieser in Einklang gebracht sind, richtig sein können.

4. Das Gesetz des Rhythmus in seiner Anwendung auf sociale Erscheinungen besagt, dass Änderungen der Ansichten in demselben Maasse gewaltsam stattfinden werden, als diese Ansichten extrem sind. Die Politik, die Religion, die Moral, alle liefern uns Beispiele hiefür. Nachdem der christliche Glaube bisher sich einer unbeschränkten Anerkennung erfreut hatte, gingen Diejenigen, welche darüber nachforschten, zu einer unbeschränkten Verwerfung desselben als einer Erfindung von Priestern über; aber das eine Verfahren ist so falsch wie das andere. Ebenso kommt nun nach dem Glauben an die classischen Sagen als durchaus wahre Erzählungen eine Zurückweisung derselben, als wären sie durchaus falsch: gestern noch als historische Thatsachen gepriesen, werden sie heute als blosse Erfindungen bei Seite geworfen. Es ist höchst wahrscheinlich, dass diese beiden Urtheile sich als Irrthümer herausstellen werden. Da wir mit Sicherheit annehmen können, dass die bewegende Kraft der Reaction die Meinungen zu weit geführt hat, so dürfen wir wohl schliessen, dass diese Sagen weder vollständig wahr, noch auch vollständig unwahr sein werden.

5. Die Annahme, dass sich irgend eine scharfe Grenze zwischen Sage und Geschichte feststellen lasse, ist unhaltbar. Es wäre ganz

verkehrt, behaupten zu wollen, dass wir auf einer gewissen Stufe plötzlich vom Mythischen zum Historischen übergehen. Der allgemeine Fortschritt, die Ausbildung der Künste, das Anwachsen der Erkenntniss, das sesshaftere Leben bedingen einen allmäligen Übergang von Überlieferungen, die wenig Thatsachen und viel Phantasie enthalten, zu Überlieferungen, die wenig Phantasie und viel Thatsachen enthalten. Es kann keinen Bruch, keinen scharf begrenzten Wechsel gegeben haben. Daher muss jede Theorie, welche die Überlieferungen so behandelt, als ob sie vor der Zeit, von welcher an man sie zu den historischen rechnet, ganz und gar unhistorisch gewesen wären, unvermeidlich falsch sein. Es muss vielmehr angenommen werden, dass, je älter die Geschichte, desto kleiner der historische Kern, dass aber doch in der Regel irgend ein historischer Kern vorhanden ist. Die Mythologisten lassen diese Erwägung ganz ausser Acht.

6. Fassen wir die Vernachlässigung dieser Erwägung von einer andern Seite ins Auge, so wird sie uns noch mehr in Erstaunen setzen. Eine heranwachsende Gesellschaft gelangt nur Schritt für Schritt zur Aufzeichnung ihrer Schicksale, muss also vorher eine lange Reihe von nicht aufgezeichneten Ereignissen durchlaufen haben. Die hervorragendsten unter diesen werden mündlich überliefert worden sein. Mit andern Worten, jede alte Nation, die eine geschriebene Geschichte besitzt, hatte vor dieser eine ungeschriebene Geschichte, deren merkwürdigste Bestandtheile in mehr oder weniger entstellter Überlieferung sich forterhielten. Wenn wir nun die den Helden, Halbgöttern und Gottheiten zugeschriebenen Thaten, welche der bestimmten Geschichte vorausgehen, als diese entstellten Überlieferungen anerkennen, so ist damit der Forderung Genüge gethan. Behaupten wir aber anderseits, dass dies blosse Mythen seien, so erhebt sich die Frage: Wo sind alle jene entstellten Überlieferungen von thatsächlichen Ereignissen geblieben? Jede Hypothese, welche auf diese Frage keine genügende Antwort geben kann, richtet sich damit selbst.

7. Das Wesen der vorhistorischen Sagen veranlasst einen ferneren Einwand. Im Leben der Wilden und Barbaren sind Kriege die wichtigsten Vorkommnisse. Hieraus wird erklärlich, warum die allen Mythologien — der indischen, griechischen, babylonischen, tibetanischen, mexicanischen, polynesischen u. s. w. — gemeinsame Eigenthümlichkeit, dass die darin erzählten Thaten, selbst mit Einschluss der Vorgänge bei der Schöpfung, die Form von Kämpfen annehmen, mit unserer Hypothese zusammenstimmt, dieselben seien einfach erweiterte und idealisirte Geschichten von menschlichen Ereignissen. Diese Eigenthümlichkeit ist aber durchaus unvereinbar mit der Hypothese, dass sie Erdichtungen seien, ersonnen, um die Entstehung und die Ordnung der Natur zu erklären. Wenn sich auch der Mythologist einbildet, die Erscheinungen würden naturgemäss in solcher Weise formulirt, so

spricht doch kein einziges Zeugniss dafür, dass sie im unentwickelten Geiste sich so zu formuliren streben. Um dies einzusehen, braucht man sich blos zu fragen, ob ein noch nicht weiter belehrtes Kind, das in die es umgebende Welt und ihre Veränderungen hinausschaut, sich dieselben als die Ergebnisse von Schlachten vorstellen wird.

8. Das Studium der abergläubischen Vorstellungen durch herabsteigende Analyse statt durch aufsteigende Synthese leitet noch auf einen andern Irrweg. Es schiebt für die Naturverehrung Ursachen unter, die gar nicht existiren. Der unentwickelte Geist hat weder das emotionelle noch das intellectuelle Streben, das ihm die Mythologisten andichten.

Man beachte zunächst, dass die Ideen und Gefühle, aus denen die Verehrung thatsächlich hervorwächst, wie im I. Theil gezeigt wurde, bei allen Formen des unentwickelten Geistes — beim Geiste des Wilden, beim Geiste des Kindes sowie beim Geiste des Erwachsenen unter den Civilisirten auf seinem noch ungebildeten Zustande — zum Vorschein kommen. Furcht vor Geistern ist ihnen allen gemeinsam. Der Schreck des Kindes, wenn es im Dunkeln allein ist, oder die Angst eines Bauern beim Durchschreiten eines Kirchhofs zur Nachtzeit beweisen uns die ununterbrochene Fortdauer desselben Gefühls, das wir als wesentliches Element der primitiven Religionen gefunden haben. Wenn also dies Gefühl, das von vermeintlichen unsichtbaren Dingen erregt wird und den Wilden zur Verehrung antreibt, nicht minder in der Jugend und bei den Unwissenden unter uns selbst hervortritt, so dürfen wir wohl schliessen, dass, wenn der Wilde ein damit verwandtes Gefühl besitzt, das ihn zur Verehrung antreibt, dasselbe gleichfalls nicht blos bei ihm, sondern in ähnlicher Weise auch bei den Jungen und den Unwissenden unter uns sich kundgeben muss.

Gleiches gilt von dem Denkelement, welches die Mythologisten dem Wilden zuschreiben. Die Neigung zur Speculation, welche nach ihrer Annahme die primitiven Erklärungen der Natur veranlasst, ist eine Neigung, die er regelmässig zeigen müsste und die sich auch bei den am wenigsten Entwickelten unter den Civilisirten müsste finden lassen. Beobachten wir nun die Thatsachen im Hinblick auf diese beiden Punkte.

9. Die allbekannte Sonne erregt im Kinde keinerlei Scheu oder Ehrfurcht. Wohl Keiner, der sich seine Knabenzeit ins Gedächtniss zurückruft, vermag sich irgend eines Gefühls von Furcht zu erinnern, das in ihm durch diesen höchst auffälligen Naturgegenstand hervorgerufen worden wäre, noch auch irgend eines Anzeichens solcher Gefühle bei seinen Kameraden. Und welcher Bauer ferner oder welches Dienstmädchen verräth die geringste Ehrfurcht vor der Sonne? Wird sie auch gelegentlich betrachtet, vielleicht beim Untergang bewundert, so mischt sich damit doch nicht die leiseste Färbung eines Gefühls, das man Verehrung nennen könnte. Was etwa von einem damit ver-

wandten Gefühl im Geiste aufsteigt (und es ist nur ein verwandtes Gefühl), das findet sich nur im Geiste der Gebildeten, denen die Wissenschaft die Unendlichkeit des Weltalls offenbart hat. Nicht anders steht es mit den übrigen bekannten Dingen. Ein Arbeiter kennt nicht die geringste Ehrfurcht vor der Erde, die er umgräbt, und noch viel weniger verspürt er irgend etwas wie eine Gemüthsbewegung, die ihn dazu führen könnte, sie als eine Gottheit zu behandeln. Es ist allerdings richtig, dass dem Kinde durch ein Gewitter Scheu eingeflösst werden kann und dass der Unwissende mit abergläubischem Schrecken einen Kometen anstarren mag; aber dies sind keine gewöhnlichen und regelmässigen Vorkommnisse. Die tägliche Erfahrung zeigt, dass die Dinge und die Kräfte unserer Umgebung, so gross sie auch sein mögen, doch im unentwickelten Geiste keinerlei religiöse Erregung hervorrufen, sofern sie gewöhnlich sind und nicht für gefährlich gehalten werden.

Und dieser Zustand, welchen uns die Analogie als denjenigen des Geistes der Wilden darbietet, ist auch der Zustand, welchen die Reisenden beschreiben. Die niedrigsten Typen der Menschen kennen keine Verwunderung. Wie im §. 45 gezeigt wurde, erstaunen sie sogar nicht über merkwürdige Dinge, die sie nie zuvor sahen, so lange nichts Bedrohliches an ihnen zu bemerken ist. Und wenn ihre Überraschung nicht durch solche unbekannte Dinge erregt wird, so doch gewiss viel weniger noch durch die Dinge, welche sie von ihrer Geburt an alltäglich beobachten. Was ist wunderbarer als die Flamme? — Sie kommt, Niemand weiss woher, sie bewegt sich, sie bringt Laute hervor, sie ist unfassbar und verletzt doch die Hände, sie verzehrt Dinge und verschwindet dann selbst. Und doch sind die niedrigsten Racen gerade nicht durch Feuerverehrung ausgezeichnet.

Directe und indirecte Zeugnisse vereinigen sich somit zu dem Beweis, dass im primitiven Menschen jenes Gefühl, welches die Naturverehrung voraussetzen muss, nicht zu finden ist. Aber lange bevor die geistige Entwickelung dieses Gefühl anregt, sind Erde und Himmel durch die von Geistern abgeleiteten übernatürlichen Wesen bevölkert worden, welche in der That seine Hoffnungen und Befürchtungen wach riefen und ihn zu Opfern und Gebeten antrieben.

10. Gleiches gilt von dem fraglichen Denkelement. Die Unwissenden unter uns sind unspeculativ. Sie zeigen kaum irgend welche vernünftige Wissbegier selbst hinsichtlich der imponirendsten Naturerscheinungen. Welcher Bauer wird jemals eine Frage in Bezug auf die Beschaffenheit der Sonne stellen? Wann denkt er je über die Ursache der Veränderungen des Mondes nach? Durch welche Zeichen lässt er den Wunsch errathen, zu erfahren, wie Wolken gebildet werden? Wo ist der Beweis dafür, dass sein Geist jemals einen Gedanken hinsichtlich der Entstehung des Windes gehegt hat? Und nicht genug, dass es an jeglichem Streben zur Nachforschung fehlt — er zeigt auch die äusserste Gleichgültigkeit, wenn ihm eine Erklärung

geboten wird. Er nimmt diese alltäglichen Erscheinungen als ganz selbstverständliche Dinge hin, über die Rechenschaft zu geben nicht seine Sache ist.

So verhält es sich auch mit dem Wilden. Selbst in Ermangelung jedes Beweises dürfte man schliessen, dass, wenn die grosse Masse unsers eigenen Volkes derartig unspeculativ ist, die niedrigeren Racen dies in noch viel höherem Grade sein müssen. Allein wie im §. 46 gezeigt wurde, haben wir directe Beweise genug. Mangel an vernünftiger Wissbegier wird ganz regelmässig von den Reisenden unter den niedrigsten Racen hervorgehoben. Was Dr. Rink von den Eskimos sagt: dass „Existenz im Allgemeinen als Thatsache hingenommen „wird, ohne jede Speculation über ihren ersten Ursprung", das drücken Andere in ähnlichen Worten hinsichtlich verschiedener roher Völker aus. Ja die Wilden verlachen sogar Fragen über den gewöhnlichen Lauf der Natur als thöricht, gleichviel wie merkwürdig auch die zu beobachtenden Vorgänge sein mögen.

Somit fehlt denn auf den frühesten Stufen auch der intellectuelle Factor, den die behauptete Mythen bildende Tendenz voraussetzen muss, und im weitern Fortschritt des Verständnisses fängt derselbe erst zu einer Zeit an, sich bemerkbar zu machen, wo die Geistertheorie schon längst einen vollständigen Mechanismus der Verursachung erzeugt hat.

11. In Verbindung mit dieser irrthümlichen Annahme tritt uns die gleichfalls irrthümliche Annahme entgegen, dass der primitive Mensch sich den Erdichtungen seiner Einbildungskraft hingebe. Man verfällt hier in einen andern Fehler, weil man der unentwickelten Natur Züge zuschreibt, welche nur entwickelte Naturen darbieten. Wie in §. 47 gezeigt wurde, zeichnet sich der Wilde gerade durch Mangel an Einbildungskraft aus, und Erdichtungen, welche Einbildungskraft voraussetzen, entstehen erst mit dem Fortschritt der Civilisation. Der Mensch von niedrigem Typus erfindet ebenso wenig Geschichten als Werkzeuge oder Vorgänge; vielmehr entwickeln sich im einen wie im andern Falle die Erzeugnisse seiner Thätigkeit durch ganz allmälige kleine Abänderungen. Unter niedrigen Racen besteht der einzige Keim von dem, was mit der Zeit zu einer Literatur wird, in der Erzählung von Vorfällen. Der Wilde erzählt die Ereignisse der heutigen Jagd, die Heldenthaten des Kampfes, der gestern stattfand, die Erfolge seines Vaters, der vor Kurzem starb, die Triumphe seines Stammes in einer früheren Generation. Ohne im Geringsten die Absicht zu haben, wunderbare Geschichten auszusinnen, bringt er solche unbewusst hervor. Er besitzt nur eine rohe Sprache, voll von Bildern; er wird durch Eitelkeit angetrieben, ohne durch die Rücksicht auf Wahrhaftigkeit gehemmt zu sein; er selbst ist von unbeschränkter Leichtgläubigkeit und wird von seinen Nachkommen mit absolutem Glauben angehört — und so werden seine Erzählungen sehr bald un-

geheuerlich übertrieben und entfernen sich schliesslich so weit von jeder Möglichkeit, dass sie uns als blosse Einfälle der Phantasie erscheinen.

Prüfen wir die Thatsachen, statt uns auf Hypothesen zu verlassen, so sehen wir, dass dieses in der That der Ursprung primitiver Sagen ist. Wenn man die Zeugnisse (siehe „Descriptive Sociology, „Aesthetic Products“) ohne Voreingenommenheit betrachtet, so ergiebt sich sofort, dass ursprünglich keine Mythen bildende Neigung vorhanden ist, sondern dass der sogenannte Mythus mit einer Geschichte menschlicher Abenteuer beginnt. Somit fällt auch dieser angenommene Factor weg.

12. Endlich wird noch eine Voraussetzung gemacht, für welche sich ebenso wenig irgend welche Bürgschaft findet. Die Behauptungen der Mythologisten gehen von der Annahme aus, dass die Urvölker unvermeidlich dazu gedrängt worden seien, abstracte Namen zu personificiren. Der Barbar hat gewisse Symbole für seine Abstractionen bekommen (entweder durch Entwickelung oder aber, wie es fast scheinen möchte, aus übernatürlich gespendeten Wurzeln) und gleichzeitig hat er, wie sich damit von selbst versteht, das entsprechende Vermögen zum abstracten Denken erhalten; und nun wird angenommen, er habe von hier aus begonnen, seine Wortsymbole ihres abstracten Charakters zu entkleiden. Es ist dies ein so merkwürdiger Process, dass man wohl klare Beweise dafür erwarten dürfte; aber nichts dergleichen ist zu finden. Wir lesen allerdings in seinen „*Chips*“ etc. (Vol II. S. 55) die Versicherung von Prof. Max Müller, dass, „so „lange die Menschen überhaupt in einer Sprache dachten, es einfach „unmöglich gewesen sei, von Morgen und Abend, von Frühling und „Winter zu sprechen, ohne diesen Vorstellungen etwas von einem „individuellen, selbstthätigen, geschlechtlichen und zuletzt persönlichen „Charakter zu geben“ (das will sagen: nachdem man diese Worte ursprünglich auf irgend eine Weise ohne concrete Bedeutung bekommen, war es unmöglich zu vermeiden, dass ihnen concrete Bedeutung beigelegt wurde); allein es erscheint denn doch sehr wünschenswerth, die behauptete Unmöglichkeit auf etwas sicherern Boden gestellt zu finden als nur auf diese autoritative Aussage. Und bedenken wir vollends, dass die Gültigkeit der ganzen Theorie von der Wahrheit dieses einen Satzes abhängt, so sind wir wohl berechtigt, uns nach einem ausführlichen Beweis desselben umzusehen. Sicherlich müsste die Sprache der Uncivilisirten reichliches Material hiefür liefern.

Statt dessen finde ich gewisse Personificirungen von abstracten Begriffen, die wir selbst zu machen pflegen, als Zeugen angerufen. Prof. Max Müller citirt einige Stellen, in denen Wordsworth von der Religion als von einer „Mutter“, vom „Vater Zeit“, von „des Frostes „unerbittlichem Zahn“, vom „Winter gleich einem alten Wanderer“, von „lachenden Stunden“ spricht. Hier ist aber in erster Linie zu

bemerken, dass diese Ausdrücke, wo sie sich nicht unmittelbar auf die Persönlichkeiten der classischen Mythologie zurückführen lassen, offenbar doch durch bewusste oder unbewusste Nachahmung der classischen Ausdrucksweisen entstanden sind, an welche sich unsere Dichter von früher Jugend an gewöhnt haben. Und in zweiter Linie sodann finden wir auch nicht die leiseste Spur von einer Neigung, aus diesen Personificirungen der Phantasie etwa den Glauben an wirkliche Persönlichkeiten hervorzuentwickeln; so lange aber eine solche Neigung nicht bewiesen ist, ist gar Nichts damit bewiesen.

13. Es wird nun freilich behauptet, das Sanskrit liefere Beweise für solche Personificirungen. Aber diese Beweise, statt direct zu sein, werden auf grossen Umwegen erschlossen und die Schlüsse selbst müssen aus willkürlich herausgelesenem Material gezogen werden.

Wie geringes Vertrauen man der hier angewendeten Behandlungsweise der Sprache der Veden schenken kann, lässt sich schon daraus ersehen, wie mit den Äusserungen der Veden verfahren wird. Es wird ausdrücklich an die Vorstellungen aus dem grauesten Alterthum appellirt, indem diese der Theorie zufolge am freiesten von Mythenbildender Verderbniss sein sollen. Allein es werden nur diejenigen unter diesen Vorstellungen, welche der Hypothese zusagen, hervorgehoben und Vorstellungen von ebenso hohem, ja sogar von noch höherem Alter, die aber mit derselben in Widerspruch stehen, werden einfach übergangen. Von zahlreichen Fällen sei hier nur einer erwähnt. Da die Soma-Verehrung dem Rig-Veda und dem Zend-Avesta gemeinsam ist, so beweist dies bestimmt, dass sie vor der Scheidung der Arier existirt hat. Ferner nennt, wie schon früher gezeigt wurde (§. 178), der Rig-Veda selbst Soma den „Schöpfer und Vater der Götter“, „den Erzeuger von Hymnen, von Dyaus, von Prithivi, von Agni, von „Surya, von Indra und von Vishnu“. Nach dieser höchsten Autorität also waren diese sogenannten Naturgötter keineswegs die ältesten. Ihnen ging Soma voran, „der König der Götter und Menschen“, welcher „Unsterblichkeit den Göttern und Menschen verleiht“. Wird doch selbst von dem als Sonnengott bezeichneten Indra gesagt, er vollbringe seine grossen Thaten unter der Inspiration von Soma. Wenn denn also das hohe Alter gewisser Vorstellungen, das sowohl durch die directen Äusserungen des Rig-Veda selbst als auch durch die Gemeinsamkeit derselben mit dem Zend-Avesta bewiesen wird, als sicheres Zeugniss gelten darf, so ist klar, dass die Naturverehrung nicht von Anfang an unter den Ariern herrschte.

Sehen wir uns die Thatsachen genauer an, welche diesem „Buch mit sieben Siegeln“ entnommen werden (Prof. Max Müller's eigene Bezeichnung für das Buch, aus dem er — wunderbar genug — so positive Folgerungen zieht), und prüfen wir, wie er mit denselben verfährt, so fühlen wir uns keineswegs mehr beruhigt. Das Wort *Dyaus*, das eine Hauptrolle in der mythologistischen Theorie spielt, soll sich,

wie behauptet wird, von der Wurzel *dyu,* glänzen, ableiten. In seinem Essay über „Vergleichende Mythologie“ sagt Prof. Max Müller hierüber: — „Eine Wurzel von so reicher und dehnbarer Bedeutung wird „sich auf sehr viele Vorstellungen anwenden lassen: auf die Morgen„dämmerung, die Sonne, den Himmel, den Tag, die Sterne, die Augen, „den Ocean und die Wiese.“ Dürften wir nicht auch hinzufügen, dass eine Wurzel von so mannigfachen Bedeutungen, die natürlich auch um so unbestimmter sein müssen, je grösser ihre Zahl ist, von selbst zu Erklärungen führen wird, die in entsprechendem Verhältniss unsicher sind? Ähnliches gilt durchweg. Einer der personificirten Vedischen Götter, von dem angenommen wird, er sei ursprünglich ein Naturgott gewesen, ist die Erde. Wir werden belehrt, dass es einundzwanzig Vedische Namen für die Erde giebt. Wir erfahren überdies, dass diese Namen sich auf verschiedene andere Dinge anwenden liessen und dass in Folge dessen — „Erde, Fluss, Himmel, Morgendämmerung, Kuh und „Sprache homonyme Ausdrücke sein können“. Unser Commentar zu solchen Sätzen kann nur der sein, dass, weil homonyme Worte schon ihrer Definition entsprechend vieldeutig oder zweifelhaft sind, auch Übersetzungen derselben im besondern Fall gleichermaassen fraglich sein müssen. Kein Zweifel, dass Wurzeln, die so „reich“ sind, der Einbildungskraft weiten Spielraum gewähren und es in hohem Maasse erleichtern, die gerade gewünschten Resultate zu erreichen. Aber in demselben Maasse, als sie allen möglichen Schlüssen freie Bahn lassen, setzen sie auch die Wahrscheinlichkeit jedes einzelnen Schlusses herab.*

Allein noch nicht genug. Wird diese Erklärung hienach durch willkürliche Behandlung von falsch verstandenen Thatsachen erreicht, so stützt sie sich zugleich auf etwas, was eine sich selbst widersprechende Lehre zu sein scheint. Auf der einen Seite heisst es von den primitiven Ariern, sie hätten eine Sprache gehabt, die nur aus

---

* Wie zweifelhaft diese Erklärungen sein müssen, lässt sich schon aus den folgenden Synonymen und Homonymen für die Sonne beurtheilen, die ich dem „Sanskrit Dictionary“ von Herrn Monier Williams entnehme. Sura — ein Gott, eine Gottheit, ein göttliches Wesen, ein symbolischer Ausdruck für die Zahl 33; ein weiser, gelehrter Mann, die Sonne. Sûra — die Sonne; die Soma; ein weiser oder gelehrter Mann, Lehrer; ein Held, König. Sura — ein Held, Krieger, Streiter, tapferer Mann, grosser oder mächtiger Mann; ein Löwe, ein Eber; die Sonne; Eigenname von gewissen Pflanzen und Bäumen. Savitri — ein Erzeuger; Sonne; Beiname von Indra und Siva; eine besondere Pflanze. Arka — ein Strahl, Blitzstrahl, Sonnenfeuer, Krystall, Kupfer, Name von Indra und von einer Pflanze; männliches Glied, Hymnus, Sänger, gelehrter Mann, älterer Bruder, Speise. Aryaman — ein Busenfreund, Spielkamerad; Eigenname, Sonne, die Pflanze Asclepias. Vivasvat — Eigenname der Sonne, Aruna und Anderer. Sirakara — Eigenname, eine Krähe, die Sonnenblume. Sonne. Und solcher Art giebt es noch viele andere. Wenn auch diese Worte einem allgemeinen Sanskritwörterbuch und nicht einem Wörterbuch des Vedischen Sanskrit entnommen sind, so muss doch jedenfalls zugegeben werden, dass das Vedische Sanskrit ebenso unbestimmt oder noch unbestimmter ist; — sofern man nicht etwa behaupten will, dass die Sprachen weniger specifisch werden, je weiter sie sich entwickeln.

Wurzeln gebildet gewesen sei, derart etwa, dass die abstracte Idee von „Schutz“ der concreten Idee von „Vater“ vorausgegangen wäre. Auf der andern Seite werden wir hinsichtlich der alten Arier, welche nach diesen primitiven Ariern kommen, belehrt, dass sie „nur in per-„sönlichen Bildern sprechen und denken konnten“: sie sprachen nothwendigerweise nicht vom Sonnenuntergang, sondern von der „alternden „Sonne“ — nicht vom Sonnenaufgang, sondern von der „Nacht, die „ein glänzendes Kind gebiert“ — nicht vom Frühling, sondern von der „Sonne oder dem Himmel, welche die Erde umarmen“. Dieselbe Race also, welche ihre concreten Ausdrücke aus abstracten bildete, wird nachher so dargestellt, als sei sie zu diesen Naturmythen durch ihre Unfähigkeit geführt worden, Abstractes anders als in concreten Ausdrücken wiederzugeben!

Sind wir nach alle dem nicht berechtigt, zu sagen, dass die Lehre von der Personificirung der Abstractionen, so wenig sie durch die von heute lebenden Racen gelieferten Zeugnisse unterstützt wird, sogar noch schwächeren Rückhalt in Schlüssen findet, die in solcher Weise aus alten Zeugnissen gezogen worden sind?

14. Wir brauchen uns jedoch nicht einfach mit dem Schlusse zu begnügen, dass die Hypothese nicht genügend gestützt ist. Glücklicherweise haben wir einen bestimmten Beweis gefunden, welcher dieselbe meiner Ansicht nach vollständig widerlegt.

Unter den Gründen, warum abstracte Namen und Collectivbezeichnungen personificirt werden sollen, nennt Prof. Max Müller folgenden: — „Nun hatte aber in den alten Sprachen jedes einzelne dieser Worte „nothwendigerweise eine Endung, welche das Geschlecht ausdrückte, „und diese rief dann naturgemäss im Geiste die entsprechende Vor-„stellung von Geschlechtlichkeit hervor.“ Damit soll offenbar gesagt sein, dass der Gebrauch eines Namens, welcher die Vorstellung von Geschlechtlichkeit in dem damit bezeichneten Dinge einführt, deshalb auch die Idee von etwas Lebendigem mit einführe, da ja lebende Dinge allein jene Verschiedenheiten besitzen, welche durch das Geschlecht der Wörter ausgedrückt werden. Nun beachte man aber den entgegengesetzten Standpunkt, der nothwendig mit diesem sich verknüpft. Es wird hier angenommen, dass in Ermangelung einer Endung, welche männliche oder weibliche Natur bei einem abstracten Namen andeuten würde, die etwa darin liegende Veranlassung, seiner Bedeutung mehr Concretes beizumischen, jedenfalls nicht mit einer Veranlassung, ihm Geschlechtlichkeit zuzuschreiben, zusammentreffe. Es wird also keine Neigung zur Personificirung desselben sich der Neigung, ihn zu einem concreten zu machen, gesellen können; es wird vielmehr ein concretes Neutrum werden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass, wenn eine auf Geschlechtlichkeit und damit auch auf Leben hinweisende Endung zugleich Persönlichkeit andeutet, dann jedenfalls keine Hinweisung darauf, dass Leben und Persönlichkeit in etwas stecken werde,

da stattfinden kann, wo keine Endung sich findet, welche Geschlechtlichkeit andeutet. Es folgt daraus, dass ein Volk, dessen Worte kein Geschlecht haben, die Naturkräfte nicht personificiren wird. Aber die Thatsachen widersprechen direct diesem Schlusse. „Im Quichua", der Sprache der alten Peruaner, „finden sich keine das Geschlecht be„zeichnende Endungen;" und gleichwohl hatten die alten Peruaner ihre personificirten Naturgegenstände und Naturkräfte — Berge, Sonne, Mond, die Erde, das Meer u. s. w. — und ein gleicher Mangel von Geschlecht in Verbindung mit Vorhandensein der Naturverehrung kommt bei den Chibchas und den Central-Americanern vor. Somit ist unwiderleglich bewiesen, dass die Personificirung der grossen unbelebten Gegenstände und Agentien keine solche sprachliche Ursache hat, wie sie behauptet worden ist.

15. Die vielen Gründe zur Ablehnung jener Erklärungen, die uns die Mythologisten bieten, zerfallen also in mehrere Gruppen.

Einige sind a priori gewonnen. Die von ihnen angewendete Methode ist in doppelter Hinsicht falsch, — einmal weil sie in den Eigenschaften der Wörter Erklärungen sucht, welche in den durch solche Wörter symbolisirten geistigen Erscheinungen gesucht werden sollten, und ferner weil sie beim entwickelten Denken und Fühlen den Schlüssel für die unentwickelten Formen derselben zu finden hofft, statt umgekehrt. Die mit dieser Methode verbundene Annahme, dass der menschliche Geist ursprünglich eine Vorstellung von der Gottheit gehabt habe, die wir jetzt eine „reine" nennen würden, steht in directem Widerspruch mit den Zeugnissen, welche uns die Uncivilisirten darbieten, und zieht überdies die sich selbst richtende Folgerung nach sich, dass es abstracte Gedanken gegeben habe, bevor auch nur von ferne die Wörter erreicht gewesen wären, deren Abstractheit zur Mittheilung derselben genügt hätte.

Eine zweite Gruppe von a priori'schen Gründen leitet sich von einer andern Seite her. Die Theorie der Mythologisten macht die stillschweigende Voraussetzung, dass irgendwo zwischen Sage und Geschichte eine scharfe Grenze gezogen werden könne, statt die Wahrheit anzuerkennen, dass in den Erzählungen von Ereignissen das Verhältniss der Wahrheit zum Irrthum ganz allmälig zunimmt. Indem sie die nothwendige Folgerung ausser Acht lässt, dass vor der bestimmten Geschichte zahlreiche theilweise richtige Erzählungen verbreitet gewesen sein müssen, erkennt sie auch nicht die umfangreiche Gruppe der entstellten Überlieferungen von thatsächlichen Ereignissen an. Und endlich übersehen die Mythologisten nicht nur, wie in dem gemeinsamen Charakterzug der sogenannten Mythen, dass sie nämlich Kämpfe von Wesen schildern, welche dabei Waffen verwenden, ein gewichtiges Zeugniss für ihre Entstehung aus menschlichen Thaten gegeben ist, sondern sie nehmen zugleich an, dass die Ordnung der Natur sich dem unentwickelten Geiste in der Form von Siegen und Niederlagen darbiete.

Unter den a posteriori für eine Zurückweisung dieser Theorie sprechenden Gründen kommen in erster Linie diejenigen, welche aus der Widerlegung ihrer Prämissen sich ergeben. Es ist unrichtig, dass, wie stillschweigend angenommen wird, der primitive Mensch die Naturkräfte mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachte. Es ist unrichtig, dass er über ihre Eigenthümlichkeiten und Ursachen Speculationen anstelle. Es ist unrichtig, dass er eine Neigung habe, Dichtungen auszusinnen. Jeder einzelne dieser angenommenen Factoren des Mythen-bildenden Processes, obgleich dem entwickelten Geiste eigenthümlich, fehlt doch durchaus dem unentwickelten Geiste, in den ihn die Theorie hineinlegt.

Hieran schliessen sich aber noch andere Gründe. Aus Prämissen, welche durch keine Zeugnisse verbürgt sind, gelangt man zu Schlüssen vermittelst eines Verfahrens, das unzulässig ist. Es wird vorausgesetzt, dass die Menschen ursprünglich gewisse Zeichen für abstracte Vorstellungen und damit auch das Vermögen zur Bildung solcher Vorstellungen gehabt hätten, nachher aber gezwungen gewesen seien. in mehr concreten Formen zu sprechen und zu denken — eine Umkehrung des gewöhnlichen Verlaufs, die ohne zwingende Beweisgründe nicht angenommen werden kann. Die Ausgestaltung idealer Persönlichkeiten aus abstracten Namen, welche auf Rechnung dieser Nothwendigkeit gesetzt wird, müsste aufs deutlichste aus der Sprache der heute lebenden niedrigen Racen nachgewiesen werden, was nicht geschehen ist. Statt dessen führt man uns Deductionen aus einem alten Sanskritwerke vor, welches so unverständlich sein soll, als wäre es mit sieben Siegeln verschlossen, aus welchem aber trotzdem als unzweifelhaft bezeichnete Schlüsse gezogen werden, indem man einige Äusserungen berücksichtigt und andere übersieht und indem man Wörtern, die ein ganzes Schock Bedeutungen haben, gerade diejenigen beilegt, welche mit dem gewünschten Resultat am besten zusammenstimmen.

Zum Schlusse kommt die Thatsache, welche, selbst wenn jene Beweisführung im Allgemeinen ebenso richtig wäre, wie sie trüglich ist, derselben verderblich werden müsste — die Thatsache nämlich, dass eine Personificirung von Naturkräften, von der behauptet wird, sie werde durch die das Geschlecht ausdrückenden Wortendungen ver- veranlasst, ganz ebenso auch da vorkommt, wo es keine solchen Endungen giebt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

In der **E. Schweizerbart'schen Verlagshandlung (E. Koch)** in **Stuttgart** ist erschienen:

Darwin, Ch., **Reise eines Naturforschers um die Welt.** Aus dem Engl. von **J. V. Carus.** Mit 14 Holzschn. 1875. Mk. 10. — geb. Mk. 11. —

— — **Über die Entstehung der Arten** durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe um's Dasein. Aus dem Engl. von **J. Victor Carus.** Siebente Auflage. Mit dem Portrait des Verfassers. 8. 1884. Mk. 10. — geb. Mk. 11. —

— — **Das Variiren der Thiere und Pflanzen** im Zustande der Domestication. Aus dem Englischen übersetzt von **J. Victor Carus.** 2 Bde. mit 43 Holzschnitten. Zweite Auflage. gr. 8. 1873. Mk. 20. — geb. Mk. 22. —

— — **Die Abstammung des Menschen** und die geschlechtliche Zuchtwahl. Aus dem Englischen von **J. V. Carus.** Vierte durchgesehene Auflage. Mit 78 Holzschnitten. gr. 8. 1883. Mk. 10. — geb. Mk. 11. —

— — **Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen** bei dem Menschen und den Thieren. Aus dem Englischen von **J. V. Carus.** Vierte Auflage. Mit 21 Holzschn. u. 7 heliogr. Tafeln. gr. 8. 1884. Mk. 10. — geb. Mk. 11. —

— — **Insektenfressende Pflanzen.** Aus dem Englischen von **J. V. Carus.** Mit 30 Holzschnitten. 1876. Mk. 9. — geb. Mk. 10. —

— — **Die Bewegungen und Lebensweise der kletternden Pflanzen.** Aus dem Englischen übersetzt von **J. V. Carus.** Mit 13 Holzschnitten. gr. 8. 1876. Mk. 3. 60. geb. Mk. 4. 60

— — **Über den Bau und die Verbreitung der Corallen-Riffe.** Aus dem Englischen von **J. V. Carus.** Mit 3 Karten und 6 Holzschn. gr. 8. 1876. Mk. 8. — geb. Mk. 9. —

— — **Geologische Beobachtungen über die vulcanischen Inseln** mit kurzen Bemerkungen über die Geologie von Australien und dem Cap der Guten Hoffnung. Aus dem Englischen übersetzt von **J. V. Carus.** Mit 1 Karte und 14 Holzschnitten. 1877. Mk. 4. — geb. Mk. 5. —

— — **Die Wirkungen der Kreuz- und Selbst-Befruchtung im Pflanzenreich.** Aus dem Englischen übersetzt von **J. V. Carus.** gr. 8. 1877. Mk. 10. — geb. Mk. 11. —

— — **Die verschiedenen Einrichtungen durch welche Orchideen von Insecten befruchtet werden.** Aus dem Englischen von **J. V. Carus.** Mit 38 Holzschn. Zweite Auflage. 1877. Mk. 6. — geb. Mk. 7. —

— — **Die verschiedenen Blüthenformen an Pflanzen der nämlichen Art.** Aus dem Englischen von **J. V. Carus.** Mit 15 Holzschnitten. 1877. Mk. 8. — geb. Mk. 9. —

— — **Geologische Beobachtungen über Süd-America und Kleinere geologische Abhandlungen.** Aus dem Engl. von **J. V. Carus.** Mit 7 Karten und Tafeln nebst 38 Holzschn. 1878. Mk. 10. — geb. M. 11. —

— — **Das Bewegungsvermögen der Pflanzen.** Aus dem Englischen von **J. V. Carus.** Mit 196 Holzschn. 1881. Mk. 10. — geb. Mk. 11. —

— — **Die Bildung der Ackererde durch die Thätigkeit der Würmer** mit Beobachtung über deren Lebensweise. Aus dem Englischen von **J. Victor Carus.** Mit 15 Holzschn. 1882. Mk. 4. — geb. Mk. 5. —

In der **E. Schweizerbart'schen Verlagshandlung (E. Koch)** in **Stuttgart** ist erschienen:

System der synthetischen Philosophie

von

Herbert Spencer.

Band I.

Grundlagen der Philosophie.

Nach der vierten englischen Auflage übersetzt von Professor Dr. **B. Vetter.**

Preis Mk. 12. —

Band II. III.

Die Principien der Biologie.

Nach der zweiten englischen Auflage übersetzt von Professor Dr. **B. Vetter.**

Zwei Bände mit dreihundert Holzschnitten.

Preis Mk. 24. —

Band IV. V.

Die Principien der Psychologie.

Nach der dritten englischen Auflage übersetzt von Professor Dr. **B. Vetter.**

Zwei Bände mit mehreren Holzschnitten.

Preis Mk. 27. —

Band VI. VII.

Die Principien der Sociologie.

Nach der dritten englischen Auflage übersetzt von Professor Dr. **B. Vetter.**

I. II. Band.

Preis Mk. 24. —

Die Thatsachen der Ethik.

Nach der zweiten englischen Auflage übersetzt von Professor Dr. **B. Vetter.**

Preis Mk. 9. —

K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg (Carl Grüninger) in Stuttgart.

RICHARD BAU
B

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spencer, Herbert, / Vetter, Benjamin / Carus, Julius Victor

Die Principien der Sociologie

Bd.: 1

Stuttgart 1877

Ph.u. 469 i-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11172494-8